3 1761 05508610 2

Der Russisch-Japanische Krieg

von

Graf E. Reventlow

Graf E. zu Reventlow

Der Russisch-Japanische Krieg.

Band III.

Alle Rechte insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Der russische Panzerdeckkreuzer Oleg und großer Kreuzer Aurora auf der Flucht nach Manila.
(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

Der Russisch-Japanische Krieg

von

Graf E. zu Reventlow.

Nebst einer Beschreibung von Japan, Korea, Russisch-Asien u. einer Geschichte dieser Länder

von

Dr. H. Döring.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Kunstbeilagen und einer mehrfarbigen Karte des Kriegsschauplatzes.

Band III.

Berlin-Schöneberg
Internationaler Welt-Verlag
1906.

LIBRARY
AUG 20 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

DS
517
R58
Bd.3

Druck von Hallberg & Büchting (Inhaber L. H. Klepzig), Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis.

Die Kriegsereignisse vom Januar 1905 bis zum Friedensschlusse.

	Seite
Nachträgliche Betrachtungen zum Falle von Port Arthur	1
Zur Beurteilung Stössels	5
Die Vorteile der Japaner durch die Einnahme Port Arthurs	11
Die Lage der Russen nach dem Verluste Port Arthurs	18
Die Übergabe von Port Arthur nach der Schilderung eines Augenzeugen	21
Die Räumung Port Arthurs	26
Allgemeine Betrachtungen	33
Die inneren Zustände in Rußland	33
Kurze Übersicht über die Friedenstätigkeit im russischen Heere im Jahre 1904	46
Die Hilfsquellen der Mandschurei	49
Der Krieg und die chinesische Neutralität	56
Über die Bedeutung der chinesischen (mandschurischen) Ortsnamen	71
Vom nördlichen Kriegsschauplatze	75
Allgemeines	75
Die Feldbefestigungen der Russen	77
Ein Tagesbefehl des Generals Oku	81
Der Ritt des Generals Mischtschenko	83
Ein preußischer Offizier über die russischen Truppen	91
Über die Ausrüstung der russischen Soldaten	94
Allgemeines über die Verpflegung der russischen Armee	107
Die Schlacht bei Sandepu	110
Einzelbilder	125
Die Kriegsberichterstatter und ihre Behandlung im russisch-japanischen Kriege	125
Etwas über die Behandlung der russischen Gefangenen in Japan	134
Die Schlacht bei Mukden	141
Allgemeines	141
Die einleitenden Kämpfe	143
Die Entscheidung	150
Die Folgen der Schlacht bei Mukden	157
Die Abberufung Kuropatkins	165
Die Tage von Mukden	171
Die Erfahrungen eines japanischen Offiziers	171
Drei Tage auf einer Haubitzbatterie	182
Zwei Briefe deutsch-russischer Soldaten über die Tage von Mukden	192
Die Wirkung der Umgehung durch General Nogi	198
Eine Division auf dem Rückmarsche	202
Eine Parade vor General Linewitsch als Oberbefehlshaber	207
Im Quartier Kuropatkins	212
Eine Division auf dem Marsche	217
Das deutsche Lazarett in Charbin	226
Die Stimmung in Japan nach Mukden	231
Gedanken eines Japaners	235
Die Baltische Flotte	240
Gefechtswert der Flotte und die Aussichten auf Erfolg	240
Roschdjestwenskys Fahrt nach Osten	248
Vereinigung der beiden Flotten	252
Die russische Flotte in den japanischen Gewässern	257
Vorbereitung zur Seeschlacht	261
Die Seeschlacht in der Koreastraße	264
Die Niederlage der russischen Flotte	272
Nach der Seeschlacht in der Koreastraße	279

Seite

Schiffsverluste im russisch-japanischen Kriege 1904—05 295

Russische Einzelbilder 299

Die Stimmung in Rußland . . 299
Weitere Kämpfe in der Mandschurei 306
Russische Berichte vom Kriegsschauplatz während der Sommerperiode 308
Eine gewaltsame Erkundung . . 312
Der Rückzug 318
Hinter der Front 323
Die fliegende Post 330
Die Regenzeit in der Mandschurei 335
Russisches Lagerleben im Sommer 1905. 339
Über Fußkosaken 343
Truppenfahrzeuge 347
Die Folgen des Krieges für China 351
In einer chinesischen Festung . . 356

Mißstimmung im russischen Militär und in der Marine 363

Meuterei in der Marine 367
Meuterei in der Schwarzen Meer-Flotte 377

Japanische Einzelbilder 395

Die Stimmung in Japan . . . 395

Seite

Graf Okuma über die künftige Ausbeutung der Mandschurei und Koreas 400
Das Kanjo 403
Ein Besuch der Zentralkadettenschule in Tokio 406

Die Eroberung der Insel Sachalin . 415

Geschichte der Beziehungen Rußlands und Japans zu Sachalin 418
Hafeneinrichtungen 427
Die Verwaltungs- und Verteidigungseinrichtungen 428
Wohnplätze und Niederlassungen . 431

Die letzten militärischen Ereignisse des Krieges 435

Die Lehren des Krieges 436

Die Friedensaktion 475

Der offizielle Text des Portsmouther Vertrages 478
Betrachtungen über den Inhalt der Bedingungen 481

Das Friedensmanifest des Mikado . 495

Der Verlauf des Krieges 499

Die allgemeine politische Lage nach dem Kriege 503

Die Kriegsereignisse
vom Januar 1905 bis zum Friedensschlusse

von

Graf E. zu Reventlow.

Russischer Wachtposten.
(Nach einer Photographie.)

Nachträgliche Betrachtungen zum Falle von Port Arthur.

Schon kurz nach dem militärischen Abschluß des weltgeschichtlichen Aktes gewann das Bild, welches man sich von der Verteidigung der Festung während der langen Belagerungsmonate gemacht hatte, ein wesentlich anderes Aussehen. Selbstverständlich war an der Tapferkeit dieser Verteidigung und an deren zeitweise glänzenden Erfolgen kein Zweifel möglich; das sind Tatsachen, die der Kriegsgeschichte angehören. Wohl aber regte sich sofort nach dem Falle der Festung, besonders in Rußland, scharfe und heftige Kritik an der Person des Mannes, welcher vom deutschen Kaiser die höchste militärische Ehrung, den von Friedrich dem Großen gestifteten Orden „pour le mérite“, als außergewöhnliche Anerkennung seiner militärischen Leistungen in Port Arthur erhalten hatte. Es sei gestattet, auf die ursprüngliche Bedeutung des Ordens zurückzugreifen. Der „pour le mérite“ pflegte bisher verliehen zu werden, wenn die betreffende Persönlichkeit einen wichtigen militärischen Erfolg errungen hatte. Um einige Beispiele aus neuester Zeit zu nennen, erhielt im Jahre 1900 während der Boxerunruhen in China der damalige Korvettenkapitän Lans diese hohe Auszeichnung, weil er als Kommandant des Kanonenbootes „Iltis“ einen hervorragenden Anteil an der Niederkämpfung der Paio-Befestigung genommen hatte. Der Artilleriehauptmann Kremkau erhielt ebenfalls den „pour le mérite“ wegen vorzüglicher Leitung einer Batterie gegen chinesische Landstellungen.

General Stössel hat beinahe ein Jahr lang die Festung Port Arthur verteidigt und ein militärischer Erfolg läßt sich ja aus solch einer Verteidigung wohl herauskonstruieren. Während der ganzen Zeit waren nämlich die Japaner gezwungen gewesen, eine zahlreiche Belagerungsarmee vor Port Arthur festzulegen, welche bei früherem Falle der Festung auch entsprechend früher die Feldarmee in der Mandschurei hätte verstärken können. Die japanische Heeresverwaltung hatte ferner ungeheure Mühe und viel Zeit auf den Transport von schwerem Belagerungsgeschütz, Munition usw. nach Dalny verwenden müssen. Außerordentliche Opfer hatte die Belagerung gekostet. Die Menschenverluste waren ja so unerwartet große gewesen, daß schon vor Monaten die japanische Bevölkerung den jetzt hochgefeierten General Nogi mit allen Mitteln der Beschimpfung und persönlicher Einwirkung zum Rücktritt von seinem Posten hatte veranlassen wollen. Japanische Zeitungen hatten geschrieben, ein General, welcher so viele wertvolle Menschenleben verloren gehen ließe, ohne einen Erfolg dafür in die Wagschale legen zu können, sei selbst nicht mehr wert weiter zu leben; so legte man ihm mit dürren Worten den Selbstmord nahe. General Nogi selbst hatte vor Port Arthur zwei Söhne verloren und nach der glaubwürdigen Mitteilung eines englischen Berichterstatters saß er, auch nachdem der glänzende Erfolg nun eingetreten war, wenn ihn nicht dienstliche Pflichten in Anspruch nahmen, immer einsam und weinend in seinem Zelt. Dieser General hat sich später über seine Auszeichnungen durch den deutschen Kaiser geäußert, daß er sich ihrer kaum wert fühle, nachdem so viele tapfere Japaner ihren Tod in den Festungsgräben gefunden hätten.

Ja, die Festung hat sich länger, viel länger gehalten als der internationale Zuschauerkreis vorher gedacht hatte. Die Mißerfolge am Jalu, bei Wafangkou und das Zurückweichen Kuropatkins in der Mandschurei, ließen die Standhaftigkeit der Festungsverteidiger in immer helleres Licht treten. Nun, man hatte, wie ich schon früher ausführte, Zeit genug gehabt, die Befestigungen zu verstärken, und ihre Lage auf einem Bergkranze war tatsächlich außerordentlich günstig. Waren die Vorbereitungen halbwegs getroffen, befanden sich innerhalb der Mauern wirkliche Männer, so mußte man sich schon von vornherein auf einen längeren Widerstand gefaßt machen. Daß man das nicht getan hat, lag wohl hauptsächlich daran, daß man an die russische Unordnung und vielleicht auch die leichte Einnahme der Festung im Jahre 1894 durch die Japaner dachte.

Je länger das Ringen dauerte, desto mehr wuchs der Stolz Rußlands auf

die heldenmütig verteidigte Festung; ihr Widerstand bildete ja auch den einzigen Trost, an dem sich der Nationalstolz angesichts der sonstigen fortwährenden Mißerfolge aufrichten konnte. Man verglich den General Stössel mit Tottleben, der vor 50 Jahren sich unter den Trümmern der von ihm verteidigten Festung hatte begraben lassen. Wenn die häufigen, Todesmut und Zuversicht atmenden Depeschen Stössels an den Zaren veröffentlicht wurden, da gab es wohl wenige, welche sich nicht sagten: „Endlich einmal wieder ein wirklicher Held, der außerdem seine Sache versteht". . . Besonders eins der letzten Telegramme erregte im internationalen Zuschauerkreise eine beinahe begeisterte Anerkennung. Darin gelobte Stössel in pathetischen Worten, er und seine Leute seien nur von einem Geiste erfüllt, sie würden ausharren, solange noch eine Patrone vorhanden sei. Wenige Tage nachher erfolgte die Übergabe und Stössel telegraphierte an den Zaren unter andern die Worte: „Vergib uns Großer Kaiser, richte uns, aber richte uns milde".

Man konnte und kann sich auch heute noch des unangenehmen Eindruckes nicht erwehren, den der krasse Unterschied dieser beiden Telegramme in der Tonart machte. In welchem haben wir den wirklichen Stössel zu suchen, man stelle sich die Lage vor, ein General, der Kommandant einer außerordentlich wichtigen großen Festung, hat diese selbst oder durch seine Untergebenen eine unerwartet lange Zeit gegen alle Angriffe verteidigt, er weiß, daß seine Landsleute seinen Namen mit Stolz, der übrige Erdkreis ihn mit Bewunderung nennt. Nachdem der Feind nach langem blutigen Ringen sich ausschließlich wichtiger Werke bemächtigt hat und das Ende nicht mehr fern stand, schickt der Kommandant der Festung eine von stolzem Todesmut erfüllte Depesche an den Zaren und wenige Tage später, nachdem er die Festung übergeben hat, bittet er den Zaren, wie jemand, der seine Pflicht nicht erfüllt hat, um einen milden Richterspruch und um Vergebung. Wir meinen, daß, wenn ein Mann in solcher Stellung und nach solcher militärischen Vergangenheit die Übergabe der Festung für notwendig und weiteren Widerstand für nutzlos hält, mit demselben Selbstbewußtsein, wie in früheren Kundgebungen und Meldungen seinem allerhöchsten Kriegsherrn gegenüber, auch diese Auffassung hätte vertreten müssen.

Die Frage, wie groß die militärischen Verdienste Stössels tatsächlich während der Belagerung von Port Arthur gewesen sind, können wir natürlich im einzelnen nicht entscheiden, und bis heute, acht Monate nach dem Fall von Port Arthur, ist es noch nicht möglich gewesen, das kriegsgerichtliche Urteil

Blick in das Innere eines, von japanischen Granaten demolierten Restaurants von Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

über den General zu fällen, weil zu viele wichtige Zeugen es vorgezogen haben, sich in die japanische Gefangenschaft zu begeben. Es ist bemerkenswert, daß Zar Nikolaus auf die Anfrage des deutschen Kaisers wegen der Verleihung des Ordens an Stössel zwar kühl antwortete, aber doch aussprach, der General habe seine Schuldigkeit getan. Wäre dieses Wort mehr als ein Akt der Höflichkeit gewesen, so hätte man konsequenter Weise eigentlich von einer kriegsgerichtlichen Untersuchung völlig absehen müssen, oder diese nur als schnell erledigte Formalität geführt. Tatsächlich verhalten sich aber die Verhältnisse ganz anders und scheinen sich für die Beurteilung Stössels erheblich ungünstiger zu gestalten, denn auf die anfängliche Gnade folgte die Ungnade und deren Dauer scheint noch nicht zu Ende zu sein.

Russische Infanterie in den Verschanzungen von Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

Zur Beurteilung Stössels.

In Rußland wirft man dem General Stössel hauptsächlich vor, daß er sich mit fremden Federn geschmückt, das heißt, die tatsächlich großen Verdienste der ihm unterstellten Generäle für sich in Anspruch genommen habe. In erster Linie unter jenen steht General Kondratenko, dessen Verdienste um die Verteidigung von Port Arthur tatsächlich glänzende gewesen sind. Kondratenko war unerschöpflich im Auffinden neuer Hilfsmittel, kein Fehlschlag entmutigte ihn und vor allem besaß er eine hinreißende Kraft der Ermunterung und Ermutigung gegenüber der Besatzung. Stössel soll einmal im kleinen Kreise gesagt haben: „Tenko — so nannte man Kondratenko vertraulich — ist meine rechte Hand und wenn man mir sie abhaut, so muß ich die linke dem Feinde zur Übergabe entgegenstrecken."

Mit diesen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Worten hatte der General tatsächlich eine Ansicht ausgesprochen, die er nachher buchstäblich befolgte.

Während jener schrecklichen Kämpfe der Dezembertage 1904 schlug eine japanische schwere Granate in das zu schwache Dach einer Kasematte ein; in ihr befand sich General Kondratenko, wurde durch Splitter tötlich verwundet und starb kurz darauf. Wenige Tage später schickte General Stössel seinen Parlamentär zu Nogi und ließ ihm erklären, er halte weiteres Blutvergießen für nutzlos und sei bereit, die Festung zu übergeben.

Neben Kondratenko hatten sich noch General Smirnoff und Sassulitsch in hohem Grade ausgezeichnet. Sie alle haben sich im höchsten Grade abfällig, ja mit äußerster Erbitterung über Stössel ausgesprochen. Er habe gegen ihren Willen Nogi die Kapitulation angeboten und sie vor diese als eine Tatsache gestellt, ohne ihre Stimmen vorher zu hören. Man habe tatsächlich die Festung noch länger halten können und vor allem sei es sicher möglich gewesen, bessere Übergabebedingungen zu erlangen, als die mit welchen Stössel sich benügte. Die Besatzung von Port Arthur habe derartige Strapazen und Entbehrungen aushalten müssen, habe sich so tapfer und ausdauernd gehalten, daß Stössel es ihr schuldig gewesen sei, freien Abzug mit Waffen und Feldzeichen und Rückkehr nach Rußland vom japanischen Sieger zu erwirken.

Diese Vorwürfe sind sicher begründet und man wunderte sich schon damals, daß Stössel sich so schnell und wortlos den Bedingungen Nogis unterwarf, welche doch von den geforderten in vielen Punkten weit abwichen. Ich erkläre mir diesen und andere vorher angedeuteten Punkte der Art dadurch, daß Stössel selbst durchaus nicht der eiserne und feste Charakter ist, zu welchem ihn die Legende gemacht hatte, daß er ferner zu dem tatsächlich tapferen Ausharren nur durch die erfolgreiche und unermüdliche Tätigkeit Kondratenkos und durch dessen persönlichen Einfluß bestimmt worden ist. Stössels Festigkeit brach also zusammen, sobald Kondratenko nicht mehr unter den Lebenden weilte, und dessen Tod, nicht aber die plötzlich eintretende Überzeugung, aus andern Gründen sei eine weitere Verteidigung nutzlos, haben ihn zur Übergabe veranlaßt.

Dafür spricht auch die folgende Überlegung. Es ist bekannt, daß ungeheure Mengen Proviant, eine Menge Munition für Geschütze und Gewehre, sowie auch Pulver und Chemikalien zur Anfertigung von Munition dem japanischen Sieger in die Hände fielen. Die Reste des Port Arthur-Geschwaders ferner, welche, wenn auch havariert, in den Hafenbassins lagen, waren so wenig versehrt, daß die größere Zahl von ihnen den Japanern gute Dienste leisten wird und einige bereits jetzt flott gemacht sein sollen. Die Nutzlosigkeit weiteren

Widerstandes, sofern er auf dem konsequenten Vorschreiten des Gegners dessen Eindringen in wichtige Position und andererseits auf den Mangel an Munition usw. beruht, erkennt man nicht so plötzlich und überraschend, daß man wenige Tage nachher dem Feinde die Bereitwilligkeit zur Übergabe zu erkennen geben muß, andererseits dürfte es wohl feststehen, daß man von dem Eintreten der Gewißheit an, ein fernerer Widerstand sei nutzlos, wenigstens versucht, die Festung in einem möglichst wenig kriegsbrauchbaren Stande dem Feinde zu übergeben, womöglich in Trümmern. Bei den großen Mengen von Sprengmaterial, wie sie in Port Arthur aufgehäuft waren, wäre das leicht ausführbar gewesen.

Eine ganze Reihe von Befestigungen und Forts hatten noch bis zum Moment der Übergabe mit Erfolg gekämpft, die Stadt war beinahe unversehrt und die Hafenanlagen ebenfalls. Der modernen Sprengtechnik ist es ja ein leichtes, auch entfernte und weit auseinander liegende Werke nach genügender Vorbereitung, wie Anhäufung der Sprengmassen und Legen der Leitungen und Anbringen der Kontakte von einem einzigen Punkte im selben Augenblick in Trümmerhaufen zu verwandeln. Warum hat General Stössel das nicht getan, warum hat er dem Feinde mit der Munition und dem Proviant auch noch eine große Anzahl brauchbarer Kanonen und Festungswerke übergeben, er hätte letztere doch unbrauchbar machen können, ohne dadurch auch nur ein einziges Menschenleben seiner Besatzung aufs Spiel zu setzen. Und dann die Schiffe! Gewiß, man hat versucht durch Anbringen von Sprengkörpern einige Geschützürme und Kanonen unbrauchbar zu machen, partielle Schäden sind ohne Zweifel dort angerichtet worden, aber trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß die russischen Schiffe zum größten Teil in absehbarer Zeit der japanischen Flotte eingereiht werden können.

Die Munition endlich, überflüssiges Sprengmaterial, überflüssige Waffen und Proviant ins Wasser zu werfen und dadurch unbrauchbar zu machen, wäre wahrhaftig ein leichtes gewesen. — War das alles geschehen, dann konnte man dem Feinde die Übergabe anbieten, und es konnte das alles geschehen, wenn General Stössel mit kaltem Blute und fester Entschlossenheit die Notwendigkeit baldiger Übergabe ins Auge gefaßt und sich überlegt hätte, welche Pflichten ihm, dem Oberstkommandierenden, oblagen, wenn er den Gewinn des Feindes möglichst beeinträchtigen wollte.

Daß das alles nicht geschah, kann man sich nur dadurch erklären, daß

Stössel durch den Tod Kondratenkos vollkommen konsterniert war, nicht die Kraft in sich fühlte, die Geister zu leiten, wie Kondratenko es getan hatte, alles als verloren ansah und nur möglichst schnell und um jeden Preis zum Ende kommen wollte. Das ist ihm ja allerdings schnell gelungen, aber man kann wohl sagen, daß dieses Ende von Port Arthur nicht der langen und tapferen Verteidigung würdig war. Fragen wir hiernach nun, ob Stössel den Orden „pour le mérite“ wirklich verdiente, so kann das nur bejaht werden, wenn man die Auszeichnung des Höchstkommandierenden auch auf alle ihm unterstehenden Offiziere und Soldaten bezieht. General Nogi hat mit dem Takt, der alle seine öffentlichen Kundgebungen auszeichnet, sofort selbst erklärt, er beziehe die Verleihung des Ordens nicht auf seine Leistungen nur, sondern auch auf die all der tapferen Soldaten und Offiziere, die nach unerhörten Anstrengungen und Verlusten endlich das Ziel erreicht hatten.

Es ist nicht unsere Sache, über die Berechtigung einer derartigen Ordensverleihung zu streiten, aber der Empfindung wird sich wohl niemand erwehren können, daß, wie Stössel im Gegensatz zu Nogi, die Ehrung rein auf seine Person bezogen hat, daß so auch die internationale Öffentlichkeit, die damals so populäre Persönlichkeit Stössels als Gegenstand der Bewunderung des deutschen Kaisers aufgefaßt hat. Jene Popularität des Generals Stössel war vor und auch noch kurz nach dem Fall von Port Arthur so groß, daß z. B. in der deutschen Presse mehrfach versucht wurde, den Beweis zu führen, Stössel sei deutscher Abstammung, auch die Österreicher reklamierten ihn als ihren Landsmann. Ganz ähnlich war es ja sieben Monate vorher gewesen, als so und so viele europäische Nationen den japanischen General Kuroki für sich reklamierten. Es trat hierbei wieder einmal jene ziellos und grundlos sich begeisternde Eigenschaft der Deutschen hervor, welche im allgemeinen mit Enttäuschung oder Blamage zu endigen pflegt. So sollte es denn auch mit Stössel gehen, der nach monatelangen überschwenglichen Lobeserhebungen nachher mit ebenso großem Eifer geschmäht wurde.

Wir wollen in diesen Fehler nicht verfallen, wohl aber unserer Ansicht Ausdruck geben, daß eine spätere objektive Kriegsgeschichte nicht Stössel als einen Helden mit Tottleben und anderen großen Kriegsmännern, die sich durch Tapferkeit, Geschick und Stärke ausgezeichnet haben, in eine Reihe stellen wird. Niemand kann wissen, ob diese objektive Kriegsgeschichte jemals geschrieben werden wird, aber darüber kann wie gesagt ein Zweifel kaum sein, daß der General Stössel

Eine bombensichere Unterkunft in Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Verhandlungen mit einem gefangenen japanischen Offizier in Port Arthur.

(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyrigth 1905, New York.)

sich nicht wie ein Mann von wirklich hervorragenden Eigenschaften gezeigt hat. Es haftet ihm außerdem ein gewisses Großsprechertum an, dessen Kehrseite die russische Gefühlsweichheit bildet; beide Eigenschaften hat er verschiedentlich schriftlich und mündlich zum Ausdruck gebracht. Er soll nach dem, was seine Offiziere nachher gesagt und geschrieben haben, beim russischen Soldaten sehr wenig beliebt gewesen sein. Das Fehlen der Eigenschaft, sich populär zu machen, begeisternd und fortreißend auf die Leute einzuwirken, ist aber gerade im russischen Heere ein sehr bedenklicher Mangel bei höheren Führern und natürlich ganz besonders, wo es sich um ein eingeschlossenes Heer handelt. Hier kann gar zu leicht Entmutigung Platz greifen und die Überzeugung, daß der Posten ein verlorener ist, aller Widerstand doch nichts hilft und man dem sicheren aber nutzlosen Tode entgegengeht. Es ist ja moralisch tausendmal leichter zum Angriff vorzugehen oder überhaupt sich in Bewegung zu befinden, als verteidigend an derselben Stelle ausharren zu müssen und zu sehen wie der Gegner von Tag zu Tag Fortschritte macht, wie ein Werk nach dem andern in seine Hände fällt und wie seine Granaten mit immer größerer Treffsicherheit und aus immer größerer Nähe in dem kleinen Fleck einschlagen, welchen zu verteidigen jeder seine Kräfte aufbieten soll.

Als Tatsache steht fest, daß Stössel sich an der eigenen Organisation der Verteidigung wenig oder gar nicht beteiligt hat, auch in den täglichen Kämpfen eine führende Rolle nicht spielte, diese fiel vielmehr den genannten Generalen zu, die sich ihrer Aufgabe zum höchsten Ruhme entledigen; man kann sich ihre Erbitterung wohl erklären, als Stössel plötzlich die Festung übergab, mit Massen Munition und Proviant und vielen unversehrten Werken, ohne auf der andern Seite bessere Bedingungen für den Abzug der Mannschaften zu erhalten. Zwiespalt scheint schon lange zwischen Stössel und seinen Generalen geherrscht zu haben. Genaueres haben wir allerdings darüber nicht zu berichten, weil die vielen detaillierten Nachrichten als verbürgt kaum zu betrachten sind. (Es liegt auf der Hand, daß eine belagerte Festung, sofern nicht volle Harmonie besteht, zu einem erbitterten Klatschnest wird und Legendenbildung jeder Art begünstigt.) Man erzählt sich nur, daß die Generale und verschiedene höhere Offiziere der Flotte sich ohne Abschied von Stössel getrennt und die japanische Kriegsgefangenschaft der Entlassung auf Ehrenwort vorgezogen hätten, um ihre von Stössel abweichende Stellung möglichst deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Stössel kehrte bekanntlich über Japan nach Rußland zurück und ist sehr bezeichnender Weise dort sehr kühl im Volke wie am Hofe aufgenommen worden.

Die Vorteile der Japaner durch die Einnahme Port Arthurs.

Als die Japaner in Port Arthur einzogen und die Festung mit allem was dazu gehörte übergeben worden war, herrschte nur eine Stimme der Verwunderung bei den Japanern, wie ungeheuer große Mengen von Proviant, Munition, sowie Materialien zum Anfertigen von Munition noch in der Festung vorhanden waren. Auch an Kohlenvorräten war kein Mangel und verschiedentlich äußerte man sich in der sonst sehr taktvollen japanischen Presse in einer Weise, die durchscheinen ließ, es sei doch eigentlich wunderbar, warum der tapfere General Stössel jetzt auf einmal die Festung übergeben habe. Erstaunen erregte auch die große Anzahl von noch kampffähigen Leuten, welche man bei dem Abzuge der Russen aus Port Arthur feststellen konnte. Auch darüber hatten die letzten Berichte, die aus der belagerten Festung in die Öffentlichkeit gedrungen waren, ganz anders ausgesagt. Nur noch ein paar tausend Mann, so hieß es, seien kampffähig, die übrigen tot, verwundet oder durch Krankheiten zum Kampfe unfähig. Die letztere Tatsache bestärkt uns noch mehr in der Auffassung, daß General Stössel nach dem Tode Kondratenkos einfach den Kopf verloren hat.

Japan hatte also endlich sein Ziel erreicht, Port Arthur befand sich wieder in japanischen Händen wie vor zehn Jahren, wo man den Platz, freilich ohne große Mühe, den Chinesen durch Sturm abgenommen hatte. Fragen wir zunächst nach unmittelbaren Vorteilen, welche ihnen die Eroberung von Port Arthur brachte. Schon diese Vorteile waren groß. General Nogis Armee, welche nach einigen Versionen 50000 Mann stark war, nach andern mehr oder weniger, in jedem Falle aber eine bedeutende Macht darstellte, wurde frei und konnte in die Mandschurei geschickt werden, um sich dort der Armee des Marschalls Oyama anzugliedern. Letzterem mußte diese Verstärkung seines Heeres jetzt besonders erwünscht kommen, denn bald nahte das Frühjahr heran und mit ihm die Aufnahme der Operationen, welche, wie schon im Winter kein Zweifel mehr war, mit einer großen Schlacht um Mukden beginnen mußten.

Die Russen hatten mittlerweile große Verstärkungen erhalten und zwar Truppen, deren Qualität mindestens ebenso gut war, wie die der im Felde stehenden, während die japanischen Ersatzkontingente weder Truppen erster Klasse noch erstklassig bewaffnet waren.

Wie sich dieser Marsch des siegreichen Generals Nogi nach Norden abgespielt hat, auf welchem Wege und in welchem Zeitraum er erfolgt ist, darüber

ist nichts bekannt geworden. Wie wir später sehen werden, kam Nogi aber zu rechter Zeit, um auch in offener Feldschlacht, der blutigsten des Krieges bis jetzt und der letzten Jahrhunderte, entscheidend einzugreifen.

Wie schon im letzten Bande erwähnt wurde, konnte die Blockade der Reede von Port Arthur und des südlichen Endes der Halbinsel von Kwantung nunmehr aufgehoben werden. Merkwürdigerweise scheinen die Japaner beinahe bis zum letzten Augenblick, das heißt, bis sie mit ihren Haubitzen die im Hafenbassin liegenden Schiffe der Russen bombardieren konnten, noch immer die Besorgnis gehabt zu haben, es könnten einige russische Schiffe auslaufen.

Die spätere Untersuchung der Schiffe hat ergeben, daß jene Haubitzen, von denen man sich so viel versprach, verhältnismäßig nur sehr geringen Schaden auf den russischen Kriegsschiffen angerichtet haben und wohl nicht genügt hätten, sie außer Gefecht zu setzen, wenn sie sonst noch intakt gewesen wären. Die entscheidenden Beschädigungen haben sie vielmehr in jenem Gefecht bei Port Arthur am 10. August davongetragen, und damit wollen wir die Gelegenheit benutzen, die früher dem Admiral Fürst Uchtomski gemachten Vorwürfe in dieser Hinsicht zurückzunehmen. Nicht nur wir, sondern alle Welt tadelte den Fürsten auf das heftigste, weil er als stellvertretender Geschwaderführer nach Admiral Witthöfts Tode nicht den Kampf oder den Marsch fortgesetzt, sondern die Schiffe des Geschwaders einzeln nach Port Arthur habe zurückkehren lassen. Nach dem jetzt vorliegenden Material scheint es nun aber sicher, daß Uchtomski nicht anders konnte. Die japanischen Granaten hatten viel mehr Schaden auf den russischen Schiffen angerichtet, als man nach den Nachrichten vermuten konnte. Nicht nur Masten und Schornsteine waren teilweise weggeschossen oder stark beschädigt, sondern hauptsächlich die ungepanzerten Teile der Schiffsrümpfe durch schwere und leichte Granaten sehr stark durchlöchert. Solche Verletzungen nun, besonders wenn sie dicht über der Wasserlinie erfolgen, sind sehr gefährlich. Wenn vielleicht nicht sofort Wasser in das Loch hineinströmt, so erfolgt das doch sicher, sowie das Schiff bei etwas Wind oder Seegang anfängt sich zu bewegen; sitzen die Verletzungen vorn am Vorschiff, so ist sogar schon das Laufen mit hoher Geschwindigkeit nicht möglich, denn dadurch bilden sich vorn am Bug Wellen, das Wasser staut sich in die Höhe und stürzt mit großer Gewalt in die Löcher hinein.

Gerade die Vorschiffe, welche in der russischen Flotte bei älteren Typen völlig ungeschützt sind, scheinen nun in der Schlacht am 10. August zum Teil

wie Siebe durchlöchert worden zu sein; ist das der Fall, so muß man allerdings Uchtomski zugeben, daß er mit einem solchen Geschwader den Versuch, nach Wladiwostock zu gehen, nicht weiter fortsetzen konnte. Ob er nicht trotzdem oder vorher schon zu einem entscheidenden Nahkampf mit den Japanern hätte gelangen können, das vermag man jetzt noch nicht zu entscheiden.

Japanische Gefangene im russischen Lager.
(Nach einer Photographie.)

Als nun Port Arthur in den Händen Nogis war, da wurde dem Flottenchef Admiral Togo endlich die wohl schon lange ersehnte Gelegenheit, seinen sämtlichen Schiffen eine längere Erholungszeit auf den heimischen Werften zukommen zu lassen. Sicherlich hat er schon nach jenem Gefecht am 10. August das eine oder andere besonders erholungsbedürftige Schiff in die Werft gehen lassen, aber ebenso sicher auch mit dem Befehl, so früh wie möglich zur Flotte zurückzukehren.

Beinahe ein volles Jahr war also die japanische Kriegsflotte in angestreng-

tester kriegerischer Tätigkeit jeder Art gewesen. Daß das möglich war, spricht für eine ausgezeichnete Ausbildung der japanischen Ingenieure, sowie des übrigen Maschinen- und Heizerpersonals, denn es ist ihnen gelungen, Maschinen und Kessel moderner Kriegsschiffe, welche noch sehr leicht verletzliche und schwer zu behandelnde Werkzeuge sind, die ganze Zeit gebrauchsfähig und sogar in einem Zustande hoher Leistungsfähigkeit zu erhalten. Sicherlich sind auch hier und da Havarien vorgekommen, welche die Japaner nach ihrem System des Verschweigens nicht veröffentlicht haben, aber größere Ausfälle infolge solcher Ursachen hatten sie doch nicht, und das will bei einer Flotte von so vielen großen und kleinen Schiffen viel sagen.

Trotz sorgfältigster Behandlung aber nutzen sich die Schiffe doch ganz bedeutend ab und zwar nicht nur die Maschinen- und Kesselanlagen, sondern auch der Schiffsrumpf selbst. Er wird undicht, so daß das Schiff, besonders bei schlechtem Wetter, leckt, der Schiffsboden wird unrein, bewächst mit Muscheln und anderen Seetieren. Dadurch nimmt aber die Geschwindigkeit des Schiffes bedeutend ab und so muß man immer, wenn irgend möglich, ein Schiff mit bewachsenem Boden ins Trockendock bringen. Dort wird der Boden gereinigt und neu gemalt, so daß er glatt ist wie bei der ersten Probefahrt des neuen Schiffes. Ferner nutzen sich die Geschütze ab, und es ist sehr möglich, daß während der nun folgenden Ruhepause der Flotte in den japanischen Häfen verschiedene Rohre der schweren Geschütze, vielleicht auch solche der mittleren, gegen Reserverohre ausgewechselt worden sind. Schon bei einer längeren Seefahrt verdirbt immer vieles an Bord, nutzt sich ab oder geht entzwei; kleine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten vielleicht, aber doch genügend, um der Besatzung bei ihrem so wie so anstrengenden Leben — gar nicht zu reden von einem solchen im Kriege — das Dasein ganz bedeutend zu erschweren.

Für die Leute selbst, vornehmlich aber für die durch Nachtwachen und Verantwortung aufs äußerste angestrengten und ermüdeten Nerven der Offiziere, konnte eine längere Erholung ebenfalls nur im Interesse ihrer Kriegsfertigkeit liegen, und höchster Leistungsfähigkeit glaubte man allerdings schon bald zu bedürfen. Befand sich doch die Baltische Flotte Rußlands mit einer gewaltigen Schiffszahl, darunter sehr neue und starke Typen, auf dem Marsche. Ein zweites Geschwader, geführt von dem Admiral Nebogatoff, war kurz nachher gefolgt, um sich an einem verabredeten Platze mit Roschdjestwensky zu vereinigen. Mochte man auch vielleicht damals in Japan, wie es in ganz Europa tatsächlich geschah,

bezweifeln, daß Roschdjestwensky seine Reise fortsetzte, so mußte nichtsdestoweniger Togo zu rechter Zeit mit allen seinen Streitkräften in gutem und kriegsbereitem Zustande auf dem Plan sein.

Das war der zweite unmittelbare große Vorteil aus der Eroberung der Festung Port Arthur. Des Ferneren aber hatte man jetzt noch einen gesicherten und verhältnismäßig bequemen Eisenbahnweg von Süden nach dem Kriegsschauplatze. Es war ja das schon vorher und von der Schlacht bei Kintschau an bis zu einem gewissen Grade der Fall gewesen, aber nun konnte man sich der ausgezeichneten Landungsstelle von Dalny und der ehemals russischen Bahn bedienen, wie im tiefsten Frieden.

Moralisch übte selbstverständlich der Fall von Port Arthur einen günstigen Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung aus, allerdings wohl nicht in so hohem Maße wie man gehofft hatte und der Grund davon waren die ungeheuren Menschenverluste und die lange Zeit, welche verstrichen war, ehe man endlich zum Erfolg gelangte. Immerhin war auch die kleinste Hebung der Volksstimmung nicht zu verachten, denn, abgesehen von den treibenden Geistern und der schon vor dem Kriege existierenden Kriegspartei herrschte schon Anfang des Jahres 1905 in der eigentlichen Bevölkerung allgemeine Kriegsmüdigkeit. Schon seit einem vollen Jahre waren Söhne und Gatten im Kriege; wer konnte wissen ob die Interessen des Vaterlandes nicht auch bald die Väter verlangen würden. Die Bestellung der Felder, der Betrieb der Handwerke fing an den Familien schwierig, wenn nicht unmöglich zu werden Dazu kamen die ungeheueren Kosten des Krieges, eine Anleihe nach der andern mußte aufgenommen werden, es kam eine neue Steuer nach der andern, die bestehenden wurden erhöht, kurz der Zustand begann, je länger der Krieg dauerte, immer drückender zu werden.

Jeder Erfolg ließ diese Schmerzen natürlich für eine Zeitlang vergessen.

Was Port Arthur anlangte, kamen noch diejenigen Vorteile hinzu, welche wir als mittelbare bezeichnen wollen, weil sie erst nach dem Kriege zur Geltung kommen können. Kein Japaner und kein Europäer konnte oder kann darüber zweifelhaft sein, daß Port Arthur je wieder russischer Besitz wird, geschweige denn, eine russische Festung. Zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, Anfang August 1905, schickt man sich gerade an, die Friedensunterhandlungen zu beginnen. Ihr Inhalt ist noch nicht bekannt. Wir wissen noch nicht, ob Japan Port Arthur um jeden Preis als Festung behalten will oder es zum

Ein russischer Feldgeistlicher.
(Nach einer Photographie.)

Schein an China zurückgibt. In letzterem Falle würde naturgemäß eine Befestigung des Platzes ausgeschlossen sein. Wir rechnen mit diesen beiden Möglichkeiten, weil Japan vielleicht politische Gründe haben könnte, die es vorteilhaft erscheinen ließen, Kwantung mit Port Arthur als chinesisches Eigentum dem Reich der Mitte zurückzugeben.

Wie das nun auch werden mag und wie überhaupt der Friedensschluß und unter welchen Bedingungen erfolgt, so ist das eine sicher, daß Japan durch den Fall von Port Arthur zum Herrn des Gelben Meeres geworden ist und zwar gänzlich unumstritten. Sollte selbst, was wir nicht glauben, Wladiwostock nach dem Kriege in russischen Händen bleiben und zwar als Kriegshafen, auch den Russen keine Beschränkung in bezug auf ihre ostasiatische Flotte auferlegt werden, so würden sie doch mit Japan zur See nicht in Konkurrenz treten können. Einmal, weil sie keinen eisfreien Hafen mehr hätten, den sie mit Port Arthur besaßen, und dann, weil Wladiwostock strategisch außerhalb des einzig möglichen Kriegsschauplatzes, nämlich dem Gelben Meere und den koreanischen Gewässern, liegt.

Es kann ja auch kein Zweifel sein, daß Japan sich einige koreanische Kriegshäfen ausgestaltet, unter andern den an der Meerenge von Korea liegenden, Masampo. Insofern bleibt also Port Arthur, ob es nun später befestigt sein wird oder nicht, bestimmend für die künftige Machtstellung der Japaner in den ostasiatischen Gewässern und vor allem auch für die Größe ihres Einflusses in China und auf die chinesische Regierung. Es wird dort keinen Gegner mehr haben und keine offen oder geheim arbeitenden Einflüsse, welche es bekämpfen.

Wir wollen uns hier nicht in Zukunftsphantasien verlieren, sondern es war nur unsere Absicht anzudeuten, daß der Fall von Port Arthur für die spätere äußere Entwickelung Japans von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist. Es war Port Arthur, welches als vorgeschobener russischer Posten sich dem Expansionsbedürfnis des Inselreiches entgegenstellte. Deswegen mußte Port Arthur

Auszug der Garnison von Port Arthur nach der Übergabe.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

fallen, um welchen Preis es auch sei. Das haben diejenigen deutschen Militärs vergessen, welche tadelten, daß man so viel Zeit und Menschen auf die Festung verwandte, während die russische Feldarmee noch unbesiegt war. Es gab aber auch noch einen weiteren Grund, ganz abgesehen von den früher erwähnten militärischen, für die Japaner, um sich der Festung so schnell wie möglich zu bemächtigen. War auch eine Einmischung der Mächte, wie vor zehn Jahren,

Schweres Geschütz in den Werken von Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

unwahrscheinlich, so konnten die Japaner doch nicht wissen, wie sich die Entwickelung in dieser Hinsicht gestalten würde. Sie wußten ferner nicht, wie die Kämpfe in der Mandschurei ablaufen würden; endlich kam noch die weitere Ungewißheit hinzu, ob man mit den russischen Seestreitkräften, die zum Entsatz geschickt wurden und späterhin noch geschickt werden konnten, fertig werden würde. Für alle diese Möglichkeiten war aber am besten gesorgt, je schneller man sich Port Arthurs versicherte. Auch bei einem plötzlichen Friedensschluß bildete Port Arthur allein schon einen Gewinn, um den man vieles verschmerzen konnte.

Hatte man es erst, so waren keine militärischen Gewalten vorhanden oder denkbar, die Japan dieses wertvolle Pfand wieder entreißen konnten.

Die Lage der Russen nach dem Verluste Port Arthurs.

Blicken wir nach Rußland, so änderte der Fall von Port Arthur vom militärischen Gesichtspunkt aus eigentlich gar nichts. Daß die Festung einmal fallen müsse, hatte allen einsichtigen Russen schon lange festgestanden und vielfach hatte man wohl erwartet, daß es früher fallen würde. Der Führer der Mandschurei-Armee, welcher ja früher öfter durch Weisung von Petersburg aufgefordert wurde, Port Arthur zu entsetzen, und so gezwungen schwere militärische Fehler machte, mag in gewisser Weise aufgeatmet haben, mit der Hoffnung, nun werde man ihn wenigstens mit unmöglichen Aufgaben und Verlangen in Frieden lassen. Es müssen merkwürdige Leute gewesen sein, welche Kuropatkin durch den Mund des Zaren immer wieder zur Erreichung des Unmöglichen aufforderten, da doch jedem halbwegs Urteilsfähigen diese Unmöglichkeit von vornherein klar sein mußte.

Wie der Zar tatsächlich die Nachricht von dem Falle der Festung aufgenommen hat, wissen wir nicht. Die Nachrichten wollten wissen, er habe Tränen vergossen und sei tief erschüttert gewesen, aber abgesehen von der Bedeutungslosigkeit solcher Gemütsäußerungen ist es auch wenig wahrscheinlich, daß er nicht schon lange auf das Ereignis, das früher oder später eintreten mußte, vorbereitet war.

Wir dürfen nie vergessen, daß der Zar und die von ihm Eingeweihten während des Krieges wohl die einzigsten in Petersburg waren, welche dauernd über alle Einzelheiten der Lage und Ereignisse genau und zuverlässig unterrichtet wurden. Die übrige Welt, nicht ausgenommen die russische, erhielt einmal alle Nachrichten viel später und dann wurde ihr alles vorenthalten, was man im augenblicklichen Interesse Rußlands verheimlichen wollte. Daraus erklären sich übrigens auch die manchmal geradezu unverständlichen Telegramme vom Kriegsschauplatz, aus welchen man eben einfach das, was geheim gehalten werden sollte, herausgenommen hatte, ohne sich überhaupt die Mühe zu geben, dem übrigen Inhalt wenigstens einen plausiblen Zusammenhang zu geben. In jedem Fall mußte der Zar den Verteidigern von Port Arthur dankbar sein, denn sie hatten, wie oben schon erwähnt, einen sehr beträchtlichen Teil der japanischen Armee über ein halbes Jahr festgehalten, waren somit die Ursache gewesen, daß Mar-

schall Oyama nicht gleich mit einer erheblichen Übermacht General Kuropatkin entgegentreten konnte.

Die Aufmerksamkeit aller Welt wandte sich nun der damals noch vor Madagaskar liegenden Baltischen Flotte zu und fast allgemein war die sonderbare Ansicht, es habe doch eigentlich jetzt keinen Zweck mehr, sie weiter fahren zu lassen und es sei das Gegebene, sie zurückzurufen. Nur wenige Stimmen erhoben sich, welche meinten, der Fall von Port Arthur ändere für Roschdjestwenskys Absichten tatsächlich die Lage nicht. So war es aber auch. Von dem Augenblick an, wo das Port Arthur-Geschwader endgültig auf Auslaufen und Kampf verzichtete und vielleicht verzichten mußte, Port Arthur ferner von der Land- und der Seeseite eingeschlossen war, die japanische Flotte die See beherrschte, war es tatsächlich gleichgültig für die Pläne der Flotte Roschdjestwenskys, ob der Hafen erst blockiert oder schon gefallen war.

Nehmen wir den Fall an, Roschdjestwensky wäre im Gelben Meere angelangt bevor die Festung fiel, so hätte ohne Zweifel Admiral Togo, genau wie er es später in der Wirklichkeit tat, seinen Kurs der russischen Flotte entgegengerichtet. Die Blockade mußte er natürlich aufgeben, das hätte ihm aber auch keinen Schaden weiter getan, weil keine kampffähigen Schiffe mehr im Hafen von Port Arthur lagen, jedenfalls nicht mehr nach dem Gefecht am 10. August. Wäre nun das russische Geschwader besiegt worden, so hätten selbstverständlich die Reste sich nicht nach Port Arthur flüchten können, hätte es aber gesiegt, so würde es doch zunächst nach Wladiwostock haben gehen müssen, um Kohlen usw. aufzufüllen. Ein sogenannter Entsatz der Festung von Port Arthur wäre dem russischen siegreichen Geschwader direkt nicht möglich gewesen, denn was konnte es gegen die Belagerungslinien am Lande machen und von der Seeseite aus drohte, wie wir wissen, der Festung selbst keine Gefahr. Indirekt hätte allerdings ein siegreiches russisches Geschwader die Belagerungsarmee hart bedrängen können, nämlich durch Abschneidung ihrer Verbindung mit Japan und somit der Zufuhr. Doch das sind Perspektiven, welche die späteren Ereignisse zu Utopien gemacht haben. Uns kam es hier nur darauf an, zu zeigen, daß durch den Fall der Festung an der Aufgabe der Baltischen Flotte sich nichts geändert hätte, auch die Möglichkeit eines Erfolges bestand ebenso wie vorher. Ihr Ziel mußte zunächst sein der Kampf mit Togo und dann konnte sie sich, wenn sie siegreich war, irgend einen Stützpunkt aussuchen, oder aber nach Wladiwostock fahren.

Vorläufig blieb jedoch Roschdjestwensky ruhig vor Madagaskar liegen und es verlautete nichts über seine bezw. die Pläne des Zaren. Die Japaner ließen natürlich ein entsprechend großes Kontingent von Truppen in der Festung zurück, welche einen Teil der Befestigungen jedenfalls notdürftig wieder herstellten, um für alle Fälle Widerstand zu leisten, speziell wenn etwa später die russische Flotte siegreich sein sollte. Vor allem machte man sich sofort daran, die im Hafen liegenden gesunkenen Schiffe der Russen genau zu untersuchen und die Lecks, welche hier und da vorhanden waren, zu stopfen. Man hat auch versucht, den ganzen Hafen zu sperren, leer zu pumpen und so als ungeheueres Trockendock zu benutzen. Wäre das gelungen, so hätte man nicht nur ein Wunder der Technik vollbracht, sondern auch wahrscheinlich die Schiffe in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder hergestellt. Allem Anschein nach

Feldgottesdienst im russischen Lager.
(Nach einer Photographie.)

aber ist es nicht gelungen, und so ist man genötigt gewesen, die Arbeit auf einem viel langwierigeren Wege zu fördern. Von den Ergebnissen ist bis zur Stunde noch nichts bekannt geworden.

Die Übergabe von Port Arthur nach der Schilderung eines Augenzeugen.

Im folgenden geben wir den ausführlichen und anschaulichen Bericht eines englischen Augenzeugen, welcher jedenfalls begründeten Anspruch auf Richtigkeit hat. Wer ferner den englischen Standpunkt kennt, den werden die hier und da getanen gehässigen Äußerungen über die Russen nicht verwundern. Inwieweit diese nun auf Tatsachen beruhen, können wir naturgemäß nicht sagen, wir geben sie aber trotzdem, weil sie für die Zensur der Japaner wie für die Auffassung der Engländer charakteristisch sind:

Am Morgen des 2. Januar, um 5 Uhr, überbrachte der Major Jamaoka die Antwort des Generals Nogi an Stössel, welcher vorher um die Bestimmung von Delegierten gebeten hatte, damit die Bedingungen der Kapitulation so bald und so gründlich wie möglich besprochen werden könnten. Es wurde dann festgesetzt, daß die Delegierten beider Parteien sich an demselben Morgen um 11 Uhr in dem Dorfe Sueiszeying unter der Parlamentärflagge treffen sollten, daß ferner die Feindseligkeiten während der Dauer der Unterhandlungen zu unterbrechen wären.

Der englische Gewährsmann bezeichnete es als charakteristisch für die nonchalance russische Auffassung, daß die Delegierten, an deren Spitze der Oberst Reiß, der Chef des Stabes von Stössel, stand, erst um 1 Uhr anstatt um 11 Uhr erschienen; weiter gehörten zu den russischen Delegierten noch drei andere Obersten, der Kommandant des „Retwisan", ferner Leutnant Maltschenko und ein Seekadett, welcher der englischen Sprache mächtig war. Das möchten wir für charakteristisch halten, daß von den russischen Offizieren weder die des Generalstabes noch ein höherer Seeoffizier, nämlich der Kommandant des „Retwisan", der englischen Sprache mächtig waren. Bekanntlich sprechen die japanischen Offiziere beinahe alle englisch und außerdem noch deutsch und französisch. Begleitet waren diese Offiziere von acht Kosaken, von denen einer die weiße Flagge trug.

Die kleine Gruppe hielt vor einem der wenigen Häuser, welche nicht zerstört waren, man stieg vom Pferde und die Delegierten betraten sofort den

ärmlichen Raum der chinesischen Hütte, in welchem nun die Bedingungen festgesetzt werden sollten. Die japanischen Delegierten waren schon drin; es waren der General Jjischi, Chef des Stabes von Nogi, der genannte Major Yamaoka, welcher der russischen Sprache vollkommen mächtig war, Kapitän Tsunoda, ein höherer Beamter des auswärtigen Amts Iwamura und Dr. Ariga, ein auch über die Grenzen Japans bekannter Gelehrter auf dem Gebiete des internationalen Rechts.

Die Verhandlungen wurden auf englisch geführt, jedoch bedienten sich die Russen zum Ärger der Japaner auch der russischen Sprache, wenn sie sich schnell und leise etwas sagen wollten, was nicht für die Ohren der ersteren bestimmt war. Auf russischer Seite war, wie gesagt, nur der erwähnte Seekadett imstande, der englischen Unterhaltung zu folgen und man kann sich denken, wie groß dadurch die Schwierigkeiten der Unterhandlungen wurden. Ein junger Mensch mit verhältnismäßig geringem Wissen wurde auf einmal vor die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, Verhandlungen von ungeheurer Wichtigkeit mit klugen und gebildeten Feinden zu führen. Daß trotzdem die Verhandlungen ohne Stockungen von statten gingen, kann man natürlich zum Vorteil der russischen Sache nicht deuten, aber sie waren ja sowieso diejenigen, welche nachzugeben hatten.

Unser englischer Gewährsmann vergleicht diese historische Szene im ärmlichen Hause eines zerschossenen Chinesendorfs mit der Zusammenkunft Bismarcks und Napoleons III., welche bekanntlich auch in einem Bauernhaus, bezw. vor dessen Tür, eine lange Unterredung hatten. Mehr noch dürfte vielleicht der Vergleich zutreffen mit jener bildlich verewigten Szene, wo Moltke und Bismarck nachts mit einigen Generälen und auf der andern Seite die französischen Unterhändler die Art der Übergabe der gewaltigen Armee besprechen, welche rettungslos in Sedan eingeschlossen war. Die kühl überlegenden Gesichter des großen Feldherrn und gewaltigen Staatsmannes, die bestürzten und traurigen der französischen Generäle bleiben jedem, der das Bild gesehen hat, im Gedächtnis.

Die Übergabeverhandlungen wegen Port Arthur wurden nicht durch die Oberstkommandierenden geführt und waren außerdem an und für sich einfacher. Die Lage war so klar, daß auf beiden Seiten ein beinahe wohlwollender Eifer vorhanden war, möglichst schnell zum Ende zu kommen; das ging so weit, daß die eine Partei die Wünsche der andern zu erraten suchte, ohne daß natürlich

die Japaner die russischen Forderungen bewilligt hätten, wie bereits oben von uns erörtert ist.

Die Zuschauer hatten es allerdings nicht besonders gut, besonders diejenigen, welche als Berichterstatter stoffhungrig herumliefen. Die Unterhandlungen wurden bei verschlossenen Türen geführt und nichts war zu hören noch zu sehen. Nur auf dem großen Platz, welcher vor dem inmitten des Dorfes sich befindenden Hause lag, war jenen Nachmittag des 2. Januar ein dichtes Gedränge von japanischen Soldaten, welchen Freizeit bewilligt war und die neugierig waren, den Feind aus der Nähe und ohne Kampf zu sehen, welcher ebenso viele Monate tapfer widerstanden hatte. Den Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit bildeten die Kosaken mit ihren kleinen Pferden, welche in der Nähe des Hauses saßen, und deren einer eine Stange mit weißer Fahne hielt. Das gleiche tat ein japanischer Soldat an seiner Seite. Es war höchst amüsant zu sehen, daß diese einfachen Leute der beiden Armeen sich zuerst mit Neugier und zuletzt mit unwiderstehlicher Heiterkeit betrachteten. Die kleinen Japaner mit ihren fremdartigen Gesichtern kamen den ungebildeten Kosaken unglaublich komisch vor, während jene wiederum ihre Witze machten über die schlitzäugigen Gesichter und das zu ihrem Erstaunen wohlgenährte Aussehen der Kosaken. Blickte man von dort nach den noch vor wenigen Tagen hart berannten Festungswerken, so sah man sie jetzt vollständig mit den dunklen Uniformen der Japaner bedeckt, welche die Neugier jetzt an diesem Feiertage ohne Dienst dahinführte.

Die Verhandlungen im Hause dauerten gleichwohl recht lange. Beide Teile legten ihre Kapitulationsbedingungen vor und die der Russen, zumal die, daß sie ihre Pferde mitnehmen wollten, wurde kaltblütig zurückgewiesen. Ein aufregender Zwischenfall ereignete sich gegen $^1/_2$4 Uhr nachmittags. Es brach nämlich Feuer an verschiedenen Stellen der Stadt Port Arthur aus, sofort erhob sich General Ijischi und erklärte dem Obersten Reiß, daß es ein grober Bruch des Waffenstillstandes sein würde, wenn man gerade ihn dazu benutzte, um Teile der Stadt und der Befestigungen zu zerstören, die nicht in die Hände des Feindes fallen sollten. Oberst Reiß schrieb sofort einen entsprechenden Brief an General Stössel und gab ihn vor der Tür an eine Kosakenordonnanz. Diese wurde zur Sicherheit von einem japanischen Kavalleristen begleitet und bei dieser Gelegenheit zeigte sich in ergötzlicher Weise der reiterliche Ehrgeiz der beiden Soldaten. Der Kosak galoppierte zuerst vom Platze und raste durch die Straßen, sich als geborner Reitkünstler zeigend; aber der Japaner war dicht

hinter ihm und ließ sich nicht irre machen, während die übrigen Japaner und Kosaken jedem ihrem Landsmann laute Ermunterungen zuriefen. Dieses Wettrennen nahm eine solche Heftigkeit an, daß die Zuschauer fürchteten, jeden Augenblick könnte sich einer der Reiter den Hals brechen.

Als die Verhandlungen beinahe ihr Ende erreicht hatten, trat ein merkwürdiger Zwischenfall ein, welcher aber speziell für Rußland und russische Verhältnisse typisch ist. Es handelte sich um die Leistung des Eides, nicht wieder Kriegsdienste zu nehmen. Die Russen erklärten darauf, sie besäßen über derartige Eide keine Bestimmungen in Rußland und könnten sich infolgedessen auch nicht ohne Bewilligung des Zaren binden. Sie baten um die Erlaubnis, deswegen nach Petersburg telegraphieren zu dürfen. Unter der Bedingung, daß dieses englisch geschähe, wurde diese merkwürdige Bitte vom General Jjischi bewilligt.

Gegen 10 Uhr abends erst wurde das Kapitulationsdokument von Oberst Reiß und General Jjischi unterzeichnet. Wiederum befand sich Port Arthur, die vielumstrebte Festung, in japanischen Händen.

Auf Einladung des japanischen Generals blieben die Russen noch zum Abendessen bei ihren Siegern und hier wurde der Ton naturgemäß freier. Oberst Reiß machte unter andern die im Moment interessante, aber wohl nachher von ihm bedauerte Bemerkung, sie hätten sich höchstens in Port Arthur noch fünf Tage halten können; nachher wäre es mit Proviant und Munitionsvorräten zu Ende gewesen — hernach beim Einzuge der Japaner unter tatsächlicher Übergabe der Festung fand man noch sehr große Munitionsvorräte vor und Proviant für mindestens drei Monate. — Des weiteren stellte Oberst Reiß fest, nur 4000 Mann würden fähig sein als Kriegsgefangene die Festung zu verlassen. Alle andern seien verwundet, krank oder tot. Wie erstaunten die Japaner später, als 24000 kampffähige Soldaten und 1300 Offiziere aus den Toren von Port Arthur abzogen. Es ist beinahe unbegreiflich, wie der Stabschef des Höchstkommandierenden in Port Arthur sich um augenblicklichen Gesprächserfolges willen solche Blößen gab, die in allernächster Zeit an den Tag kommen mußten.

Der japanischen Belagerungsarmee war, wie gesagt, der Tag und die folgende Nacht freigegeben und es herrschte großer Jubel, bis 11 Uhr abends gestattete die strenge Disziplin ihnen sich zu vergnügen wie sie wollten und sie taten das auf eine Weise, welche den Russen in Port Arthur sichtbar sein sollte. Freudenfeuer wurden auf allen Hügeln längs der Front der russischen Befestigungen entzündet und noch meilenweit im Rücken der Armee sah man diese

Japanisches Lager in der Nähe von Port Arthur.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Besitzergreifung eines Forts von Port Arthur durch die Japaner nach der Übergabe.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

siegesfreudigen Feuerzeichen. Um sie herum saßen die Soldaten, erzählten sich von ihren Taten und denen der Toten, tanzten um die Flammen und dazwischen hörte man patriotische Lieder und das immer wiederkehrende Banzai. Fremde Gäste, wie die englischen und amerikanischen Berichterstatter, wurden freudig und freundlich aufgenommen und mit dem japanischen Nationalgetränk Saki bewirtet. Diese über 20 englische Meilen hin mit Feuern bedeckte Gegend bot tatsächlich einen außerordentlichen und imponierenden Anblick. Um 11 Uhr abends mußte alles zu Ende sein und am nächsten Tage ließen die unbeweglichen Dienstgesichter von Offizieren und Soldaten auch nicht den leisesten Schimmer von Festesfreude bemerken.

Die Räumung Port Arthurs.

Der Ausmarsch der russischen Kriegsgefangenen fand den Kapitulationsbedingungen gemäß am 6. Januar nachmittags statt. General Nogi hatte beschlossen, die Russen zunächst nach dem an der Taubenbucht liegenden Dorf Lahutse bringen zu lassen, wo sie vor dem Marsch nach Dalny provisorisch untergebracht werden konnten. Der Ausmarsch selbst bot einen merkwürdigen Anblick, zuerst kamen einige Offiziere teils zu Pferde, teils zu Fuß, wie ihnen gestattet, mit dem Säbel umgürtet. Sie waren sämtlich vorzüglich gekleidet und sahen eher aus, als wenn sie von einer Petersburger Parade kämen, denn als Besiegte aus einer Festung nach schwerer und langer Belagerung. Um so schlimmer stand es mit den Anzügen der Soldaten. Sie trugen größtenteils chinesische Kleidung, Schaffelle usw., auch waren ihre Stiefel in jammervoller Verfassung. Alle dagegen sahen außerordentlich gesund und wohlgenährt aus, auffällig war es, wie wenig japanische Soldaten den langen Zug der Russen begleiteten. Nur hier und da sah man zwischen ihnen einen kleinen Japaner mit geladenem Gewehr gehen. Die Japaner konnten übrigens ja auch sicher sein, daß kein Russe einen Entweichungsversuch machte. Wo sollten sie in dieser Gegend hinfliehen. Der gemeine Soldat war vielleicht teilweise auch ganz zufrieden, daß die Entbehrungen der Belagerung nun ein Ende hatten.

Während die japanischen Soldaten natürlich ebenso wie ihre Offiziere den größten Takt zeigten, ließen es die Chinesen, wo der Zug ihre Dörfer passierte, nicht an höhnischen und verächtlichen Bemerkungen fehlen. Alle Demut war aus den sonst so schweigsamen Gesichtern verschwunden und unverhüllt zeigten sie ihre Schadenfreude, daß nunmehr der für unbesiegbar und allmächtig gehaltene Russe, dessen verächtliche Behandlung sie nur mit Zähneknirschen ertragen hatten, von einem Volke zu Boden geworfen war, das ihnen jedenfalls näher stand, bessere Behandlung gewährleistete, ja vielleicht persönlich sie ganz in Ruhe lassen würde. Bei der Bahnstation Cheraschi wurde ein Lager aufgeschlagen, und hier mußten die Gefangenen warten, bis der Zug von Dalny kam. Während des Aufenthaltes und Mahles herrschte allgemeine Fröhlichkeit, und auch den Offizieren war keinerlei Niedergeschlagenheit anzusehen. Sie gingen scherzend umher, als ob nichts passiert wäre und zeigten jene russische Gleichgültigkeit, welche in diesem Kriege und vor allem vorher so unendlich viel Unglück angerichtet hat. Niemand dieser Leute hatte ein Gefühl für den schweren

militärischen Verlust, sondern sie mochten wohl denken, sie hätten ihre Schuldigkeit getan, Stössel sei verantwortlich und im übrigen sei ja der Zar da, welcher alles zu einem guten Ende leiten werde.

Am 12. Januar verließ Stössel mit seinem Stabe und einer Anzahl Offizieren, welche ebenfalls auf Ehrenwort in die Heimat zurückkehrten, die Festung und danach die Station Cheraschi mit dem Zuge nach Dalny. General Nogi hatte anfangs beabsichtigt, dem russischen General und den noch in der Festung weilenden Frauen und Kindern einen Eisenbahnzug bis in die Stadt Port Arthur zu schicken. In der Nähe der Festung war aber die Strecke derartig demoliert, daß sie sich in so kurzer Zeit nicht herstellen ließ. So mußten sie denn über eine deutsche Meile teils zu Fuß, teils zu Wagen zurücklegen. Unser englischer Gewährsmann berichtet, wie hauptsächlich die armen Frauen unglaubliche Preise für schlechtes Fuhrwerk hätten zahlen müssen.

Die Bahnstation bot später einen malerischen Anblick. Die Offiziere lachten und scherzten, als wenn sie eben einen Sieg errungen hätten und die Japaner mochten während des Schlußaktes dieses Dramas denken, wie sie acht Jahre vorher, obgleich als Sieger, die von ihnen eroberte Festung verlassen und aufgeben mußten, weil Rußland, Deutschland und Frankreich sich gegen das damals viel weniger mächtige japanische Inselreich zusammengetan hatten und es an vollständiger Ausnutzung des Sieges über die Chinesen hinderten.

Obgleich die japanischen Offiziere auf dem Bahnhof von Cheraschi vollkommene Haltung bewahrten und sich den russischen Offizieren in jeder Weise behilflich zeigten, ihnen ihr Gepäck besorgten, Plätze anwiesen usw., konnten Kundige ihnen doch den angeborenen Widerwillen gegen russische Art und russisches Wesen ansehen. Die Leichtfertigkeit, welche die russischen Offiziere zur Schau trugen, mochte sie nun echt sein oder nicht, trug das ihrige dazu bei; hauptsächlich aber war es die höhnische Verachtung, welche speziell der russische Offizier in der Beurteilung, ja selbst in Gegenwart des Japaners zeigt. Wir haben schon jetzt gesehen, daß diese Verachtung eine der Haupturſachen der russischen Niederlagen bildete. Es lag vielleicht eine Absicht darin, daß die überwundenen Verteidiger ihren Siegern zeigen wollten, daß sie für sie noch immer die kleinen verächtlichen Makakis geblieben seien und daß die persönliche Wertmessung sich nicht geändert habe. Die Geschichte hat den Russen hierin Unrecht gegeben.

Der englische Berichterstatter als Freund der Japaner und des japanischen

Wesens, drückt sich natürlich sehr drastisch und wohl auch übertrieben in betreff dieser Vorgänge aus. Er meint, man habe die Ankunft der besiegten und gefangenen Russen auf dem Bahnhof von Cheraschi mit Gefühlen erwartet, welche sympathischem Mitleid nicht fern gewesen seien. Aber nachdem man die höheren wie niederen Offiziere fast im Ballanzug gleichgültig und vergnügt habe umherstehen sehen, nachdem ferner ihre höhnische Verachtung gegen den Japaner in unhöflichster Weise zum Ausdruck gebracht worden sei, da sei allerdings jenes Gefühl geschwunden und der Auffassung gewichen, daß die Kriegsgeschichte hier ein gerechtes Urteil gesprochen habe.

Um so bemitleidenswerter zeigte sich jedoch der Zustand der Frauen und Kinder, unter welchen übrigens nicht viele Angehörige der Offiziere sich befanden. Die meisten waren Frauen von Zivilisten und Unteroffizieren. Eine arme Frau schleppte sich mit drei Kindern herbei, von denen eins nur wenige Monate alt war. Sie fand bei den russischen Offizieren keine Hilfe, obgleich sie darum bat untergebracht zu werden und schließlich erbarmte sich ihrer ein russischer Soldat, welcher das Kind auf den Arm nahm bis der Zug abging.

Endlich zeigte sich in der Ferne eine Staubwolke, welche die Ankunft des Generals Stössel verkündete. Zum letztenmal ritt er sein graues arabisches Pferd und ihm zur Seite befand sich sein Stabschef, der vorhergenannte Oberst Reiß. Nicht weit davon fuhr Frau Stössel in einem Fuhrwerk und hatte fünf vaterlose Kinder bei sich, für die sie sorgte, seitdem der Vater getötet worden war. Stössel stieg langsam vom Pferde und machte sich zunächst zu den Offizieren, welche sich aufgestellt hatten, um ihn zu begrüßen. Der Gruß seitens der letzteren war kalt und zeigte weder Verehrung noch Anhänglichkeit für den Führer, unter dem sie so viele schwere Stunden hatten aushalten müssen. Der General schien von der Erwiderung seines Grußes nicht befriedigt zu sein und wandte sich beschleunigten Schrittes nach dem Wartesaal der kleinen Station, wo seine Gattin ihn bereits erwartete. Es empfing ihn dort der General Fjischi und richtete ihm Empfehlungen vom Oberkommandierenden der Belagerungsarmee, General Nogi, aus. Zuschauer hatten auch hier den Eindruck, als ob Stössel der Sieger und Fjischi der Unterworfene sei, so hoch war sein Benehmen und soviel ostasiatische Unterwürfigkeit schien sich in der Höflichkeit des andern auszudrücken.

Endlich war der Augenblick zur Abfahrt des Zuges gekommen und Frau Stössel brachte mit Mühe ihre schwer lenkbare Kinderschaar in den für sie und

ihren Gemahl bestimmten Salonwagen. Stössel verabschiedete sich von Jijischi durch Händedruck und wollte sich mit einem letzten Gruß von seinen Offizieren verabschieden, da erblickte er in der Nähe eine kleine Gruppe abgerissener russischer Soldaten. Er wandte sich zu ihnen und reichte einem die Hand; vielleicht hatte er erwartet, der bewegte Gegengruß des Soldaten werde jetzt die Anhänglichkeit an den obersten Führer in rührender Weise ausdrücken. Wir

Ein Bahneinschnitt in der Nähe von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

kennen ja die Geschichten von den russischen Soldaten, welche ihre Generale umarmen und Tränen vergießen.

Stössels Wunsch, auf diese Weise der internationalen Öffentlichkeit als populärer Führer zu erscheinen, scheiterte. Der Soldat schien zu wenig an derartige Bezeugungen des Wohlwollens gewöhnt zu sein. Er blickte seinen General stumpfsinnig und furchtsam an und rührte sich nicht. Da drehte Stössel sich kurz um und stieg in den Zug.

Trotzdem der Dalnyer Eisenbahnzug lediglich militärischen Zwecken diente,

und vom Personenzug außerordentlich weit entfernt war, hatte man für den General Stössel und dessen Gemahlin einen Salonwagen besorgt, außerdem einen Wagen dritter Klasse für die Frauen und Kinder. Sobald Stössel seinen Wagen betreten hatte, erfolgte ein wilder Sturmlauf aller auf die wenigen übrigen Wagen, Offiziere und Soldaten drängten, Frauen und Kinder hatten das Nachsehen oder mußten sich in ungedeckte Wagen vierter Klasse ohne Decke und Seitenwände, also auf einer einfachen Plattform, auf ihre Koffer setzen.

Ein japanischer Offizier äußerte mit dem ganzen Nachdruck des Rassenhasses: „Ihre Frauen behandeln sie wie die Tiere." Nachdem sich noch einige japanische Offiziere ins Mittel gelegt hatten, um eine gerechtere Platzverteilung durchzusetzen, setzte sich endlich der Zug langsam in Bewegung, der Zug einer Bahnstrecke, welche die Russen gebaut hatten und welcher sie nun als Besiegte von dem Schauplatz entfernte, wo sie, nach allerdings tapferem Widerstande, den verachteten Japanern hatten weichen müssen.

Wir haben im obigen an der Anschauungs- und Betrachtungsweise des englischen Berichterstatters nichts geändert und der Leser wird selbst gesehen haben, daß erstere vielleicht manche Härte und Ungerechtigkeit aufweisen mögen. Seine Bemerkungen über das Benehmen und die Art speziell der russischen Offiziere dürfte allerdings wohl zutreffen, denn zu viele andere Seiten, welche nicht den englischen Haß gegen das Russische haben, sagen dasselbe. Wir haben ja auch Deutschland gegenüber oft die russische Überhebung feststellen können, nur, daß sie nicht so verhängnisvolle Folgen hatte, wie jetzt dem Reiche des fernen Ostens gegenüber. Alle hier angedeuteten russischen Eigenschaften hängen eng mit den Ereignissen dieses Unglücksjahres zusammen. Die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit, der Mangel an Verantwortungsgefühl, das gänzliche Fehlen der Eigenschaften eines Soldatenerziehers, maßlose Überschätzung der eigenen Eigenschaften und Verachtung der fremden Völker, das sind Fehler, welche auch die größte Armee innerlich zugrunde richten und einem Feinde wie den Japanern nachher nichts weiter übrig bleibt, als durch kräftigen Anstoß das morsche Gebäude zu zertrümmern.

Kehren wir nun zum Gegenstand, Port Arthur, selbst zurück. Nachdem wir alle Unterlassungssünden und sonstige persönliche und materielle Mängel erörtert haben, kann es wohl keinerlei Zweifel unterliegen, daß Port Arthur in anderen Händen sich viel länger, ja vielleicht überhaupt während der ganzen Dauer des Krieges gehalten haben würde. Die überschwenglichen Lob-

preisungen, welche zuerst der russischen Verteidigung gezollt wurden, sind wohl überall verstummt; speziell den Verantwortlichen in Rußland mag nach den Schilderungen, woran es in Port Arthur gefehlt habe, wohl oft der Gedanke gekommen sein, was diese Festung hätte leisten können, wenn sie gewissenhaft vorbereitet gewesen wäre, wenn man ihr von Anfang an den richtigen Mann als Kommandanten gegeben hätte. Es entspricht nur dem vorher angedeuteten Bilde, wenn wir hören, daß General Stössel sich vor der Einschließung der Festung gerühmt hat, ein Feldgeneral zu sein und vom Festungsbau wie der Festungsverteidigung nichts zu verstehen.

Im übrigen liegt es uns, wie gesagt, völlig fern, die heroischen Anstrengungen des russischen Soldaten während der Belagerung herabzusetzen. Er hat sich seines alten Ruhmes hier würdig gezeigt, ebenso wie diejenigen Offiziere, welche als eigentliche Organisatoren der Verteidigung angesehen werden müssen. Nein, ein Tottleben ist der General Stössel nicht, ein solcher hätte die Festung nur in Trümmern übergeben, oder, was wahrscheinlich wäre, er hielte sie noch.

Was für furchtbare Anstrengungen haben die Japaner selbst unter den bestehenden Verhältnissen machen müssen, wie ungeheuer waren ihre Verluste, trotzdem sie einen ausgezeichneten General und das denkbar beste Menschenmaterial nach Kwantung geschickt hatten und rücksichtslos einsetzten. Mochte Port Arthur nach Vernichtung des zugehörigen Geschwaders als Stützpunkt auch zur Zeit wertlos sein, so war seine Wichtigkeit allein für die Friedensverhandlungen schon eine ganz ungeheure.

Nun hat es keinen Zweck, über Unmöglichkeiten zu sprechen, daß aber könnte späterhin doch eine wichtige Lehre der Belagerung von Port Arthur sein, daß nämlich die Japaner, wenn sie im Besitz der Festung sind und diese, wie es ihre Art ist, gewissenhaft ausgestaltet haben, im stande sein werden, sie gegen jeden Feind eine beinah unbegrenzte Zeit hindurch zu verteidigen. Bei Beginn des Krieges konnte man wohl mit Recht sagen, Port Arthur sei uneinnehmbar, denn damals setzte man, wenn auch fälschlicherweise, eine Verteidigung voraus, welche im Verhältnis stand zu den von der Natur schon getroffenen ausgezeichneten Vorbereitungen.

Als Kriegshafen hat Port Arthur manche Schattenseiten, unter andern hauptsächlich die, daß im Hafen liegende Schiffe gegen Feuer von draußen nicht gesichert sind; einen ferneren Nachteil bildet die lange und schmale Ein-

fahrt, welche das Aus- und Einlaufen der Flotte außerordentlich verzögerte. Nun, vielleicht können die Japaner da Wandel schaffen. Einmal durch Verbreiterung und Vertiefung der Einfahrt und dann durch Anlage einer neuen. Schon die Russen hatten eine zweite Einfahrt geplant, welche die Tigerhalbinsel an ihrem südlichen Ende durchschneiden sollte. Hier hängt sie nämlich nur mit einer ziemlich schmalen Landenge am Festlande. Mit dem Durchstich allein wäre es allerdings nicht getan, sondern, um für die Schiffahrt brauchbar zu sein, müßten sehr umfangreiche Baggerungen in dem westlichen Teil des Hafenbeckens vorgenommen werden. Augenblicklich ist dieser Teil noch so flach, daß selbst mittelgroße Schiffe ihn und infolgedessen auch die neugeplante Passage, nicht durchfahren könnten.

Russische Offiziere beobachten die Angriffsbewegungen der Japaner.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

Allgemeine Betrachtungen.

Die inneren Zustände in Rußland.

Ungefähr zur selben Zeit als der Fall von Port Arthur jeden vaterlandsliebenden Russen mit Sorge und Bitterkeit erfüllte, begannen die inneren Unruhen eine zeitweilig recht bedrohliche Gestalt anzunehmen.

Im Winter 1904/05 nun machte eine große Zahl neuer Streiks in den Hauptstädten eine große Menge Menschen arbeitslos und bald fanden sich Agitatoren und Führer, welche der törichten Menge einredeten, sie könnten sie zum Erfolge führen. Allerhand niedere Instinkte waren, wie bei allen solchen Gelegenheiten, natürlich besonders tätig und so kam es denn zu jenen Straßenkämpfen, die teilweise ziemlich blutig gewesen sein sollen. Damals schon zeigte es sich übrigens, daß man sich auch auf das Militär und speziell die Mannschaften der Marine nicht mehr unbedingt verlassen konnte. Einige Monate später trat diese Tatsache allerdings in viel erschreckenderer Weise noch hervor. In jene Periode fällt auch jener Kartätschenschuß, welcher gelegentlich des Festes der Wasserweihe um ein Kleines den Zaren und seine Umgebung getroffen hätte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, uns hier auf die Verfassungsfrage und sonstige innere Angelegenheiten Rußlands einzulassen, sondern wir wollen die Unruhen jener Zeit, deren Ende auch heute noch nicht abzusehen ist, nur im ganzen und vor allem mit Beziehung auf den Krieg betrachten. Wir erkennen durchaus an, daß die bisherige Verwaltung in Rußland dringend einer andern Organisation bedürfte, daß ferner hauptsächlich die Zustände auf dem platten Lande jeder Beschreibung spotten, daß endlich die Persönlichkeit des Zaren nicht derart ist, daß von ihm eine wirkliche Abhilfe erwartet werden kann.

In Deutschland wird bekanntlich sehr viel über die inneren Zustände Rußlands geschrieben, aber wohl nur ein äußerst geringer Teil von denen, welche darüber schreiben, hat auch nur eine leise Ahnung, wie es wirklich in Rußland aussieht und wie geartet der Russe ist. Wir finden in Rußland das Merkwürdige beieinander: die Unzivilisiertheit und zugleich eine Degeneration, wie sie sonst nur überkultivierten Völkern als charakteristisches Merkmal eigen ist. Diejenigen Leute bei uns also, welche beständig die Worte Reorganisation usw. im Munde führen, möchte man fragen, mit welchen Elementen sie denn z. B. die Beamtenschaft und die Offizierskorps, jedenfalls den größeren Teil derselben, reorganisieren wollen. Wo findet sich das unverdorbene, dabei

intelligente und gebildete Menschenmaterial in Rußland, welches hier frisches und gesundes Blut hineinbringen sollte? In den Städten wird man es nicht finden und was das platte Land betrifft, so ist ja der russische Bauer z. B. nicht mit dem deutschen und französischen zu vergleichen. Durch Mißwirtschaft und unverschuldete Hungersnot ist das russische Landvolk mit der Zeit immer mehr heruntergekommen, ja es befindet sich, wie man festgestellt hat, in dem traurigen Zustande dauernder Unterernährung und, wie es der Fall zu sein pflegt, einem dementsprechend wachsenden Alkoholverbrauch.

Moralisch und physisch ergibt sich daraus ein stetig und schnell fortschreitender Rückgang. Diese armen Bauern, deren Bildung auf denkbar niedrigster Stufe steht, haben keine politischen Ideale, wie sie ihnen speziell die deutsche liberale Presse zuschreibt. Was wissen sie von Verfassung und Selbstverwaltung. Ihr einziger Gedanke ist, bessere Lebensbedingungen und vor allem die dauernde Möglichkeit ausreichender Ernährung anzustreben. Anderes bezwecken die Unruhen auf dem Lande sicher nicht und es ist deswegen falsch, sie mit den politischen Machinationen, soweit sie sich gegen die Monarchie richten, oder, anders ausgesprochen, politische Ziele haben, zusammenzuwerfen.

Wie oft haben speziell deutsche Zeitungen schon die Revolution in Rußland angekündigt und zwar meist mit schlecht verhehlter Genugtuung. Im Winter 1905 war man sogar beinahe sicher, nachdem der Priester Gapon an der Spitze eines großen Volkshaufens jene verunglückte Demonstration gemacht hatte, die mit Blutvergießen endete. Gewiß sind solche Vorgänge nicht zu unterschätzen und wie groß Unzufriedenheit und Not in Rußland sind, zeigt das fortwährende Aufflammen neuer Unruhen und Aufstände, zeigen ferner auch die Attentate, denen im Winter 1905 ein Onkel des Zaren und viele hervorragende Beamte zum Opfer fielen. Was man aber unter einer Revolution versteht, also eine allgemeine Volkserhebung, um das Bestehende zu stürzen, wie es in Frankreich war, so etwas ist in Rußland wohl ganz ausgeschlossen. Einmal glauben wir nicht, daß der russische Charakter einer solchen verzweifelten Massenenergie auf die Dauer fähig ist. Ob sich führende Geister finden könnten, ist ebenfalls eine Frage, die man nicht ohne weiteres mit Ja beantworten möchte. Das größte und vielleicht entscheidende Hindernis bildet aber die Dünne der Bevölkerung und die Größe der Entfernungen im weiten Rußland. Das Wesen der Revolution ist nicht zum wenigsten Konzentration und wie will man diese in Rußland erreichen. Vor allem ist kein örtliches Zentrum vor-

handen. Endlich bleibt das russische Heer, welches auf absehbare Zeit ohne Zweifel zum größeren Teil eine Stütze des Thrones bleiben wird.

Es mag ja hier und da Ausnahmen geben, es mag ein Regiment mit Unteroffizieren und Offizieren meutern, so macht das nicht so viel aus, sondern der Zar wird immer mit Leichtigkeit genügend treue Soldaten aus den verschiedenen Gegenden seines weiten Reiches zur Verfügung haben, um jeden gegen ihn gerichteten Aufstand mit Erfolg niederzuschlagen. Allerdings dürfte das nur dann gelten, wenn man jetzt aus den drohenden Zeichen eine Lehre zieht und sich eine energische Besserung der inneren Verhältnisse des Heeres angelegen sein läßt. Sonst könnte es allerdings wohl mit der Zeit dahin kommen, daß diese Stütze des Thrones ebenfalls morsch wird.

Schon zu Anfang des Krieges haben wir gesehen, daß er in Rußland keineswegs populär war. Was wußte man in Rußland von der Mandschurei, was schließlich von Japan. Vielfach war man der Meinung, die Mandschurei sei ein russisches Land, das die Japaner wegnehmen wollten. Immerhin aber war sie weit weg, die Japaner verachtete man und diese Verachtung wurde törichterweise künstlich durch Leute geschürt, die es besser wußten und so war denn der Schluß, den die indifferente Menge zog, man möge die Japaner wegjagen und die Mandschurei sichern. Niemand in den halbgebildeten und ungebildeten Kreisen hat wohl im Anfang des Jahres 1904 an einen großen Krieg gedacht.

Als nun ein Mißerfolg, eine Niederlage nach der andern kam, als sich die russischen Heerführer zu Lande und zu Wasser den Japanern unterlegen zeigten, als die russische Verwaltung sich die schlimmsten Blößen gab und jeden Tag die ungeheuerlichsten Unterschlagungen auch bei Organisationen der Wohltätigkeit, wie das Rote Kreuz, in die Öffentlichkeit drangen, als endlich Hunderttausende von Russen im fernen Osten fielen, wund oder krank darniederlagen, da war natürlich ein höchst nachteiliger Einfluß auf die Volksstimmung bemerkbar.

Hatte man vorher von einem gefahrlosen militärischen Spaziergang geträumt und den ganzen Krieg deswegen gleichgültig betrachtet, so war man jetzt sprachlos vor Staunen und Unzufriedenheit, daß man für die Mandschurei, ein großes unkultiviertes Land, welches nicht einmal Rußland gehörte, so ungeheure Opfer an Menschen brachte. Hinzu kamen die immer wachsenden Geldopfer, und so ist bis jetzt die Ansicht immer allgemeiner geworden, daß dieser Krieg überhaupt nicht hätte geführt werden sollen und daß der Zar

Russische Sanitätssoldaten bei einer Winterübung.
(Nach einer Photographie.)

jedenfalls sofort hätte Frieden schließen müssen, nachdem er die Unterlegenheit seiner Feldherren und Soldaten gegenüber den Japanern nicht mehr verkennen konnte.

Bei einem für Rußland erfolgreichen Verlauf des Krieges wäre wahrscheinlich die Stimmung eine erheblich andere gewesen und man hätte den Krieg eher als eine vaterländische Sache betrachtet. So aber, wie die Sache nun wurde, dachte man, es sei ein Verbrechen, einem außerrussischen Lande, von dem man überhaupt nichts wußte, so ungeheure und dabei nutzlose Opfer an Geld und Menschen zu bringen.

Man erkennt leicht die Wechselwirkung dieses Gefühls mit dem der Unzufriedenheit über die bestehenden inneren Zustände. Hier sollte das Volk geben und dort sollte es geben, nirgends war es der empfangende Teil und seine Wünsche verhallten ungehört. So fanden denn auch schon nicht lange nach Beginn des Krieges überall da Unruhen statt, wo man Reservisten für den ostasiatischen Feldzug aushob.

Nirgends, wie einwandfreie Augenzeugen berichten, fand man unter diesen Reservisten und ihren zurückbleibenden Angehörigen patriotisches Empfinden oder auch nur das Gefühl der Notwendigkeit, daß dem Vaterland eben mit

Soldaten widerspruchslos gedient werden müsse, sondern überall nur tiefe Erbitterung und hoffnungslosen Jammer.

Als nun später noch die ungeheuren Verluste aus den großen Schlachten bekannt wurden, da wurde es natürlich mit der Unzufriedenheit bei den immer

Blick in ein Fort von Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

sich wiederholenden Neuaushebungen noch schlimmer. Nicht viel anders stand es mit der Gesinnung eines sehr großen Teils gebildeter Russen. Sie hatten den Krieg von vornherein aus politischen wie moralischen Gründen verurteilt, es außerdem für einen Fehler erachtet, kostspieligen Krieg nach außen zu führen, wo gerade im Innern so große und kostspielige reformatorische Arbeit dringend notwendig war. So sind wir häufig bei Russen, und es ist auch öffentlich

ausgesprochen worden, ganz offenen Sympathien für die Japaner begegnet, ja, man wünschte ihnen geradezu den Sieg, damit der Krieg bald zu Ende gehe und — — damit Rußland endlich eine freie Verfassung erhalte.

Die Japaner haben sich ja sogar im Felde mit gewohnter Schlauheit diese russischen Stimmungen zu Nutze gemacht. Häufig wurden in russischer Sprache geschriebene Flugschriften im Felde in die Hände der russischen Soldaten gespielt, worin ihnen die Trostlosigkeit ihrer inneren Zustände vor Augen geführt wurde und daß der Krieg alles nur noch schlimmer mache, sie aber, die russischen Soldaten, hätten es ja in der Hand, dem Zaren das Kriegführen unmöglich zu machen, wenn sie die Waffen niederlegten und sich ergäben. Wir werden später noch darauf zurückkommen, aber es scheint nämlich zweifellos, daß die russische Mandschureiarmee durch solche Umtriebe, mochten sie nun vom Feinde oder von russischen Agitatoren ausgehen, stark infiziert worden ist. Im einzelnen entziehen sich die inneren Zustände der Mandschureiarmee unserem Urteil, denn alle Nachrichten über sie sind durch die Zensur gegangen; nur betreffs der Offiziere sind hier und da Nachrichten in die Öffentlichkeit gekommen, welche allerdings kein besonders gutes Licht auf das Offizierkorps werfen. Wo dieses aber mangelhaft ist, da kann der Unteroffizier und Soldat nicht lange mehr sich eine hohe Qualität bewahren.

Selbstverständlich ist ebensowenig wie bei den Bauern auch bei dem Gros der Soldaten die Rede davon, daß sie in Gedanken oder in Gesprächen Politik trieben oder überhaupt imstande wären, sich damit zu beschäftigen, ja sie wären gar nicht imstande, natürlich von Ausnahmen abgesehen, politische Flugblätter zu lesen, geschweige denn zu verstehen. Wirksamer würden schon Appells sein, welche ihnen nahelegen, wie unnütz und sinnlos doch dieser Krieg sei, in welchem Hunderttausende von Söhnen Rußlands bluten müßten, während die Angehörigen zu Hause Hungers sterben. Daß es ferner ein frivoler Eroberungskrieg sei, da kein Feind die russische Erde bedrohe und doch das Volk letzten Endes die ungeheuren Kriegskosten tragen müsse. Wie die späteren Monate zeigten, ist das russische Unteroffizierkorps der Marine, ja selbst das Offizierkorps teilweise politisch ziemlich stark angekränkelt. Der russische Unteroffizier steht seiner Bildung nach durchschnittlich sicher nicht hoch und ohne Zweifel beträchtlich unter dem deutschen Unteroffizier. Er kann aber lesen und schreiben, liest Zeitungen und hält es für seine Pflicht und Ehre, sich mit Politik zu beschäftigen, er ist halbgebildet und so kann es uns nicht wundernehmen, wenn der

Einfluß geschickter und gewissenloser Agitatoren nicht nur ihm den Kopf verdreht, sondern ihn auch veranlaßt, den seiner Untergebenen ebenfalls zu verdrehen.

Die Ereignisse im Schwarzen Meere, auf die wir später zu sprechen kommen werden, sind noch frisch im Gedächtnis, ähnliche Erscheinungen sind allem Anschein nach auf der Flotte Roschdjestwenskys bezw. Nebogatoffs aufgetreten, es wäre wahrlich sehr unwahrscheinlich, wenn die Mandschureiarmee gänzlich davon verschont geblieben sein sollte. Sie war und ist um so empfänglicher, weil sie bisher nichts als Mißerfolge und zwar ungeheure, blutige Mißerfolge zu verzeichnen gehabt hat.

Eine große Armee in guter moralischer Verfassung zu halten dazu bedarf man nicht nur ganz ausgezeichneter Führer, sondern auch eines in jeder Beziehung sehr hoch stehenden Offizierkorps aller Chargen. Leider hat der Verlauf des Feldzuges gezeigt, daß über ein solches Offizierkorps die russische Armee nicht verfügt. Sicher mag es ausgezeichnete Regimenter geben, aber im ganzen kann es niemand behaupten. Die Mandschureiarmee stand von Anfang an und steht heute noch in dauernder Verbindung mit der Heimat; die revolutionären Elemente Rußlands werden ohne jeden Zweifel alles getan haben, um zersetzenden Einfluß auf die Armee zu üben. Insofern existiert also ganz entschieden eine gewisse Wechselwirkung zwischen den inneren Zuständen Rußlands und dem Wert der außerhalb seiner Grenzen stehenden Truppen. Es mag das auch für einen großen Teil der Offiziere gelten, denn auch diese bringen dem Objekt des Krieges, wie uns sogar russische Berichterstatter erzählt haben, die äußerste Gleichgültigkeit entgegen, haben weder Vertrauen zu ihren Untergebenen, noch zu ihren Vorgesetzten, noch zu sich selbst und sehnen sich nur nach Frieden. Bei einem großen Teil von ihnen gerade spielt das politische Moment auch eine erhebliche Rolle. Ihre höhere Bildung befähigt sie, die Bestrebungen und Vorgänge zu verstehen und man hat wohl Grund anzunehmen, daß in vielen Fällen ihnen die Verfassungsfrage viel höher steht als die Pflichten, auf welche sie vereidigt worden sind.

Es ist bis jetzt noch nicht festgestellt, jedenfalls aber noch nicht veröffentlicht worden, ob die innerpolitischen Verhältnisse Rußlands schon von direktem Einfluß auf die Kriegsvorbereitungen gewesen sind. Wir haben schon früher hier die Frage offen lassen müssen, ob die vielen Unfälle und Havarien der in den russischen Ostseehäfen auszurüstenden Schiffe nur der Nachlässigkeit oder gar

der Absicht zuzuschreiben seien. Auf den Zustand des Roschdjestwenskyschen Geschwaders werden wir nachher noch zurückkommen, danach scheint es beinahe zweifellos, als ob tatsächlich viel Absicht dabei gewesen ist, einmal die Ausreise des Geschwaders zu verzögern und dann die Schiffe so hinausgehen zu lassen, daß sie sich tatsächlich in einem kriegsbrauchbaren Zustande nicht befanden. Wenig anders mag es vielleicht auch mit der Herstellung von Geschützen und Munition der Landartillerie, Proviantlieferungen und Ähnlichem gewesen sein. Wissen wir auch nichts Näheres darüber, so kann man sich das ohne weiteres denken, einen wie unendlich großen Schaden die eigenen Volksgenossen dem Lande während eines schweren Krieges tun können, wenn sie sich nicht nur nicht bestreben aus allen Kräften zu helfen, sondern vielmehr in verbohrtem politischen Fanatismns dem Feinde den Sieg wünschen, weil sie davon eine Besserung der inneren Verhältnisse erhoffen.

Auf der andern Seite ist die Bedeutung der inneren Unruhen für den Krieg ganz außerordentlich übertrieben worden, die Leichtgläubigkeit anderer Länder, speziell Deutschlands, ist hierin ganz außerordentlich. Wenn irgend ein russischer Student in Berlin erklärt, die inneren Zustände würden Rußland in kurzem verbieten, den Krieg weiter zu führen, so wird man es schon tags darauf als Tatsache in der Zeitung lesen. Wir glauben vielmehr, daß der russische Minister Witte darin vollkommen recht hatte, wenn er meinte, daß diese Unruhen auf die Möglichkeit, den Krieg fortzuführen, durchaus keinen Einfluß hätten. Warum nicht, das haben wir schon in Obigem angedeutet: Es ist kein Zentralpunkt und keine Zentralisierung vorhanden und die zur Verfügung stehende Militärmacht wird immer noch mehr als ausreichend sein, um die Ordnung herzustellen, selbst wenn auch viel mehr Truppen für den fernen Osten verlangt würden.

Selbstverständlich ist es der Wunsch, zunächst der Japaner und dann aller andern Nationen oder Teile von deren Angehörigen, welche an Rußlands inneren Zuständen Ärgernis nehmen, daß der Einfluß der Unruhen auf den Krieg ein bedeutender wäre. Die Einen würden daran die Hoffnung baldigen Friedensschlusses knüpfen, die andern den, daß die Wünsche freierer Verfassung sobald wie möglich vom Zaren erhört und in die Tat umgesetzt werden.

Es sind das alles außerordentlich wichtige Fragen und es ist charakteristisch für die merkwürdigen Verhältnisse dieses Krieges, daß man jetzt nach anderthalbjähriger Dauer tatsächlich noch so wenig Genaues darüber weiß.

Die Reste der russischen Flotte im Hafen von Port Arthur.

Im Vordergrunde „Poltawa", weiter zurück links „Retwisan", rechts „Pallada" und „Pobjeda".

(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Die Besatzung von Port Arthur kurz vor ihrem Transporte nach Dalny.

(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

Sollte es wahr sein, wie ein sonst tüchtiger und gut orientierter Berichterstatter sagt, daß ungefähr 900 Offiziere und Militärärzte sich mit einem Schriftstück, enthaltend die Forderung der Anbahnung von Friedensverhandlungen, an den Oberstkommandierenden der mandschurischen Armee, General Kuropadkin, gewandt hätten, ja dann stände es allerdings schlimm in der Mandschurei. Dieses Gesuch soll sich offen über die allgemeine Mutlosigkeit der Mannschaft und die Furcht vor einer bevorstehenden Hungersnot ausgesprochen haben. Nun, jenes Gespenst der Hungersnot vom Winter 1905 hat sich als wesenloses Gespenst gezeigt. Man hat entschieden die Leistungen der russischen Intendantur und die Hilfsquellen des Landes, von welchen gleich die Rede sein soll, unterschätzt.

Wir führen den Vorgang auch nur als Zeichen dafür an, daß die Disziplin in der Mandschurei-Armee, was die Offiziere angeht, wohl sicher gelitten hat. Die Ereignisse im europäischen Rußland zeigen ja auch, wie sehr sich dieser Stand dort mit Politik beschäftigt, beschäftigen zu müssen glaubt. Man kann sich wohl denken, daß hauptsächlich die letzten Kämpfe am Schaho, wo die geplante und befohlene Offensive nicht zum Erfolge kam, daß ferner die Eroberung von Port Arthur einen äußerst deprimierenden Eindruck gemacht haben, noch mehr aber vielleicht die inneren Verhältnisse.

Es stellt ja schon die äußersten Anforderungen an eine Armee, wenn sie während eines vollen Jahres beinahe nur Mißerfolge erlitten hat und ständig zurückweichen muß. Schwindet den Führern auch vielleicht nicht das Vertrauen, weil sie sich die Übersicht zu wahren glauben, so kommt es ganz bestimmt nicht nur dem Soldaten und sogar in höherem Grade als diesem den übrigen Offizieren abhanden, gerade weil sie das nötige Verständnis besitzen und stark zur Kritik geneigt sind. Besteht in einem solchen Heere nicht eine eiserne Disziplin und größte Solidarität aller Glieder, so müssen die Folgen zersetzende sein. Disziplin läßt sich aber nicht von heute auf morgen einimpfen, sondern muß, was den Offizier und Unteroffizier anlangt, völlig und von vornherein in Fleisch und Blut übergegangen sein.

Wir werden in Zukunft auch die Bemerkung machen, daß die inneren Verhältnisse der Mandschurei-Armee sich nach außen hin zeigen und immer mehr zu wünschen übrig lassen. Ein einziger Erfolg hätte vielleicht alles zum Guten geändert, aber er ist nicht gekommen. Über die Verpflegung der Armee sind wir auch nur in der Lage, mehr oder minder anfechtbare Berichte zu

benutzen, wirklich Licht wird darüber erst eine spätere Kriegsgeschichte bringen.

Wie die revolutionäre Propaganda arbeitet, geht aus den folgenden zuverlässigen Mitteilungen hervor, daß nämlich im Winter 1905 die Geheimdruckereien von Tomsk und Irkutsk in fieberhafter Eile arbeiteten, um Tausende und Abertausende von Proklamationen herzustellen und sie den lesenskundigen Soldaten der mandschurischen Feldarmee zuzuführen.

M. Th. Behrmann, welcher sich während des Krieges in Irkutsk aufgehalten hat, macht diese Angaben und fügt ihnen wörtlich das Folgende hinzu:

„Gestern fand ich sogar in der hiesigen amtlichen Gouvernementszeitung eine derartige „An die Soldaten" überschriebene revolutionäre Proklamation beigelegt. Man kann sich ohne weiteres denken, was für eine Sprache diese Aufrufe führen: Der Krieg wird als endgültig verloren dahingestellt, die Soldaten werden als Opfer des russischen Zarismus beklagt und aufgefordert, sich dem Weitertransport nach Mukden zu widersetzen, oder sich den sibirischen sozialdemokratischen Arbeitern anzuschließen. Auch der „Zarenknecht Kuropatkin" bekommt in diesen Proklamationen seinen Teil ab.

Aus glaubwürdiger Quelle höre ich, daß allein in den letzten drei bis vier Wochen über hunderttausend derartige Aufrufe nach der Mukdener Gegend abgegangen sind. Die Japaner sorgen auch ihrerseits für eine ähnliche Entmutigung des russischen Feldsoldaten: In Tokio gedruckte Proklamationen werden häufig paketweise vor den russischen Frontstellungen gefunden und zwar geht die japanische Fürsorge so weit, daß polnisch sprechenden Soldaten Aufrufe in polnischer Sprache, den transbaikalischen Kosaken Mischtschenkos solche in burjatoischer Sprache zugehen. Die Verbreitung dürften wohl die örtlichen Chinesen übernommen haben, die nur zu gern im Trüben fischen." —

Soweit Behrmann. Man erkennt daraus, wie weit die sozialistische Propaganda schon vorgedrungen und ausgebreitet ist und kann es wahrhaftig keiner Regierung verdenken, wenn sie in drakonischer Weise dagegen vorgeht. Wir haben oben gewiß anerkannt, daß vieles in Rußland nicht ist, wie es sein könnte und sollte, dadurch wird aber an der Wahrheit nichts geändert, daß man aufs Rücksichtsloseste alle Bestrebungen bekämpfen muß, welche die Zuverlässigkeit des Heeres und damit die Wehrkraft des eigenen Landes absichtlich und bewußt schädigen.

Auf japanischer Seite findet man ja von alledem nichts. Die Japaner

sind seit altersher ein kriegerisches Volk gewesen, die Russen dagegen als Volk durchaus nicht. Rußland hat große Staatsmänner und große Feldherren gehabt, bedeutende und kriegerische Monarchen, aber ein kriegerisches Volk bilden die Russen nicht. So herrscht denn auch in Rußland weniger die japanische und deutsche Auffassung, daß der Monarch oberster Kriegsherr ist, sondern dem Russen, hauptsächlich natürlich dem ungebildeten, ist der Zar eher das Haupt der rechtgläubigen russischen Kirche. Er schwebt für den armen russischen Bauer so hoch in den Wolken, daß er ihn sich anders kaum vorstellen kann.

Möglich, daß alles das durch die Einführung der Verfassung in Rußland mit der Zeit anders wird, aber vor der Hand besitzt das japanische Volk darin einen außerordentlichen Vorsprung, einen Vorsprung, welcher die kriegerische Leistungsfähigkeit des Landes ganz enorm erhöht. Allerdings ist ja Japan auch im Vergleich zu Rußland ein kleines Land und mit darin findet die Einheitlichkeit des Sinnes aller ihre Erklärung.

Keiner unserer Leser wird den Unterschied der beiden folgenden japanischen Briefe von russischen entsprechender Art verkennen. So schreibt der Eroberer von Port Arthur unmittelbar nach seinem großen Erfolge einem Freunde zum Neuen Jahre den nachstehenden Brief:

„Meine besten Glückwünsche zum neuen Jahr. Das einzige Gefühl, das mich in diesem Augenblick bewegt, ist das der Scham und des Schmerzes, daß ich so viele Menschenleben, so viel Munition und so viel Zeit für unvollendetes Werk opfern mußte. Da schließlich General Stössels Geduld erschöpft schien, übergab er die Festung, so daß wir auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes nun unsere Bestimmungen erreicht haben. Ich habe keine Entschuldigung gegenüber meinem Souverän und meinen Landsleuten für diesen unwissenschaftlichen, unstrategischen Kampf der brutalen Gewalt.

Unsere Vorbereitungen sind nun fertig, und wir sehen mit großer Freude den Süßigkeiten einer Feldkampagne entgegen.

Lassen Sie mich noch einen Gegenstand erwähnen. Sie mögen es vielleicht amüsant finden, aber ich für meine Person bin mehr als je von dem unausbleiblichen Schaden überzeugt, welcher der Disziplin und der Gleichwertigkeit einer Armee im Felde durch die verderbliche Gewohnheit zugefügt wird, daß man sich in Friedenszeiten kostspieligen und nutzlosen Tand anschafft. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, wenn ich meine absolute Überzeugung

dahin ausspreche, daß, um den militärischen Geist zu erhalten, Einfachheit ebenso wesentlich ist wie Ökonomie und Praxis in moralischer Erziehung. Ich beziehe mich nur auf die Periode des jetzigen Krieges, wie lange er auch dauern mag, meine Meinung ist, daß, wenn unser Militär aufgehört hat, den Donner der Geschütze zu vernehmen, es niemals in die ungehörige und verderbliche Gewohnheit fallen darf, die Kleidung und was dazu gehört, nach unmilitärischen Standpunkten zu regeln.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Beileid, das Sie zum Tode meiner Söhne ausgedrückt haben und bitte, mir meine lange Entfaltung militärischer Ungeschicklichkeit zu verzeihen."

Aus der Menge der Feldpostbriefe sei noch einer herausgegriffen. Es ist der letzte Brief, den ein Rittmeister Asano an seinen Vater schrieb, bevor er unter Major Naganumas Befehl einen Aufklärungs- und Beunruhigungsritt unternahm. Der tapfere Offizier schreibt:

Eingezogene russische Reservisten auf dem Wege zum Bahnhof.
(Nach einer Photographie.)

„Wir sind entschlossen, so weit als irgend möglich in die russische Stellung vorzudringen, und wir vertrauen uns vollständig der Führung Buddhas an in dem Glauben, daß jetzt endlich für uns die günstige Gelegenheit

gekommen ist, die Gnadenbeweise, welche unser Vaterland aus der Hand unserer Kaiser durch Jahrtausende hindurch erhalten hat, zu einem, wenn auch unendlich kleinem Teile zurückzuerstatten.

Das ist der einzige Gedanke deines wertlosen Sohnes in diesem Augenblicke und er geht an seine Pflicht mit einer Freude, die keine anderen Gedanken aufkommen läßt. Niemals, das schwöre ich, werde ich dem Namen meines Vaters Unehre machen, oder die Ehre unserer Familie beflecken."

Kurze Übersicht über die Friedenstätigkeit im russischen Heere im Jahre 1904.

(Nach einer Übersicht der „Nowoje Wremja".)

In der Zentralbehörde, dem Kriegsministerium, hat infolge des Krieges der Kriegsminister gewechselt. An die Stelle des Generals Kuropatkin trat General Ssacharow, der in seiner bisherigen Dienststelle an der Spitze des Hauptstabes noch jetzt, Sommer 1905, nicht ersetzt worden ist, sondern nunmehr seit einem Jahre durch den Generalleutnant Frolow, einen der Departementschefs des Hauptstabes, vertreten wird.

Beim Kriegsministerium wurde die 1892 geschaffene Festungs-Armierungskommission durch ein Hauptfestungskomitee ersetzt, das alle den Bau, die Armierung und Ausrüstung von Festungen betreffenden Fragen zu beurteilen hat. Das Komitee ist dem Kriegsminister unmittelbar unterstellt.

Bei der Hauptartillerieverwaltung wurde eine Inspektion der gesamten Artillerie eingerichtet und dem Sohne des Generalfeldzeugmeisters, dem sehr tüchtigen Großfürsten Sergei Michailowitsch, anvertraut.

Bei der Hauptingenieurverwaltung hat man die Stelle des Chefs derselben in die eines Generalinspekteurs der Ingenieure umgewandelt und dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch übertragen. Der bisherige Ingenieurchef, Generalleutnant Wernander, wurde „Gefährte" (Towarischtsch) des Generalinspekteurs.

Auf organisatorischem Gebiete sind bei dem nicht vom Kriege betroffenen Heeresteile wichtigere Veränderungen nur im Militärbezirk Turkestan, bei der europäischen und kaukasischen Festungsartillerie und den technischen Truppen zu verzeichnen. Erstere sind in Nr. 90/1904 des Militär-Wochenblattes eingehend geschildert. Bei der Festungsartillerie wurde ein drittes Bataillon für Libau,

je eine Kompagnie für Ustj, Dwinsk, Sweaborg und Batum formiert. Ein Bataillon in Kronstadt kam infolge Abgangs nach Ostasien in Fortfall.

Die Eisenbahntruppen schieden aus den technischen Truppen aus und bilden fortan eine besondere Waffengattung mit eigenem Offizierkorps des aktiven Standes und der Reserve.

In Odessa wurde ein Seebataillon formiert. Es stellt eine technische Truppe dar, die bei Truppentransporten zur See die zur Ein- und Ausschiffung nötigen Arbeiten übernehmen soll. Eine taktische Verwendung ist nicht beabsichtigt.

Eine Reihe von Kosakenregimentern (16 Don-, 6 Kubau-, 2 Terek-) erhielten Namen russischer Heerführer. An bekannteren befinden sich darunter Jermak, Timosejew, Platow, Iłowaiski, Potemkin, Kutusow.

Rege Tätigkeit hat bei Bearbeitung der Dienstvorschriften und Reglements geherrscht. Die neue „Felddienstordnung mit Gefechtsvorschrift für Abteilungen aller Waffen" wurde nach zweijähriger Durchberatung an Stelle des Dragomirowschen Entwurfs vom Jahre 1901, an den sie sich eng anlehnt, eingeführt.

Die Schießvorschrift der Infanterie wurde durch eine Kommission neu redigiert und unterliegt nunmehr Versuchen bei der Truppe.

Die fahrende, reitende und Gebirgsartillerie erhielten als Entwürfe herausgegebene Vorschriften für das Geschütz- und Batterieexerzieren.

Größere Truppenübungen haben — wohl aus Sparsamkeitsgründen — nicht stattgefunden. In einzelnen Militärbezirken hat man deshalb die Dauer der Lagerübungen um zwei Wochen verlängert.

Die Kommandierung von Offizieren und Mannschaften der Kavallerieregimenter der Militärbezirke Warschau und Wilna zu Sappeurbataillonen ist durch eine solche zu Eisenbahntruppen ersetzt worden.

Anläßlich der Geburt des Großfürst-Thronfolgers wurde die Versetzung in die Strafklasse, welche unserer 2. Klasse des Soldatenstandes entspricht, als selbständige Strafe aufgehoben. Sie bleibt zulässig als Zusatzstrafe bei Verurteilung zu Gefängnis und Kerkerhaft. Die Körperstrafe darf nur noch bei Vergehen von Soldaten, die sich in Kerkerhaft befinden, angewandt werden.

Die Taufe des Großfürst-Thronfolgers brachte der Armee weitere Gnadenbeweise, die in erster Linie den Offizierswaisen zugute kommen. Begnadigt wurden alle Militärpersonen, die unter Verletzung bestehender Vorschriften in den Ehestand getreten waren.

Kosaken bei einer Parade vor dem Festungskommandanten in Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

An Maßnahmen, die im Jahre 1904 zur Besserung der materiellen Lage der Angehörigen des Heeres getroffen wurden, sind zu erwähnen: Eine Erhöhung von Gehalt und Tischgeldern bei einzelnen Offiziers- und Beamtenklassen des Militärgerichtswesens, der technischen Institute, der Artillerie, der Intendantur und des Militärsanitätswesens.

Um den jungen Kosaken den Eintritt ins Heer und die dadurch notwendigen Anschaffungen, besonders des Pferdes, zu erleichtern, führte man bei einzelnen Kosakenheeren einmalige Beihilfen in Höhe von 50 bis 100 Rubeln ein.

Auch im Ressort des Militärbildungs- und Erziehungswesens sind einige wichtige Änderungen zu verzeichnen. Die Vorbereitungsschule in Taschkent wurde in ein Kadettenkorps umgewandelt. Die Junkerschulen erhielten einen neuen Lehrplan.

Viel geschah für die Veteranen, die vor 50 Jahren die Belagerung von Sewastopol mitgemacht haben. Auch für die Erziehung ihrer Enkelkinder wurden Erleichterungen geschaffen.

Von den Teilnehmern am Türkenkriege 1877—1878 beförderte der Zar anläßlich der Geburt seines Sohnes diejenigen Kapitäns zu Oberstleutnants, die

Nächtlicher Kampf in einem Reisfeld.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

hierzu qualifiziert, mindestens drei Jahre Kapitän waren und in jenem Kriege wenigstens einen Kriegsorden erworben hatten.

Die Hilfsquellen der Mandschurei.

Über die Hilfsquellen der Mandschurei schreibt der Chinakenner von Drygalski:

„Einige, während eines vierjährigen Aufenthaltes in Nordchina unternommene Reisen haben mir Gelegenheit gegeben, den mandschurischen Schauplatz teilweise kennen zu lernen.

Je mehr die Truppenzahlen der beiden auf verhältnismäßig engem Raum versammelten Armeen anwachsen, desto mehr müssen die Heeresleitungen bestrebt sein, die schwierige Frage der Versorgung der großen Massen mit Bedürfnissen aller Art sicher zu stellen und sich hierbei der vorhandenen reichen Hilfsmittel des Landes und der Unterstützung der Bevölkerung versichern.

Brennholztransport für das russische Lager.
(Nach einer Photographie.)

Die Hilfsmittel der Mandschurei, welche im allgemeinen unterschätzt werden, können, in richtiger Weise ausgenutzt, von außerordentlicher Bedeutung werden.

Den Japanern, die zur Zeit im Besitz des südlichsten Teiles des Landes sind, kommen dessen Mittel vorläufig weniger zugute als den Russen, denen das ganze Hinterland, die wichtigsten Städte und die angrenzenden Gebiete zur Verfügung stehen. Japan befindet sich dafür aber in der glücklichen Lage, die See zu beherrschen und auf kurzem sicheren Wege seinen Truppen alles Nötige zuführen zu können. Bei seiner mangelhaften rückwärtigen Verbindung ist Rußland ganz anders auf das Land und seine Erzeugnisse angewiesen. In erster Linie kommen die Hilfsmittel des Landes für die Verpflegung in Betracht. Ich glaube nicht, zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß eine Mißernte in der Mandschurei die Fortsetzung des Krieges seitens der Russen ernstlich in Frage stellen würde. Der reichste Teil des Landes ist die große mandschurische Ebene. Hier ist das Hauptgetreideland und die dichteste Bevölkerung. Im Sommer wird man dort Mühe haben, ein unbestelltes Fleckchen zu finden. Nach Norden zu, hinter Charbin, geht das Land dann allmählich zur Steppe über. In den wilden und zerrissenen Bergen von völlig alpinem Charakter, die einen bedeutenden Teil des Landes einnehmen, ringt der fleißige Bauer in mühseligem Anbau in Terrassen dem Boden so viel ab, als er selbst zum Leben braucht. Das spärliche Gras der Berge dient Viehherden zur Nahrung. Der Anbau in den Flußtälern ist lohnender.

Die wichtigsten Handelsplätze sind Mukden, Kirin, Charbin und Zizikar. Von diesen Städten ziehen sich nach allen Seiten vielbegangene Karawanenstraßen bis weit in die Nachbarländer, deren Erzeugnisse auf den großen Märkten erscheinen.

Die Mandschurei hat stets in guten Jahren mehr produziert, als sie trotz der starken Bevölkerung und trotz Einwanderung großer Arbeitermassen aus Schantung brauchte. Große Mengen von Brotfrucht flossen immer in die Mongolei ab oder wurden nach Korea und von Niutschwang aus exportiert.

Der Chinese erzielt im allgemeinen auf einem Teil seines Landes zwei Ernten im Jahre. Die erste Ernte ist Ende Juni, die zweite im September.

Von den bei diesen Ernten erzielten Produkten kommen als Verpflegung für den Mann in erster Linie in Betracht Gerste, Weizen, Mais, Erbsen, Hirse, Gaulian, Bohnen, süße Kartoffeln, Kohl, Obst und allerlei Gemüse. Gaulian (Sorghum vulgare), Hirse und Bohnen sind die Hauptnahrungsmittel der Bewohner. Sie ersetzen in Nordchina den dort nur noch selten gedeihenden Reis vollständig. Das Getreide mahlt der Bauer selbst auf seinen mit Eselbetrieb

eingerichteten Mahlsteinen, deren jedes Dorf mehrere besitzt. Die großen modernen Mühlen in Charbin werden jetzt von besonderem Nutzen sein. Die verschiedenen Hirsesorten und der Kohl, der sich eingegraben bis zum Frühjahr hält, liefern allein schon dem anspruchslosen russischen Soldaten den so sehr beliebten Hirsebrei und die treffliche Kohlsuppe. — Wenn auch die im Lande vorhandenen Massen von brauchbaren Feldfrüchten sehr bedeutend sind, so wird doch ein umfangreicher Nachschub besonders von Roggenmehl zur Herstellung des Schwarzbrotes nebenher gehen müssen.

Die meisten der vorher genannten Feldfrüchte, besonders aber der Gaulian, sind ein ausgezeichnetes Pferdefutter. Die oft drei Meter langen harten Stengel dieser vielseitigen Pflanze eignen sich besonders auch zum Bau von Hütten, Dächern und ähnlichem.

Wenn auch der chinesische Bauer eine Viehwirtschaft in unserem Sinne überhaupt nicht kennt, so ist das Rindvieh, zu Arbeitszwecken gehalten, doch zahlreich und wird, besonders im Winter, gern verkauft. Auf einen ausreichenden Antrieb von Rindern, Schafen und Ziegen aus dem steppenreichen Hinterlande und der Mongolei, wo die Viehzucht in großer Blüte steht, kann gerechnet werden. Das Schaf ist ein Fettsteißschaf, das Rindvieh ein kräftiger, fleischiger Schlag. Das mit Unrecht viel geschmähte schwarze Schwein, das, wie ich aus der langjährigen Leitung eines umfangreichen Schlächterbetriebes bestätigen kann, so gut wie nie an Trichinen und Finnen leidet, ist in ungeheuren Massen, allerdings meist mager, vorhanden. Ich glaube, daß der ganze Fleischbedarf der russischen Armee, selbst wenn sie noch bedeutend anwachsen sollte, auch bei langer Dauer des Krieges aus dem Lande gedeckt werden kann. Für schwierig halte ich es, die Versorgung großer Kavalleriemassen, wie sie jetzt dort angesammelt sind, und der sonstigen Zug- und Tragetiere, besonders in den Bergen sicherzustellen. Wiesen gibt es nirgends, Heu ist ganz unbekannt.

Große Hilfsmittel stellt das Land ferner für Transportzwecke in Gestalt zahlreicher Ponys, Maultiere, Maulesel, Esel und Kamele zur Verfügung. Sie spielen bei den schwierigen Wegeverhältnissen eine bedeutende Rolle. Für den Gebirgskrieg kommen hauptsächlich die Maultiere und die ausgezeichneten Esel in Betracht, da die Wege für die Kamele oft zu schmal sind. Tragesättel sind überall dazu vorhanden. Kamele eignen sich besonders zu Diensten bei den Kolonnen und zur Ergänzung der Magazine.

Die am schwierigsten zu lösende Frage ist in der Mandschurei die Be-

Russische Soldaten beim Abkochen.
(Nach einer Photographie.)

sorgung des Feuerungsmaterials. Holz ist in ganz Nordchina ein Wertgegenstand erster Klasse. Wälder in unserem Sinne gibt es überhaupt nicht. Der Chinese heizt mit den Wurzeln seiner Feldfrüchte, Zweigen von Kiefernkuseln und mühselig zusammengekratzter Streu. Die nötige Wärme muß die dicke Kleidung geben. Bauholz wird aus Korea, Japan, Amerika und dem Amurgebiet mühsam herbeigeschafft. Die Zuführung von Brennmaterial für die russische Armee wird sich am einfachsten aus den Urwäldern am unteren Amur und Ussuri bewerkstelligen lassen, aber viel Bahnmaterial in Anspruch nehmen.

Für die Japaner löst sich die Frage bedeutend einfacher durch den Besitz der Yantai-Kohlengruben und durch Zuführung von Holz und der beliebten Holzkohle aus der Heimat.

Wichtig ist eine zweckmäßige Organisation für die ordnungsgemäße Verwertung der vorhandenen Hilfsmittel.

Es muß sich vor allem bei der Lieferung großer Mengen der Landeserzeugnisse darum handeln, daß die leitenden Verpflegungsbehörden sofort bezahlen. Ist das der Fall, dann erreicht man in China alles, sollte das aber

nicht glatt gehen, so wird bald Mangel eintreten. Es wäre ein schwerer Fehler, wenn man unter den jetzigen Verhältnissen dort versuchen wollte, durch Gewalt oder mit schlechter Bezahlung das zu erhalten, was die Truppe braucht. Die ergiebigsten Quellen würden schnell versiegen, und an Stelle der Freude des Chinesen am Gewinn, passiver Widerstand oder Schlimmeres eintreten, was den Russen, die auf das Land angewiesen sind, verhängnisvoll werden könnte.

Lieferanten in Gestalt der außerordentlich tüchtigen und zuverlässigen chinesischen Großkaufleute finden sich in Menge. Ihre Geschäftsverbindungen sind sehr ausgedehnt und gehen durch viele Provinzen, sie leisten mehr als man braucht, auch die Konkurrenz ist wesentlich. Ich glaube nicht, daß die im Lande ihr Wesen treibenden Chunchusen-Banden einen hindernden Einfluß auf den Handel ausüben werden. Diese Leutchen sind nämlich gar nicht so blutdürstig. Zusammengelaufen aus besitzlosem und arbeitsscheuem Gesindel, wollen sie eben auch leben und wenn sie das können, ohne das teure Leben aufs Spiel zu setzen, dann um so besser. Der übliche Geschäftsgang dieser Ehrenmänner ist meist der, daß sie irgend eine Gegend in Schrecken setzen, wozu nicht viel gehört und sich dann von dem machtlosen Mandarin und den Dörfern unterhalten lassen. Ziehen also Lieferanten mit ihren Waren durch eine solche Gegend, so zieht der erfahrene Geschäftsmann seinen Beutel, zahlt und mit heißen Wünschen für ihn und seine Nachkommen entläßt ihn der grimme Bandenchef. Auch diese Häuptlinge machen sich gegenseitig Konkurrenz. Es mag wohl jetzt auch rabiate Banden in japanischem Solde geben. Für diese ist der Kosak das beste Heilmittel, er wirkt schnell und mit durchschlagendem Erfolge.

Sollte die japanische Regierung in Peking Vorstellungen gegen diesen Handelsbetrieb, der für die Russen sehr wichtig ist und sich weit in neutrales Gebiet erstreckt, erheben, so wird das Resultat bei der Zuverlässigkeit der chinesischen Beamten natürlich gleich Null sein, weil diese in erster Linie ihr Schäfchen ins Trockene bringen wollen. Da das aber am leichtesten durch Erpressungen bei den Kaufleuten zu erreichen ist, so stören sie diese nicht in ihren gewinnbringenden Geschäften.

Von unschätzbarem Werte für die Russen ist der Besitz von Mukden, nicht allein als Handelszentrale, sondern gerade jetzt im Winter durch seine Lage nahe der russischen Hauptstellung nördlich des Schaho. Welche Vorteile bietet allein die Möglichkeit, die Lazarette, die Magazine, die Verwaltungsbehörden sowie einen Teil der Truppen in dem ausgedehnten Kaiserpalast, den

Amtsgebäuden, Tempeln und leeren Privathäusern unter Dach und Fach bringen zu können. Der Handel nimmt mit der ungeheuren Nachfrage natürlich einen großen Aufschwung. Die Stadt ist bekannt als Pelzmarkt und durch ihren Handel nach der Mongolei, den Tausende von Kamelen, die man dort in den Straßen sieht, vermitteln. Hier setzen auch die emsigen mongolischen Jäger ihre reiche Beute in Gestalt von Rehen, Hirschen, Antilopen, Hasen, Fasanen und anderem Wild ab; Gegenstände, die neben den massenhaft vorhandenen Hühnern und Eiern besonders für die Lazarette wichtig sind. Hunderttausende an wattierten Steppdecken und Jacken, Pelzen, Matten, Filzdecken, Fellen usw. sind in den Pfandhäusern und auf den Märkten für Geld und gute Worte zu erstehen. Das alles ist eine Ausbeute für die Truppe, wie man sie sich nicht schöner denken kann. Ohne den Besitz der Stadt würden die mandschurischen Winternächte wohl manches Hundert Tote und Kranke auf russischer Seite mehr fordern.

Was nun die Bevölkerung selbst anbetrifft, so kann nie genug betont werden, daß der größte Teil des Volkes aus Bauern besteht, die zufrieden sind, wenn sie für sich und ihre Familie zu leben haben. Jede Gelegenheit aber, besonders in Zeiten, in denen auf dem Felde nichts zu arbeiten ist, wird ergriffen, um sich einen Nebenverdienst zu schaffen, und diese Gelegenheit ist jetzt, wo sich ein Millionensegen von den Truppen ins Land ergießt, gekommen. Das Angebot von Arbeitskräften wird also, wenn regelrechte Bezahlung — 40 bis 50 Pf. täglich — erfolgt, stets ausreichend und für die Armeen eine wichtige Hilfe sein, weil es viele sonst gefesselte Kräfte für den Kampf frei macht. Chinesische Handwerker, Maurer, Tischler, Eisenarbeiter, Schuster, Schneider, Sattler werden der Truppe gute Dienste leisten. Nicht allzu fleißig, billig und stets bei einigermaßen menschlicher Behandlung gehorsam, bildet der Chinesenkuli ein vorzügliches Arbeitermaterial.

Bei Bahn-, Wege- und anderen Bauten, bei den Kolonnen als Träger und Wagenführer, den Krankenträgern in Lazaretten, Magazinen und Lagern finden sicher bei beiden Heeren Zehntausende der Kulis Verwendung. Diese Massen verpflegen sich mit ihrem Lohne selbst, zu welchem Zwecke sich schnell geschäftsgewandte Garküchen überall einfinden. Die Bevölkerung, welche durch den Krieg alles verloren hat, findet so leicht als Arbeiter wieder Lohn und Brot, wodurch Unruhen am besten vorgebeugt wird.

Die Russen haben es verstanden, während der Zeit der Besetzung der

Mandschurei mit den Chinesen ganz gut auszukommen und sich eine Menge russisch sprechendes Personal heranzuziehen. Viel zu ihrer Beliebtheit hat natürlich beigetragen, daß seit der Zeit der Besetzung des Landes durch die Russen infolge der umfangreichen Arbeiten viele Millionen ins Land geflossen sind, die den Wohlstand aller Teile des Volkes bedeutend gehoben haben. Beide Teile werden wohl auch jetzt auf ihre Kosten kommen. Das russische Papiergeld war zuerst nicht sehr geschätzt, wird aber jetzt gern genommen, da es durch die Kaufleute bei den Banken in Tientsin und Shanghai eingezahlt werden kann.

Die so viel besprochene Fremdenfeindlichkeit hat ihre Wurzel in der Hauptsache eigentlich nur unter den Beamten, Literaten und dem zahlreichen stellungslosen Beamtenproletariat. Sie hat so lange nichts zu bedeuten, als Geld verdient wird und keine Not eintritt. Bei Mißernten und anderen elementaren Unglücksfällen, die den Bauer dem Hungertode und dem Räuberhandwerk in die Arme treiben, sucht der selbst gefährdete Beamte nach einem Ablenkungspunkt und findet ihn in bequemer Weise im „fremden Teufel" oder eingeborenen Christen. Daher die meisten Aufstände und Greueltaten der verhungerten Bestien, in welcher Gestalt man den sonst so harmlosen und freundlichen Landbewohner nicht wieder erkennt. Man kann im Interesse der ganzen Sache nur den Chinesen für dieses Jahr wieder eine ebenso gute Ernte wünschen, wie im vorigen, damit ist allen Teilen am besten gedient.

Was übrigens die Art der Behandlung anbetrifft, so kann ich nach meinen Beobachtungen nur sagen, daß der Russe es viel besser versteht, mit dem Chinesen umzugehen, sei es nun mit dem Generalgouverneur von Mukden, oder dem Kuli, als der Japaner. Die ganze russische Art, nicht allein beim Geschäft, sondern auch in allen andern Dingen, behagt dem Chinesen gut und ist dem sehr ähnlich, was er von seinen Beamten gewohnt ist. Sie hat niemals das Verletzende und Verächtliche, das der Japaner in herrschender Stellung immer dem Chinesen gegenüber herauskehrt, und das oft mit grausamer Behandlung gepaart ist.

Wenn es also zu Schwierigkeiten mit der Bevölkerung kommt, so ist dies auf japanischer Seite wahrscheinlicher, als auf der anderen. Ich glaube sogar, daß die Chinesen sehr bald in dem Kampfe des mongolischen Brudervolkes um ihre Mandschurei ein Haar finden werden; der Tausch für sie wäre nicht gerade glücklich. Von Sympathien zwischen beiden Völkern ist besonders

Rast eines russischen Bagagetransportes.
(Nach einer Photographie.)

in den oberen Schichten nicht die Rede. Es würde natürlich für die Russen mancherlei Schwierigkeiten in bezug auf die Versorgung der Truppen nach sich ziehen, wenn China sich am Kampfe beteiligen würde. Dieser Fall ist aber so gut wie ausgeschlossen. Der Chinese ist ein viel zu gewandter Geschäftsmann, um sich auf eine derartige unsichere und kostspielige Unternehmung einzulassen.

Eine der Hauptaufgaben der Heeresleitung, vor allem auf russischer Seite, muß es also sein, die Ausnutzung der Hilfsquellen des Kriegsschauplatzes so fest zu organisieren, daß der Fortgang des Krieges unterstützt und gewährleistet wird, und daß die Bevölkerung keine Ursache zu Feindseligkeiten findet, die nur hemmend wirken können.

Der Krieg und die chinesische Neutralität.

Die chinesische Neutralität war schon zu Anfang des Krieges ein Gegenstand ernster Aufmerksamkeit für alle Mächte, die auf chinesischem Boden Handelsinteressen irgend welcher Art hatten. Wir haben schon früher gesehen, daß Neutralität, so einfach der Begriff auch rein theoretisch sein mag, in der Praxis etwas ganz außerordentlich kompliziertes ist.

Zu Wasser haben unsere Leser gesehen, daß die Neutralität ebenso wie das internationale Seerecht im Kriege letzten Endes nur eine Machtfrage bildet und diese wiederum durch den Egoismus aller beteiligten Staaten entsteht, mögen sie nun kriegführende sein oder neutrale. Zu Lande ist es nicht viel

Der Stab des Generals Nogi vor Port Arthur.

General Ijtcht, Major Oba, Hauptmann Hirat, Major Yamaoka und Hauptmann Yasahara.

(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, copyright 1905.)

anders, wenn auch manchmal in den einzelnen Fällen diese Grundmomente nicht so sehr in die Augen fallen.

Ein neutraler Staat muß sich nicht nur aller aktiven Handlungen zugunsten oder zu Schaden einer der kriegführenden Parteien gänzlich enthalten, sondern seine Regierung darf auch nicht zulassen, daß durch seine Mittel oder auf seinem Boden irgend welche zu Kriegszwecken dienende Handlungen vorgenommen werden. Was darunter zu verstehen ist, geht klar aus den Rechtfertigungen Japans und Chinas auf die russische Anklage hervor.

Nun ist nicht nur seitens des neutralen Staates in dem angenommenen Falle das Völkerrecht verletzt, sondern auch durch denjenigen kriegführenden Staat, welcher das neutrale Land für Kriegszwecke benutzt hat.

So sehen z. B. die Russen den Fall mit dem Torpedoboot „Reschitelni" an, von welchem früher hier ausführlich die Rede gewesen ist. Dieses russische Fahrzeug hatte sich in den neutralen chinesischen Hafen von Tschifu geflüchtet und der Kommandant behauptete, er habe die Absicht gehabt, abzurüsten. Nehmen wir diese Absicht als bestehend an, so verletzt er durch sein Einlaufen die chinesische Neutralität nicht, hätte sie auch nicht verletzt, wenn er sich zu Verproviantierungszwecken dort kurze Zeit aufgehalten und dann wieder die hohe See aufgesucht hätte. Während das Fahrzeug nun dort lag, kamen die Japaner, bemächtigten sich des „Reschitelni", besiegten dessen Besatzung und schleppten das russische Boot aus dem chinesischen Hafen fort.

Betrachtet man diesen Fall alleine, außer Zusammenhang mit den übrigen Kriegsereignissen, so war es unter allen Umständen ein schreiender Neutralitätsbruch seitens der Japaner; wie sie sich rechtfertigen wollen, sehen wir unten. Auch China machen die Russen einen Vorwurf des Neutralitätsbruches daraus, daß es nämlich die chinesischen Behörden und der chinesische Admiral ruhig mit angesehen hätten, wie die Japaner den „Reschitelni" fortschleppten. Nun, die Chinesen mögen auch durch Antipathie und Sympathie bei diesem Verhalten geleitet sein, abgesehen davon aber steht ganz außer allem Zweifel, daß China letzten Endes gar nicht imstande gewesen wäre, die Japaner von ihrem Vorhaben abzubringen, da es nicht über die Macht verfügt hätte, seine Neutralität aufrecht zu erhalten. Damit kommen wir zu dem springenden Punkt, welcher die ganze chinesische Neutralitätsfrage von vornherein zu einem so wichtigen und vorsichtig zu behandelnden Gegenstande der internationalen Politik aller direkt oder indirekt interessierten Staaten gemacht hat.

Auf Anregung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten sich die neutralen Staaten größtenteils und außerdem die beiden kriegführenden Länder darüber geeinigt, daß das chinesische Gebiet unter allen Umständen als neutral zu betrachten sei, also zu irgend welchen Kriegszwecken nicht benutzt werden dürfe. Ausnehmen mußte man notgedrungen natürlich die großen Gebiete, um die sich der ganze Krieg überhaupt handelte, nämlich die Mandschurei und die Halbinsel Liaotung mit Kwantung, obgleich auch diese Gebiete, abgesehen von der russischen Pachtung auf Kwantung, eigentlich chinesisch waren.

China selbst ist ja, wie wir wissen, kein geschlossener Staat. Wohl unterhalten die Vizekönige der chinesischen Provinzen stehende und auch verhältnismäßig leistungsfähige Heere, diese können jedoch natürlich zwei kriegführenden Staaten wie Rußland und Japan gegenüber nicht mitsprechen. Eine chinesische Flotte existiert kaum mehr, die chinesische Regierung ist schwach, kurz, das Reich der Mitte war und ist in keiner Weise in der Lage, seine Neutralität in diesem Kriege auch nur im mindesten gegen Übergriffe zu verteidigen. Um so größer war nun das Interesse der neutralen Mächte, daß diese Neutralität trotzdem strikte gewahrt werde.

Man sah die Gefahr deutlich, daß Rußland unter Umständen wohl dazu kommen könne, sich für Verluste in der Mandschurei, in der Mongolei und in chinesisch Turkestan schadlos zu halten. Niemand hätte einer sich auf diesem Wege nach Süden zielenden russischen Bewegung in China Widerstand leisten können und da hätten die englischen und russischen Interessen in Asien gar bald kollidiert. England hätte im eigenen Interesse unter Umständen dann eingegriffen, vielleicht unter der Maske, die Interessen Chinas zu schützen, dann mußte andererseits wieder das französisch-russische Bündnis akut werden, kurz, der Weltkrieg war da oder jedenfalls ganz unübersehbare Folgen.

Auf der andern Seite konnte man auch befürchten, daß Japan seinen außerordentlich großen Einfluß in China in antieuropäischem Sinne ausnutzen werde, wenn es ihm durch die Verhältnisse geboten oder nützlich erschien. Wir wissen vom Boxer-Aufstand 1900 her, in wie kurzer Zeit eine chinesische Bewegung gegen die Fremden entfacht wird und bis zu welchem Umfange sie anwachsen kann. Das war ein Punkt, der gerade den europäischen Mächten und den Vereinigten Staaten von Nordamerika von großer Wichtigkeit sein mußte. Alle haben die regsten Handelsbeziehungen nach den chinesischen Häfen und von diesen in das Innere, alle haben auf chinesischem Boden zahlreiche

Volksangehörige und große Kapitalien. Schon diese beiden Punkte, außer manchen andern, deren Erörterung hier zu weit führen würde, machten die chinesische Neutralitätsfrage für alle neutralen Staaten wichtig.

Das Interesse der Kriegführenden ist ja ohne weiteres klar, denn jede Benutzung des neutralen Bodens oder der Hilfsmittel des neutralen Landes zu kriegerischen Zwecken, die der eine Kriegführende zu seinem Nutzen vornahm, war natürlich zum Schaden des andern, welcher dementsprechend, jedenfalls sobald er diesen Schaden am Leibe verspürte, lautes Geschrei erhob.

Tatsächliche Neutralitätsverletzungen seitens der Kriegführenden sind sicherlich von beiden seit Beginn des Krieges unausgesetzt verübt worden. Es lag das zu sehr in der Natur der Sache, die Gelegenheit war zu günstig und speziell für die Russen auch zeitweise die Notwendigkeit eine zu große. Dahin gehört z. B. die Beförderung der Kontrebande von Shanghai über Land nach der Mandschurei, ferner von Tschifu nach Port Arthur usw. Wir können uns ja hier der von den interessierten Staaten und deren Behörden gebrauchten Phrasen über Recht oder Nichtrecht ruhig enthalten. In der Praxis wird es eben so gehandhabt, daß jeder kriegführende Staat ruhigen Gemütes und dauernd die Neutralität eines wehrlosen Landes verletzt und auch immer verletzen wird, wenn ihm daraus Nutzen erwächst und die mögliche Gefahr eine geringe ist. Das war hier der Fall.

Nun richtete Anfang Januar 1905 plötzlich die russische Regierung ein Rundschreiben an sämtliche Mächte, in welchem sie Japan und China des Neutralitätsbruchs beschuldigte und zugleich das Recht in Anspruch nahm, ihre eigenen Interessen selbst wahrzunehmen. Das wollte also sagen, daß man von nun ab sich überhaupt nicht mehr an die Neutralität Chinas kehren würde und die früheren Abmachungen für aufgehoben erachte.

Von den neutralen Mächten wurde diese Note mit großer Zurückhaltung und wahrscheinlich mit sehr geringem Wohlgefallen aufgenommen, es wären ja dadurch alle früheren Bestrebungen zur Aufrechterhaltung des Friedens in China zu nichte geworden. Die eigentliche Ursache dieses russischen Protestes, jetzt nach zehnmonatlicher Kriegsdauer, ist nicht ganz klar geworden, aber wahrscheinlich hatte er militärisch-strategische Gründe, in dem man das neutrale Gebiet westlich der Mandschurei zu kriegerischen Operationen benutzen wollte.

Es ist nicht dazu gekommen und jedenfalls haben die betreffenden neutralen Mächte, vor allem England, Frankreich und die Vereinigten Staaten,

Cransportzug ruſſiſcher Gefangener im Innern Japans.
(Nach einer Photographie.)

alle Mittel der Diplomatie aufgeboten, um nach wie vor das chineſiſche Gebiet als durch kriegeriſche Operationen unberührbar zu erhalten.

Die einzelnen ruſſiſchen Anklage- oder Proteſtpunkte ſind aus den nachfolgenden Verteidigungsſchreiben Chinas und Japans klar erſichtlich. Dieſe waren durch eine Aufforderung der Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßt und zeigen allerdings jedem, welcher ein bißchen zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, daß China wie Japan kein ganz reines Gewiſſen haben. Rußland hatte ein ſolches jedenfalls am allerwenigſten, aber wer wollte es ihm verdenken, wenn es trotzdem verſuchte, aus den gleichen Übergriffen Japans und der Wehrloſigkeit Chinas Nutzen zu ziehen. Merkwürdig bleibt allerdings, daß die ruſſiſche Regierung an einen ſolchen Nutzen glaubte, denn es war von Anfang an klar, daß ſie alle neutralen Staaten, vielleicht abgeſehen von Deutſchland und Öſterreich, durchaus gegen ſich haben würde, ſowie ſie offen und abſichtlich, ſo z. B. durch militäriſche Operationen, die chineſiſche Neutralität verletzte.

Es iſt in der Praxis ein großer Unterſchied, ob ein Staat im Kriege eine kleine Neutralitätsverletzung begeht, wie Japan in Tſchifu, nachher die Verletzung als ſolche ableugnet und hoch und heilig ſchwört, daß er die Neu-

tralität nie mit Absicht verletzen würde. Es ist ein Unterschied, sage ich, dazwischen, und einer vorher im offenen Widerspruch gegen die Reihe neutraler und kriegführender Mächte angekündigten und ausgesprochenen Neutralitätsverletzung. Erstere wird bald vergessen, letztere dagegen muß, wenn sie zur Tat wird, sehr reizen und kann unter Umständen direkt als Kriegsgrund angesehen werden. Sehr möglich, daß die hauptsächlich interessierten Staaten in diesem Sinne auf Rußland eingewirkt haben.

Wäre letzteres nicht in diesem schweren und unglücklichen Krieg verwickelt gewesen, hätte es zu Wasser und zu Lande glücklicher gefochten, so hätte es allerdings nicht englische und amerikanische Drohungen groß zu fürchten brauchen. Die beiden einzigen Staaten aber, welche für Rußland in einem Kriege wirklich gefährliche Gegner sein können, nämlich Deutschland und Österreich, hatten nur ein verschwindendes Interesse daran, ob Rußland seine Truppen in die Mongolei schickte oder nicht. Nur aus allgemeiner Friedensliebe, um einen Weltkrieg abzuwenden, mögen Deutschland und Österreich sich damals in demselben Sinne ausgesprochen haben. Daß sie aber bei England und Amerika kein bereitwilliges Gehör finden würde, mußte die russische Regierung von Anfang an wissen und deswegen ist es heute noch nicht recht begreiflich, warum Rußland das genannte Rundschreiben erließ, oder aber als andere Alternative, warum es nicht, wenn es das erstere einmal erlassen hatte, sein Vorhaben rücksichtslos durchsetzte.

Chinesische Soldaten an der mandschurischen Grenze
(Nach einer Photographie.)

Es sind das Fragen, deren Wichtigkeit heute durchaus nicht mehr an erster Stelle steht. Gleichwohl würde es von großem Interesse sein, wenn der diplomatische Verkehr jener Periode öffentlich bekannt würde. Für das sogenannte internationale Recht allerdings wäre damit schwerlich etwas gewonnen, höchstens ein sogenannter Präzedenzfall, aus welchem die Juristen, wie es ja ihr

Beruf mit sich bringt, allgemeine Theorien ableiten können, unbekümmert darum, daß der nächste Präzedenzfall sie alle wieder über den Haufen wirft. Wir lassen im folgenden die chinesische und die japanische Rechtfertigungsschrift folgen, in der Übersetzung, soweit sie jedenfalls damals veröffentlicht war.

Chinas Antwort auf den russischen Vorwurf des Neutralitätsbruches.

Das Wai-wu-pu hat auf die Anfrage der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, die um Auskunft über die in der russischen Zirkularnote erhobene Anklage, China habe in fünf Punkten die Neutralität gebrochen, geantwortet, wie folgt:

1. Es ist Japan gestattet worden, in den mandschurischen Provinzen Hung-hu-tzes als Soldaten anzuwerben.

Wir finden, daß ein russischer Offizier namens Ma-tu-li-to-fu (?) und seine Begleiter zuerst Hung-hu-tzes angeworben und zu Regimentern organisiert hat, um gegen die Japaner zu kämpfen. Diese Banditen haben aber auch von den Japanern Zahlung angenommen und haben unter japanischem Kommando gestanden. Sie sind von den Kriegführenden selbst angeworben. Die chinesischen Truppen in dem Gebiete der Feindseligkeiten sind der Zahl nach stets zu gering gewesen, alle Banditen abzuhalten, sich dem einen oder andern der Kriegführenden anzuschließen. Weiter haben die Hung-hu-tzes öfter das neutrale chinesische Gebiet betreten; wo die örtlichen Behörden ihre Anwesenheit entdeckt haben, sind sie gehörig bestraft worden. Wenn Untertanen einer neutralen Macht oder verabschiedete Offiziere einer solchen heimlich bei Kriegführenden Dienst genommen haben, hat nach dem Völkerrecht die neutrale Macht das Recht, alle Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen.

2. China bedient sich der Japaner als Militärinstrukteure.

Wir finden, daß bei den ausgebildeten Truppen keine japanischen Offiziere sind. Wohl sind dem Stab der Militärschule Pao-ting-fu gewisse Japaner zugeteilt worden; aber es handelt sich dabei lediglich um Übersetzer, die schon vor Ausbruch des Krieges verpflichtet waren. In der Folge haben die Japaner Bürgschaft dafür gegeben, daß sie an den Feindseligkeiten keinen Anteil nehmen wollen. Sie stehen auf gleichem Fuße mit den Russen, die in China für Schulen oder für den Seezoll angestellt sind. Das Völkerrecht verbietet keiner neutralen

Macht, sich die Dienste von Untertanen kriegführender Mächte zu sichern, noch steht es den letzteren zu, sich da hinein zu mischen.

3. China hat die Miao-tao-Inseln Japan geliehen.

Die chinesischen Kreuzer „Hai-chi", „Hai-shên" und „Hai-yung" haben während des ganzen Jahres unausgesetzt bei diesen Inseln gekreuzt. Der höchste chinesische Beamte Têng-chou hat außerdem dem „Hai-pao" noch Befehl gegeben, dort zu kreuzen. Keines der Schiffe aber hat dort die Japaner oder japanische Kriegsschiffe beobachtet. Noch viel weniger hat China die Inseln Japan geliehen.

4. Leute aus Chefoo haben Kontrebande nach Talienwan gesandt.

Als der Krieg ausbrach, sind strenge Verbote erlassen, durch die die Beförderung von Kontrebande nach dem Schauplatz der Feindseligkeiten untersagt wurde. Wir finden, daß nicht ein einziges Schiff von Chefoo mit Kontrebande nach Talienwan gegangen ist, noch auch hat je das Seezollamt einen Erlaubnisschein dafür ausgestellt.

5. Die staatlichen Eisenwerke in Han-yang haben Japan Eisenerze verkauft.

Wir finden, daß die Eisenbergwerke von Tayé von Kaufleuten bearbeitet werden, die ihre Erze selbst verschiffen, und daß diese von den Han-yanger Eisenwerken grundverschieden sind. Im Jahre 1900 und im Jahre 1903 haben die Kaufleute von Tayé ein Abkommen mit japanischen Kaufleuten getroffen; das war vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges. Generalgouverneur Chang-Chi-tung hat mit der Angelegenheit nichts zu tun. Der chinesische Beamte Shêng vertrat dabei die chinesischen Kaufleute, die die Eigentümer jener Bergwerke sind; weder hat er mit der Regierung etwas zu tun, noch auch hat er die Genehmigung der Regierung zugesagt. Nach dem Völkerrecht steht Gußeisen nicht auf der Liste der Kontrebande. Tatsächlich handelt es sich im vorliegenden Falle aber nur um Eisenerze, die noch nicht einmal geschmolzen sind. Dieses allein war verkauft und kann also noch viel weniger als Kriegskontrebande oder als Kriegsmaterial bezeichnet werden. In Geschäften wie diesen liegt schlechterdings nichts Unerlaubtes.

Ferner wird China beschuldigt, umfassende Vorbereitungen zu treffen, um sich an den Feindseligkeiten zu beteiligen.

Die Organisation und Ausbildung von Heeren bezweckt die Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung innerhalb des Reiches. Welche Großmacht in den fünf Weltteilen enthält sich dessen? Wie kann da China beschuldigt werden, es hege die Absicht, sich an den Feindseligkeiten zu beteiligen.

Kosakenposten auf einem Baume.
(Nach einer Photographie.)

Weiter hat der Gesandte Ling in Washington an das Wai-wu-pu telegraphiert, die russische Note behaupte, der „Reschitelni"-Zwischenfall in Chefoo sei eine Folge der Begünstigung der Japaner durch China.

Wir finden, daß es sich hier um einen völlig unerwarteten Vorfall handelt und daß Admiral Sah die Zeit nicht gehabt hat, ihn zu verhindern. Er hat die Japaner in keiner Weise ermutigt. Admiral Sah ist für den Vorfall bereits gemaßregelt worden, und wir haben die Zurückgabe des Schiffes vom japanischen Gesandten in Peking verlangt. Obwohl die Angelegenheit noch nicht erledigt ist, ist von uns geschehen, was in unseren Kräften steht.

Auf der andern Seite hat Rußland wiederholt unsere Neutralität verletzt, wovon hier einige Beispiele angeführt seien:

a) Rußland hat in Liao-hsi (westlich vom Liaofluß) Brücken gebaut und Truppen in Garnison gelegt.

b) Es sind Russen in Klein-Urga, Hsin-min-tun und der Umgegend gewesen, um gewaltsam Vieh, Pferde und Getreide zu kaufen und heimlich Kriegsmaterial zu befördern.

c) Wir haben in Pei-tao-ho, Kalgan und Fêng-tai große Mengen Geschütze, Gewehre und Munition entdeckt und mit Beschlag belegt, die von Russen in Warensendungen verborgen waren.

Russische Infanterie auf dem Marsche.
(Nach einer Photographie.)

d) Der Kommandant des russischen Torpedobootzerstörers, der von Chefoo nach Shanghai gesandt wurde, ist, sobald er nach Wusung kam, entflohen.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte China zu leiden. Wir haben die Neutralitätsgesetze streng beobachtet und werden von dem Standpunkt, den wir in dieser Hinsicht eingenommen haben, nicht abgehen. Ferner haben die östlichen Behörden überall die Gesetze genau beobachtet; die Bevölkerung verhält sich infolgedessen ruhig und friedlich.

Wir sind überzeugt, daß die verschiedenen Großmächte wissen, daß von einer der kriegführenden Mächte unberechtigte Anschuldigungen erhoben worden sind, und wir bitten, diese allen Mächten vorzulegen. Wir sind ferner überzeugt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten hierüber gerecht urteilen wird. Das wird nicht nur für China ein Glück sein, sondern auch ein Segen für die ganze Welt.

Die japanische Antwort auf die russische Zirkularnote wegen der Verletzungen der Neutralität durch China.

Die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung ist auf ein Schreiben gelenkt worden, das Rußland unlängst über die Neutralität Chinas an die Mächte gerichtet hat. Obschon es nicht Aufgabe der kaiserlichen Regierung ist, die russischen Anklagen zurückzuweisen, fühlt sich die Regierung insoweit verpflichtet, auf die Anschuldigungen zu antworten, als der gute Ruf und die Loyalität Japans in Mitleidenschaft gezogen werden.

1. Rußland behauptet indirekt, daß Japan durch den „Reschitelni"-Vorfall in Chefoo die Neutralität Chinas verletzt hat. Die Beschlagnahme des genannten Kriegsschiffes war im Gegenteil nichts anderes als eine sehr natürliche und unvermeidliche Maßnahme zur Selbstverteidigung, die durch die frühere Mißachtung der Neutralität Chinas durch die Russen notwendig geworden war. Die kaiserliche Regierung hat seiner Zeit die Einzelheiten des Vorfalles des weiteren ausgeführt, so daß ihre Wiederholung an diesem Platze unnötig erscheint.

2. Es ist ferner in der russischen Note behauptet, daß zu verschiedenen Zeiten festgestellt wurde:

a) daß Abteilungen von Hung-hu-tzes auf neutralem Gebiet von japanischen Offizieren befehligt worden sind;

b) daß ein ganzes Detachement von Hung-hu-tzes in der festgesetzten Weise angeworben sind und im Solde der japanischen Regierung stehen;

c) daß japanische Militärinstrukteure sich fortgesetzt unter den chinesischen Soldaten, die an der Nordgrenze von Petschili stationiert sind, befänden.

Diese Tatsachen, die, wie behauptet wird, zu wiederholten Malen festgestellt wurden, sind alle, eine wie die andere, vollständig und absolut ohne die geringste Begründung, und die kaiserliche Regierung weist sie deshalb einzeln, ohne Qualifikation und Rückhaltung, ab und erklärt, daß Rußland keinen glaubwürdigen Beweis für die sogenannten festgestellten Tatsachen erbringen kann.

3. Es wird behauptet, daß es festgestellt worden ist, daß Japan die Mia-tao-Inseln als Operationsbasis für Kriegsschiffe benutzt hat. Es können keine hinreichenden Beweise dafür erbracht werden, daß die erhobene Anklage auf Wahrheit beruht. Dagegen wurden diese Inseln bis zur Verhängung der Blockade über die Liaotunghalbinsel und dann bis zum Fall von Port Arthur von Rußland als Flottenbasis benutzt; sie bildeten einen Anlaufhafen für im Dienste der russischen Armee stehende Dschunken, die Vorräte für die Armee

durch die Blockade hindurch von Schantung nach Port Arthur bringen sollten. In dieser Zeit kreuzten japanische Kriegsschiffe vor den Inseln, um die Bewegung der in Frage stehenden Dschunken zu verfolgen; aber Japan hat nie die Inseln als eine Flottenbasis im richtigen Sinne des Wortes verwendet. Es mag noch hinzugefügt werden, daß im März letzten Jahres ein russisches Kriegsschiff auf den japanischen Privatdampfer „Hanei Maru", der sich in den Gewässern der Mia-tao-Inselgruppe befand, gefeuert hat.

4. Es wird ferner die Anklage erhoben, daß Japan ungehindert von Chefoo und anderen großen chinesischen Häfen große Mengen von Kriegskontrebande nach Dalny gebracht hat. Die kaiserliche Regierung leugnet nicht, daß sie von Privatpersonen aus Chefoo und sonstigen Plätzen Lieferungen für die Kriegsarmee erhalten hat, noch stellt sie in Abrede, daß diese Waren in Anbetracht des Bestimmungsortes Kontrebande waren; aber sie weist entschieden die Anklage zurück, daß durch diese Lieferungen sowohl von seiten Chinas als auch Japans ein Bruch der Neutralität Chinas herbeigeführt worden ist. Handel mit Kontrebande ist durch das Völkerrecht nicht untersagt. Die Waren sind eben der Gefahr ausgesetzt, vom Feinde beschlagnahmt zu werden. Die Tatsache, daß Rußland jetzt nicht in der Lage ist, dieses Recht auszuüben, reicht nicht hin, den Handel, der sonst erlaubt ist, unerlaubt zu machen. Daß Rußland den Handel mit Kontrebande mit China nicht als einen Bruch der chinesischen Neutralität angesehen hat, so lange es im Besitze von Port Arthur war, und Nutzen daraus ziehen konnte, wird durch die Tatsache bewiesen, daß Rußland während der Belagerung eine große Menge von Waren, die für militärische Zwecke in der Festung bestimmt waren, von China bezogen hat. Wie umfangreich dieser Handel mit Kontrebande war, geht daraus hervor, daß nicht weniger als ein halbes Dutzend Dampfer und viele Dschunken in der Absicht, die Blockade zu brechen, aufgebracht worden sind. Außerdem sind Beispiele vorhanden, in denen Rußland, ganz ungleich Japan, das seine Kontrebande von Privatpersonen bezog, in verschiedenen chinesischen Häfen selbst Schiffe mit Kontrebande beladen und Kontrebande nach solchen Plätzen unter offener Nichtachtung der Neutralität Chinas befördern ließ.

5. Die Beschwerde, daß die chinesischen Regierungseisenwerke in Han-yang der japanischen Armee Gußeisen lieferten, gründet sich auf die eben dargelegten Verhältnisse. Die Tatsachen verhalten sich, wie folgt. Vor ungefähr vier Jahren schloß eine japanische Privatfirma mit der Han-yanger Eisengießerei einen Kontrakt

über Lieferung einer bestimmten Menge von Roheisen. Die kaiserliche Regierung hat keinen Anteil an dem Kontrakt, noch hat sie etwas mit der Lieferung zu tun. Die Erfüllung dieses Kontraktes hat Anlaß zu der oben angegebenen Beschwerde gegeben.

6. Es wird endlich in der russischen Note behauptet, daß die Chinesen, nicht mehr zufrieden, daß sie auf diese Weise die Neutralität schon verletzt haben, ernste Vorbereitungen mit der Absicht treffen, an den militärischen Operationen teilzunehmen und daß eine fieberhafte, allen europäischen Mächten gleich gefährliche Erregung unter dem chinesischen Volke herrsche und andauernd genährt werde. Diese Lage der Verhältnisse soll durch das Verhalten der Japaner und durch deren Beeinflussung der chinesischen Zentralregierung in Peking verschuldet sein. Man kann sich kaum Anklagen denken, die böswilliger und haltloser die Tatsachen entstellen. Daß die Chinesen Vorbereitungen in der Absicht treffen, gemeinschaftlich mit den Japanern sich an den Feindseligkeiten zu beteiligen, beruht auf der unbegründeten Anschuldigung, daß in China gegenwärtig eine gegen die Fremden gerichtete Bewegung im Zunehmen begriffen ist. Daß Japan es versucht hat, China in den Konflikt zu verwickeln, oder eine Wiederauflebung des Fremdenhasses herbeizuführen, steht im direkten Gegensatz zu den Tatsachen, die, wie die kaiserliche Regierung glaubt, allen Mächten bekannt sein dürften. Die kaiserliche Regierung hat zu Beginn des Krieges in die Beschränkung der kriegerischen Operationen auf eine bestimmte Zone eingewilligt und sich verpflichtet, die Neutralität Chinas außerhalb der Kriegszone zu wahren, vorausgesetzt, daß Rußland durch das Eingehen einer ähnlichen Verpflichtung im guten Glauben die Bedingungen einer solchen Abmachung erfüllen wird. Die kaiserliche Regierung hat dann auch in Treu und Glauben ihre Abmachung beobachtet und hat auch jetzt keine Absicht, anders zu verfahren. Sie ist seit Ausbruch der Feindseligkeiten mit großer Aufmerksamkeit den Ereignissen in China gefolgt, und hat wiederholt, wenn immer sich Gelegenheit bot, die chinesische Regierung auf eine strenge Wahrung der Neutralität hingewiesen und sie aufgefordert, die nötigen Schritte zu tun, um Leben und Eigentum der Ausländer zu schützen. Sie fühlt sich verpflichtet, nun auch in Zukunft so zu verfahren, wenn die Lage in China zu irgend einer Zeit ähnliche Schritte notwendig oder wünschenswert erscheinen ließe. Die Schlußfolgerung aus der russischen Note legt vollkommen klar, daß der Beweggrund der russischen Regierung zur Erhebung unbegründeter Anklage darin zu

suchen ist, sich von einer Verpflichtung zu entbinden, die ihr im weiteren Verlauf des Krieges zum Nachteil gereichen muß.

Das nachfolgende Schreiben ist mit der vorhergehenden Note den Mächten zugestellt worden.

Blick auf den Kai von Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

Bericht über Vorfälle,
in denen Rußland ausdrücklich die Neutralität Chinas verletzt hat.

1. Es ist eine offenkundige Tatsache, daß Rußland nacheinander Truppen in die Mongolei geschickt hat, um militärische Requisitionen vorzunehmen und daß diese Truppen in jener Provinz sich Pferde, Nahrungsmittel usw. für die Armee angeeignet haben.

2. Im vergangenen Oktober charterte Rußland in Tientsin den deutschen Dampfer „Fuping" und ließ ihn dort mit Waffen, Munition, Proviant usw. beladen. Das Schiff wurde unter die Aufsicht eines russischen Offiziers gestellt;

Kapitän war Ulynel Wicheſſo Kelt. Das Schiff ſollte die Blockade von Port Arthur brechen. Auf dem Wege nach Port Arthur wurde das Schiff dann durch ein kaiſerliches Kriegsſchiff bei Pehulucheng Tao aufgebracht und vor das Priſengericht zu Saſebo geſchleppt, wo die vorgenannten Tatſachen feſtgeſtellt wurden.

3. Im Dezember letzten Jahres verſuchte Rußland von Kalgan 3600000 Patronen, die in 2330 Schafsfellen verpackt waren, nach Port Arthur zu befördern. Die Munition wurde in Feng-tai von den chineſiſchen Behörden beſchlagnahmt. Auch in Kalgan und an anderen Plätzen wurden 4000 Kiſten mit der gleichen Verpackung und in Hſuan-hu-fu 3200 Sättel beſchlagnahmt, die alle von Rußland befördert wurden. Aus der Menge und der Art der Verpackung ergibt ſich, daß dieſe Artikel zum Gebrauch auf dem Kriegsſchauplatz beſtimmt waren.

4. Im Juni letzten Jahres wurden beim ruſſiſchen Konſulat in Chefoo und an einigen anderen Orten Apparate für drahtloſe Telegraphie aufgeſtellt und trotz des Proteſtes der Chineſen eine Verbindung mit der Feſtung Port Arthur hergeſtellt. Die Apparate blieben beſtehen und die Verbindung wurde unterhalten.

5. Es iſt eine bekannte Tatſache, daß das ruſſiſche Kanonenboot „Mandſchur", das im Hafen von Shanghai liegt, bei Ausbruch des Krieges geſetzwidrig ſich mehrere Wochen weigerte, den Hafen zu verlaſſen, nachdem die Aufforderung zur ſofortigen Ausfahrt durch die chineſiſchen Behörden ergangen war, und nur nach langen Verhandlungen willigte der Kapitän ein, das Schiff zu entwaffnen.

6. Infolge der Seeſchlacht vom 10. Auguſt letzten Jahres flüchteten ſich „Askold" und „Gromoboi" nach Shanghai, wo ihre Kommandanten unter verſchiedenen Vorwänden ſich weigerten, den Hafen zu verlaſſen oder zu entwaffnen, und erſt nach mehrwöchentlichen Verhandlungen konnte die Entwaffnung durchgeführt werden. Auch iſt bekannt, daß im November letzten Jahres, als die Mannſchaft des „Reſchitelni" von Chefoo nach Shanghai gebracht wurde, wo ſie interniert werden ſollte, der Kommandant auf unerlaubte Weiſe, unter dem Vorwand, einen Beſuch beim ruſſiſchen Generalkonſul zu machen, in Wuſung das Schiff verließ und an Bord eines am ſelben Tage Shanghai verlaſſenden Dampfers nach Europa entwich; in vollſtändiger Nichtachtung der von den chineſiſchen Behörden angeordneten Internierung. Zum

Beweis, daß die Regierung sein Verhalten gutgeheißen hat, läßt sich aufführen, daß er vom Zaren dekoriert worden ist. Später wurde auch die Besatzung der „Rastoropni" in Shanghai interniert. Der Kommandant des genannten Schiffes, Pawel Michaelowich Plen, begab sich mit dem Leutnant Klawdy Walentinowich Sieliow insgeheim auf das Kauffahrteischiff „Nigretia". Beide versuchten unter der Verkleidung von Handelsagenten nach Wladiwostock zu entkommen. Sie wurden von der kaiserlich japanischen Flotte abgefaßt und gestanden die angeführten Tatsachen vor dem Prisengericht in Sasebo.

7. Im Dezember vergangenen Jahres erreichten Leutnant Mitsenkow, zweiter Offizier der „Poltawa", und sieben andere, darunter ein Seeoffizier, in einem kleinen Segelboot von Port Arthur kommend, Chefoo, worauf die chinesischen Behörden wegen Internierung dieser Leute mit dem russischen Konsul in Verhandlung traten. Der Konsul schützte aber vor, sie seien Kaufleute, und erlaubte ihnen nach Tientsin und andern Orten zu entweichen.

8. Die kaiserliche Regierung hat, in der Absicht, die Operationszone so weit wie möglich zu beschränken, die Neutralität Chinas westlich vom Liao-ho stets respektiert, während sie Rußland zu wiederholten Malen verletzt hat, gerade jetzt, durch Stationieren einer großen Truppenmacht in dieser Zone.

Über die Bedeutung der chinesischen (mandschurischen) Ortsnamen.

(Nach Angaben eines Ortskundigen im Militär-Wochenblatt.)

Die Festhaltung und noch mehr die Unterscheidung der chinesischen bezw. mandschurischen Ortsbezeichnungen ist auch bei ihrer Wiedergabe in einer anderen Schrift, so besonders in den russischen Kriegskarten, dadurch in hohem Grade erschwert, daß dieselben Namen mit anscheinend nur geringen Abweichungen sehr häufig wiederkehren und man keine Begriffe mit ihnen zu verbinden vermag. Überdies werden auch von den Chinesen die Namen verschieden geschrieben und ausgesprochen: einzelne Laute lassen sich überhaupt ihrem Klange nach durch europäische Schriftzeichen nicht ausdrücken. Es überträgt sich dieser Übelstand naturgemäß auch auf die Schreibweise der Ortsnamen in den aus dem Russischen verdeutschten Karten, und zwar um so mehr, als verschiedene unserer Buchstaben, so z. B. das h in dem russischen Alphabet, gar nicht vorhanden sind und durch andere, in diesem Falle durch das g oder ch (x), ersetzt werden.

Hier geben wir unter Benutzung eines diesen Gegenstand berührenden russischen Artikels einige Fingerzeige zur Verminderung speziell der Schwierigkeiten des Verständnisses. Danach ist eine sinngemäße Übersetzung der chinesischen Ortsbezeichnungen dadurch fast ausgeschlossen, daß sie in ihrem Kern zum großen Teil nicht chinesischen, sondern viel älteren, auf Ureinwohner zurückgehenden Ursprungs sind und daher als Eigennamen selbst von den Chinesen in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht mehr verstanden werden.

Eine völlige Verdolmetschung ist aber auch weniger nötig und es kommt, um mit dem Namen einen Begriff verbinden und eine Unterscheidung zwischen annähernd gleichlautenden machen zu können, hauptsächlich darauf an, daß man die Bedeutung der den Wortstämmen vor- oder nachgesetzten Silben kennt.

So bedeutet z. B. Schan-pin-tai-tzy das obere (in den Bergen), Ssja-pin-tai-tzy das untere (mehr in der Ebene gelegene) Dorf Pin-tai-tzy. Derartige Vor- und Nachsilben kehren bei den Namen von Städten, Dörfern, Flüssen, Bergen und anderen Terraingegenständen sehr häufig wieder. Ihre Zahl ist jedoch keine sehr große und sie lassen sich ihrer Bedeutung nach in ein gewisses System bringen:

1. nach der administrativen Stellung der bewohnten Örtlichkeiten;
2. nach der topographischen Lage der Terraingegenstände und Dörfer;
3. nach verschiedenen anderen sie unterscheidenden Kennzeichen.

Zu 1. Die administrative Bedeutung der Wohnplätze wird durch Anfügung folgender Silben an den eigentlichen Namen gekennzeichnet:

Fu heißt Gebiet bezw. Provinz (russisch oblast). So bedeutet mithin Fin-tjan-fu die Hauptstadt des Gebiets Fin-tjan (Mukden); tschou heißt etwa Bezirk (russisch okrug), also Liau-yan-tschou die Bezirkshauptstadt Liau-yan; ssjan gleich Kreis (russisch ujäsd), also An-pin-ssjan gleich die Kreisstadt An-pin; tschen gleich Sitz eines Fudutun (Gouverneurs), also Fyn-chuan-tschen gleich die Gouvernementshauptstadt Fyn-chuan; tin gleich Amts- oder Polizeibezirk, also Chulan-tin die Stadt mit Polizeiverwaltung Chulan, zum Unterschied von Chulan-tschen, der Residenz des Gouverneurs (Fudutun).

In Örtlichkeiten, die mehr oder weniger entfernt von Städten liegen, haben sich mit der Zeit Handelsniederlassungen kleinerer Art (Marktflecken) gebildet, was durch Anhängung der Silbe tshschen oder auch tschshen-djan bezeichnet wird. So bedeutet Schilihe-tchshen den Flecken Schilihe zum Unterschied von der Stadt des Namens.

Nachtmarsch einer japanischen Kolonne.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Blick in eine russische Feldschanze.

(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

Zur schnelleren Besiedelung des Landes wurden von der chinesischen Regierung Militär-Ackerbaukolonien (chinesisch guan-tun) angelegt. So bedeutet Sy-guan-tun das vierte Militärdorf.

Zum Zweck des Postdienstes zwischen wichtigen administrativen Punkten wurden Stationen (chinesisch i-tschan) geschaffen. Obwohl gegenwärtig einige dieser Poststraßen nicht mehr im Betrieb sind, haben dennoch die Dörfer, deren Bewohner zum Postdienst verpflichtet waren, die Endung tshan (auch tschshan geschrieben) beibehalten. So bedeutet Er-tschshan die zweite Station, Sy-tschshan die vierte Station.

Am häufigsten kehren bei den Namen der Dörfer die Endungen tun und pu wieder. Sie bedeuteten ursprünglich ausschließlich die Militäransiedlungen der mandschurischen und chinesischen Achtbanner-Truppen. Die Spuren dieser

Organisation zeigen sich nur noch in den Namen einiger Dörfer. So bedeuteten z. B. Sjan-lan-zitun das Dorf der blauen Fahne mit Rand (Saum, Einfassung); Tschihen-bai-zy-tun das Dorf der reinweißen Fahne usw.

Viele dieser Ortschaften vertauschten später ihre Namen mit anderen, die meistens mit pu endigten, was ehemals eine kleine Befestigung bedeutete, oder auch mit tai (Bezeichnung für einen Militärposten); ebenso auch mit wopu, tschihuan, tschihai, djan fan-zja und in-pan, letzteres gleich befestigte Kaserne usw.

Zu 2. Zur zweiten Kategorie kann man die Ortschaften zählen, die ihren Namen von den naheliegenden bekannteren Punkten entlehnt haben; so z. B. bedeutet Chun (nach deutscher Schreibweise Hun) bao-schan das am Berge liegende Dorf Chun-bao; Chun-ho das am Flusse liegende Dorf. Weitere derartige Endungen sind schan, lin, gan, gou, cho, fan, tai, chuan-di (gleich Steppe) usw.

Zu 3. Die dritte Serie bilden die geographischen Bezeichnungen durch vorgesetzte Silben. Sie kennzeichnen entweder die Lage und Ausdehnung der betreffenden Örtlichkeit oder ihre äußerlichen Merkmale. So bedeutet Chou-zan-pu das westliche Zan-pu; Da-ssu-zsja-pu das große Ssu-zsja-pu; Schi-u-pu das 15. Dorf; Chun-che (Hunho) den roten Fluß: Chuan-schan den gelben Berg usw.

Eine große Anzahl geographischer Benennungen endigt mit zsy oder zsa, wofür die chinesische Sprache eine bemerkbare Vorliebe hegt, ohne daß jedoch diese Endsilben eine besondere Bedeutung haben.

Die Einwohner eines Ortes gebrauchen selbst fast nie ein Unterscheidungszeichen ihres Wohnplatzes von einem benachbarten gleichen Namens. Man muß sich daher behufs Feststellung der in der Gegend gebräuchlichen näheren Bezeichnung an die weiter abwohnende Bevölkerung wenden, in deren Munde die fragliche Ortschaft meistens nach der in ihr am weitesten verbreiteten Familie oder nach dem reichsten Besitzer benannt wird.

Den die gleichlautenden Ortsbezeichnungen in die russischen Kriegskarten eintragenden Topographen bleibt oft nichts anderes übrig, als selbst mehr oder weniger willkürliche Unterscheidungen in der Schreibweise zu machen oder das System der Numerierung von den Landeseinwohnern zu adoptieren.

Vom nördlichen Kriegsschauplatze.

Allgemeines.

In der Mandschurei herrschte inzwischen meistens Ruhe und die beiden Heere blieben in ihren Stellungen, wie sie im zweiten Bande auf Seite 330 geschildert worden sind.

Als ein für die Kriegführung bedeutsames Ereignis mußte dagegen der kaiserliche Befehl angesehen werden, daß Kuropatkin nunmehr selbständiger Oberkommandierender der gesamten mandschurischen Streitkräfte wurde und nicht mehr in irgend einer abhängigen Beziehung zu dem früheren Oberkommandierenden, Admiral Alexejew, stand. Man hätte diese Maßnahme nur acht Monate früher treffen sollen, so hätte sie wahrscheinlich noch einen günstigen Erfolg für die russische Sache haben können.

Die Armee war gleichzeitig, analog der japanischen, in drei Truppenkörper eingeteilt worden; die Westarmee kommandierte der erst vor kurzer Zeit nach dem Kriegsschauplatz entsandte General Griepenberg, die mittlere General Kaulbars und die östliche General Linewitsch, der einzigste von den dreien, welcher von Anfang an ein Truppenkontignent im fernen Osten kommandiert hatte. Kuropatkin lag also nicht mehr die direkte Führung eines Teils, sondern nur die oberste Leitung des Ganzen ob, wie Oyama auf japanischer Seite. Diese ähnliche Organisation wird uns besser als früher Gelegenheit geben, Vergleiche in den Leistungen der Ober- und Unterführer anzustellen.

Die außerordentliche Selbständigkeit japanischer Unterführer, wenn wir den Generalen Kuroki, Oku und Nodzu diese Bezeichnung geben wollen, haben wir schon des öfteren gewürdigt. Weiter unten lassen wir einen Armeebefehl Okus folgen, welcher charakteristisch ist, nicht nur für den General, sondern auch für das hohe moralische und intellektuelle Niveau der ihm unterstellten Truppen. Die Höhe des ersteren ist ja, von einer Seite betrachtet, selbstverständlich. In jeder einzigen Schlacht hatte sich die Überlegenheit des japanischen Führers, wie des japanischen Soldaten in einwandfreiester Weise gezeigt. Wie sollte da nicht das Selbstvertrauen der Truppen und die unbedingte Ergebenheit ihren Führern gegenüber aufs äußerste gesteigert worden sein.

Selbstverständlich wirkte auch die Nachricht der Einnahme von Port Arthur in diesem Sinne, genau genommen im doppelten Sinne. Zunächst war es das Gefühl der Freude und des Stolzes über den Erfolg der japanischen Waffen als

solchen, endlich war die Festung und damit die Halbinsel, welche man schon seit zehn Jahren als rechtmäßiges japanisches Eigentum betrachtete, wieder erobert worden. Vernichtet war das sich auf den Hafen stützende russische Geschwader und damit die Gefahr durch die unterwegs befindliche Baltische Flotte sehr erheblich vermindert.

Hierzu kam aber ein direkter großer Vorteil für die japanische Kriegführung in der Mandschurei: Die Armee Nogis war mit dem Fall dieses Platzes frei

Sturmangriff der Japaner.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

geworden und erhielt natürlich Befehl, sich so schnell wie möglich nach der Mandschurei zu begeben und sich unter den Befehl des Marschalls Oyama zu stellen. Nach übereinstimmenden Nachrichten und Schätzungen hat sich diese Armee nach dem Falle von Port Arthur noch auf gegen 50000 Mann belaufen. Mag es in Wirklichkeit etwas weniger gewesen sein, so ändert das an der Tatsache nichts, daß Oyamas Armee, durch Hinzukommen des Kontignentes von Nogi, eine ganz außerordentliche Verstärkung erfuhr. Diese mußte um so wünschenswerter sein, als, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, es schon damals mit den japanischen Truppennachschüben gehapert haben soll.

Schon um jene Winterszeit stand es mit dem japanischen Ersatz so, daß Leute von 40 Jahren und mehr eingestellt werden mußten und ihre Waffen sollen auch nicht auf der Höhe der Modernität gestanden haben. Eine geringe Besatzung mußte natürlich in Port Arthur zurückbleiben, aber die größte Menge der Truppen konnte vollkommen unbesorgt nach Norden mit der ehemals russischen Eisenbahn abdampfen; war doch in und vor Port Arthur kein Feind mehr zu fürchten. Ja, man begnügte sich nicht damit, sondern man machte sich auch sofort daran, eine große Anzahl von Belagerungsgeschützen von 38 cm Kaliber nach den japanischen Stellungen in der Mandschurei zu befördern. Das scheint uns im ersten Augenblick verwunderlich, aber es wird uns klar aus der hier folgenden Schilderung eines Deutschen, welcher Gelegenheit hatte, unter Führung eines Pionieroffiziers eine derartige, festungsähnliche Stellung zu besichtigen. Aus späteren Berichten werden wir sehen, daß der Ausdruck festungsähnlich nicht übertrieben ist.

Die Feldbefestigungen der Russen.

„Die Stellungen, welche im Laufe der letzten zwei bis drei Monate von der russischen Armee gebaut wurden, befähigen dieselbe, wenn der Gegner die Stellungen angreifen sollte, zu einer sehr zähen und nachhaltigen Verteidigung.

Aus leicht begreiflichen Gründen gestattet es die Zensur nicht, über die Lage und über spezielle Einzelheiten der Stellungen Mitteilungen zu machen. Über die Art der Anlage sind jedoch die Japaner, nachdem sie die Stützpunkte der Schaho- und Hunholinie besetzt haben, ganz sicher vorzüglich orientiert; ich verrate deshalb kein Geheimnis der russischen Armee, wenn ich im allgemeinen die Anlage der Stellungen schildere. Man wird daraus ersehen können, wie fleißig gearbeitet worden ist und welche Mühe man aufgewendet hat, um festungsähnliche Werke zu schaffen.

Ich durfte bei einem in der vorderen Linie stehenden Korps die Positionen besichtigen. Ein Pionieroffizier, welcher schon die Stellungen am Jalu vor mehr als einem Jahre bauen half, war mein Führer. Durch einen gedeckten Gang, welcher dann, wenn der Gegner die vordere Stellung beschießt, zur Annäherung der Reserven, der Munitionstransporte und der Verpflegung dienen soll, gelangen wir in das Reduit. Es liegt versteckt in einem Tale zwischen zwei Berggipfeln. Schon jetzt ist es, auf 100 bis 150 m von der feindlichen Seite her eben noch, auf weitere Entfernungen gar nicht mehr zu erkennen.

Als ich in das Innere des Festungswerkes — denn ein solches ist die Feldschanze in Wirklichkeit — hineintrete, bin ich überrascht über die riesigen Arbeiten, die hier ausgeführt worden sind. Die Schützengräben haben das Profil des erweiterten und verstärkten Grabens, doch ist die Brustwehr so niedrig als möglich gehalten und nicht aus dem Erdreich, welches durch das Ausheben des Grabens gewonnen ist, sondern aus abgestochenen, wie Mauersteine übereinander gesetzten Rasenstücken gebaut. Das Erdreich ist hinter eine etwa eine halbe Werst im Rücken des Reduits liegende Anhöhe zurückgefahren worden, was allein eine Arbeitsleistung darstellt, welche alle Hochachtung verdient. Deckungsgräben sind so gebaut, daß sich die Leute gegen Artilleriefeuer aus jeder Richtung, selbst aus Norden, decken können. Eigentümlicherweise hat man nicht schmale und tiefe, sondern recht breite Schützengräben in dieser Feldschanze angewandt; nach den Erfahrungen des Krieges haben breitere Schützengräben größere Verluste zur Folge, als solche mit schmaler Öffnung

In der vorderen Brustwehr sind mit starken Eichenbrettern, die man von chinesischen Särgen genommen hat, Munitionsnischen gebaut. In einer größeren Munitionsnische, welche weiter rückwärts liegt, kann der Inhalt der beiden Munitionswagen des Bataillons niedergelegt werden. Die Feuerlinie gestattet die gleichzeitige Entwicklung von 400 Gewehren, demnach würde als gesamte Besatzung der Schanze ein Bataillon in Betracht kommen. Die Abschnitte der Feuerlinie zerfallen in Gruppen für je fünf Mann; diese Gruppen werden durch außerordentlich starke Schulterwehren, die durch Würfel stehen gebliebenen Erdreichs gebildet werden, getrennt. Innerhalb jeder Gruppe steht auf der Brustwehr aufgesteckt eine Holztafel mit der Bezeichnung der Entfernung bis zu den durch Visierlinien festgelegten Punkten. In der Mitte der Feuerlinie, da, wo man sich voraussichtlich den Platz des Zugführers denkt, steht eine auf einem kniehohen Stämmchen aufgenagelte, kreisrunde Holzplatte, auf der die Entfernungen in ähnlicher Weise wie bei den für die Mannschaften bestimmten Tafeln bezeichnet sind. Abzugsgräben, Wasserlöcher und Abfallgräben sind, da im Falle eines Angriffes mit einer längeren Besetzung des Forts zu rechnen ist, in großer Anzahl angelegt.

Sehr stark sind die Untertreträume für die in Reserve stehenden Mannschaften; die Decke ist aus Balken, die aus den Bäumen des chinesischen, in der Nähe gelegenen Kirchhofes gehauen sind, gebaut und mit einer dicken Erdschicht bedeckt. Sie deckt gegen Volltreffer der Feldartillerie völlig, gegen Geschosse

aus sechszölligen Haubitzen der schweren Artillerie des Feldheeres nur bedingt. Ich wunderte mich, das überall die Untertretträume für die Mannschaften nicht unter die vordere Brustwehr untergebaut, sondern in der rückwärtigen Wand des Schützengrabens, dessen Richtung entlang mit Rückenwehren, oder auch in besonderen Gräben angelegt waren. Auf meine diesbezügliche Frage sagte mir der betreffende Pionieroffizier, daß das Unterbauen unter die vorderen Brustwehren unterlassen worden sei, weil man dazu zu viel Zeit gebrauche. In Wirklichkeit scheint mir der Grund der zu sein, daß man nicht durch einen hohlen Unterbau die Brustwehr gegen Volltreffer schwächen will. An einer Stelle war durch einen niedrigen, auf der inneren Grabensohle beginnenden Gang ein Verbindungsweg nach dem äußeren Graben gebaut und in diesen vorspringend eine Kaponnière angelegt, aus welcher mit einem Schußfeld von je 40 Schritt nach jeder Seite eine Gruppe feuern konnte.

Wie die Befestigungen von Liaujang und Mukden, so sind auch die jetzigen durch eine oder mehrere Reihen künstlicher Hindernisse geschützt; besonders drei Arten kommen zur Anwendung.

Erstens liegende Astverhaue. Damit es schwerer ist, die außerdem am Fußende mit Astgabeln verankerten Hölzer herauszuziehen, sind die dünnen Zweige, an denen man leichter anfassen könnte, abgeschnitten, und zwar so, daß die weißen Schnittflächen nicht dem Feinde zugekehrt sind. Das ist von Wert, um dem Gegner nicht schon von weitem die Lage des Astverhaues zu verraten und seiner Artillerie das Einschießen auf die in der Sonne blinkenden, weißen Schnittflächen zu erleichtern.

Ferner werden als Hindernisse Wolfsgruben angewendet: diese sind trichterförmig mit steilen Rändern und so schmalen Zwischenräumen angelegt, daß der Fuß auf dem schmalen Erdstreifen, der zwischen ihnen stehengeblieben ist, keinen Halt findet. Die Wolfsgruben sind drei Meter tief und mit armstarken, fest in den Boden gerammten Pfählen, deren scharfe Spitzen nach oben zeigen, gefüllt. Sie werden mit einer dünnen Schicht Stroh überdeckt, auf diese wird Erde gestreut und die Erde in der warmen Jahreszeit mit Gras und Blumen besät. Bei dem schnellen Emporschießen der Vegetation nach einem Regenguß ist schon nach kurzer Zeit die gelbe Erdschicht, welche noch vorher den Angreifer warnte, den Boden mit den unheimlichen Löchern zu betreten, mit grünem Rasen bedeckt, so daß selbst derjenige, welcher die Lage der Löcher kennt, nicht genau sagen kann, wo der gefährliche Streifen anfängt und wo er aufhört.

Vor kurzem war durch eigene Unvorsichtigkeit ein Artillerist in eine solche Wolfsgrube gefallen; er hatte sich den linken Oberschenkel, dicht unter dem Hüftgelenk beginnend, bis zur Mitte auf- und von den Knochen losgerissen. Die Wunde sah gräßlich aus und bereitete sicherlich dem Manne große Schmerzen.

Die Drahthindernisse werden entweder als spanische Reiter gebaut, oder — wie man es schon bei Sewastopol und auch wieder bei der Belagerung von Port Arthur gemacht hatte — als Streifen von Drahtschlingen, welche auf dem Boden liegen. Letztere Art von Drahthindernissen hat den Vorteil, daß sie nicht so leicht von der Artillerie eingeschossen werden können und auch der Sicht der anstürmenden Infanterie entzogen sind.

Sollten wir in der Regenzeit noch auf den jetzigen Stellungen stehen, so wird der Aufenthalt in den Gräben durch die Feuchtigkeit sehr erschwert werden; die Wasserlöcher und Wasserabzugsgräben sind ja doch immer nur ein ganz geringer Notbehelf, wenn es stärker regnet, so vermögen sie nicht im entferntesten für den Abfluß des Wassers zu sorgen.

Die Russen sind bekanntlich ausgezeichnete Fortifikatoren und Pioniere. Es liegt darin vielfach ihre Stärke, aber diese ist im gegenwärtigen Kriege wohl oft zur Schwäche geworden. Die Neigung, jede Stellung so stark und festungsartig auszubauen, muß naturgemäß dem Geist der Offensive, der freien Beweglichkeit entgegenwirken und das ist immer eine sehr bedenkliche Tatsache.

Wir haben früher schon oft erwähnt, daß auch die Japaner, sowie sie in eine neue Stellung eingerückt waren, vor allem diese befestigten. Es geschah das aber nur, um sich gegen Überraschungen zu sichern und einer etwaigen Offensive russischerseits auch mit weit unterlegenen Kräften erfolgreich Widerstand zu leisten. Man hat darin den Japanern sogar Pedanterie vorgeworfen, weil sie während des Vorrückens bis zu dem späteren konzentrischen Operieren, nach Ansicht europäischer Militärs viel kostbare Zeit ohne Not verloren hätten. Blickt man jetzt, im Herbst 1905, auf die Tätigkeit der Japaner im Felde zurück, so wird es wohl niemand geben, der ihnen diesen Vorwurf noch machte. Ohne Zweifel haben sie nicht mehr getan als notwendig war. Wie sich aber ihre Befestigung gut gewählter Stellungen in der Schlacht bewährte, haben wir während der Kämpfe am Schaho gesehen, ebenso auch, daß der offensive Geist unter diesen Vorsichtsmaßregeln nicht gelitten hat.

Russische Rekonvaleszenten in Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Ein Tagesbefehl des Generals Oku.

Der erwähnte Tagesbefehl des Generals Oku an seine Armee, welche bekanntlich zuerst in Pitsewo den Festlandsboden betrat, dann hintereinander die Schlachten von Kintschau und Wafangku siegreich schlug, den Boden der Mandschurei betrat und von da ab nach Oyamas Weisungen gemeinschaftlich mit den beiden andern Armeen operierte, lautete folgendermaßen:

Russische Infanterie in ihren Schützengräben.
(Nach einer Photographie.)

„Seit Beginn des Krieges hat unsere zweite Armee bis zum heutigen Tage die erste Periode des Feldzuges mit nur siegreichen Schlachten abgeschlossen, und seitdem wir nun ins zweite Kriegsjahr eingetreten sind, haben wir auch bereits erfolgreich am Schaho gefochten. In allen Gefechten hat jeder, vom letzten Soldaten bis zum obersten Führer, in vollem Maße seine Pflicht getan und überall ist der Feind zurückgeworfen worden; indes ist es uns noch nicht gelungen, den zähen Widerstand unserer tapferen Gegner ganz zu brechen.

Die ernstesten und blutigsten Schlachten stehen uns vielleicht noch bevor und jedermann in meiner Armee soll sich dessen bewußt sein, da die Beendigung des Krieges noch in weiter Ferne steht. Alles das, was ich von euch verlangen muß, habe ich zwar schon in meinem ersten Tagesbefehl bei Beginn der Operationen ausgesprochen, aber trotzdem wiederhole ich die Hauptpunkte aus dem damals Gesagten an dieser Stelle nochmals, weil inzwischen zahlreiche Veränderungen in meiner Armee infolge von Verlusten, Abkommandierungen usw. haben eintreten müssen und daher nicht alle Offiziere und Mannschaften, die mir heute unterstellt sind, mit meinen Weisungen vertraut sein werden:

1. Das Geheimnis einer siegreichen Schlacht liegt in der Tapferkeit, der

Energie, der Kampfesfreudigkeit und Ausdauer, mit der die Truppen das erstrebte Ziel bis zum äußersten zu erreichen suchen müssen. Die Führer müssen es ihren Untergebenen klar verständlich zu machen wissen, daß jeder Moment des Zauderns, jede Unentschlossenheit die Verluste nur steigert, während der Elan beim Angriff und frischer Wagemut allein sie verhindern können. Das ist der Grund, warum wir stets rücksichtslos vorwärts müssen, ohne vor irgend welchen Schwierigkeiten oder Gefahren zurückzuschrecken, bis wir so zum Ziele gelangt sind.

2. Der wahre Kern einer strengen Disziplin hat seine Basis in einem guten, auf Vertrauen beruhenden Verhältnis, in dem der Vorgesetzte zu seinem Untergebenen stehen muß. Dazu ist eine der ersten Anforderungen, die ich an jeden Offizier in meiner Armee stellen muß, daß er mit Gerechtigkeit diejenigen herauszufinden weiß, die für ihr Verhalten vorm Feinde eine Auszeichnung verdienen; ebenso solche Leute, die infolge schlechter Führung zu unnachsichtlicher Bestrafung heranzuziehen sind. In allen seinen Maßnahmen darf sich der Vorgesetzte niemals von persönlichen Rücksichten leiten lassen, sondern einzig und allein muß er stets das Sachliche und das Wohl des Ganzen im Auge haben.

3. Da der Krieg noch lange dauern wird, muß unser Heer in jeder Beziehung stark sein; die jüngeren Offiziere müssen daher auf Erweiterung ihrer Kenntnisse hinarbeiten und ebenso muß die Ausbildung der Reservisten bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit gefördert werden. Da wir noch immer mitten im Winter stehen und dadurch die Unternehmungen der feindlichen Kavallerie möglicherweise eine Unterstützung finden, muß jeder Führer einer Munitionskolonne, eines Verpflegungstransports, wie auch jeder Stationschef sich davon überzeugen, daß die ihm unterstellten Leute im Gebrauch ihrer Waffe geübt sind, um gegebenenfalls die Angriffe einer Reitertruppe zurückweisen zu können.

4. Die Stellungen unserer Armee dehnen sich weit über 36 km aus, und auf dieser ganzen Linie sind wir in enger Fühlung mit dem Gegner. Sollte ein uns benachbarter Truppenteil von der ersten oder dritten Armee entweder zurückgeworfen werden oder auf erhaltenen Befehl zurückgehen müssen, dann haben meine Truppen bis auf weiteres unbedingt in ihren Stellungen zu verbleiben und jeder Führer hat Sorge dafür zu tragen, daß in seinem Befehlsbereich kein Lärm oder Unruhe bei eintretenden Verlusten entsteht.

5. Jeder Führer muß sich fortdauernd auf dem Laufenden erhalten, nicht nur über das, was in seiner nächsten Umgebung vor sich geht, sondern auch über die Gesamtlage. Für den Fall, daß eine Abteilung in Bedrängnis geraten

sollte, muß die nächststehende Truppe sofort helfend eingreifen, und, ohne das Eintreffen der Reserven abzuwarten, selbst wenn sie ihren letzten Mann einsetzen sollte, alles tun, daß die in Gefahr geratene Stellung nicht in Feindes Hand fällt.

6. Im Angriff wie in der Verteidigung muß stets mit dem Gegenstoß des Gegners gerechnet werden; die in vorderster Linie stehenden Truppen müssen daher immer voll gefechtsbereit sein, und ebenso müssen sich die Reserven bereit halten, jederzeit in die Schlacht eingreifen zu können. Besonders ernst und vielseitig sind die Aufgaben, die von den Führern der Artillerie und der technischen Truppen verlangt werden müssen, denn von ihrer Einsicht allein hängt es häufig ab, den rechten Augenblick zum Eingreifen mit den ihnen unterstellten Truppen zu finden.

7. Eine hauptsächliche Sorge jeder Befehlsstelle muß auch auf das leibliche Wohl ihrer Untergebenen gerichtet sein, indem sie des öfteren danach sieht, daß die Verpflegung und Kleidung genügt und den berechtigten Wünschen entspricht."

Der Ritt des Generals Mischtschenko.

Dem mandschurischen Feldheere soll, wie man sich erzählte, die Einnahme von Port Arthur auf merkwürdige Weise bekannt geworden sein. Die Japaner hätten Tausende von kleinen Papierdrachen aufsteigen lassen und dadurch dem russischen Heere die niederdrückende Kunde mitgeteilt. Man könnte vielleicht im Zweifel sein, ob es im japanischen Interesse lag und nicht vorteilhafter gewesen wäre, den Fall der Festung so lange wie möglich den Russen zu verheimlichen, in Ansehung der demnächst erfolgenden großen Verstärkung des japanischen Heeres durch Nogis Truppen. Auf alle Fälle muß man es als Folge der Einnahme von Port Arthur bezeichnen, als Kuropatkin im ersten Drittel des Januar eine groß angelegte Expedition der Mischtschenkoschen Kavallerie nach Süden und Westen befahl.

Am 8. Januar rückte General Mischtschenko mit seinen Truppen ab. Ihre genaue Stärke ist nicht bekannt geworden und aus den Nachrichten kann man nur schließen, daß mindestens die vierte Donkosaken-Division, ferner eine kaukasische Reiterbrigade vorhanden waren; außerdem vielleicht noch eine weitere Kosaken-Brigade und sonderbarer Weise auch sechs Batterien, jede zu acht Geschützen.

Man hat viel gestritten über den anfänglichen Zweck dieser Expedition und konnte sich diesem Vergnügen umsomehr hingeben, weil die Nachrichten

lückenhaft waren und eine glaubwürdige authentische Darstellung im Zusammenhange nicht gegeben worden ist. Der Leser hat mit uns schon oft gesehen, daß der veröffentlichte Teil der vom Oberbefehlshaber nach Petersburg gerichteten Depeschen sehr wenig Anspruch auf Vollständigkeit machen konnte. Der Inhalt war teilweise so unzusammenhängend, daß man deutlich sah, an welchen Stellen die Zensur etwas gestrichen habe; wie viel und was das war, kann natürlich der harmlose Leser nicht ergründen. Auf japanischer Seite zeichneten sich die Nachrichten durch allergrößte Reserve aus und man hat offenbar dasselbe Prinzip verfolgt wie bei den Russen, nur geschickter. Die auf dem Kriegsschauplatz oder nahe demselben befindlichen russischen oder ausländischen Korrespondenten haben besonders im späteren Verlauf des Krieges hinsichtlich wahrheitsgetreuer Darstellung der militärischen Ereignisse gänzlich versagt, ohne ihre Schuld. Der Leser wird einige Seiten später sehr interessante Äußerungen eines deutschen Berichterstatters, welcher auf russischer und auf japanischer Seite war, gerade über diese Verhältnisse finden.

Besichtigung eines Kosakenregiments durch General Bilderling.
(Nach einer Photographie.)

Wir sind also auch hier wieder auf Vermutungen angewiesen. Die einen meinten, der Reiterzug Mischtschenkos sei nur befohlen worden, um die Truppen zu animieren, prinzipiell wieder tätig zu sein, oder, wie man im gewöhnlichen Leben treffend sagt, wieder Leben in die Bude zu bringen. Eine andere Ansicht war, Mischtschenko habe den Auftrag gehabt, große Vorräte, welche die Japaner in der Nähe der Hafenstadt Inkau, nicht weit von Niutschwang, aufgestapelt hatten, zu vernichten.

Sicherlich waren in oder bei Inkau beträchtliche Vorräte vorhanden, aber die Vertreter jener Ansicht irren, wenn sie behaupten, Inkau sei besonders wichtig für die rückwärtige Verbindung der japanischen Mandschurei-Armee gewesen. Es hätte wichtig werden können, wenn man nicht inzwischen Dalny genommen hätte. Von letzterem Hafen war allerdings ja der Weg weiter bis zur Mandschurei-Armee, aber auf der anderen Seite besitzt er ausgezeichnete Hafen- und Kai-Anlagen größten Maßstabes, und, was entscheidend ins Gewicht fällt, er ist im Winter eisfrei, während der Hafen von Inkau früh unpassierbar wird und erst sehr spät im Jahre das Eis dort schwindet. Es hätte also wohl kaum die Vernichtung einiger Vorräte genügenden Anlaß für eine so groß angelegte Expedition geben können; wahrscheinlicher ist es, daß man beabsichtigte, möglichst weit hinter der japanischen Front die Bahnstrecke zu zerstören und so die rückwärtigen Verbindungen zeitweilig abzuschneiden. Man wußte natürlich, daß die Truppen des Generals Nogi so schnell wie möglich nach dem Norden transportiert werden würden und das zu verzögern, war immerhin Zeit und auch Verlust

wert, wenn man die dadurch gewonnene Zeit zu einer raschen Offensive ausnutzen wollte.

Wie wir schon früher sahen, befand sich General Mischtschenko auf dem rechten Flügel der russischen Armee, welchem gegenüber sich der linke Flügel der Japaner, also die Armee Nodzu befand. Wollte Mischtschenko also hinter die japanische Front gelangen, so mußte er nach Westen ausholen, um den linken Flügel zu umgehen.

Am 10. Januar finden wir den General am Zusammenflusse des Liaoho und des Hunho. Alle diese Gewässer waren fest zugefroren und boten weder den Reitermassen noch der Artillerie ein Hindernis. In der Umgebung begegnete man einem japanischen Proviantransport und nahm ihn fort, ohne allerdings hindern zu können, daß sich eine Anzahl Flüchtlinge rettete und natürlich die nächstliegenden japanischen Truppen sofort alarmierte. Von diesen mußte die Kunde des russischen Unternehmens mit großer Schnelligkeit nach dem japanischen Hauptquartier gelangen und so war eine höchst wichtige Bedingung des Erfolges schon gleich zu Anfang verloren, nämlich das Moment der Überraschung. Ehe man sich da befand, wo man den Hauptschlag führen wollte, hätten die Reiter Mischtschenkos auf alle kleinen Teilerfolge und Zusammenstöße verzichten müssen, sofern sie nicht sicher waren, alle dabei beteiligten Japaner niederhauen zu können, daß kein Flüchtling die Kunde weiterbrachte. Um dieselbe Zeit schickte General Mischtschenko Patrouillen nach der Bahnstrecke und diesen gelang es auch, die Brücken bei Haitschöng und Taschiziaho zu zerstören.

Am 11. Januar stieß der linke Flügel der Russen mit einer Abteilung zusammen, welche scheinbar aus Chunchusen bestand, während das Zentrum und der rechte Flügel das Dorf Schantose stürmte, in welchem eine kleine Besatzung japanischer Truppen lag. Am selben Tage erreichte man die Stadt Alt-Niutschwang, welche nach nur geringem Widerstande genommen wurde. Hier vernichteten die Russen einen Proviantransport von 500 Wagen.

Am 12. Januar langte man bei Inkau an und beschoß zunächst die Stadt mit Artillerie. Der Bahnhof und eine große Anzahl von Depots wurden in Asche gelegt. In diesem Gefecht sollen, wie von russischer Seite angegeben wurde, sechs russische Batterien tätig gewesen sein; wir halten das aus verschiedenen Gründen für unwahrscheinlich. Wie gesagt, wären dann 48 Geschütze im Gefolge Mischtschenkos gewesen, und wenn man an die für diese notwendige Munitionsmenge, ganz abgesehen von dem Gewicht der Geschütze selbst, denkt,

so ist klar, daß dies Artilleriekontingent die Bewegungen der Reitermassen ganz außerordentlich und in einer für den beabsichtigten Erfolg bedenklichen Weise verzögern mußte. Es sind also ohne Zweifel wohl lange nicht so viele Geschütze gewesen, denn sonst, und das ist vielleicht der überzeugendste Beweisgrund, hätten die Erfolge der russischen Artillerie vor Inkau größere sein müssen.

Kuropatkin meldete über die Ereignisse des 12. Januar nur das folgende: Unsere Artillerie beschoß den Bahnhof und zerstörte die Depots. Ein Teil unserer Abteilung griff den Bahnhof an. Die Japaner eröffneten Gewehr- und Geschützfeuer; unsere Soldaten mußten sich vor der Übermacht zurückziehen.

Nach anderen Nachrichten war Inkau und ein dieser Stadt nahegelegenes Dorf, in welchem große Vorräte aufgestapelt lagen, durch starke japanische Abteilungen besetzt und letzteres mit einer hohen Mauer umgeben. Ob die Japaner auch über Artillerie verfügten, ist genau nicht zu ermitteln, wenn auch Kuropatkin es in seinem Telegramm behauptet. Allem Anschein nach sind auch von außen japanische Verstärkungstruppen gekommen, welche das russische Detachement im Rücken oder in der Flanke bedrohten. Das Ende war jedenfalls, daß die Russen zurück mußten und zwar so schnell wie möglich.

Durch die Gefechte der früheren Tage, die Zerstörung der Eisenbahnbrücken, durch Detachements des linken Flügels, waren naturgemäß die sämtlichen japanischen Truppen, denen der Schutz der Etappenlinie zufiel, auf die Beine gebracht. Eine immer bedeutendere Übermacht zog sich mit großer Schnelligkeit zusammen und General Mischtschenko war genötigt, alle weiteren Unternehmungen aufzugeben und lediglich zu trachten, sich nicht die Rückkehr nach dem russischen Gros abschneiden zu lassen. Seine Lage war entschieden keine ungefährliche, denn er stand volle 70 Kilometer südlich von der japanischen Front, und auch diese konnte also unter Umständen ihm in der Schaho-Gegend den Rückzug verlegen.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Januar traten die Russen den Rückzug an und es gelang der Geschicklichkeit Mischtschenkos, die japanischen Infanteriemassen, welche ihm den Weg verlegen sollten, zu umgehen und teilweise zu täuschen. Der vorher erwähnte Umstand, daß die Flüsse zugefroren waren, erleichterte der russischen Kavallerie ihr Vorhaben ganz außerordentlich.

Ein großes Kavalleriedetachement auf verhältnismäßig unbegrenztem Raume abzuschneiden, ist für Infanterie immer eine sehr schwierige Sache, und so kam es nur am 14. zu einem kleinen Gefecht mit einem japanischen Detachement,

wobei die Russen 5 Offiziere und 40 Mann verloren. Ihre gesamten Verluste dieser fünftägigen Expedition beliefen sich auf noch nicht 400 Mann. Im übrigen traf dann Mischtschenko wohlbehalten mit seinen Reitern wieder auf dem westlichen Flügel des russischen Gros ein.

Von russischer Seite wurde damals diese Expedition und ihr Ausfall ganz außerordentlich gepriesen, ja, als ein unbestreitbarer Erfolg bezeichnet. Man kann darüber anderer Ansicht sein, denn schließlich lag doch die Sache so, daß man einen großen Apparat, ganz bedeutende Kavalleriemassen und Artillerie in Bewegung gesetzt, tatsächlich aber doch nichts weiter erreicht hatte, als die Vernichtung zweier leicht herstellbarer Eisenbahnbrücken und kleinerer Proviantransporte.

Nehmen wir nun als ursprünglichen Hauptzweck der Mischtschenkoschen Expedition die Zerstörung der Depots in und bei Inkau an, oder die Unbrauchbarmachung der Eisenbahnstrecke, um den Transport der Nogischen Armee zu verzögern, so ist die Beurteilung die gleiche. Man hätte, unbekümmert um alles andere, die gesamten Kräfte auf einen einzigen Zweck konzentrieren müssen, um diesen wenigstens gründlich und überraschend zu erreichen. Darin möchten wir den Hauptfehler Mischtschenkos erblicken, daß das nicht geschehen ist. Man vertrödelte die kostbare Zeit unterwegs mit kleinen Scharmützeln, von denen man gleichwohl wissen konnte, daß sie das Moment der Überraschung zerstörten.

Unseres Erachtens wäre es das Richtigste gewesen, nach einem genau vorher überlegten Plane die Bahnverbindnng in möglichst großem Umfange zu zerstören, und zwar so, daß genau um dieselbe Zeit, aber auf eine lange Strecke verteilt, das Zerstörungswerk in Angriff genommen wurde. Natürlich hätten hierzu genaue Dispositionen und ebenfalls eine genaue Befolgung derselben gehört. Der Erfolg wäre aber nicht ausgeblieben und hätte dem russischen Gros einen ganz erheblichen Nutzen bringen können.

Unterbrechungen der Bahnverbindung auf kurze Strecken, und selbst wenn es sich um eine der Eisenbahnbrücken der zugefrorenen kleinen Flüsse handelte, konnten wenig nutzen, das mußte schließlich gerade den Russen bekannt sein, da sie schon oft im Laufe des Krieges zerstörte Bahnstrecken sehr geschickt und schnell instand gesetzt hatten.

Es ist zu beachten, daß all diese kleinen Unternehmungen ins Werk gesetzt wurden, bevor das Gros der Mischtschenkoschen Reiterabteilungen mit der Artillerie vor Inkau erschien; als es sich dort befand, waren, wie gesagt, die

Verhör eines japanischen Gefangenen durch russische Offiziere.
(Nach einer Photographie.)

Japaner genau orientiert über Ziele und Stärke Mischtschenkos und auf dem Wege, die bedrohte Stadt mit ihren wertvollen Vorräten zu entsetzen. Daß das geschah, ist in Anbetracht der ohnehin starken Besatzung Inkaus nicht zu verwundern und so mußten die Russen wieder abziehen, in fluchtähnlichem Rückmarsch, um diese mit so vielen Hoffnungen begonnene erste größere Unternehmung des Jahres 1905 nicht zu einem sehr ernsten Mißerfolge werden zu lassen. Irgendwie Wertvolles erreicht hat General Mischtschenko nicht. Die Geschicklichkeit, mit welcher er seinen Rückzug bewerkstelligte, kann man nur anerkennen, aber dadurch wird unser Urteil im allgemeinen nicht anders, daß die Dispositionen des Generals der Einheitlichkeit entbehrten.

Nach japanischen Nachrichten war anfangs, also am 10. Januar, russische Infanterie, allerdings in geringer Stärke, im Begriff gewesen, hinter dem Kavalleriedetachement herzurücken. Hier hatte aber schon am 11. Januar japanische Kavallerie eingegriffen und so die Bewegung im Keime erstickt. Danach scheint also, daß man sich von dem Vorgehen Mischtschenkos nicht nur viel versprochen, sondern auch noch weitere strategische Konsequenzen daran geknüpft hatte.

Sollte das oben geschilderte Vorgehen der russischen Kavallerie schließlich — um jeder Möglichkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — nur dem allge-

meinen Zweck einer Beunruhigung des Feindes im Rücken dienen, so genügte dieser an und für sich entschieden, um einen großen Apparat dafür in Bewegung zu setzen, auch Verluste in Kauf zu nehmen. Man hätte nämlich damit erreichen können, daß die Japaner sich gezwungen sahen, zum Schutze ihrer rückwärtigen Verbindungslinie und Depots größere Truppenmassen hinter die Front zu nehmen. Diese Truppen kamen also naturgemäß von der eigentlichen Invasionsarmee in Abzug und führten zu einer Schwächung der letzteren. Auch das konnte also zu einem keineswegs niedrig anzuschlagenden Erfolge werden. Er wäre aber nur erreicht worden, wenn ähnliche Expeditionen wie die vom 10. Januar, sei es im größeren oder kleineren Maßstabe, häufig wiederholt worden wären.

Bei derartigen Beunruhigungsunternehmungen muß das Moment, welches im Grunde überhaupt nur der Kavallerie Existenzberechtigung gibt, nämlich die Schnelligkeit, auf das Äußerste ausgenutzt werden. Dauernde Beunruhigung, das heißt die Ungewißheit wo, wann und in welcher Stärke plötzlich der Feind auftreten kann, wird nur durch die Möglichkeit der Überraschung erreicht; folglich muß die beunruhigende Kavallerie auf einer langen Strecke oder an verschiedenen Punkten zugleich tätig sein, und schneller arbeiten, als die feindliche Aufklärung. Gibt man ihr aber verhältnismäßig große Artilleriemassen mit, so wird naturgemäß die Geschwindigkeit wesentlich herabgesetzt und damit auch die Aussicht auf Erfolg.

Allgemein erwartete man eine Wiederholung, aber diese blieb aus und es trat an ihre Stelle ein Ereignis, welches ein trübes Licht auf die inneren Verhältnisse des russischen Heeres warf und die Perspektiven für die im Frühjahr in Aussicht stehende und in Rußland mit großen Hoffnungen erwartete Entscheidungsschlacht recht ungünstig erscheinen ließ.

Auch sonst regte es sich in jenen Tagen auf der ganzen russischen Front und es fanden scheinbar bedeutende Truppenverschiebungen statt. Wir sagen scheinbar, weil nach den damaligen Nachrichten die Verschiebungen nach dem östlichen Teil der russischen Stellungen vorgenommen wurden.

Da man nicht orientiert ist, wie große Truppenmassen hier in Betracht kamen, so ist es auch nicht möglich zu sagen, welchen Zweck die Verschiebungen hatten. Sie konnten, wenn möglichst sichtbar vorgenommen, eine Demonstration darstellen, um die Aufmerksamkeit der Japaner auf den linken Flügel der russischen Front zu richten. Es ist das eine Annahme, welche durch die späteren Ereignisse, beginnend am 25. Januar, eine gewisse Bestätigung finden würde.

Vorher allerdings war man allgemein der Ansicht, die Verstärkung des russischen Ostflügels diene defensiven Zwecken, weil man dort eine Angriffsbewegung der Japaner erwartete.

Zu gleicher Zeit wurden häufige Nachrichten verbreitet, daß russische Truppenteile in Nordkorea wieder aufgetreten seien; auch das darf man jetzt wohl, was Tatsache und Nachricht anlangt, als Demonstration oder Irreführung bezeichnen. Das Auftreten russischer Truppen in Nordkorea ist von Beginn des Krieges bis zu seinem Ende von Zeit zu Zeit durch russische Blätter berichtet worden und ebenso regelmäßig knüpften diese daran die Perspektive einer ganz groß angelegten Umgehungsbewegung oder eines wirksamen Stoßes auf den östlichen Teil der rückwärtigen Verbindungen des japanischen Feldheeres. Mögen nun auch tatsächlich einige Kosaken sich längere Zeit in Nordkorea aufgehalten haben, so kann man im übrigen doch die ganzen Gerüchte in das Reich der Fabeln verweisen. Auf japanischer Seite blieb es wie gewöhnlich nach außen hin ganz still, obgleich sicher schon während der in Rede stehenden Zeitperiode das Eintreffen von Teilen der ehemaligen Belagerungsarmee auf Kwantung fiel.

Trotzdem die Witterung als verhältnismäßig milde bezeichnet wurde, herrschte doch eine nach europäischen Begriffen ganz horrende Kälte während des Januar und auch noch des Februar im Jahre 1905. Es erregte auch deswegen allgemeine Verwunderung, daß die Operationen schon so früh wieder begannen; für die beiderseitigen Führer wird wahrscheinlich die Überzeugung maßgebend gewesen sein, daß gerade jetzt der günstige Moment gekommen wäre.

Allerdings kommen wir gegen Ende des Januar zu einem Ereignis, welches in seinen Ursachen auch heute noch nicht geklärt worden ist, wahrscheinlich hat man die letzteren mit Absicht russischerseits geheim gehalten.

Aus dieser abwartenden Periode, die demnächst ihr Ende finden sollte, stammt der folgende Brief eines in der russischen Stellung befindlichen preußischen Offiziers; das Schreiben wirft auch sonst manche recht bezeichnende Streiflichter auf die Lebenshaltung der Armee und speziell der höheren Offiziere.

Ein preußischer Offizier über die russischen Truppen.

Sjaokischinpu, Poststempel Mukden.

„... Ich habe mir beim Ritt nach Mukden, bei 18 Grad Kälte, ohne daß ich es unterwegs merkte, den Mittel- und Zeigefinger der linken Hand

erfroren; beide Nägel sind abmarschiert unter Gefühlen, die nicht gerade schön sind. Ich darf auf Anraten des Arztes und des fürsorglichen Orlow nicht aus meiner Semljanka (Erdhöhle) heraus und ergreife deshalb mit Freuden meinen Füllfederhalter, um Ihnen zu berichten, was Sie interessiert. Außer mir bewohnen genannte Semljanka sechsbeinige Tiere; Baron H. schätzte ihre Zahl auf 2000. Wenn Sie mir einen Eisenbahnzug Insektenpulver schicken, wird der Vorrat etwa eine Woche reichen.

Zunächst kann ich Ihnen bezüglich meiner Person mitteilen, daß diese vorzüglich verpflegt wird und sich täglich mit Madeira, Sekt und anderen guten Sachen zu neuem Leben begeistert. In jedem Regiment der Division habe ich Freunde, so daß ich am liebsten große Bogen reite, um die Batterien, die dort mit Schnellfeuer von Wodka auf mich zielen, zu vermeiden. Ich fühle mich also mit meinen lebendigen Hausgenossen, die wahrscheinlich schon mit gefletschten Zähnen in meinem Schlafrock warten, daß ich meinen Brief beende, sehr wohl. Wenn nur das Leben hier nicht so entsetzlich teuer wäre! Wenn Sie das Bedürfnis haben, Liebesgaben zu schicken, so empfehle ich Ihnen Konfekt, Biskuits, Marmeladen und — Insektenpulver, Sie werden sich dadurch den Dank des Stabes der dritten Division verdienen.

Ich möchte Sie nun über einige Ihrer Fragen aufklären; meine Orientierungen sind aus authentischen Quellen geschöpft, ich habe mich selbst bei fast allen Armeekorps darüber informiert; es ist bei der ganzen Armee das gleiche. Nämlich:

1. Verpflegung: die Leute erhalten zweimal täglich warme Kost, bestehend aus Grütze, Reis, Schtschi (Kohlsuppe, sehr beliebt), und ein Pfund Fleisch (meist Kalb); alles gut, kräftig und nahrhaft zubereitet. Ferner drei Pfund gutes Schwarzbrot, Tee zweimal mit jedesmal zwei Stück Zucker. Die Feldküchen fahren täglich zweimal, früh und abends bei Dunkelheit, in die Schützengräben, so daß auch dort die Verpflegung gut ist. Die Leute sehen rund und gesund aus, sagen sämtlich, daß sie gut verpflegt werden und machen einen frischen Eindruck.

2. Die Bekleidung: Walenki (hohe, warme Filzstiefel) haben die meisten, jedoch nicht alle; jedoch ist für Nachschub gut gesorgt. Z. B. traf heute, schon drei Tage nach der Bestellung, ein Waggon Walenkis bei der Division Orlow ein. Als warme Hosen haben die Leute sich selbst die chinesischen, wattierten Decken umgearbeitet. Natürlich sieht so ein Vaterlandsverteidiger in blaugrauen,

dicken Wadenklemmern, die bis an die Knöchel reichen, nicht entzückend aus; das ist im Kriege aber auch nicht nötig, jedenfalls ist es praktisch und warm. Heute früh traf ich beim Spaziergang mit Orlow einen Mann, der solche buntkarrierte Decke auf dem Rücken trug. Auf unsere Frage, was ihn dieselbe koste, antwortete er, daß er einem Chinesen 20 Kopeken (!) dafür bezahlt habe. Für 20 Kopeken ein Paar warme Hosen ist nicht sehr teuer. Die Bekleidung im übrigen ist ebenfalls gut und warm. An Stiefeln wird es vielleicht im Frühjahr hapern, doch das werden wir dann sehen, vorläufig ist alles in bester Ordnung.

Fouragierende russische Truppen in der Mandschurei.
(Nach einer Photographie.)

3. Die Stimmung der Truppen: Hierüber schreiben leider viele Leute, die nicht wissen, wo man den Pulsschlag der Truppen zu fühlen hat. In den Lazaretten natürlich, wo Jammer und Schmerzen herrschen, doch wohl nicht, sondern bei den Gesunden, die erst angreifen sollen. Ich kann Sie versichern, daß keine Furcht aufzukommen braucht, als bestünde Kriegsmüdigkeit. Der Soldat, der gut zu essen hat, schlägt sich auch gut. Die Behandlung der Leute ist sehr gut; zu ihrem Zeitvertreib wird Theater gespielt, Konzerte mit Tanz usw. finden statt; dabei werden Gebäcke, Tee, warme Sachen verteilt und wirklich so gut für die Leute gesorgt, wie es bei uns nicht besser ist. Die Stimmung ist gut, dies ist hier das Urteil aller verständigen Leute. Nur von einem Arzt hörte ich eine andere Ansicht, aber auch im übrigen so falsche Urteile, daß ich auch diesem kein Gewicht beilege, besonders da ich täglich das Gegenteil mit eigenen Augen sehe.

Wenn eine Persönlichkeit besondere Belohnung verdient, so ist das wie kein Zweiter — Rennenkampf. Wenn Sie Gelegenheit haben, seinen Namen zur Geltung zu bringen, so tun Sie es, er ist — der Beste. Denn er ist nicht nur ein tüchtiger Reitersmann und General, sondern ein genialer Heerführer mit außerordentlicher Initiative ... (Tinte ist zu Ende, nächstes Tintenfaß in Mukden.)

Ich habe zwei gute Pferde von gutem Aussehen und Gangwerk, Engländer, zu 400 und 500 Rubel gekauft; gut beritten muß ich sein, denn Orlow reitet Tausendrubel-Pferde, da kann man nicht auf einer alten Kracke nebenherziehen.

Orlow ist ein außerordentlich kluger Mensch, der über alles Bescheid weiß und stets fidel ist. Bei Tisch werden von der Satuska bis zu der Schokolade und dem Dessert Anekdoten und Witze erzählt, woran ich mich nach Kräften beteilige. Orlow ist einfach unerschöpflich darin und kann mit einem Wohlbehagen erzählen, daß einem das Wasser im Munde zusammenläuft. Bilderling hat mich ebenso herzlich aufgenommen, wie Orlow; bei Kaulbars war ich zweimal zum Frühstück. Kuropatkin hat mir mitteilen lassen, ich werde benachrichtigt werden, wenn er mich sehen wolle. Meist wird ernst gearbeitet, denn wenn einem, wie uns, die Japsen vor der Nase stehen, muß man es schon. Täglich sind 3—4 Tote und ebensoviel Verwundete. Orlow instruiert mich gut über alles; im übrigen ritt ich bisher den ganzen Tag herum und sah mir die Sache an.

Zum Schluß die Mitteilung, daß große Geldsendungen sehr erwünscht sind. Preise: Flasche deutsches Bier (Münchener) 1,50 Rubel, Zigarren „Hannibal" 50 Kopeken, Rotwein von 4 Rubel an, Schampus 15 Rubel, Diner in Mukden 3 Rubel ohne Wein. Gut sind die chinesischen Birnen, Stück 10 Kopeken, zwei Fäuste groß, frisch und saftig."

Über die Ausrüstung der russischen Soldaten.

Die furchtbare Kälte einerseits, die lange Dauer des Krieges auf der anderen Seite und die Notwendigkeit, immer neue Verstärkungen nach dem fernen Osten zu entsenden, mußte die verantwortlichen militärischen Kreise des europäischen Rußland naturgemäß zu einem eingehenden Studium bringen, wie im Winter und Sommer der russische Soldat zweckmäßiger Weise zu kleiden sei.

Die Japaner standen sich darin bekanntlich besser, einmal war ihnen schon vor dem Kriege das Klima in allen Teilen der Mandschurei ganz genau

bekannt und dann hatten sie es auch leichter wegen ihrer kurzen Verbindungslinie nach der Heimat bezw. den Depots, die Kleidung des Soldaten, je nach der Jahreszeit zu modifizieren. Die Russen mußten dagegen vielfach durch Schaden klug werden, ehe sie die nötigen Erfahrungen praktisch gemacht und danach die Ausrüstung der hinausziehenden und der bereits im Felde befindlichen Soldaten einrichten konnten.

Es scheint, ohne daß wir es kategorisch behaupten möchten, daß vor allem die Stoffe selbst der verschiedenen Uniformstücke der Russen nicht die nötige Haltbarkeit besessen haben, denn gespart ist ohne Zweifel von der Militärverwaltung nicht und trotzdem äußerten sich beinahe alle Berichterstatter dahin, daß der russische Soldat im Felde überhaupt keine Uniform zu tragen scheine.

Das stationäre Leben in den befestigten Stellungen, wie uns der preußische Offizier im obigen Briefe schilderte, rechnet natürlich nicht dahin, im Felde würden die Leute sicher mit dicken wattierten Decken, die in Hosen umgearbeitet sind, nicht weit und vor allem nicht schnell marschieren können. Aber auch im Felde sollen die Kostüme manchmal sehr merkwürdig gewesen sein.

Wie ernstlich man sich aber in Rußland mit dieser wichtigen Frage beschäftigte, zeigt unter andern der in einer russischen Zeitung veröffentlichte Aufsatz des Generals Petrow, zu welchem am Schluß der uns schon bekannte, mit russischen Verhältnissen sehr vertraute Herr von Drygalski im „Deutschen Militärwochenblatt" einen kurzen Kommentar liefert.

Wichtig ist die Frage, wie gesagt, ganz enorm, denn von der Kleidung hängt nicht nur die schnelle Bewegungsfähigkeit des Heeres ab, sondern die Gesundheit des Soldaten und damit der militärische Wert des Ganzen.

Ob und wie tatsächlich die Bekleidungsfrage von den Russen gelöst ist, wird man vielleicht einmal erfahren; die Schwierigkeiten waren jedenfalls außerordentlich.

General Petrow schreibt:

Der Ersatz der Tuchröcke (russ. mundir) zur Sommerszeit, durch die (im Frieden im Sommer fast ausschließlich getragenen, aber von den Truppen selbst zu beschaffenden) Gymnastikhemden (gymnasterki) von nicht heller bezw. nicht bunter Farbe ist im bejahenden Sinne entschieden. Es handelt sich aber noch um die zweckmäßigste Farbennuance und die Beschaffung.

Die Erfahrungen des vorjährigen Sommerfeldzuges, während dessen die Truppen meistens an Stelle der Tuchröcke die Gymnasterki benutzten, haben gezeigt,

daß diese, bei der Hitze häufig auf dem bloßen Leibe getragenen Gymnastikhemden, durch den Schweiß, die Nässe und die Sonne sehr schnell ihre Farbe verloren und auch infolge der Erdarbeiten sowie der beständig darüber anzulegenden Ausrüstungsstücke bald unbrauchbar wurden.

Unsere Soldaten rückten mit zwei, teils weißen, teils bunt gefärbten Gymnastikhemden ins Feld, und schon nach der Schlacht bei Wafangku, also Ende Juni waren die Hemden von mehr als der Hälfte der Mannschaften unseres Regiments vollständig entfärbt und stark abgetragen. Das Regiment ließ, sobald es Ruhe dazu hatte, die Hemden aus eigenen Mitteln durch die Soldaten in grau umfärben. Die unbrauchbar gewordenen Hemden wurden durch die zweite Garnitur ersetzt, und wir hätten uns nunmehr für den ganzen übrigen Sommer nur mit dem einen begnügen müssen, wären uns nicht aus dem von Ihrer Majestät der Kaiserin Alexandra gestifteten Depot nebst anderen Liebesgaben, 3500 weiße leinene Leibhemden als Geschenk zugegangen. Wir ließen sie schnell färben und gebrauchten sie als Oberbekleidung. So geschah es wohl auch bei anderen Truppenabteilungen. Auch dazu bedarf es aber Zeit, und es läßt sich nur bei der Anhäufung einer nicht zu großen Truppenzahl bewerkstelligen.

Bei der bevorstehenden Angriffsbewegung unserer ungeheuren mandschurischen Armee vermag man derartige provisorische Auskunftsmittel, und noch dazu auf eigene Kosten, kaum einzuschlagen. Es ist das Sache der Intendantur und jeder Soldat der Operationsarmee müßte mindestens drei grau oder grünlich gefärbte Gymnastikhemden erhalten.

Die Frage über die Beinbekleidung der Soldaten im Sommer ist fast noch wichtiger.

Bekanntlich tragen die Mannschaften der Infanterie und Artillerie das ganze Jahr hindurch Beinkleider von schwarzem (schwarzgrünen) ungerauhten Tuch. Die Reithosen der Kavallerie sind von dunkelblauer Farbe. Tragezeit ein Jahr. Es gibt drei Garnituren, von denen aber nur die älteste in den Händen der Leute ist, während die beiden anderen in den Regiments- und Kompaniekammern lagern und nur bei besonderen Gelegenheiten in Gebrauch kommen. Die dritte Garnitur ist daher in der zweiten Hälfte des Jahres äußerst abgetragen und sieht abscheulich aus; ein Glück, daß der lange Mantel den Anblick verdeckt. Beim Ausrücken ins Feld erhält jeder Soldat die Hosen und sonstige Bekleidung erster Garnitur, alles andere wird an das Ersatzbataillon abgegeben. So geschah es auch bei uns.

Gräber der Gefallenen auf der Tigerhalbinsel in Port Arthur.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Anlicht von Wladiwostok.
(Nach einer Photographie.)

Im Januar 1904 erhielten unsere Mannschaften neue Tuchbeinkleider nachgeschickt und trugen sie während des Feldzuges. Binnen kurzer Zeit waren sie völlig verbraucht — kein Wunder, denn die Leute behielten sie Tag und Nacht auf dem Leibe, sei es bei den Erdarbeiten im felsigen Terrain, beim Erklettern der Berge oder beim Schlafen in den Erdhütten und in den Verschanzungen. Der Ersatz war schwierig, wo nicht unmöglich, denn um neue anzufertigen, fehlte die Zeit und das Material.

Überdies wärmen die Tuchbeinkleider zwar im Winter und im Herbste, im Sommer aber sind sie geradezu untauglich. Nicht allein, daß die schwarzen Tuchhosen all den massenhaften Schmutz, Fettigkeit, Staub usw. förmlich einsaugen und dadurch ihr gutes Aussehen verlieren, werden sie durch den Schweiß übelriechend und in hygienischer Hinsicht gefährlich. An den Weichteilen des Körpers bilden sich rote Flecke und bösartige Ausschläge.

Aus diesem Grunde wurden im Sommer vorigen Jahres bei den Regimentern unserer Brigade auf Veranlassung der Kommandeure die Tuchbeinkleider durch blaue aus chinesischer Leinwand ersetzt, was auch die Billigung des Oberbefehlshabers fand. Die Soldaten waren sehr zufrieden, da es sich in den leinenen Beinkleidern leichter marschierte, Wäsche und Reparatur keine Schwierigkeiten verursachten und die Hosen überdies hübsch aussahen.

Ich halte es daher für unaufschiebbar, unsere Operationsarmee für die bevorstehende Sommerperiode mit leinenen Beinkleidern von haltbarer blauer Farbe zu versehen. Die darauf verwendeten Kosten, für die ganze Armee etwa 450000 Rubel, würden sich reichlich bezahlt machen und den Soldaten geschähe damit eine Wohltat.

Die Kopfbedeckung der mandschurischen Truppen für den Sommer ist anscheinend von der Intendantur endgültig festgestellt. Die jetzt im Felde allgemein gebrauchte leichte (leinene) Feldmütze (Furaschka) mit Schirm und Nackenschutz ist unstreitig praktischer und gesünder als die mit einem leinenen Überzug versehene schwere Tuchmütze, wie sie bei den Soldaten im Frieden Norm war. Die Offiziere trugen schon früher im Sommer nur leinene Mützen und sie haben sich durchaus bewährt.

Über das Fußzeug der Soldaten ist in der Presse schon viel hin- und hergeschrieben worden. Bezüglich des Feldzuges in der Mandschurei wurde behauptet, unsere Soldaten marschierten ohne Stiefel bezw. barfuß, oder doch mit so zerrissenem Schuhwerk, daß die Zehen zum Vorschein kämen. Hierin

liegt zum mindesten eine große Übertreibung. Ich muß allerdings zugeben, daß wir an Fußbekleidung zeitweise Mangel litten, aber abgerissen (wörtlich „wie Strolche") gingen auch wir nicht.

Im Verlauf des Sommers wurden uns von der Intendantur 800 Paar chinesischer Landschuhe überwiesen, außerdem fertigten wir uns selbst Sandalen aus den Fellen des Schlachtviehes oder gekauftem gegerbten Leder an, einige Leute benutzten dazu freilich auch alte Stiefelschäfte. Das alles geschah aber nur, um die Märsche für die Soldaten bequemer zu machen. Für die nächste Sommerkampagne müßten jedoch jedem Soldaten, außer den Stiefeln, zwei Paar Sandalen von beliebiger Fasson geliefert werden.

Ein dringendes Erfordernis für die Sommerbekleidung sind wasserdichte Überwürfe (russ. nakidki) von Segeltuch mit Kapuze, wie sie einige aus Europa nachgekommene Truppenteile bereits mitgebracht haben. Sie sind durchaus geeignet, im Sommer die Mäntel zu vertreten, die ohne Nachteil weiter rückwärts nach Mukden oder Charbin zurückgeschickt werden könnten.

So sorgfältig der Mantel auch zusammengelegt wird, beschwert er den Soldaten doch sehr und erhitzt, wenn en bandouillère getragen, die Brust; umsomehr, als darüber noch die Brustpatronentasche mit der Munition zu liegen kommt. Zur Regenzeit saugt der Mantel die Nässe ein, wird dadurch schwerer und nur langsam trocken, so daß die Leute die Mäntel auch während des Regens nur ungern anziehen und lieber in den bloßen Hemden marschieren. Im Winter und Herbst ist es freilich etwas anderes, da wärmt der Mantel immerhin, und während der Nacht dient er als Decke.

Gepäck. Seit dem Monat Juni trafen auch die Truppen aus dem europäischen Rußland auf dem Kriegsschauplatze ein. Die Mannschaften waren vorschriftsmäßig mit neuer Bekleidung und Ausrüstung versehen, einschließlich der leinenen Tragepacktaschen mit vollem Inhalt. Tornister haben nur wenige Fußtruppen, darunter die Garden. Einige Truppenteile kamen direkt vom Zuge aus an den Feind. Es herrschte eine mandschurische Hitze und man vermochte nun praktisch zu erproben, wie sich die Gesamtausrüstung, besonders auch ihrem Gewicht nach, bewähren würde.

Bei den Friedensmanövern macht sich alles sehr glatt und schön, bei den Kriegsmärschen aber und noch dazu mit den vielen neu eingestellten Leuten, mußten ganze Wagentransporte organisiert werden, um den Soldaten das Tragen des Gepäcks zu erleichtern. Was wird nicht alles in den Packsäcken

Russische Sanitätskolonne im Felde.
(Nach einer Photographie.)

mitgeschleppt! Bereits in den ersten Tagen des Marsches beginnen die ungeübten Soldaten, um sich etwas zu entlasten, das zweite Paar Stiefeln und viele von Hause mitgebrachte mehr oder minder nötige Gebrauchsgegenstände fortzuwerfen. Auf den vorschriftsmäßigen Inhalt der Packtaschen muß daher auf das strengste gehalten werden! Im allgemeinen ist die ganze Ausrüstung viel zu schwer.

Nunmehr sei hier etwas näher auf die von autoritativer Seite ins Auge gefaßten Reformen in der Bekleidung eingegangen. Vorgeschlagen werden:

1. Wäsche aus Baumwollengewebe. Bereits in den letzten Jahren wurde Baumwollenstoff (zum Ersatz von Leinwand) an die Truppen zur Anfertigung von Hemden ausgegeben, davon jährlich zwei im Material, eins in Geld. Durch denselben sich als sehr zweckmäßig erweisenden Stoff müßte auch die zu Unterbeinkleidern gelieferte grobe Sackleinwand (mit der auch die Uniformen gefüttert sind) ersetzt werden. Alle Wäschestücke müßten den im Felde befindlichen Soldaten im fertigen Zustande geliefert werden, dazu Leinwand zur Herstellung von mindestens einem Paar Umwicklungsbinden (russ. portjanki) für die Beine, wie sie von den Bauern bis zum Knie herauf getragen werden.

2. Uniform von dunkelgrauem Tuch nach Art der für die Reichswehr eingeführten Röcke mit zwei Reihen Ösen für die (die Knöpfe ersetzenden) Haken und mit zwei innen angebrachten ledernen Taschen, die auch zur Unterbringung der Reservepatronen dienen könnten.

3. Beinkleider aus demselben Material mit 3 Zoll breitem und mit zwei starken Haken zu schließendem Gurt (Passe).

Der vorgeschlagene Schnitt der Röcke und Beinkleider ist zweckmäßig. Die

innen anzubringenden zwei ledernen Taschen zur Aufnahme der Reservepatronen vermindern zwar die allgemeine Belastung nur wenig, es fällt aber dadurch einer der elf Ausrüstungsgegenstände, nämlich die Reservepatronentasche, fort, von denen bisher sechs einzeln angelegt werden mußten.

Die Einführung der dunkelgrauen Farbe des Tuches erscheint dagegen überflüssig, da die bisherige schwarze, den auf schmuckes Aussehen haltenden Soldaten besser gefällt und die ausgeblichenen und abgetragenen grauen Uni-

Chinesische Bettler in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

formen ebenso schlecht aussehen wie die jetzigen schwarzen. Wohl aber müßte besseres Tuch geliefert werden, da es seit nunmehr 30 Jahren in der bisherigen geringen Qualität verblieben ist. Die Farbe ist dabei ziemlich gleichgültig.

4. Mantel (russ. chinél) von blaugrauer oder dunkelgrauer Farbe (an Stelle der jetzigen hellgrauen) von wasserdicht gemachtem, nicht gerauhtem Tuch mit gerade geschnittenem (nicht geschweiftem) Kragen und fester Kapuze. Gerader einreihiger Schnitt ohne Hinterpleisen (klapáni), vorn mit drei Knöpfen geschlossen und um den Leib mit einem Ledergurt festgehalten.

Dieser Schnitt ist einfach und bequem beim Tragen. Der Ledergurt ge-

nügt vollständig, um den Mantel festzuhalten und macht die hinten angenähten Pleisen überflüssig. Die Knöpfe sind dagegen unzweckmäßiger (?) wie der bisherige Verschluß mit Haken, da sie, wenn abgerissen, schwer zu ersetzen sind und man beim Verschluß mit Haken keine Knopflöcher gebraucht.

Der vorgeschlagene Kragen sieht gut aus, schützt aber, da er nicht hoch genug ist, bei Kälte die Ohren nicht hinlänglich. Der Ersatz der bisherigen losen Baschlik durch die am Mantel selbst angebrachte Kapuze empfiehlt sich durchaus und kommt auch billiger zu stehen. Der Baschlik (von weißer Farbe) war meistens nur Paradestück. — Die Hauptsache ist aber auch hier, daß das Tuch des Mantels verbessert und wasserdicht gemacht wird. Er soll zwei Jahre vorhalten, nutzt sich aber (da nur die dritte Garnitur fast beständig in Gebrauch ist und die beiden besseren nur sehr selten ausgegeben werden) schon vor Jahresfrist ab, schützt schließlich weder vor Nässe noch Kälte und nimmt eine geradezu unbeschreibliche schmutzig-gelbe Farbe an.

5. Die zur Einführung empfohlenen, mit Fett zu behandelnden Stiefel, das Aushilfeschuhzeug und die Winter-Beinbinden (portjánki) verdienen Beachtung. Bei dem mandschurischen Winter leisten auch die Filzüberzüge (walénki) gute Dienste, doch müssen sie zur besseren Haltbarkeit mit Leder benäht werden, wie es jetzt bei der Armee geschieht. Bei den Märschen litten wir häufig Not an Schmierfett, wofür die Intendantur Sorge zu tragen hätte.

6. Die vorgeschlagene Winterschapka (Pelzmütze) nach finnischem Modell, mit Klappen zum Herabschlagen und mit dem Pelz auf der Innenseite ist sehr zweckmäßig, da sie warm hält, den Anschlag nicht hindert, die Feuchtigkeit abhält und auch den Hals schützt. Wenn diese Art von Schapka sauber gearbeitet ist und mit dem Reichswappen verziert wird, so sieht sie auch als Paradetracht mindestens so gut aus wie die jetzige flache, schirmlose Lammfellmütze (mit dem Pelz nach außen), die im Felde absolut unbrauchbar ist.

Wir bemerken dazu:

Zu ihrem Ersatz und besonders mit Rücksicht auf das dortige Klima, tragen die schon seit jeher in Ostasien ständigen Truppen eine weiche, langhaarige Pelzmütze, die sogenannte Papácha. Mit dieser Kopfbedeckung sind auch die aus Europa nach dem Kriegsschauplatze beförderten Heeresteile versehen worden, doch zeigte auch sie im Felde Mängel, die eine Abhilfe als erwünscht erscheinen lassen.. Bei einem der im Felde stehenden Armeekorps sollen zur Probe Helme eingeführt sein.

7. Gestrickte Handschuhe mit zwei Fingern von grober grauer Wolle mit Pulswärmern, an Stelle der bisherigen Faustschuhe (russ. rukawitz) von schwarzem Tuch mit nur einem Finger. Letztere erwiesen sich als so plump und unpraktisch, daß sich die Soldaten schon im Frieden eigene gestrickte Handschuhe anschafften und nur, um der Vorschrift zu genügen, die Faustschuhe darüber zogen.

8. Im Winter über die Leibwäsche zu ziehende Hemden oder Jacken von Barchend, wie sie von den Soldaten schon im Frieden aus eigener Anschaffung mit Vorliebe getragen werden und sich im Felde als unentbehrlich erwiesen haben.

9. Im Winter auf den Märschen und zum Wachtdienst einen unter der Uniform zu tragenden Leibwärmer (russisch tjällogräi oder auch fufaika). Eine Art Ärmelweste aus schwarzem oder grauem Baumwollstoff, Lasting oder dergleichen und, außer den Ärmeln, wattiert. Dieses Kleidungsstück wärmt besser als Schafspelz, läßt die Transpiration durch und hindert nicht bei den Bewegungen.

Im allgemeinen ergaben die Erfahrungen des Feldzuges folgendes, was auch zur Abwehr der von vielen Seiten gegen die Heeresverwaltung erhobenen Beschuldigungen der Nichtfürsorge dienen mag.

Dem Mobilmachungsplan gemäß sollte jeder Truppenteil warme Kleidungsstücke für einen Winterfeldzug fertig oder im Material in Bereitschaft halten. Fertige Sachen waren aber nur ausnahmsweise in genügender Menge auf Lager, und der Krieg begann im Winter. Sofort mußten aus dem europäischen Rußland Verstärkungskommandos für die ostsibirischen Truppen abgeschickt und dazu nicht nur mit neuen Uniformen und sonstiger Feldausrüstung, sondern auch mit Winterbekleidung einschließlich der kurzen Pelze versehen werden. Was ergab sich? Ich führe als Beispiel eine in einer großen Gouvernementsstadt garnisonierende Division an. Mit allen Ausrüstungsgegenständen, die in den Depots und Zeughäusern fertig dalagen, kamen die Regimenter schnell zurecht. Nicht aber mit den kurzen Pelzen, die an Ort und Stelle nicht zu beschaffen waren und von denen bei uns insgesamt zunächst 460 Stück gebraucht wurden. Man mußte, um sie aufzukaufen, Offiziere nach Moskau schicken, und Preise zahlen, die die von der Intendantur dafür ausgesetzten erheblich überstiegen.

Noch schlimmer wäre es gewesen, wenn gleichzeitig die ganze Division mobilisiert worden wäre und der Norm gemäß am fünften Mobilmachungstage hätte ausrücken müssen. Man hätte in diesem Falle, abgesehen von der sonstigen

Winterbekleidung, 17000 Halbpelze im Vorrat haben müssen. Letzteres ist unmöglich, denn die Intendantur liefert diese Artikel nicht fertig, sondern, und zwar auch erst im Bedarfsfalle, nur in Geld.

Eine Aufbewahrung einer solchen Masse von fertigen, im Frieden nicht gebrauchter und daher nicht der Auffrischung unterliegenden Pelzbekleidungsstücken ist mit großen Gefahren (Mottenfraß usw.) verbunden. Außerdem sind die Schafspelze sehr leicht Träger von Ansteckungsstoffen, besonders die in Sibirien selbst angefertigten. So ist also die Beschaffung und Inbereitschafthaltung anderer wärmender Bekleidungsstücke (die Unterziehjacken, Barchenthemden usw.) viel zweckmäßiger und billiger als die der kurzen Pelze.

Wie gestaltete sich die Situation, als wir im vorigen Jahre bei einbrechender Kälte in den Positionen lagen?

Bereits Anfang August hatte der Oberbefehlshaber, Generaladjutant Kuropatkin, verfügt, daß bis zum 1./14. September alle Truppenteile die in den rückwärtigen Depots zurückgelassene Tuchbekleidung, und bis zum 1. Oktober auch die warmen Wintersachen nachgeschickt erhalten sollten. Unter energischen Bemühungen der Intendantur und der Truppenteile selbst gelang es, bis Ende August die Tuchbekleidung heranzuschaffen und auszugeben. Bald darauf langten auch die Wintersachen (in Wirklichkeit zum Teil sehr verspätet) allmählich an. Der Oberbefehlshaber überzeugte sich persönlich so viel wie möglich von der Ausführung seiner Befehle, und ließ sich täglich durch Telegramme darüber berichten.

In Erwartung der von Rußland her unterwegs befindlichen Halbpelze kauften wir im September in Mukden von den Chinesen wattierte Kurtken, Schlafröcke und Steppdecken, ebenso wie auch alle irgend aufzutreibenden Pelzhemden. Die Schlafröcke (chalaty) in ihrer ursprünglichen Form wurden nur an die Kranken in den Lazaretten ausgegeben. Zum Gebrauch für die anderen Mannschaften wurden die Ärmel abgeschnitten und die Schöße verkürzt und man erhielt dadurch Unterwesten. Andere warme Bekleidungsstücke lieferten die rückwärtigen Intendanturdepots; derartig war auch die ganze Armee damals versorgt. Unter solchen verhältnismäßig günstigen Umständen verließ ich im September das Regiment. Im Dezember schrieb mir ein in der Umgebung von Mukden stationierter Kamerad: „Mit warmen Kleidungsstücken sind wir nunmehr vollständig versehen: wir leben in Erdhütten und haben uns verhältnismäßig bequem eingerichtet; der Gesundheitszustand ist ein guter. Als beim

Flußübergang japanischer Kavallerie.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Beerdigung der Gefallenen durch die Russen.
(Nach einer Photographie.)

Eintritt der Kälte der Fluß zufror, hatten wir Schwierigkeiten mit der Wäsche, jetzt aber haben wir Waschanstalten eingerichtet. Mit der Kost sind die Soldaten zufrieden, Tee und Zucker erhalten wir regelmäßig. Gott sei Dank geht alles gut."

Soweit General Petrow. — Auch die anderweitigen vom Kriegsschauplatze ausgehenden Berichte nicht offiziöser Färbung, sondern auch die Privatnachrichten vieler Mitkämpfer, lassen darauf schließen, daß die Operationstruppen in der Tat, was ihre Ausrüstung, Unterbringung und Verpflegung anbetrifft, die Winterzeit besser überstanden haben, als es bei den obwaltenden außergewöhnlichen Umständen zu erwarten war.

Diese Schilderungen zeugen sogar mitunter von einer gewissen Behaglichkeit, selbst in den dem Feinde zunächst befindlichen Vorpostenstellungen. Die Truppen zogen sogar vielfach die dortige ungebundene Troglodytenexistenz dem Verbleib bei dem Gros der Armee vor und ließen sich nur ungern ablösen. Es ist das ein Zeichen für die erfolgreichen Bemühungen der Heeresverwaltung und der Kommandobehörden, aber auch für die Fähigkeit des russischen Soldaten, sich ihm ungewohnten Existenzbedingungen anzupassen. Das gilt in nicht geringem Maße auch für die Offiziere. Bei ihrer Feldausrüstung und deren

Erhaltung begegnen auch sie den größten Schwierigkeiten und die Frage, was mit ins Feld genommen werden soll, spielt bei ihnen eine noch größere Rolle als bei den auf Staatskosten bekleideten Mannschaften. Von einer Gleichmäßigkeit und Innehaltung der vorgeschriebenen Norm muß dabei gänzlich Abstand genommen werden, weil an Ort und Stelle ein Ersatz der in Abgang gekommenen Stücke gar nicht, oder doch erst sehr spät möglich ist.

Im Gebrauch sind bei den Offizieren besonders im Winter alle denkbaren Bekleidungsgegenstände: Pelze, Mäntel der verschiedensten Art und Farbe, schwedische Lederjoppen, chinesische Kastans und Kurtken, Pelzbeinkleider, Pelz- und Filzstiefel und andere Fußbekleidungen russischer und asiatischer Form, kurz, alles, was sich gerade bietet. Ebenso verhält es sich mit den Kopfbedeckungen. Kaum daß die Offiziere in ihrer Zugehörigkeit zu dieser oder jener Truppe und in ihrem Range an den auf den improvisierten „Kostümen" angebrachten Achselstücken noch zu erkennen sind. Auch hierfür eine die tatsächlichen Verhältnisse ergebende, dem „Russischen Invaliden" Nr. 31 entnommene Bestätigung:

Ein auf dem Kriegsschauplatz befindlicher Batteriekommandeur gibt darin seinen noch in Europa verbliebenen, aber dem Befehl zum Ausmarsch entgegensehenden Kameraden die von ihnen erbetenen Anweisungen, was die Batterien und das Personal an Bekleidungsstücken und sonstigem Material ins Feld mitzunehmen hätten. Wir beschränken uns auf die Bekleidung der Offiziere, die ja auch für die der anderen Waffen eine analoge ist.

Oberstleutnant Gurshin empfiehlt: Die vorschriftsmäßige, bekanntlich bei allen Offizieren mit aufgenähten oder gestickten Litzen versehene Uniform (mundir) gar nicht mitzunehmen. Dafür den Überrock und eine Kommodjacke nach österreichischem Modell. Einen Paletot von dunklem (also nicht dem vorschriftsmäßigen hellgrauen) Tuch. Eine Pelzmütze (Papácha) von Wolfsfell. Für den Sommer Kaki-Hemden; als Gurt einen weißledernen Riemen. Fußbekleidung: weiche Stiefel aus einer besonders bezeichneten Fabrik, mit Leder benähte Walénki (Filzstiefel), weite Gummischuhe. Ferner für den Winter: Pelzbeinkleider (in Kraßnojarsk in Sibirien für 4 bis 6 Rubel zu kaufen); einen grauen Halbpelz zum Tragen unter dem Mantel, einen undurchlässigen Paletot von Leder. Gefütterte Filzstiefel zum Preise von 25 Rubel und verschiedene Lagerutensilien, wie Zelte, Kochmaschinen, Samovare und dergleichen. Andere dem Offizier notwendige Bekleidungs- und Ausrüstungsartikel sind auf dem Kriegstheater selbst und aus den dort bestehenden Niederlagen der Offiziergenossenschaften zu

Petersburg und Moskau zu beziehen, doch ist auch bei ihnen der Nachschub längeren Unterbrechungen ausgesetzt.

Allgemeines über die Verpflegung der russischen Armee.

Bei der Ansammlung einer großen Armee in einer wenig kultivierten und unwegsamen Gegend, wie es die heutige Mandschurei ist, bildet die Verpflegungsfrage eine Hauptsorge des Feldherrn. Nichtsdestoweniger hatte die russische Armee diese ihre Aufgabe bisher mit Geschick gelöst. Es ist deshalb nicht uninteressant, jene Grundsätze zu betrachten, die ihr bei der Lösung der Aufgabe maßgebend waren. Die „Nowoje Wremja" schreibt darüber:

Ein jeder Soldat in unserer Armee muß eine sogenannte eiserne Ration bei sich haben, die er im Tornister trägt und nur im Ausnahmefall — auf besonderen Befehl des Truppenführers — angreifen darf. So z. B., wenn der Truppenteil sehr weit von seinem Train entfernt ist und keine Nahrungsmittel am Platze requiriert werden können. Die eisern Ration eines Infanteristen besteht aus zweieinhalb Tagesration an Zwieback und Salz, wozu noch einhalb bis ein Pfund gekochtes Fleisch kommt, das im Nachtquartier für den nächsten Marschtag zubereitet wird.

Die eiserne Ration hat ein Gewicht von sechs Pfund. Außerdem wird vom Regimentstrain ein sogenannter eiserner Bestand mitgeführt, der die eiserne Ration des einzelnen Mannes in der Weise ergänzen soll, daß beide Bestände zusammen einen Vorrat an Zwieback, Salz, Tee und Zucker, der für vier Tage, und einen solchen an Graupen. der für drei Tage ausreicht, ergeben.

Zur Verproviantierung von Truppenteilen, die sich in größeren Entfernungen von den Vorratslagern befinden, führt jede Division einen Vorrat für vier Tage mit, der dieselben Nahrungsmittel umfaßt, wie der Regimentsbestand. Hierbei sind Tee und Zucker sogar für zehn Tage berechnet. Auf diese Weise ist jede Infanteriedivision, von Fleisch und Gemüse abgesehen, mit einem Proviantvorrat für acht Tage versehen.

Bei der Kavallerie ist die eiserne Ration für die Mannschaft etwas geringer, sie ist nur für eineinhalb Tag berechnet. Der Regimentsbestand reicht für zwei Tage und der Divisionsvorrat für vier Tage aus, so daß eine Kavalleriedivision für ungefähr siebeneinhalb Tage Proviant mit sich führt.

Die eiserne Ration an Fourage besteht in der Hauptsache aus Hafer und ist bei der Kavallerie für einen Tag, bei der Artillerie für anderthalb Tage

berechnet. Der Train führt Hafer für drei und Heu für zwei Tage mit sich. Diese Vorräte sind auf den Tieren selbst befestigt, so daß diese Truppen keinen Fouragetrain besitzen.

Die Schwierigkeit der Verproviantierung der Armee liegt in der jeweiligen Ergänzung der Regimentsbestände und Divisionsvorräte. Die Versorgung der Truppen mit Nahrungsmitteln wird um vieles schwieriger, wenn die Soldaten nicht aus dem Lande leben können. Die Intendantur ist dann gezwungen, hinter der Front zweckmäßige Stapelplätze von Nahrungsmitteln einzurichten, deren praktische Seite vor allem darin besteht, daß sie zu jeder Zeit so beweglich sind, daß sie nicht in die Hände des Feindes fallen und auch nicht vertilgt werden müssen.

Die russische Armee hat seit Beginn des Krieges versucht, Requisitionen zu vermeiden und ist dabei mit strengster Ordnung zu Werke gegangen. Es war dies nötig, einerseits, um die Soldaten vor Verrohung und Ausschreitungen zu bewahren, die das fortgesetzte Beitreiben von Nahrungsmitteln erfahrungsgemäß zur Folge hat, und andererseits lag es im Interesse Rußlands, mit den Einwohnern des Kriegsschauplatzes möglichst human zu verfahren.

Wo sich aber immerhin eine Requisition an Nahrungsmitteln nötig machte, fiel dies in dem öden Lande sehr schwer. Es mußte deshalb, um die Verpflegung der Truppen aufrecht zu erhalten, eine regelmäßige Zufuhr veranstaltet werden, die von Magazinen aus zu organisieren war. An eine Zufuhr mußte besonders bei jenen Truppenteilen gedacht werden, die durch die Beschaffenheit des Geländes gezwungen wurden, in schmaler Front zu marschieren oder Rasttage zu machen.

Bei Fen-huan-chen hätte das Versagen der Verproviantierung die russischen Truppen beinahe in eine verzweifelte Lage gebracht. Seit Wochen hatten die Soldaten aus dem Lande gelebt. Schließlich war die Umgegend aber so ausgesogen, daß auch der eiserne Bestand angegriffen werden mußte. Schon ging auch dieser zur Neige, als noch im letzten Augenblick neue Nahrungsmittel eintrafen. An ein Aufgeben der Stellung war aber aus strategischen Rücksichten nicht zu denken.

Bei der Verausgabung des Proviants aus dem Regimentsbestand wird dieser aus dem Divisionsvorrat wieder aufgefüllt. Der Divisionstrain ist bei der russischen Armee dem Divisionskommandeur unterstellt, während die Intendantur die Aufgabe hat, die Vorräte des Divisionstrains zu ergänzen.

Die Aufgabe der Ergänzung wird immer komplizierter, je weiter der Truppenteil von den Vorratslagern entfernt steht. So sind beispielsweise, um einer Division eine Tagesration auf eine Entfernung von einem Tage zuzuführen, fünfundsechzig Wagen mit hundertdreißig Pferden notwendig und im Magazin muß sich ein Vorrat von zwei Tagesrationen befinden.

Der Kraft- und Zeitaufwand vervielfältigt sich je nach der Entfernung der Truppe vom Lager. Es ist also notwendig, daß die Magazine, oder wie sie genannt werden, die Ausgabemagazine, in unmittelbarer Nähe der Truppe liegen, gegen welchen Grundsatz wieder andere strategische Gesichtspunkte sprechen. Die Ergänzungen aller Vorräte in den Ausgabemagazinen erfolgen aus den Zwischenmagazinen, die ihrerseits die Verpflegungsstationen zwischen der Armee und der Basis bilden.

Die Vorräte für die Armee werden bei den Russen meistenteils aus dem europäischen Rußland, dann aber auch aus Sibirien und der Mandschurei bezogen und an Hauptstapelplätzen angesammelt, von wo aus sie in die Zwischenmagazine weiterbefördert werden. Das ist die große Maschine, deren es bedarf, um die Armee mit den nötigen Nahrungsmitteln zu versorgen.

Die Aufgabe wird aber noch viel schwieriger, wenn man bedenkt, mit welcher Genauigkeit die Ergänzung der Vorräte der überdies ihren Aufenthaltsort stets wechselnden Truppen erfolgen muß. Die genaue Berechnung der Vorräte, des Zeitaufwandes, die in den sibirischen Gebieten nicht immer sehr leicht sein dürfte, ist demnach die schwierigste Aufgabe, die den hohen Intendanturbeamten obliegt.

Kuropatkin verfügt in dieser Beziehung über eine ausgezeichnete Organisation. Die Aufgabe, die sich der Höchstkommandierende in der ersten Periode des Krieges gestellt hatte, bestand darin, mit den ihm zur Verfügung stehenden Truppen das Vordringen der Japaner aufzuhalten und mit der Zeit nicht nur die nötige Anzahl von Truppen auf eine Entfernung von achttausend Werst heranzuziehen, sondern auch zugleich für deren Verpflegung, sanitäre Hilfe und die Heranschaffung der nötigen Munitionsvorräte bedacht zu sein. Kuropatkin hat diese Aufgabe unter den schwierigsten Verhältnissen mit großem Geschick gelöst.

Die Schlacht bei Sandepu.

Nach der erfolglosen Expedition des Generals Mischtschenko trat für kurze Zeit wieder Ruhe auf dem Kriegsschauplatz ein; nur an den immer häufigeren Vorpostengefechten ließ sich eine engere Fühlung der beiden Armeen erkennen und außerdem fanden auf beiden Seiten fortgesetzte Truppenverschiebungen statt, auf die wir oben schon hinwiesen.

Im letzten Drittel des Januar waren keine Zweifel mehr vorhanden, daß General Kuropatkin zur Offensive überzugehen beabsichtigte und am

Russische Gefangene auf ihrem Transporte nach Japan.
(Nach einer Photographie.)

25. Januar begannen jene Kämpfe, welche unter dem Namen der Schlacht von Sandepu oder Hai-kou-tai*) bekannt geworden sind.

Wir haben schon oft die Nachsicht unserer Leser mit der Begründung in Anspruch genommen, daß die Nachrichten sehr lückenhafte und unvollkommene seien; mehr als von den meisten bisher berichteten Vorgängern gilt das von dem Zusammentreffen der beiden Armeen, welches wir jetzt schildern wollen.

Rufen wir uns zunächst noch einmal die Stellung der Armeen ins Gedächtnis unter dem Gesichtspunkt, wo und wie man sich gleichsam theoretisch

*) Infolge eines Druckfehlers steht unter der hierzugehörigen farbigen Kunstdrucktafel „Hai-hou-tai" statt, wie richtig „Hai-kou-tai".

eine erfolgreiche Offensive der Russen hätte vorstellen können. Noch immer finden wir Kuroki, den Befehlshaber der rechten Flügelarmee, in jenem gebirgigen, leicht zu verteidigenden und ungeheuer schwer anzugreifenden Terrain, wo er während der Oktoberkämpfe die Anstrengungen des Generals von Stackelberg mit verhältnismäßig sehr wenigen Truppen vereitelte. Wir erinnern uns, daß mehrfach der russische Reitergeneral Rennenkampf gerade auf diesem rechten Flügel Versuche machte, ähnlich wie Mischtschenko auf dem andern Flügel, durch Umgehung hinter die japanische Front zu gelangen und dann ihre rückwärtigen Verbindungen usw. zu gefährden; es ist ihm nicht gelungen und daran war sicher das ebenso unwegsame und schwierige Gebirgsterrain beteiligt, wie die japanische Kavallerie. So mußte der russische Oberfeldherr, wenn er die Absicht hatte, offensiv vorzugehen, sich von vornherein klar gemacht haben, daß eine Umgehung des rechten japanischen Flügels durchaus keine Aussicht auf Erfolg versprach.

Nicht aussichtsvoller scheint es in der Mitte gestanden zu haben, übrigens ebensowenig für die Japaner. Hier hatten sich im Laufe der Wintermonate, wie auch aus dem auf Seite 77 gegebenen Bericht hervorgeht, die Heere festungsähnlich verschanzt, und für den einen wie den anderen wäre eine Offensive an dieser Stelle ein verlustreiches und wenig Aussicht verheißendes Unternehmen gewesen. So blieb nur der linke Flügel oder, von russischer Seite aus gesehen, der rechte für eine Offensive übrig und sie wurde besonders dadurch begünstigt, daß sie sich hier in dem ebenen und flachen Terrain der Flußgebiete des Hunho, des Schaho und des Taitseho abspielen mußte, also westlich von dem Schienenstrang der russischen Bahn, dieser einzigen Verbindungslinie der russischen Mandschurei-Armee nach rückwärts.

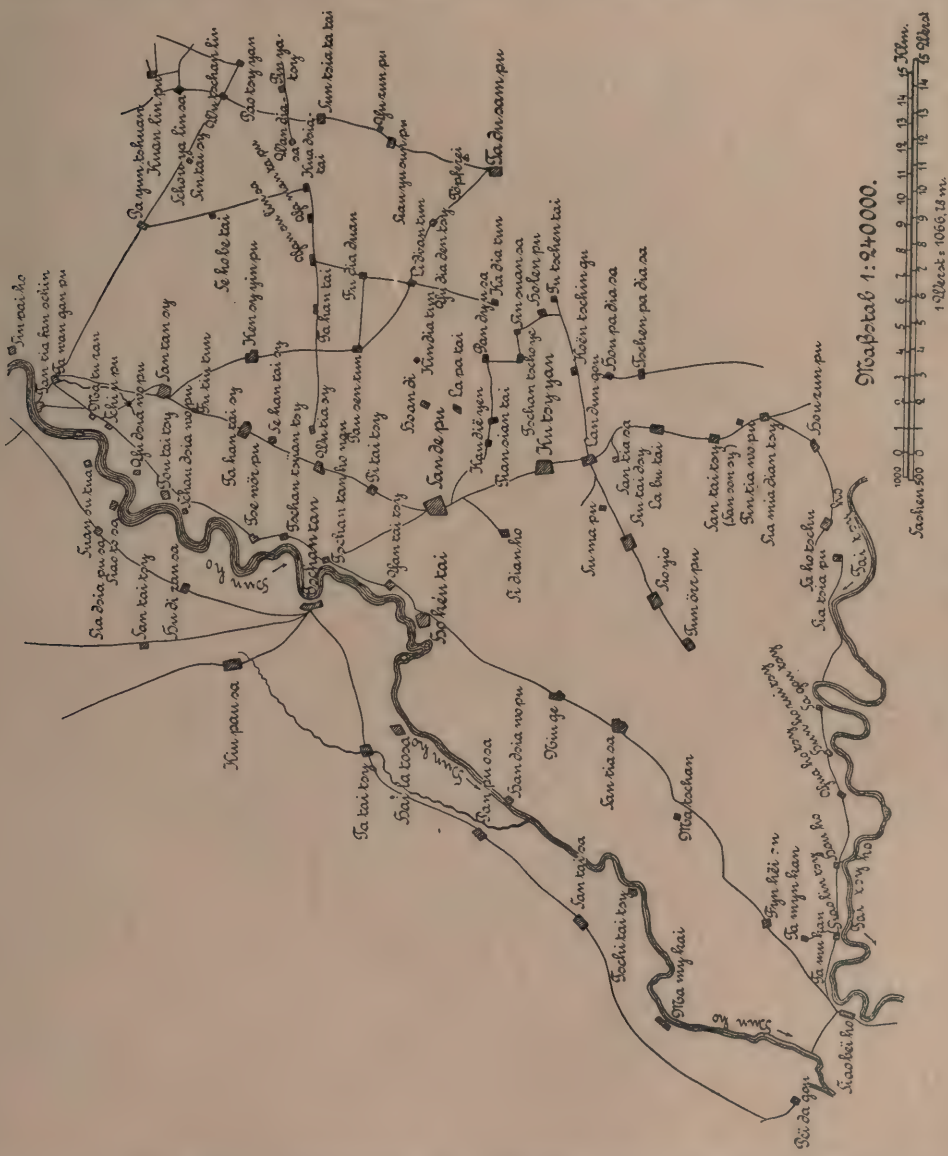
Geplant haben die Russen offenbar schon längere Zeit vorher, hier einen offensiven Schlag zu führen, das geht unter anderm auch aus der merkwürdigen Tatsache hervor, daß schon in den ersten Januartagen der früher hier erwähnte Kriegskorrespondent Behrmann, welcher noch dazu weit hinter der russischen Front sich befand, nämlich in Irkutsk, nach Deutschland berichtete, Kuropatkin plane die demnächstige Aufnahme der Offensive und zwar mit seinem rechten Flügel. Gebildet wurde dieser rechte Flügel durch die zweite Armee und sie unterstand der Führung des erst kürzlich aus Rußland nach dem Kriegsschauplatze entsandten Generals Griepenberg.

Aus der Tatsache, daß diese Angriffspläne Kuropatkins, wie aus obigem

Gefallene Japaner auf einem Schlachtfelde der Mandschurei.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

hervorgeht, nicht geheim blieben, muß auch selbstverständlich geschlossen werden, daß die Japaner ebenso rechtzeitig darüber orientiert waren. Diese Feststellung ist von besonderer Wichtigkeit für die Beurteilung der nun in den letzten Januartagen folgenden Gefechte und gibt meiner Ansicht nach den Schlüssel für manche Fragen, die man nachher glaubte, sich nicht erklären zu können. Die Tatsache aber, daß die Japaner tatsächlich darum gewußt haben, scheint mir schon aus dem Grunde vollkommen festzustehen, weil sich ihr Aufklärungs- und Spionagensystem durch eigene Truppen und durch Chinesen während des ganzen Krieges ausgezeichnet bewährt hat. Die russische Aufklärung dagegen ließ, wie wir schon oft feststellen mußten, sehr viel zu wünschen übrig.

Wir sind nicht genau orientiert, wann und in welchem Tempo die Armee des General Nogi von Port Arthur in Marsch gesetzt wurde und wann sie auf dem Kriegsschauplatze ankam. Die russischen Berichte geben allerdings an, man



Kartenskizze zu der Schlacht bei Sandepu.
(Nach dem Militärwochenblatt.)

habe in den letzten Januartagen die Nummern der Regimenter erkannt und daran festgestellt, daß wenigstens ein bedeutender Teil der aus Port Arthur erwarteten Verstärkungen zur Stelle sei. Gleichwohl kann man diese Feststellung

nicht als einwandfrei betrachten, sondern ebensogut für möglich halten, daß sie aus dem russischen Bestreben hervorging, die Operationen der zweiten Armee zu rechtfertigen.

Die zweite Armee bildete, wie gesagt, den rechten Flügel der russischen Stellung, bestand aus drei geschlossenen Armeekorps, einer Infanteriedivision und drei Schützenbrigaden. Auf ihrem rechten Flügel aber befand sich die Kavallerie und der General Mischtschenko. Nach Osten schloß sich die dritte Armee an, bestehend aus fünf Armeekorps, an diese der linke Flügel, also die erste Armee mit drei Armeekorps, einige Infanterie- und Kosakendivisionen, letztere unter dem Kommando des Kavalleriegenerals Rennenkampf. Das Armeekommando befand sich in den Händen des Generals Linewitsch, das der dritten Armee in denen des Generals Kaulbars. Die effektive Stärke der ganzen Armee belief sich nach einigen Nachrichten auf 300000, nach anderen auf 350000 Kämpfer. An Geschützen sollen etwa 1200, jedenfalls nach Berechnung des Militärwochenblattes, vorhanden gewesen sein.

Die Stärke der japanischen Armee zu jener Zeit steht ebenfalls nicht einwandfrei fest. Die Japaner selbst haben ihrem Prinzip getreu gar nichts darüber angegeben, so daß wir uns nach den russischen Schätzungen richten müssen. Über diese entnehmen wir die folgenden Einzelheiten ebenfalls einer Aufstellung des Militärwochenblattes, deren Verfasser aber auch der Ansicht ist, daß die japanische Stärke bedeutend überschätzt worden sei.

Auf dem linken Flügel der Japaner, also gegenüber dem russischen rechten, standen fünf Felddivisionen (den Begriff des Armeekorps kennt der Japaner bekanntlich nicht), dazu vier Landwehrbrigaden, ferner eine Kavalleriebrigade, zwei Artillerieregimenter, im ganzen 115000 Mann und 342 Geschütze. Die Mitte bildet die vierte Armee, bestehend aus drei Felddivisionen, drei Landwehrbrigaden, ein Artillerieregiment, im ganzen 65000 Mann und 198 Geschütze. Die erste Armee bildet den rechten Flügel, sie bestand aus den Gardetruppen, zwei Felddivisionen, vier Landwehrbrigaden, einer Kavalleriebrigade und einer Artilleriebrigade, im ganzen 85000 Mann und 306 Geschütze. Alles in allem 265000 Mann und 846 Feldgeschütze.

Die nähere Verteilung der einzelnen Truppenteile entzieht sich vollkommen unserer Kenntnis und es ist sogar zwecklos, irgend welche Vermutungen darüber anzustellen. Wir haben die obige Aufstellung auch nur als ungefähren Anhalt gebracht, ohne von ihrer absoluten Richtigkeit überzeugt zu sein; sehr möglich

ist, daß bei Beginn der Kämpfe die Kräfteverteilung auf den einzelnen Punkten der langen Linie eine ganz andere war.

Am 25. Januar ging nun General Griepenberg mit seiner Armee zur Offensive über und zwar in der folgenden Weise (zum schnelleren Verständnis weisen wir auf die beistehende Skizze hin, welche jedenfalls einen im allgemeinen richtigen Überblick gibt, in welcher Weise General Griepenberg einen Erfolg zu erringen hoffte). Seine Truppen überschritten zunächst nacheinander und getrennt den Hunho und rückten auf dessen rechtem Ufer nach Südwesten herunter, um dann, ebenfalls einzeln an einem vorher ausgemachten Punkte, wieder nach dem linken Ufer überzusetzen.

Voran war Mischtschenko mit seinen Reitern und er wählte sich auch den am weitesten südlich gelegenen Punkt zum Übergang, nämlich bei dem Orte Peïdagou, da wo der Taitseho und der Hunho beinahe zusammenstoßen. Die übrigen Truppen verteilten sich weiter nördlich und überschritten den Hunho korps- oder divisionsweise in der Nähe von Hailatosa, Mamykai und Schantan. Ein Armeekorps, verstärkt um eine Infanteriedivision, stellte die Verbindung her zwischen der stehen gebliebenen Mitte der russischen Stellung und der zweiten Armee, welche ja nun, wenn wir es uns auf der Karte klar machen, vollkommen nach vorne umgebogen war. An der Biegung entstand natürlich ein schwacher Punkt, und, damit dieser nicht den Feind zu einem Durchbruchsversuche reizte, hatte man dort für eine entsprechende Verstärkung Sorge getragen.

Aus den Bewegungen der zweiten Armee geht die Absicht General Griepenbergs oder der Inhalt des Befehls, den er befolgen sollte, klar hervor. Es handelte sich darum, den japanischen linken Flügel zunächst mit größter Stille und Schnelligkeit zu umgehen bezw. in seine Flanke zu gelangen und dann mit aller zur Verfügung stehenden Wucht anzugreifen.

Wahrscheinlich ist, was die Russen vorher festgestellt hatten, daß sich auf dem äußersten Flügel der Japaner nur verhältnismäßig schwache Streitkräfte befanden. Wie beinahe immer während des Krieges ist aber diese Aufklärung wieder eine recht oberflächliche gewesen; jedenfalls kann man sich nicht anders erklären, daß General Griepenberg seine Truppen in der Art und Weise zersplitterte. Es ist das entschieden ein Fehler gewesen und ging vielleicht ebensoviel aus einer oberflächlichen Aufklärung wie aus der typisch russischen Geringschätzung des Japaners hervor.

General Griepenberg war, wie erwähnt, erst sehr kurze Zeit vorher nach

Ostasien gekommen und verfügte weder aus früherer noch aus späterer Zeit über irgend welche Kriegserfahrungen. Sehen wir also zunächst, wie sich die Operationen entwickelten.

Nachdem die verschiedenen russischen Abteilungen am 25. Januar den Hunho überschritten hatten, begannen auf der ganzen Länge der Linie von Schantan bis Peïdagou oder Mamykai mehr oder minder heftige Gefechte. Die japanischen Streitkräfte, welche sich zunächst den Russen entgegenstellten, waren beinahe sämtlich unterlegen und so drangen die Russen überall siegreich vor.

Schon am 25. Januar eroberten das achte Armeekorps oder Teile desselben den Ort Hai-kou-tai (auf der Karte „Ho-ken-tai"), welcher allerdings mit großer Hartnäckigkeit verteidigt wurde. Im Süden drangen die Russen ebenfalls vor und zwar zunächst in östlicher Richtung, ohne Zweifel mit der Absicht, dann nach Norden zu schwenken und die Japaner im Rücken zu fassen.

Am 28. Januar gelang es den dortigen Abteilungen, die beiden Orte Sumapu und Landungou zu erobern, man befand sich damit also im Besitz der Straße, die nördlich nach Sandepu führte, von dem man wußte, daß es stark befestigt war. Dieser Ort war nun schon am 26. Januar durch die bei Tschantan übergesetzten russischen Truppen angegriffen worden und hier entspann sich ein sehr heftiges Gefecht.

Die Japaner hatten sich in Sandepu sehr stark befestigt und verfügten innerhalb dieser Befestigung über eine verhältnismäßig große Anzahl von Feldgeschützen und Maschinengewehren. Es half den Russen nichts, daß sie den unbefestigten Teil des Dorfes zunächst einnahmen und in Brand setzten; sie mußten ihn unter dem japanischen Feuer wieder räumen und erst eine überlegene Artillerie heranziehen, um die Befestigungen soweit zu erschüttern, daß die Infanterie den Sturm beginnen konnte.

Auch am 27. Januar gelang es den Russen nicht, das wirklich heldenhaft verteidigte Sandepu einzunehmen, und das wurde vielleicht zum Verhängnis für das ganze Unternehmen, es trafen nämlich die von der schwachen japanischen Besatzung schon sehnlich erwarteten Verstärkungen endlich ein und diese, aus südlicher Richtung kommend, wendeten sich direkt gegen den bedrohten Punkt Sandepu.

Die Japaner begingen nicht den russischen Fehler, ihre Kräfte zu zersplittern, sondern trachteten nach altbewährten Grundsätzen großer Feldherren zunächst danach, an einem einzigen Punkte den Gegner zu werfen, dann würde

sich schon alles von selbst ergeben. Wie stark diese japanischen Hilfstruppen waren, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls aber waren es wohl mehrere Divisionen, und unter ihnen vielleicht schon Teile der Armee Nogi.

Rast japanischer Truppen.
(Nach einer Photographie.)

Bei Sandepu griff man sofort die stürmenden Russen an und es entspann sich scheinbar ein sehr hartnäckiger Kampf. Die Russen befanden sich bald in so bedrängter Lage, daß das vorerwähnte zehnte Armeekorps und die

61. Infanteriedivision zur Hilfe herbeigezogen wurde. Mit diesen verhältnismäßig sehr großen Truppenmassen gelang es dann den Russen noch einmal, die Oberhand zu gewinnen und die Japaner von Sandepu zurückzudrängen. Sandepu selbst hingegen blieb noch immer in den Händen der tapfer ausharrenden kleinen Besatzung.

Weniger glücklich kämpften die Russen westlich von Sandepu am Hunho, wo sie am 29. Januar auf das rechte Ufer zurückgedrängt wurden. Aus dem Umstande aber, daß die beiden nördlich von Sandepu liegenden Orte Pitaitsi und Pausentun in den Händen der Russen blieben, kann man wohl schließen, daß man es mit einer Reihe von isolierten Kampfplätzen zu tun hatte und speziell die japanischen Verstärkungen noch nicht die genügende Höhe erreicht hatten, um einheitlich auf der ganzen Linie zum Angriff vorzugehen.

Auch an den beiden letzten Januartagen kämpfte man weiter, nachdem schon am 29., wie es als sicher erscheint, die russische Offensive gebrochen war. Wann das hierfür entscheidende Ereignis fiel und wo, hat uns die Geschichte bis jetzt noch nicht überliefert, feststeht hier, wie gesagt, nur, daß die russischen Abteilungen durchweg nach Westen bezw. Nordwesten zurückgingen und den Hunho wieder überschritten. Nur den dicht bei Tschantan liegenden Ort Tschantanhonan, welcher, wie die Skizze zeigt, noch auf dem linken Hunho-Ufer liegt, wiederzunehmen, gelang den Japanern nicht. Hier kämpfte man noch in den ersten beiden Februartagen, und wie heftig auch dieser Kampf gewesen ist, geht daraus hervor, daß Tschantanhonan zweimal von den Japanern erobert und verloren wurde.

Damit war die solange vorher geplante und mit so großem Apparat ins Werk gesetzte Offensive des Generals Griepenberg vollständig gescheitert. An Verlusten gaben die Russen 12000 die Japaner 7000 an, nach späteren Nachrichten sollen die russischen Verluste weit höher gewesen sein; außerdem fielen ungefähr 2000 Russen als Gefangene in die Hände der Japaner. Der Reitergeneral Mischtschenko und der Führer des ersten sibirischen Armeekorps, der bekannte Baron von Stackelberg, wurden verwundet, außerdem noch drei Generalmajore. Bei den Japanern wurde nur ein höherer Offizier verwundet.

Während der ersten Schlachttage, als die Russen auf der ganzen Linie leichte Erfolge errangen, wurden schon verlockende Siegesnachrichten nach Petersburg telegraphiert und von dort natürlich veröffentlicht. General Griepenberg glaubte offenbar, daß dies der ganze Widerstand sei, den der japanische linke

Flügel seinem Angriff entgegensetzen könne. Als nachher der Rückschlag kam und die Russen von Tag zu Tag auf allen Punkten den mit leichter Mühe erkämpften Boden wieder verloren, griff natürlich eine gewaltige Enttäuschung und auch Erbitterung Platz. Man fragte sich, wie es denn überhaupt nur möglich gewesen sei, daß General Griepenberg sich derart habe täuschen können.

Leute, die für ihn Partei nahmen und vielleicht auch persönlich von ihm inspiriert waren, hielten eine Zeit lang die Version aufrecht, Griepenberg habe tatsächlich durch sein geschicktes Vorgehen den Sieg in den Händen gehabt, daß er ihn aber gegen die später eintreffende Übermacht nicht habe halten können, sondern hier, also zu diesem Zeitpunkte, hätte Kuropatkin auf der ganzen Linie zu energischer Offensive vorgehen müssen und dadurch verhindern, daß die Japaner die Mitte oder den rechten Flügel ihrer Stellung schwächten, um den linken, von Griepenberg bedrohten, zu verstärken. Das Merkwürdigste war, daß Griepenberg unmittelbar nach diesen Gefechten, ohne vorher mit Kuropatkin auch nur Rücksprache zu nehmen, den Oberbefehl niederlegte und nach Petersburg zurückkehrte.

Ebenfalls von ihm und den Leuten, die für ihn Partei nahmen, wurde verbreitet, daß er telephonisch die schwersten Meinungsverschiedenheiten mit Kuropatkin gehabt und erklärt habe, unter einem Feldherrn, welcher ihn derart im Stich gelassen und andererseits durch seine Energielosigkeit den sicheren Sieg in eine Niederlage verwandelt habe, könne er nicht weiter kämpfen.

Die andere Version gibt General Griepenberg ausschließlich die Schuld, sie wirft ihm vor, er habe erstens seine Truppen über einen viel zu großen Raum zerstreut und sei beinahe, ohne vorher Aufklärungen vorgenommen zu haben, einfach mit Gottvertrauen drauflosgegangen. Er habe an Kuropatkin einen glänzenden Sieg telegraphiert, nachdem der unbefestigte Teil des Dorfes Sandepu genommen worden sei; er habe ferner, in völliger Unkenntnis über die Bewegung seiner eigenen Truppen, in der Nähe von Hai-kou-tai eine russische Abteilung für Japaner gehalten und sie zusammenschießen lassen usw. usw.

Als nun nach dem „glänzenden Siege bei Sandepu" eine Hiobspost nach der anderen kam, soll der Zar an Kuropatkin ein Telegramm gesendet haben, welches, um uns gelinde auszudrücken, nur wenig Anerkennung enthielt. Kuropatkin ließ das natürlich Griepenberg in entsprechend verstärktem Maße entgelten und als Antwort reiste letzterer nach Petersburg. Dies ist schließlich am Wahrscheinlichsten, während alle Gerüchte von Krankheit des Generals Griepenberg

oder zwingenden Gründen persönlicher Natur als unwahr bezeichnet werden können.

Merkwürdig bleibt es immerhin, daß Kuropatkin so voreilig das Siegestelegramm abfertigte und diese Voreiligkeit erinnert uns an jenen Glückwunsch, welchen er dem General von Stackelberg schickte, als dieser während der Oktoberschlachten in ein vollkommen unverteidigtes Dorf eingerückt war.

Fragt man sich nun weiter, weshalb denn Kuropatkin seinem General nicht zu Hilfe kam, so können da vielerlei Gründe maßgebend gewesen sein. Wahrscheinlich hatte der Oberbefehlshaber von Anfang an gar nicht die Absicht und glaubte vielleicht nicht die Möglichkeit zu haben. Ob aber diese letztere bestand, das vermögen wir nach dem bisher vorliegenden Material nicht zu beurteilen. Griepenberg hatte über 100000 Mann ins Gefecht geführt, also ungefähr ein Drittel der ganzen russischen Armee. Hätte er sich und seine Anstrengungen mehr auf einen Punkt konzentriert, so wäre sein Erfolg unbedingt ein nachhaltiger gewesen und hätte Kuropatkin möglicherweise günstige Gelegenheit zum Eingreifen gegeben. Wenn nun, wie teilweise geglaubt wurde, und auch nicht unmöglich ist, die Griepenbergsche Operation ursprünglich beabsichtigte, die von Port Arthur ankommenden Truppen Nogis hinter der japanischen Hauptfront anzugreifen und so ihre Vereinigung mit der letzteren zu hindern, so war die gewählte Art des Vorgehens jedenfalls nicht die richtige.

Sehen wir zunächst einmal davon ab, ob der Zeitpunkt, die Armee Nogi an der Vereinigung zu hindern, überhaupt noch günstig und noch nicht zu spät war, so hätte Griepenberg, wie auch Behrmann richtig annimmt, auf den Straßen zu beiden Seiten des Hunho nach Süden rücken müssen, um dann unter Umgehung des japanischen linken Flügels südlich von Liaojang General Nogi abzufassen. Wie er tatsächlich verfuhr, konnte er niemals zu diesem Ziele kommen und so müssen wir entweder annehmen, daß er es überhaupt nicht erreichen wollte, oder aber, daß er in der Tat ein hervorragend unfähiger Mann war.

Ob man so weit gehen kann, zu behaupten, daß die Japaner die Armee Griepenbergs in eine Falle locken wollten, indem sie sie zuerst siegen ließen, kann trotzdem zweifelhaft erscheinen und die Heftigkeit der späteren Kämpfe macht es unwahrscheinlich. Wie gesagt, sind wir über diese Kämpfe sehr wenig durch authentische Nachrichten informiert und Kombinationen, welche nicht mindestens auf solchen fußen, sind schließlich ebenso bedenkliche Operationen wie die, welche dem General Griepenberg eine so wenig ruhmvolle Schlappe versetzten.

Japanische Sturmkolonne.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Außer Griepenberg kehrte der General von Stackelberg nach Niederlegung seines Kommandos in die Heimat zurück. Dieser „Unglücksbaron", wie ihn die Russen im eigenen Lager nannten, hat dreimal an wichtigen Stellen und ebenso oft höchst unglücklich gekämpft: Bei Wafangku, am Schaho und jetzt bei Sandepu. Lange hat Kuropatkin ihm immer wieder Vertrauen gezeigt, bis es das dritte Mal wohl endlich zu viel wurde.

Es ist merkwürdig, daß man überhaupt über die Rolle, welche Kuropatkin vor und während der Offensive Griepenbergs gespielt hat, nicht orientiert ist.

Japanische Infanterie im Feuer.
(Nach einer Photographie.)

Es war sonst früher nicht seine Art, den Unterführern zu große Selbständigkeit und Spielraum zu lassen, nachdem er am Jalu und bei Wafangku so trübe Erfahrungen gemacht hatte. Später mußte man im Gegenteil manchmal sagen, daß er als Leiter des Ganzen mehr Entscheidungen persönlich in der Hand behalten wollte, wie ihm als einzelnen Menschen bei der ungeheueren Ausdehnung der Stellungen möglich sein konnte.

Wir haben im Gegensatz zu den meisten anderen Berichterstattern oder Autoren Kuropatkin, seine Fähigkeiten und Maßnahmen stets verteidigt und halten ihn auch heute, nachdem er gefallen ist, für einen fähigeren Mann, als

die anderen russischen Führer, von deren Leistungen man gehört hat. Wir stehen auch noch heute auf dem Standpunkt, daß Kuropatkins Verhängnis durch die Unfähigkeit seiner Unterführer und das ständige Versagen der Aufklärung herbeigeführt wurde. Beides sind Faktoren, deren Mangelhaftigkeit dem Oberbefehlshaber der kriegführenden Armee nicht zur Last gelegt werden kann, sondern ihre Beschaffenheit geht lediglich aus der Friedenstätigkeit und Ausbildung des Heeres hervor. Wohl kann der Oberfeldherr im Kriege durch persönliche Menschenkenntnis unterstützt, durch glückliche Wahl eines Unterführers oder dessen Beförderung einmal einen guten Griff tun, aber das ist schließlich ein Zufall und kommt auch nicht in Betracht bei einer so ungeheuren Armee, da muß vielmehr ein genügender Stamm tüchtiger Generale oder älterer Regimentskommandeure im Frieden durch theoretische Arbeit und kriegsmäßige Übungen systematisch herangebildet sein.

Als General Griepenberg nach der Mandschurei reiste, hörte man schon Stimmen, welche den Parkettgeneral verspotteten und ihre Zweifel nicht zurückhielten, ob er seine Erfolge in den Petersburger Salons mit Nutzen im ostasiatischen Kriege werde verwerten können.

Und die Aufklärung! Darüber haben wir schon oft gesprochen und sehen auch jetzt noch keinen Anlaß, unsere früheren Ansichten zu modifizieren, jedenfalls hat sie nie ordentlich funktioniert und bedeutend schlechter, als die viel weniger zahlreiche und schlecht berittene japanische Kavallerie. Diese hat vermöge der Intelligenz und der Energie der Japaner verhältnismäßig ganz Enormes geleistet, das haben auch die Russen zugeben müssen. Was sie aber nicht leisten konnte, das taten die chinesischen Spione oder dienstwilligen Eingeborenen an Ort und Stelle, so daß also hieraus eine doppelte Überlegenheit gegenüber den Russen entsprang.

Aus diesen Gründen ist es unserer Ansicht nach auch nicht richtig zu sagen, Kuropatkin habe den Mißerfolg bei Sandepu verschuldet, indem er einen bisher siegreichen Unterführer gegen feindliche Übermacht im Stich gelassen hätte. Daß das auch tatsächlich nicht der Fall gewesen ist, dürfte man auch daraus schließen können, daß Kuropatkin den Oberbefehl über die mandschurische Armee behielt. Hätte er sich tatsächlich einen so schweren Fehler zu schulden kommen lassen, so würde es ohne Zweifel seinen zahlreichen Feinden in Petersburg ein leichtes gewesen sein, schon jetzt seinen Sturz herbeizuführen.

Ein gewisses Maß von Schuld wird man ihm allerdings doch wohl zurechnen müssen und zwar insofern, als er dem General Griepenberg, über dessen

Persönlichkeit er doch sicher orientiert war, eine so große Selbständigkeit überließ, und ihn nicht vielmehr genau kontrollierte; nichts hätte ihn ja gehindert, sich persönlich auf den rechten Flügel zu begeben und dessen Operationen somit unter seine Aufsicht zu nehmen.

Der Erfolg der Japaner muß, wie gesagt, als ein unbestrittener angesehen werden, denn auf das Gewinnen von Terrain kam es hier ebensowenig an, wie in den Gefechten am Schaho während des Monats Oktober. Sie hatten bei Sandepu sich zunächst mit sehr unterlegenen Kräften gegen russische Übermacht im großen und ganzen erfolgreich verteidigt, nachher selbst sofort die Offensive ergriffen und damit die Offensive der Russen gebrochen. Darin lag schon ein Erfolg, der viele Opfer aufwog, denn die Opfer, das darf man nicht vergessen, waren immerhin nicht niedrig und wenn der Marschall Oyama sie auf 7000 Mann angab, so mögen es deren vielleicht 10000 gewesen sein.

Wir haben schon gesagt, daß die genaue Zeit des Eintreffens der Armee Nogi nie bekannt geworden ist; folglich läßt sich auch nicht sagen, ob sie während jener blutigen Januartage schon ganz oder teilweise zur Stelle waren oder noch gar nicht. Man kann aber annehmen, daß sie noch nicht ganz versammelt war, weil die Russen sonst ohne jeden Zweifel von Anfang an einer größeren Übermacht gegenüber gestanden hätten, wie es anfangs der Fall war. In der Schlacht bei Mukden haben wir zum erstenmal von der Armee Nogi wieder gehört, und sie befand sich auf dem linken Flügel der japanischen Armee und schloß sich an die bisherige Flügelarmee Oku an. Wären also diese Truppen schon Ende Januar zur Stelle gewesen, so hätte sich Griepenbergs Stoß vornehmlich gegen sie gerichtet. Das ist aber tatsächlich nicht der Fall gewesen, wenn auch vielleicht die eine oder andere Abteilung bereits eingetroffen war.

Nach der Zurückweisung der Griepenbergschen Offensive nun brauchten die Japaner durchaus nicht mehr besorgt zu sein, daß die Verbindung mit den Truppen Nogis verhindert oder gestört werden könne, auch darin lag unbestreitbar ein bedeutender Erfolg.

Endlich kam noch ein moralischer Erfolg dazu. Die japanischen Truppen konnten sich nach Ablauf der langen und durch keine Gefechte unterbrochenen Winterperiode sagen, daß sie mit eben derselben Tapferkeit gekämpft, daß ihre Offiziere und höheren Führer sie mit eben derselben Geschicklichkeit an den Feind und zum Siege geführt hätten, wie im vorigen Jahre. So bildete für die

japanische Seite die Schlacht von Sandepu auch eine wertvolle Ermunterung für den Mann, ihn zu frischem Tatendrang anfeuernd.

Der letzte Gefechtstag war der 2. Februar und dann verschanzte man sich beiderseits wieder wie früher. Es trat Ruhe ein, abgesehen von den Vorpostengefechten und gelegentlichen Beteiligung der Artillerie.

Was die erste und dritte russische Armee anlangt, so hatte diese während der Expedition des Generals Griepenberg ein heftiges Artilleriefeuer, jedenfalls während der letzten Tage, unterhalten; ohne Zweifel in der Absicht, die Japaner an eine allgemeine Offensive von der Front aus Glauben zu machen und Oyama dadurch zu hindern, seine Mitte und seinen rechten Flügel zu schwächen, um Verstärkungen nach links abzusenden.

Die Japaner waren jedoch zu gut orientiert, um sich täuschen zu lassen und behielten auch recht, da sich die Mitte und der linke Flügel der Russen tatsächlich nicht rührten, sondern ruhig in ihren Verschanzungen blieben. Warum? Die Antwort hierzu muß einer späteren Geschichte vorbehalten bleiben; ebenso auch zu den anderen Vorgängen der Gefechte in den Flußgebieten des Hunho und Taitseho.

Einzelbilder.

Die Kriegsberichterstatter und ihre Behandlung im russisch-japanischen Kriege.

Die Kriegsberichterstatter, welche in diesem Kriege eine so erheblich negative Rolle gespielt haben, sind ja eigentlich eine merkwürdige Einrichtung der Neuzeit, wenn man sich die Sache näher überlegt.

Wir haben im Laufe unserer Schilderungen öfter von dem internationalen Publikum oder dem internationalen Zuschauerkreise gesprochen und damit auch die Art des öffentlichen Interesses an den Vorgängen des Krieges ungefähr gekennzeichnet. Diesem Interesse tragen nun die großen Zeitungen in der Weise Rechnung, daß sie einen Berichterstatter nach dem Kriegsschauplatze entsenden, oder mit einem solchen auf dessen Initiative in Verbindung treten. Der Berichterstatter hat den Auftrag und das aus eigenem Interesse erwachsende Bestreben, so viel und so schnell wie irgend möglich an Taten und Vorgängen seiner heimischen Zeitung zu berichten, wie er irgend feststellen kann. Je schneller und zuverlässiger seine Nachrichten sind, einen um so größeren Wert repräsentieren sie in materieller wie ideeller Beziehung. Infolgedessen ist es selbstverständlich, daß der Berichterstatter sich so nahe wie möglich an den Orten aufhält, wo die Taten geschehen. Auf der anderen Seite wieder muß er berücksichtigen, daß für die schnelle Berichterstattung nicht nur wichtig, sondern entscheidend ist, wie nahe er sich einer Gelegenheit, Telegramme absenden zu können, befindet. Aus diesen beiden Gesichtspunkten ergibt sich dann einfach die Notwendigkeit für den Berichterstatter, sich dauernd in Fühlung mit einer höheren Kommandostelle zu halten.

1870/71 haben wir viele wichtige Nachrichten über Bewegungen der Franzosen, und zwar auch solche sehr wichtiger Natur, durch die englische Presse erfahren. Auf deutscher wie auf französischer Seite befanden sich ausländische Berichterstatter aller Nationen und nur diese konnten als Quellen solcher Nachrichten in Betracht kommen. Soweit uns bekannt ist, sind von Berichterstattern, die sich auf der deutschen Seite befanden, keine derartigen Indiskretionen zu verzeichnen gewesen. Die Ursache dieses Unterschiedes kann, um das Unwahrscheinliche vorwegzunehmen, dem Taktgefühl der Berichterstatter zugeschrieben werden, näher liegt aber, daß man diese auf deutscher Seite schärfer kontrollierte

als auf französischer, damit kommen wir auf den sachwichtigsten Punkt des Kriegsberichterstatterwesens.

Unkontrollierte Berichterstatter würden eine direkte Gefahr für das betreffende Heer bilden, denn sie berichten eben alles, was sie sehen und hören, und zwar, wie gesagt, so schnell wie irgend möglich. Im Kriege sind aber gerade die Dinge, welche dem Publikum am interessantesten sind, auch für den Feind von größtem Interesse.

Aus dieser Überlegung heraus pflegt man in jedem Kriege zunächst die auf dem Kriegsschauplatze eintreffenden fremden Berichterstatter oder die des eigenen Landes sorgfältig auszuwählen und diejenigen, die man zuläßt, dauernd unter Aufsicht zu halten oder jedenfalls alle ihre schriftlichen oder telegraphischen Äußerungen durch die Zensur besonders mit dieser Aufgabe betrauter Offiziere passieren zu lassen. Es wird das durch die Not geboten und bedeutet durchaus nicht immer ein Mißtrauensvotum gegen die Berichterstatter. In vielen Fällen sind diese gar nicht imstande, zu beurteilen, ob das, was sie schreiben oder telegraphieren, der Heeresleitung, bei welcher sie akkreditiert sind, nachteilig oder gleichgültig sein kann. Daß mitunter auch mit voller Absicht Berichterstatter dritter Mächte für den Gegner nützliche Nachrichten zu lancieren versuchen, ist ohne weiteres klar. Das haben auch jedenfalls die Russen jetzt befürchtet, als sie speziell englische Berichterstatter entweder überhaupt abwiesen, oder sie hernach so fern vom Schauplatz der eigentlichen Taten hielten, daß sie so gut wie nichts berichten konnten. Bei den Japanern ging es ebenso, nur daß die verbündeten Engländer natürlich besser behandelt wurden als auf russischer Seite.

Wir lassen die Ausführungen eines klassischen Zeugen und erfahrenen Kriegsberichterstatters folgen, des Baron Binder-Kriegelstein, welcher sich auf beiden Seiten in seiner Eigenschaft als Berichterstatter befand, und jedenfalls das beste Urteil in dieser Hinsicht besitzt.

Bezeichnend ist im übrigen die Äußerung eines ehemaligen deutschen Offiziers, der sich auf seiten der Russen befand, daß er es vollkommen begreiflich finden würde, wenn die kriegführenden Mächte überhaupt keine Berichterstatter zuließen. Es kommt da auch noch ein anderer Grund in Betracht, als die Furcht, es möchten militärische Geheimnisse verraten werden.

Wir wissen genügsam, daß in jedem Heere, möge es das beste sein, vieles vorkommt und vorkommen muß, was seine Leitung und die Regierung des betreffenden Landes der Öffentlichkeit vorenthalten möchte. In diesem Kriege

hatten wohl die Russen am meisten Grund derartige Berichterstatter zu fürchten, denn je mehr die Ereignisse des Krieges in die Vergangenheit rücken, desto unbestreitbarer wird es, daß tatsächlich schwere Mißbräuche und Mängel aller Art auf der russischen Seite, speziell was die Verwaltung anlangt, vorhanden waren. Das schon mehrfach erwähnte Buch des Berichterstatters Behrmann „Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters" liefert hierzu einen Beweis und auch dazu, wie unangenehm für Heeresleitung und Regierung solche Berichte werden können.

Behrmann hielt sich während seiner Anwesenheit in der Nähe des Kriegstheaters dauernd in der Stadt Irkutsk auf. Er urteilte richtig, daß dort weit hinter der russischen Front er ebensoviel sehe und höre und vielleicht sogar mehr als die übrigen Korrespondenten, während er nicht annähernd derselben Überwachung untersteht. Deswegen und infolge seiner vielfachen Beziehungen mit russischen Offizieren und Beamten, unterstützt endlich durch seinen außerordentlich scharfen Blick und militärisches Verständnis, hat er Berichte von dauerndem Interesse geschrieben. Berichte, welche zwar etwas später eintrafen als die seiner Kollegen, dafür aber durchweg das Wesen der Sache erfaßten und nicht an der Oberfläche blieben. Liest man jetzt das Buch, so muß man sich wundern, in wie vielen Fällen er genau das voraussagte, was Monate nachher eintraf, das gilt nicht nur von den Leistungen einzelner Personen, sondern auch von Ereignissen größeren Umfangs.

Gelegentlich der Schlacht von Sandepu haben wir schon erwähnt, daß Behrmann in den allerersten Januartagen aus Irkutsk einen Brief an eine deutsche Zeitung absandte, die in Aussicht stehende Offensive des russischen rechten Flügels ankündigte, und ihren Erfolg voraussagte. Wir möchten es für sehr wahrscheinlich halten, daß in einem nächsten Kriege zwischen europäischen Mächten und vor allem in einem Seekriege, wo Zeitungsnachrichten so außerordentlich wichtig sein können, man versuchen wird, jede Tätigkeit von Korrespondenten zu unterdrücken, auch die eigene Presse beeinflussen wird, keine Nachrichten zu bringen, welche nicht vorher durch eine Zensur gegangen sind.

Aus dem Bericht des Baron Binder geht hervor, eine wie große Zahl höherer Offiziere, lediglich durch die Anweisung und Beaufsichtigung der Berichterstatter, dem militärischen Dienst während der ganzen Dauer des Krieges entzogen werden und darin liegt ja eigentlich schon etwas ganz Ungereimtes. Wenn es Berichterstatter des eigenen Landes sind, so kann man die Rücksichtnahme

Japanischer Offizier bei der Zensur eines Briefes.
(Nach einer japanischen Skizze.)

seitens der Heeresleitung begreifen, denn das ganze Volk steht hinter ihnen und besitzt an Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein ebenso dringendes, wie berechtigtes Interesse. Korrespondenten fremder Nationen dagegen haben diese Berechtigung nicht und deswegen muß es wunder nehmen, daß die kriegführenden Staaten sie nicht einfach von vorneherein ablehnen. Politische Rücksichten könnten einer solchen Ausschließung kaum entgegenstehen, und sollte sich daraus selbst eine leichte Verstimmung auf irgend einer Seite ergeben, so würde diese doch schwerlich im Verhältnis stehen zu den möglichen Nachteilen und sicher eintretenden Unbequemlichkeiten, die aus der Zulassung eines Heeres von Korrespondenten erwachsen.

Schlecht genug behandelt worden sind sie allerdings auf beiden Seiten und man hat die schlechte Behandlung offenbar diplomatischer und liebenswürdiger gefunden, als eine Ablehnung von Anfang an. Die Zensur war eine außerordentlich strenge; so strenge, daß, abgesehen von Stimmungsbildern, aus den Stellungen und der Front der beiden Heere kaum etwas Brauchbares an Berichten nach Europa bezw. Amerika gelangt ist; jedenfalls nichts, was ein untrügliches Licht auf den Stand und Gang der Operationen geworfen hätte.

Aus der Schlacht bei Hei-hou-tal am Hunho.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Was allerdings die Berichterstatter nachher geschrieben haben oder noch schreiben werden, das steht auf anderem Brett und man wird vielleicht in Zukunft noch manches Wertvolle von ihnen erfahren, was zu einer exakten Geschichtsschreibung dienlich ist. Wie es mit der Authentizität der Berichte vom Kriegsschauplatze selbst aber bestellt war, darüber geben die folgenden Ausführungen des Barons von Binder-Kriegelstein Aufschluß.

„Als einer der wenigen Korrespondenten, die im russisch-japanischen Kriege auf beiden Seiten gewesen sind, glaube ich über die Behandlung, der diese Herren ausgesetzt waren, ein gewisses Urteil zu haben. Eine kurze Darstellung der Vorgänge ist vielleicht insofern von Interesse, als voraussichtlich in künftigen Kriegen ebenso oder doch ähnlich verfahren werden wird.

Die Vorbedingung der Zulassung als Korrespondent war, sowohl bei den Russen als auch bei den Japanern, die förmliche Vorstellung und Einführung des Anwärters durch den Botschafter bezw. den Gesandten der betreffenden Macht.

Bei den Japanern wurde bis zum 28. März 1904 jeder, der in dieser Weise erschien, zugelassen. Nachher wurden die Gesandten gebeten, niemanden mehr vorzuschlagen, da die Zahl zu groß würde; doch wurden einzelne Ausnahmen gemacht.

Bei den Russen herrschte ein weniger geregeltes Verfahren; mancher, der alle Förmlichkeiten vollständig erfüllt hatte, wurde gleichwohl ab- bezw. ausgewiesen. Dies Schicksal traf besonders Engländer und Amerikaner; bei einem der letzteren sah ich ein glänzendes

Japanische Kundschafter.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Empfehlungsschreiben des Botschafters Cassini an den Vizekönig Alexejew (Privatbrief), welches ganz wirkungslos blieb.

Die Förmlichkeiten der Zulassung dauerten sowohl bei Russen als Japanern mehrere Wochen, worauf die Bewerber Paß und Armbinde erhielten. Aber das war nur eine allgemeine Erlaubnis; die Genehmigung, wirklich zu den Truppen abzugehen, war noch vorbehalten und sollte der betreffende Armee- oder Truppenteil später bezeichnet werden.

Die Kolonne, der ich zugeteilt wurde, bestand aus Herren, die im März und April in Tokio angekommen waren; sie wurde endlich Ende Juli abgelassen, nachdem sechs große Treffen geschlagen worden waren. Auch das wäre ohne energische Mahnung der Regierung durch die japanische Presse nicht geschehen.

Auf russischer Seite waren die Korrespondenten nun schon einmal auf dem Kriegsschauplatz, aber nicht bei den Truppen. Es wurde ihnen gesagt, daß sie durch geduldiges Warten gewisse „Rechte" erwerben würden. Wie sahen diese aus? Wer zwei Monate ohne zu schreiben in Charbin gewartet hatte, erwarb das Recht, auf weitere vier Wochen nach Mukden zu gehen, wo er natürlich damals gar nichts sah und hörte. Beschied er sich und blieb in Mukden, so erhielt er die Erlaubnis nach Liauyang zu gehen; zu jener Zeit standen aber die Russen bei Teschikiauhai-tschoug. Die meisten Engländer und Amerikaner sind überhaupt nie weiter als bis Liauyang vorgelassen worden.

Wo immer sich die Kriegskorrespondenten aufhielten, waren sie den ärgerlichsten persönlichen Beschränkungen unterworfen. Die Herren der ersten japanischen Kolonne waren zwei Monate in Foug-hwan-tschoug und durften während dieser ganzen Zeit nicht weiter als zwei englische Meilen aus der Stadt heraus. Bei den Russen in Mukden betrug der Radius vier Meilen. Selbst innerhalb dieser Zone wurde der Korrespondent jeden Tag mehrmals nach seinen Papieren gefragt und angehalten. Näherte er sich Truppen, Magazinen, besonders aber Brücken, Forts, usw., so wies man ihn mit Ausdauer fort. Ich wurde am Westtor Mukdens, in einer chinesischen Karre fahrend, von der Wache sistiert und $^3/_4$ Stunde festgehalten; $^1/_4$ Stunde drauf hielt mich ein Adjutant des Statthalters an, alles ohne jeden Grund. In beiden Armeen funktionierte die Überwachung oder vielmehr die völlige Mattsetzung der Korrespondenten gleich tadellos.

Trotzdem man nicht zu den Truppen gelassen wurde, war man sowohl den Kriegsgesetzen, als im wesentlichen auch der militärischen Disziplin und

außerdem einer Fülle von Spezialbestimmungen unterworfen, die ganze Hefte füllten und drakonisch waren. Auf der japanischen Seite wäre daraus die Weigerung der Feldpost, Wertsendungen an die Korrespondenten zu befördern und die daraus hergeleitete Verpflichtung, das für den ganzen Feldzug nötige Geld von Hause aus mitzunehmen, hevorzuheben; bei den Russen die Drohung mit der Ausweisung „wegen Mangels an Takt". Wie dieser Paragraph gehandhabt wurde, geht aus folgendem Fall hervor. In einem Mukdener Restaurant stellte ein russischer Offizier ungünstige Betrachtungen über den Monarchen eines Landes an, dem ein anwesender Korrespondent angehörte; als dieser sich derlei verbat, wurde der Russe ausfallend und zog sich eine Herausforderung zu. Am nächsten Morgen hatte der Korrespondent den Ausweisungsbefehl „wegen Mangels an Takt".

Wenn die Korrespondenten unter diesen Umständen erklärten, die Armee verlassen zu wollen, entstanden Schwierigkeiten. Russischerseits wurde die Erlaubnis zum Verlassen der Armee vor beendigtem Kriege grundsätzlich nicht gegeben; in Ausnahmefällen jedoch nur über Sibirien erteilt, was zur Folge hatte, daß ein Korrespondent nach dem anderen unter Beihilfe der Chinesen über Hsin-min-ting die Flucht ergriff. Aber auch die Japaner wollten die Abreise in beliebiger Richtung nicht gestatten, sondern verwiesen die Herren auf Militärtransporte nach Japan.

War man endlich so weit, daß man einem Armee- oder Truppenteil überwiesen wurde, so bekam man doch nichts zu sehen. Auf japanischer Seite war pro Armee je ein Stabsoffizier mit der Führung der Korrespondenten beauftragt, ritt an der Spitze des Rudels und stellte es während der Gefechte 4 bis 9 englische Meilen ($6\,^1/_2$ bis 15 km) hinter der Artillerie auf einem Hügel auf; vier Meilen sind jedoch nur ein ganz besonderer Ausnahmefall gewesen. Dabei entwickelten die Japaner eine große Geschicklichkeit darin, den Standpunkt so zu wählen, daß der Anmarsch, das Nachziehen der Kolonnen und die Rückbeförderung der Verwundeten nicht zu sehen war. Bei Liauyang gelang es einigen Amerikanern, dem leitenden Stabsoffizier zu entschlüpfen und sich in Kauliangfelder zu retten; nachdem sie in dem hohen Getreide ein bis zwei Tage ohne Speise und Trank zugebracht hatten, kamen sie wieder zum Vorschein, wurden aber sofort ausgewiesen.

Bei den Russen war der Kommandeur eines Truppenteils dafür verantwortlich gemacht, daß der Korrespondent diesen nicht verließ; außerdem war dem Herrn in diesem Fall die Behandlung als Spion angedroht. Der Kommandeur

überwies den Korrespondenten dem Führer der großen Bagage und machte diesen dafür haftbar, daß der Mann nicht entwische. So war es wenigstens während der Zeit, wo der Vizekönig Alexejew bei der Armee war, später soll es besser geworden sein; ob letzteres zutrifft, weiß ich nicht. Nach der Liauyangschlacht haben mehrere russische Korrespondenten ebenso die Armee verlassen, wie die Herren bei den Armeen Kurokis und Okus; dies spricht nicht dafür, daß sie viel besser behandelt wurden als früher.

Sah man nichts, so war auch wenig zu erfahren. Die Japaner hatten die Freundlichkeit, den versammelten Korrespondenten wochenlang hindurch jeden Abend von einem Offizier das Folgende mitteilen zu lassen. „Die Russen ziehen sich zurück; unsere siegreichen Truppen verfolgen den Feind." Das war in der Hauptsache wahr, aber doch recht dürftig, umsomehr, als über Kriegsgliederung und Dislokation der Truppen nicht nur nichts mitgeteilt wurde, sondern auch nicht das Geringste zu erfahren war. Während überall sonst das Zusammenleben im Felde zu einer Annäherung führt, kam man den Japanern nicht um einen Schritt näher und war völlig isoliert.

Bei den Russen erfuhr man amtlich auch nichts, ebensowenig außerdienstlich etwas von wissenden Offizieren der Stäbe usw. Doch ließ sich von Truppenoffizieren manches erfahren. Mit den Russen konnte man wenigstens sprechen und hatte das Gefühl unter Menschen zu sein, mit den Japanern aber stand man, nicht etwa schlecht, sondern eben gar nicht.

Auf beiden Seiten herrschte eine überaus strenge Zensur. Auf diesem Kriegsschauplatz war der Korrespondent auf wenige Feldpostanstalten und Feld-Telegraphenstationen angewiesen, und hing daher ganz und gar von dem Willen der Behörden ab. Da die Vorschriften der Zensur drakonisch waren und stets das Gespenst der Gesetze gegen Kriegsverrat militärischer Geheimnisse im Hintergrunde stand, sah man sich vor und faßte Telegramme und Berichte äußerst vorsichtig ab. Die Mehrzahl derselben wurden nach 8 — 12 Tagen den Korrespondenten mit bedauerndem Achselzucken wieder zurückgestellt.

Die Japaner gestatteten den Vertretern „Reuters" und der „Times" gelegentlich, große Nichtigkeiten, darunter Nachrichten über das Wetter und die Gegend, zu telegraphieren; sie wollten die Form wahren. Die Russen ließen sich dagegen fast auf gar nichts ein; nur Nachrichten über Erfolge der eigenen Truppen wurden mit arger Verspätung befördert. Unentwickelte Films passierten weder bei den Russen noch bei den Japanern.

Verwundete Russen in einem japanischen Hospital.

(Nach einem japanischen Farbendrucke.)

Es kamen die Unbehaglichkeit der Stellung oder vielmehr Nichtstellung und die enormen Kosten hinzu. Auf russischer Seite fand der Korrespondent keinerlei Vorsorge für seine leibliche Existenz; man hauste in Chinesenhütten und lebte von Konserven, die rar und daher unerschwinglich waren. Bei den Japanern war eine Kantine für die Korrespondenten eingerichtet, die oft versagte und sehr hohe Preise nahm. Man wurde ferner veranlaßt, einen japanischen Dolmetscher zu nehmen, der auf 100 Yen monatlich kam, weiße Dolmetscher wurden nicht zugelassen. Alt-Japan sorgte bei dieser Gelegenheit gut für seine Söhne auf Kosten der Fremden.

Eine auch nur notdürftige Tätigkeit als Korrespondent war auf der einen Seite wie auf der anderen ausgeschlossen. Nur wer im Anschluß an eine Schlacht in eine neutrale Ecke entwischte, konnte telegraphieren, falls er ausnahmsweise etwas Weniges gesehen haben sollte, machte sich aber doch unmöglich.

Während und nach der Schlacht bei Liauyang verließ der größte Teil der bei den Japanern zugelassenen Korrespondenten die Streitkräfte des Mikado, besonders die Armee Okus, wo die Behandlung am schlechtesten gewesen war; ich habe erwähnt, daß bei den Russen zu derselben Zeit eine ähnliche Flucht eintrat.

Im ganzen war das japanische Verfahren durchdachter, formvoller und wohl auch wirksamer; bei den Russen gab es manche unnötige Härte. Dennoch ist die Stimmung der Korrespondenten gegen Japan bitterer als gegen Rußland, das sich doch immer auf seine ungünstige Lage berufen konnte.

Es ist anzunehmen, daß in den künftigen Kriegen den Zeitungsmännern gegenüber ein ähnliches Verfahren Platz greifen und der Kriegskorrespondent damit eine Gestalt werden wird, die der Vergangenheit angehört. Dann darf aber billig verlangt werden, daß die Kriegführenden von vornherein solche Korrespondenten ablehnen."

Etwas über die Behandlung der russischen Gefangenen in Japan.

Bevor wir auf die weiteren Operationen der russischen Armee in der Mandschurei eingehen, möge noch eine andere mehr auf dem internationalen Gebiet liegende Streitigkeit der beiden kriegführenden Parteien Erwähnung finden. Es ist das die Behandlung der russischen Gefangenen in Japan. Schon früher haben wir nach damals bekannten Berichten das Leben der russischen Gefangener

geschildert, tatsächlich waren sie damals, wie übereinstimmend auch in der russischen Presse zugegeben wurde, mit ihrem Lose und ihrer Behandlung sehr zufrieden, ja sogar mit einer gewissen Beflissenheit erkannte man das russischerseits an.

Da wurde im Januar 1905 in der russischen Presse ein Brief veröffentlicht, der von einem russischen Gefangenen aus Matsuyama stammen sollte. Daß dieses Schreiben der sonst so sehr aufmerksamen japanischen Zensur nicht in die Hände fiel, erklärte man dadurch, daß ein Angehöriger des russischen Sanitätskorps aus der Gefangenschaft entlassen sei und den Brief glücklich nach Rußland durchgeschmuggelt habe. Der Briefschreiber erhob starke Beschuldigungen gegen die japanischen Aufseher und überhaupt die Behandlung. Man gäbe den Gefangenen, die doch sicher seien und gar nicht entkommen könnten, nicht die geringsten Freiheiten; ihre Nahrung sei teilweise für den russischen Geschmack ungenießbar; sie erhielten kein Geld, um sich notwendige Bedürfnisse zu kaufen und so geht die Reihe der Beschwerden weiter. Die Veröffentlichung verfolgte offenbar den Zweck, die Japaner als ein Volk darzustellen, welches nicht nach den feststehenden Regeln des internationalen Völkerrechtes Krieg führe, sondern sich sogar in der Behandlung der Gefangenen nicht als ein wirkliches Kulturvolk zeige.

Auf dasselbe Ziel arbeiteten die oben geschilderten Beschwerden wegen Neutralitätsbruch hin und wenn damals die Russen kein positives Resultat mit ihrer Beschwerde erreichten, so noch viel weniger hier. Wenn die Russen es allerdings als ein positives Ereignis betrachten wollten, die Japaner aufs äußerste zu kränken und zu erbittern, so war das mit der Veröffentlichung des Beschwerdeschreibens erreicht worden.

Die Japaner legen, und das hat gerade dieser Krieg wieder gezeigt, einen ganz besonderen, ja übertriebenen Wert darauf, sich gerade in allen solchen Dingen äußerst korrekt und als Kulturvolk zu zeigen. Nichts ist ihnen kränkender als wenn gesagt wird, diese Kultur sei eine äußerliche, ein dünner Firnis, unter welchem die ursprüngliche asiatische Barbarei noch unverändert erhalten sei. Speziell wenn ein solcher Vorwurf von den Russen kommt, ist die Erbitterung besonders groß über solche Versuche, die japanische Zivilisation vor den internationalen Kulturstaaten zu diskreditieren. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß die russischen Gefangenen tatsächlich schlecht behandelt wurden, eben aus den angegebenen Gründen. Man wird sie im Gegenteil mit großer Rücksich behandelt und für sie gesorgt haben.

Die sofortige Antwort der japanischen Regierung auf diesen Privatbrief eines Russen, für dessen Wahrheit schließlich doch keine Zeugen bei der Hand waren, zeigt aber, wie außerordentlich wichtig der Regierung des Mikado der Gegenstand erschien. Aus der Antwort gehen die übrigen Beschwerdepunkte des Briefschreibers klar hervor. Mit Recht bemerkt die in Ostasien erscheinenende Zeitschrift „Der ostasiatische Lloyd", dem wir das Schreiben der japanischen Regierung entnehmen, es erscheine als ein Beweis großer Liberalität, daß die gefangenen Russen sich sogar beliebige ausländische Zeitungen halten durften.

„Die japanische Regierung setzt sich gegen den Brief eines russischen Gefangenen aus Matsuyama zur Wehr, der kürzlich in der russischen Presse veröffentlicht worden ist. Der Brief war von einem Angehörigen des russischen Sanitätskorps, der vor einigen Monaten aus der Gefangenschaft entlassen wurde, mit hinausgeschmuggelt worden und hatte so die japanische Zensur vermieden. Die japanische Gegenerklärung führt etwa Folgendes aus:

Jener Brief strotzt von Beschuldigungen gegen die japanische Regierung. Die Japaner kümmern sich nicht, heißt es da, um die Bedürfnisse der Russen, was Nahrung und Kleidung betrifft; die Russen werden überhaupt äußerst streng gehalten; es werden Maßregeln ergriffen, um die Zahl der auf den Schlachtfeldern Gefangenen zu verringern; Geld und was die Russen sonst an Privateigentum bei sich haben, wird konfisziert; sie weigern sich deshalb, empört über diese Behandlung, den geringen Geldbetrag anzunehmen, den die japanische Regierung ihnen bietet und begnügen sich mit dem, was die französischen Konsuln in Japan ihnen zukommen lassen; die von den Japanern angestellten Dolmetscher tun ihre Pflicht nicht usw.

Russischer Militärtransportzug.
(Nach einer Photographie.)

Die japanischen Behörden müssen sich energisch gegen diese Anschuldigungen wehren. Sie richten sich streng nach dem Völkerrecht und der Haager Konvention von 1898. Die Offiziere und Mannschaften sind in den

Vorrückende japanische Artillerie.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Pinzner.)

Hauptprinzipien der Kriegsregeln unterwiesen, und zwei Rechtsgelehrte sind in jedem Hauptquartier. Kein fremder Attaché oder Korrespondent, selbst die Gefangenen nicht, könne behaupten, daß die Verwundeten und Kranken, Russen sowohl wie Japaner, nicht in humaner Weise behandelt werden. Daß die verwundeten Russen in summarischer Weise aufgelesen würden, ist unwahr. Die Beschuldigung, daß Geld und dergleichen weggenommen wird, ist unwahr. Man sammelt sogar die Wertsachen der Toten und schickt sie von Zeit zu Zeit an die Verwandten. Allerdings muß zugegeben werden, daß der Sieger sehr wohl das Recht hat, andere Gegenstände, zum Beispiel Karten, Dokumente, Waffen, Pferde, fortzunehmen.

Jung Japan feiert seine Offiziere.
(Nach einer japanischen Skizze.)

Die Japaner bemühen sich, die Gefangenen ihrem Range entsprechend zu behandeln und sogar ihr möglichstes zu tun, daß jene sich wohlfühlen. Mehrere Male im Monat dürfen sie in der Stadt spazieren gehen und die heißen Quellen der Nachbarschaft besuchen. Natürlich ist eine Kontrolle nötig; aber solange die Leute gehorsam sind, genießen sie volle Freiheit. Ganz töricht ist die Beschuldigung über die Dolmetscher.

Andererseits wären gegen die Russen allerlei Beschuldigungen zu erheben. Am 22. Juni prügelte ein Kosakenhauptmann eine japanische Schildwache, und im Juli entwichen zehn Offiziere und Mannschaften von Matsuyama. Dadurch wurde strenge Aufsicht nötig.

Die Gefangenen bekommen Geldbeträge entsprechend den Bezügen der japanischen Offiziere und Mannschaften. Der Ernährung wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es wird dafür sogar mehr ausgegeben, als man es für

die Japaner täte, da man auf die russische Gewöhnung Rücksicht nimmt. Ein russischer Offizier, der gewohnt war, im Luxus zu leben, mag in dieser Hinsicht wohl allerlei entbehren, aber die Mehrzahl der Gefangenen, auch die Offiziere, haben ihre Anerkennung ausgesprochen. Es gibt gewiß keinen Gefangenen, der solche Beschuldigungen, wie die in jenem Briefe enthaltenen, vorbringen kann. Offiziere und Mannschaften befinden sich in eigens für sie hergerichteten Quartieren, und die Verwundeten und Kranken werden in besonderen Lazaretten oder im Militärlazarett des Ortes verpflegt. Außer allem Nötigen an Nahrung und Kleidung bekommen die russischen Offiziere noch eine gewisse Geldsumme für Extraausgaben, und der Betrag ist mehr als ausreichend für Einkäufe in diesem Lande mit verhältnismäßig geringen Preisen. (?)

Russische Offiziere von Port Arthur, die selbst eine beträchtliche Geldsumme besitzen, haben den japanischen Zuschuß abgelehnt; aber das sind nur vierzehn im ganzen. Die Unteroffiziere und Manschaften fühlen sich sehr zufrieden mit der liberalen Behandlung, die ihnen zuteil wird. Einige haben sogar schon einige Male besondere Delikatessen abgelehnt und dafür um einfaches Essen gebeten. Sie bekommen täglich Weißbrot, frisches Fleisch, Fisch, Gemüse. Besonders die aus Port Arthur gekommenen Gefangenen sprachen ihre Zufriedenheit laut aus. Jeder Japaner und Fremde, der die Gefangenenquartiere gesehen hat, weiß das.

Am 22. Oktober wurden neunundzwanzig Gefangene, die zum Sanitätskorps gehörten, und auf eigenen Wunsch und aus Notwendigkeit eine Zeit lang das Los der Gefangenen geteilt hatten, entlassen und dem französischen Konsul übergeben. Gleichzeitig wurden in Freiheit gesetzt zwölf andere Gefangene, die kampfunfähig waren, und ein alter Zahlmeister vom „Rurik". Damals erfuhren unsere Behörden eine kaum glaubliche Behandlung. Einer der russischen Gefangenen, der in Matsuyama zurückbleiben mußte, sollte einem der Abreisenden heimlich einen Brief mitgegeben haben, den dieser im Inneren eines Bambusstockes verborgen hatte. Die japanischen Behörden glaubten dem Bericht nicht, und die Sache wurde nicht weiter untersucht.

Wir bemerken, daß gleich nach Kriegsanfang ein Informationsbureau eingerichtet wurde, durch das die Gefangenen auch postfrei mit ihrer Heimat korrespondieren konnten. Bis Ende des Jahres sind von 3789 Gefangenen nicht weniger als 8383 Briefe abgeschickt und 2866 empfangen worden. Natürlich werden diese Briefe von den Behörden durchgesehen, aber nur Chiffre-

briefe oder solche mit Geheimbotschaften sind zurückgehalten worden. Auch kann sich jeder, der sich etwa geschädigt glaubt, beschweren (Artikel 23 der Regulationen für Gefangene). Die russischen Gefangenen hatten also keinen Grund, zu so unfeinen Mitteln zu greifen, wie die Veröffentlichung jenes oben erwähnten Briefes darstellt.

Die russischen Gefangenen, die in Matsuyama interniert sind, haben aus Port Arthur die Pocken mitgebracht. Die Krankheit scheint zuzunehmen. Während bisher nur vereinzelte Fälle gemeldet wurden, sind am 14. Februar neun Fälle konstatiert worden.

Mit großer Vorliebe verzeichnen die japanischen Blätter allerlei Akte von Höflichkeit zwischen den Feinden; es scheint, daß die Anerkennung der Gleichberechtigung die darin liegt, selbst von einem Feinde, den man sonst als recht verächtlich hinstellt, doch wohl tut. In Nagoya befindet sich als Gefangener der russische Generalmajor Irman, der den Eid verweigert hat; er bekam kürzlich ein Telegramm von General Stössel, daß der Zar ihm den Georgs-Orden vierter Klasse verliehen habe.

General Irman hatte sich besonders bei der Verteidigung des 203 Meter-Hügels hervorgetan. Sein Gegner war dort der japanische Generalleutnant Mastumura gewesen, und der Russe hatte den Wunsch ausgesprochen, nach Friedensschluß seinen tapferen Feind persönlich kennen zu lernen. Das war nun nicht möglich, denn Mastumura ist inzwischen einem Schlaganfall erlegen. Es verdient dabei erwähnt zu werden, daß man davon spricht, der Kaiser von Japan werde den toten General zum Baron machen — eine posthume Ehrung, wie sie in Japan nicht selten ist. Als General Irman den Tod Mastumuras erfuhr, suchte er bei dem Wachtoffizier die Erlaubnis nach, der Familie des toten Generals einen Beileidsbesuch abzustatten. Dies Gesuch wurde indessen abgeschlagen und der Russe auf den brieflichen Weg verwiesen. Die Geschichte scheint erfunden zu sein, wie so manche andere. Überhaupt läßt sich, wenn auch leider nicht nachweisen, so doch mit Sicherheit annehmen, daß die Unwahrheiten dieser und ähnlicher Art planmäßig und mit bestimmter politischer Absicht erfolgten: die Sympathie der neutralen Mächte für Rußland soll erhöht, die für Japan vermindert werden.

Die Zahl der russischen Gefangenen in Japan ist nach dem offiziösen „Kokumin" auf mehr als dreißigtausend gestiegen. Vor dem Fall von Port Arthur waren untergebracht in:

	Generale	Offiziere	Soldaten	Zusammen
Matsuyama	—	53	1377	1430
Marugame	—	—	350	850
Himeji	—	—	890	890
Fukuchiyama	—	—	500	500
Nagoya	—	—	499	490
Shinoka	—	60	60	120
	—	113	3676	3280

Nach dem Fall von Port Arthur kamen dazu in:

Matsuyama	—	543	1063	1606
Himeji	—	—	1295	1295
Fukuchiyama	—	—	402	402
Nagoya	7	5	511	523
Dairi	—	—	1942	1942
Fuknoka	—	—	999	999
Nioshima	—	—	2744	2744
Osaka	—	—	17507	17597
	7	548	26463	27108

Von den japanischen Gefangenen in Rußland sind nach den letzten Aufstellungen 410 identifiziert; davon sind 108 Kombattanten und 302 Nichtkombattanten. Von den Kombattanten gehören 7 Offiziere und 82 Mann der Armee, 2 Offiziere und 17 Mann der Marine an; dazu kommen ein Arzt, ein Zahlmeister, ein Schreiber, 16 Ingenieure, ferner Dolmetscher, Kulis u. a. m. 94 Gefangene sind noch nicht intenfiziert worden."

Die Schlacht bei Mukden.

Allgemeines.

Auf beiden Seiten muß man sich schon zu Anfang des Monats Februar auf eine Offensive im großen Maßstabe vorbereitet haben. Von Kuropatkin wissen wir jedenfalls sicher, daß er die Absicht hatte, Ende Februar oder Anfang März wiederum angriffsweise gegen die japanische Armee vorzugehen und den Mißerfolg bei Sandepu so wieder gut zu machen, wenn möglich aber eine Entscheidung im günstigen Sinne herbeizuführen.

Betrachten wir vor dem Beginn der Kämpfe zunächst die Stellungen der beiden Gegner. Wie stets muß dazu bemerkt werden, daß die Angaben nur einen Anhalt geben sollen und teilweise auch auf Kombination beruhen. Wir folgen im wesentlichen dabei der ausgezeichneten und auf gründlichen Studien und auf Informationen anderer Art beruhenden Darstellung des Militärwochenblattes. In der Übersichtskarte auf Seite 145 findet der Leser diese Stellungen eingezeichnet.

Den rechten russischen Flügel bildete wie vorher die zweite Mandschurei-Armee, welche sich aber jetzt unter dem Kommando des Generals Kaulbars befand. Zusammen setzte sich diese Armee von rechts an gerechnet aus ungefähr zwei Divisionen Infanterie mit einer Kavalleriebrigade, mit deren Befehl jetzt der General Rennenkampf betraut worden war, nachdem Mischtschenko nach seiner Verwundung bei Sandepu die Front hatte verlassen müssen. Es folgte ein gemischtes Schützenkorps zwischen den Orten Syfantei und Tschantan, dann das achte und zehnte Armeekorps von Tschantan bis Wandiasa, endlich das erste sibirische Armeekorps, wie es scheint, als Reserve hinter der Mitte der Front. Die Länge dieser rechten Flügelaufstellung betrug in der Luftlinie nicht weniger als 27 km., tatsächlich muß sie also noch ganz erheblich länger gewesen sein. Man hatte sie bis nach Syfantei offenbar deswegen verlängert, um einer Umgehung durch die Japaner auf alle Fälle vorzubeugen.

Die dritte Mandschurei-Armee wurde vom General Baron Bilderling befehligt und setzte sich wie folgt zusammen: Das fünfte sibirische Armeekorps schloß sich bei Wandiasa an die rechte Flügelarmee an und dehnte sich nach Osten bis nördlich des Ortes Daliantun aus. Es folgte das 17. Korps bis ungefähr Lamutun, dieses befand sich also auf beiden Seiten der Eisenbahn;

den linken Flügel der mittleren Armee bildete das 6. sibirische Armeekorps bis Schahopu in der Gegend des berühmten Putiloff-Hügels.

Die erste Mandschurei-Armee stand unter ihrem alten Führer, General Linewitsch. Ihr rechter Flügel begann mit dem ersten Armeekorps, welches vom Putiloff-Hügel an bis Niutsiantun Aufstellung gefunden hatte, also in einer Gegend, wo im vorigen Herbst die fürchterlichsten Kämpfe stattgefunden hatten und wie die beiden heiß umstrittenen Punkte, der Putiloff- und Nowgorod-Hügel bezeugen, nicht unrühmlich für Rußland ausgefallen waren. Das vierte sibirische Armeekorps schloß sich an in nordöstlicher Richtung und seine Stellung wird durch den Höhenzug von Oerrduagu bezeichnet. Das dritte sibirische Armeekorps deckte die Strecke von Kandolisan bis zum Kautulin-Paß.

Wir sehen also, daß die russische Stellung hier wieder einen Bogen nach Südosten macht und dann wieder nach Nordosten sich hinaufkrümmt. Da wegen des gebirgigen Terrains die Stellung hier sehr dünn war und sein mußte, hatte man zu deren Unterstützung und Verbindung eine Abteilung unter General Daniloff nach Natsiundan gestellt. Im Gebirge befand sich ferner in der Gegend von Tsinhotschöng ein gemischtes Armeekorps unter Generalleutnant Alexejew. Bei Shinking endlich stand noch eine Brigade Infanterie mit Kosaken und Artillerie.

Kuropatkin hatte zu seiner eigenen Verfügung als Reserve hinter der Mitte der Front drei Viertel des 16. Armeekorps südlich von Mukden am Hunho-Flusse zurückgehalten.

Alles in allem mag die Stärke der russischen Armee etwas größer gewesen sein, wie während der Schlacht bei Sandepu.

Die japanische Stellung zeigt sich uns ebenfalls vom rechten Flügel an gerechnet, wie folgt: In der Nähe des Ortes Kiantschang stand ein neu gebildetes Flankendetachement unter dem Befehl des General Kawamura; seine Stärke betrug eine Division, die 11., und drei Landwehrbrigaden. Nach links schloß sich daran die Armee Kuroki, die sich, wie wir von früher wissen, aus den Truppen der Garde zusammensetzte. Das Zentrum bildete die vierte Armee unter Nodzu, bestehend aus der 6. und 10. Division und einer Landwehrbrigade. Nodzu verfügte über den größten Teil der schweren Artillerie und der linke Flügel seiner Armee reichte bis zur Bahn. Da schloß sich denn die Armee Oku an, bestehend aus der 3., 4., 5., 8. Division, welche die Strecke bis zum Hunho besetzt hielten und zwar in der alten Linie Hai-kou-tai und Sandepu. Westlich

des Hunho endlich finden wir eine neue Flügelarmee, nämlich die Truppen des General Nogi, welche zwischen Hunho und Liaoho in Eilmärschen nach Norden gerückt waren. Wann sie ihren Platz in der Stellung eingenommen haben, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls aber zeigte der Verlauf der Ereignisse, daß sie zu rechter Zeit kamen und daß Nogi sich mit bewundernswerter Schnelligkeit in seine neue Aufgabe hineingefunden hatte und hernach jedenfalls bis zu einem gewissen Grade entscheidend eingriff.

Die Stärke der Japaner schätzt das Militärwochenblatt auf ungefähr 30000 Köpfe geringer als die der Russen, außerdem müssen wir berücksichtigen, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der japanischen Armeen sich aus Landwehrtruppen zusammensetzte. Wenn wir nun auch nicht behaupten können, daß deren Ausrüstung, hauptsächlich das Gewehr, mangelhafter war, als das der Linientruppen, so wird ihre Qualität denen der ersteren doch kaum gleichwertig gewesen sein. Die Gesamtlänge der russischen Stellung belief sich auf ungefähr 115 Kilometer, die der japanischen auf ungefähr ebensoviel.

Die einleitenden Kämpfe.

Wie vorher erwähnt, hatte Kuropatkin die Absicht anzugreifen und zwar sollte wieder der rechte Flügel seiner Armee, damals unter Griepenberg, jetzt unter Kaulbars, die Bewegung einleiten und vor allem zuerst den Widerstand der Japaner bei Sandepu und Umgegend brechen. Nachdem alle Dispositionen getroffen und den verschiedenen Führern genau bekannt gegeben waren, kamen plötzlich Nachrichten vom linken russischen Flügel, welche Kuropatkin veranlaßten, nicht nur den oben angedeuteten Plan aufzugeben, sondern überhaupt den ganzen Gedanken einer Offensive. Das hing so zusammen, daß das japanische Flankendetachement unter General Kawamura schon gegen Mitte des Monats von Kiantschang auf Tsinhotschöng gerückt war. Am 23. Februar entspann sich dort ein Gefecht mit den vorher erwähnten Truppen des Generals Alexejew. Es gelang Kawamura, mit einem Teil seiner Truppen diejenigen Alexejews zu umgehen und damit entschied sich diese Aktion zu einem Mißerfolge der Russen. Sie gingen zurück und räumten Tsinhotschöng, welches die Japaner unmittelbar im Anschluß besetzten.

Dieser Verlauf der Gefechte und Schlachten in Ostasien ist beinahe typisch: Unentschiedener, unter Umständen langwieriger Kampf, russische Teilerfolge, Siegesnachrichten nach Europa und plötzlich Rückzug, weil man

Generale Kuropatkin und Linewitsch auf dem Bahnhofe in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

auf irgend einem Flügel umgangen sei. Die Ursache ist beinahe ebenfalls immer dieselbe und liegt in der mangelhaften und oft gar nicht vorhandenen Aufklärung begründet.

Kuropatkin schloß aus den Vorgängen auf seinem linken Flügel, daß man hier die Hauptwucht der japanischen Offensive zu vermuten hätte, zumal südlich vom Kautulin- und Wanfulin-Paß durch russische Aufklärungskräfte starke feindliche Truppenmengen festgestellt worden waren. Der russische Führer hielt es deswegen für notwendig, den scheinbar bedrohten Flügel zu verstärken; es fanden mit großer Schnelligkeit entsprechende Truppenverschiebungen statt, auch wurde General Rennenkampf wieder auf seinen früheren Posten als Führer der Reiterei des linken russischen Flügels befördert. Dies war auch der Grund, weswegen Kuropatkin die auf seinem rechten Flügel geplante Offensive eben vor ihrer Ausführung wieder aufgab und sich defensiv verhielt.

Am 26. Februar nutzte General Kawamura seine am vorigen Tage gewonnenen Erfolge weiter aus und drängte die ihm gegenüberstehenden russischen Kräfte zurück, speziell den General Rennenkampf. Zugleich ging die Armee Kuroki vor und griff das zweite und dritte sibirische Armeekorps an,

Kartenskizze der Schlacht bei Mukden.

Die Stellung der Russen ist angedeutet, die der Japaner ist nicht bekannt.

(Nach dem Militärwochenblatt.)

wurde jedoch zurückgeschlagen. Weiter westlich am Schaho fanden Plänkeleien russischer Jagdkommandos mit dem Feinde statt, welche zwar für die Russen verlustreich ausfielen, jedoch auf die allgemeine Lage keinen Einfluß hatten. Die ganze linke Hälfte der japanischen Armeen verhielt sich während dieser Tage noch passiv, hingegen wurden die Angriffe auf dem rechten Flügel immer heftiger. In der Mitte begann aus den japanischen Stellungen am 27. Februar sehr heftiges Feuer aus ganz schweren Geschützen, 28 cm-Mörsern.

Man hatte also russischerseits die ganze Aufmerksamkeit auf den linken Flügel konzentriert und geglaubt, daß von dort der Angriff drohe. Da plötzlich, am 1. März, ging Kuropatkin und seinen Beratern die plötzliche und niederschmetternde Erkenntnis auf, daß die Gefahr am anderen Ende, nämlich auf dem rechten Flügel sei. Kuropatkin traf, sobald er sich die Tatsache nicht mehr verhehlen konnte, so schnell wie möglich Maßregeln. Zu spät; denn die Truppen Nogis hatten damals bereits den russischen rechten Flügel nach Norden umgangen und befanden sich zum Teil in dessen Rücken, nämlich westlich und nördlich von Tschantan. Kuropatkin beorderte die, wie erwähnt, von ihm zurückgehaltene Truppenreserve in die Richtung westlich von Mukden, während das erste sibirische Armeekorps vom linken Flügel nach Mukden selbst befohlen wurde. Die ganze zweite Armee, also der rechte Flügel der Russen, mußte zurück und den Hunho zu diesem Zweck überschreiten. Damit der Zusammenhang mit der Mitte nicht aufgegeben würde, mußte das fünfte sibirische Armeekorps ebenfalls zurück.

Der Sinn dieser Bewegung war der, daß man durch Zurückbiegung des linken Flügels eine Umgehung ausschließen wollte, sowie in und westlich von Mukden einem Angriff auf die rückwärtigen Verbindungen des mandschurischen Heeres vorbeugen wollte. Dieser Rückzug kann also nicht als Folge einer Niederlage angesehen werden, sondern nur als Ergebnis der Furcht, eine solche durch Umgehung zu erleiden.

Bezeichnend für die Taktik der Japaner ist, daß die Armee, welche vor dem Eintreffen Nogis ihren linken Flügel bildete, ruhig stehen blieb, und so nach wie vor die Fiktion aufrecht erhielt, als ob man hier keine offensiven Absichten habe. Infolgedessen vollzog sich der Rückzug der zweiten Armee und des fünften sibirischen Armeekorps ohne Gefahr und in voller Ordnung, nur mußte man ungeheure Vorräte aller Art zurücklassen, deren Verbrennung durch die Russen für die Japaner sofort zum Verräter wurden, daß der Rückzug tatsächlich begonnen habe.

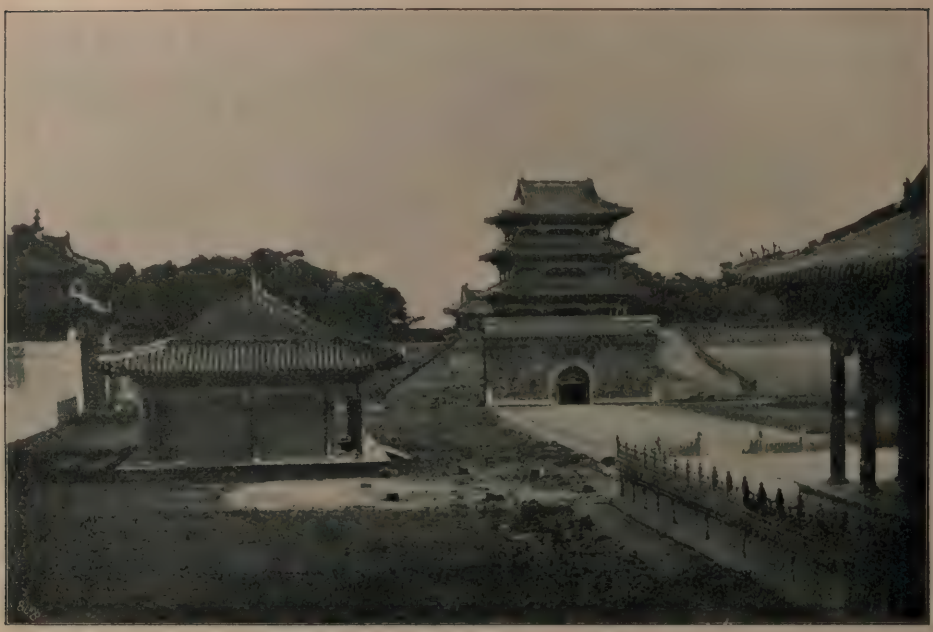
Auf dem ganzen Ostflügel, einschließlich der Mitte, wurde auf beiden Seiten ein heftiges Geschützfeuer unterhalten und nur Kuroki machte eine Vorwärtsbewegung nach dem Kautulin-Paß, welcher sich noch in den Händen der Russen befand.

Mittlerweile wurden die von Kuropatkin angeordneten Verschiebungen nach Westen ausgeführt und die Russen nahmen auf dem rechten Ufer des Hunho ihre Stellung wieder ein. Die zweite japanische Arme schwenkte ebenfalls in nordöstlicher Richtung. Immer mehr wurde General Kuropatkin sich der drohenden Gefahr bewußt und zog so viele Streitkräfte wie irgend möglich nach Westen bezw. Nordwesten, um den umgehenden Japanern entgegenzutreten. Offenbar aber hatte er noch keine Ahnung und hatte sie niemand, wo sich tatsächlich die japanischen Umgehungstruppen befanden und aus welcher Richtung sie zu erwarten wären.

Da rückten am 3. März ganz unerwartet starke japanische Streitkräfte auf der großen Straße, welche Mukden mit Simnentun verbindet, von Nordwesten auf Mukden. Eine halbe russische Division, die sich den Japanern entgegenstellte, wurde geschlagen und abgedrängt, die Truppen Nogis aber besetzten den Ort Taschitschao nordwestlich von Mukden und nur reichlich 15 km davon entfernt. Das war mehr und schlimmeres als man erwartet hatte. Wieder der alte Fehler, der alte Mangel auf russischer Seite: infolge unzureichender Aufklärung, Umgehung, und zwar diesmal eine viel zu spät bemerkte Umgehung seitens des Feindes.

Auch direkt westlich von Mukden, aus der Gegend von Salinpu, rückten die Japaner heran und griffen den russischen rechten Flügel an. Während hier die Kämpfe am 3. März von keiner besonderen Bedeutung waren und man sich auch in der Mitte, wie während der vorigen Tage auf Geschützfeuer beschränkte, versuchte General Kuroki durch frontalen Angriff, den linken russischen Flügel zu durchbrechen und zwar in der Gegend von Kandolisan. Da handelte es sich jetzt nicht mehr um eine Demonstration, sondern es wurden beinahe alle Kräfte eingesetzt und die japanische Garde setzte ihre Angriffe bis zum 5. März fort, während die Russen hier unter Linewitsch stand hielten.

Am 4. März waren die Verschiebungen der russischen Streitkräfte nach Westen annähernd beendet und Kuropatkin soll jetzt daran gedacht haben, gegen Nogi offensiv vorzugehen. Er tat es jedoch aus einem unbekannten Grunde nicht, beabsichtigte vielleicht noch zu warten und verlor dabei die Gelegenheit



Die chinesischen Kaisergräber bei Mukden.
(Nach einer Photographie.)

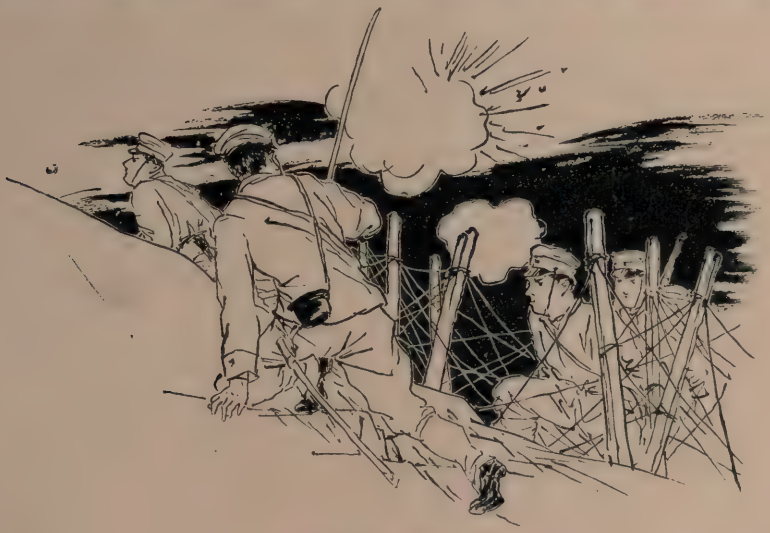
überhaupt. Andererseits mußte General Nogi auch seine Vorwärtsbewegung zeitweilig unterbrechen, um sich nicht mit seinen durchaus nicht so sehr starken Streitkräften zu isolieren. Er mußte warten bis das Gros der japanischen Streitkräfte und vor allem ihr linker Flügel, die zweite Armee unter Oku, so weit vorgerückt wären, daß sie mit seinen, Nogis Truppen, wieder Fühlung gewänne. Es läßt sich so schwer sagen, ob Kuropatkin richtig handelte, wenn er eine schnelle Offensive auf Nogi aufgab, oder nicht. Wahrscheinlich hat er den japanischen General für stärker gehalten, als er war und vielleicht also eine Gelegenheit versäumt, wenigstens an einem Punkte, mit vernichtender Überlegenheit aufzutreten.

Den Erwägungen Kuropatkins wurde ein Ende gemacht durch das Vordringen der japanischen zweiten Armee unter Oku. Sie warfen die ihm gegenüberstehenden Russen und diese zogen sich zurück bis Schahopu und im Westen Madiapu.

Am 5. März wollte nun Kuropatkin seinen Angriff auf die Nogischen Truppen machen, die Truppen waren verteilt und alles harrte nur des letzten Befehls, als auch jetzt wieder die Offensive aufgegeben wurde, und zwar bildeten

die erwähnten Angriffe Kurokis auf dem rechten Flügel die Ursache. Außerdem allerdings die Befürchtung Kuropatkins, daß japanische Truppen von Nordwesten südlich von Mukden durchbrechen und die Bahnverbindung abschneiden könnten. Inzwischen gab Kuroki seine Angriffsversuche auf, während die Armee Nodzu vergeblich versuchte, sich des Putiloff-Hügels zu bemächtigen.

Fassen wir bis hierher das Geschehene zusammen, so hatten die Russen, abgesehen von kleinen unbedeutenden Ereignissen, auf ihrem linken Flügel wie in der Mitte nicht nur keinen Boden verloren, sondern im Gegenteil den japa-



Japanischer Sturmangriff.
(Nach einer japanischen Skizze.)

nischen Angriffen und heftigem Artilleriefeuer mit Ehren und erfolgreich widerstanden.

Auf dem rechten Flügel war es allerdings dem japanischen General Nogi gelungen, mit einer weitausholenden Bewegung den ersteren westlich derart zu umgehen, daß man die Tatsache erst gewahr wurde, als sie schon vollendet war und keine Möglichkeit mehr bestand, sie zu verhindern. Die Ursache liegt, wie gesagt, einerseits in dem gewöhnlichen Nichtfunktionieren der russischen Aufklärung, andererseits in der außerordentlichen Schnelligkeit und Zeitigkeit, mit der Nogi seine Bewegung ausführte. Diese Schnelligkeit hatte allerdings die Kehrseite, daß die Umgehungsarmee zeitweilig den Zusammenhang mit dem linken Flügel der Armee Oku vollkommen verlor. Daß Nogi sie trotzdem wagte,

ja sogar vordrang und damit die Geheimhaltung der Bewegung aufgab, zeigte deutlich, daß man die Entschlußfähigkeit der russischen Feldherrn und die Beweglichkeit ihrer Truppen nicht eben sehr hoch mehr einschätzte. Marschall Oyama hatte seinen Plan darauf angelegt, zunächst die Russen zu verwirren und es war ihm gelungen.

Die Entscheidung.

Alles was bis hierhin geschah, bildete nur die Vorbereitung zum eigentlichen Entscheidungskampfe; so viel Blut in den Tagen vom 25. Februar bis zum 6. März auch geflossen ist.

Es kam dem japanischen Feldherrn darauf an, für die Umgehung Zeit zu gewinnen und so ließ er zunächst auf den linken russischen Flügel demonstrieren, um Kuropatkin zu einer Verstärkung desselben zu veranlassen. Kuropatkin tat es und gab aus diesem Grunde sogar seine anfänglich geplante Offensive gegen den linken japanischen Flügel auf. Hätte er sie ausgeführt und zwar noch im Februar, so wäre bei den ebenfalls offensiven Absichten der Japaner eine höchst interessante Situation entstanden und die Umgehung durch Nogi wahrscheinlich nicht zustande gekommen. Kuropatkin aber ließ sich nicht nur täuschen, sondern, wie es scheint, auch einschüchtern, völlig vertreten kann man dieses Wort allerdings noch nicht, weil wir nicht wissen, welche Nachrichten er von seinem linken Flügel erhielt.

Währenddessen eilte Nogi nach Norden und General Kaulbars hat die beginnende Umgehung schon geahnt, wahrscheinlich lange bevor es ihm klar geworden war, in wie großem Maßstabe sie ausgeführt wurde. Tatsächlich hat er seine Rückwärtsbewegung schon begonnen, ehe Kuropatkin der zweiten Armee den Befehl zum Zurückgehen gegeben hatte. Dann sah auch der russische Oberfeldherr einigermaßen klar und nun handelte es sich darum, so schnell wie möglich die vorher nach Osten geschobenen Truppen und außer ihnen noch so viele wie irgend entbehrlich waren, nach der bedrohten Westfront zu schieben.

In der hierzu erforderlichen Zeit lag wieder ein unschätzbarer Vorteil für die Japaner, denn die anfänglich schwachen vorgeschobenen Truppen Nogis im Nordwesten und Westen Mukdens konnten ihre Verstärkungen abwarten, während die linke japanische Flügelarmee Okus sich ihrerseits nach Norden heranschob und einen Angriff der Russen auf Nogi zu einem immer bedenklicheren Unternehmen machte. Auch jetzt noch war unserer Ansicht nach Kuropatkin noch nicht im klaren, wie

stark die Umgehungsarmee war und aus welcher Richtung genau ihr Gros erwartet werden mußte; nichtsdestoweniger hatte er den richtigen Gedanken, durch entschlossenen Angriff die Umgehung unmöglich zu machen. Er hatte aber zu lange damit gewartet, vielleicht warten müssen, weil die zur Offensive nötigen Truppen noch nicht beisammen waren und damit war es zu spät, weil mittlerweile auch weiter südlich längs des Hunho Gefahr drohte.

Damit war eigentlich schon die Schlacht an und für sich entschieden, jedenfalls wenn wir jetzt nach rückwärts die Ereignisse betrachten. Es handelte sich von jetzt ab im Grunde nur noch um die Möglichkeit für die Japaner um die Verhinderung eines möglichst geordneten russischen Rückzuges. Tatsächlich scheint Kuropatkin auch schon am 5. März mit rückwärtigen Bewegungen der Trains und einem Teil der Artillerie begonnen zu haben.

Am 6. März wurde westlich von Mukden gekämpft und ein Teil der russischen Streitkräfte ging dort sogar zum Angriff vor, wurde aber wieder nördlich umgangen und mußte zurück.

Am 7. März rückten Teile der nun bedeutend verstärkten Armee Nogis weiter nach Norden hinaus, um dem Zurückbiegen des rechten russischen Flügels entgegenzuwirken und ihn trotzdem zu umgehen. Da wiederholte sich im großen ein Schauspiel, welches wir in der ersten Schlacht des Krieges am Jalu im kleinen geschildert haben.

Das erste sibirische Armeekorps rückte geschlossen mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiel gegen die Japaner vor, welche, wie erwähnt, in der Nähe von Taschitsaho standen. So unglaublich es klingt, bewegten sich die Russen in dichten Kolonnen vorwärts, so daß sie ein besseres Ziel den feindlichen Geschossen gar nicht bieten konnten, selbst aber nicht imstande waren, die einer so starken Truppe innewohnende Gefechtskraft nutzbringend zu entwickeln.

Selbstverständlich scheiterte der russische Angriff und zwar unter ganz furchtbaren Verlusten. Die Reste mußten zurück und wir finden am Abend des 7. März den rechten russischen Flügel an der großen Straße zwischen Taschitsaho und Mukden, weniger als eine deutsche Meile von Mukden selbst entfernt.

Man sieht also deutlich — wenn wir uns wieder einmal die Grundzüge dieser Riesenschlacht vor Augen rufen wollen — daß der russische rechte Flügel von Tschantan, am Unterlaufe des Hunho, in nächster Nähe von Sandepu und Hai-kou-tai, sich bogenförmig immer weiter hatte zurückbiegen müssen,

daß, während er vorher seine Front nach Süden gehabt hatte, dieselbe jetzt nach Nordwesten bis Nord-Nordwest gerichtet war. Wie ein Magnet hatte die Umgehungsarmee Nogis den russischen rechten Flügel herumgezogen und damit die ursprüngliche Stellung vollkommen verändert.

Wir dürfen nicht vergessen, daß das linke Ende dieses russischen rechten Flügels mit dem rechten Flügel der russischen Mittelarmee in Verbindung bleiben mußte, um nicht Oku und im linken Flügel Nodzu einen leichten Durchbruch möglich zu machen, andererseits aber war seine Aufgabe, nach Norden und Nordwesten die Umgehung auszuschließen.

Alle verfügbaren Streitkräfte hatte Kuropatkin hier hingeschickt, aber er selbst konnte sich nicht mehr verhehlen, daß bei seiner beschränkten Truppenanzahl und der schon zu weit vorgeschrittenen Umgehungsbewegung Nogis der rechte Flügel nie lang genug sein könne, um frontalen Widerstand zu leisten oder selbst umgehend und offensiv nach Nordwesten vorzugehen und so blieb schließlich nur der Rückzug, wenn man nicht an anderer Stelle noch irgend einen vollen Erfolg erringen konnte.

Weiter nach der Mitte zu fanden, wie schon die Tage vorher, äußerst heftige Kämpfe an der Bahn und östlich davon statt, ohne daß es trotz größter Anstrengung den Japanern gelang, hier Erfolge zu erringen. Allein auch der tapfere hier geleistete Widerstand in der Mitte wie im Osten konnten ein Halten der ehemaligen Stellungen nicht ermöglichen.

Immer stärkere japanische Streitkräfte zeigten sich im Nordwesten von Mukden und ein Durchbrechen dieser nach der Bahn zu und im Rücken der russischen Stellungen hätte gänzliche Vernichtung bedeutet. So war es denn mit schwerem Herzen, daß Kuropatkin seine erste und dritte Armee wieder beträchtlich schwächen mußte, um weitere Truppen nach Westen und Nordwesten zu schieben und durch sie den rechten russischen Flügel zu verstärken und in nördlicher Richtung zu verlängern.

Es ist ohne weiteres dem Leser klar, daß infolge dieser Schwächung die Mitte und der linke Flügel des russischen Heeres nicht mehr imstande sein konnten, den wütenden und dauernden japanischen Angriffen Widerstand zu leisten, was ihnen vorher nur mit Mühe möglich geworden war. Damit die Linie nicht zu dünn würde, ließ Kuropatkin seine erste und dritte Armee zurückgehen und im Zurückgehen sich näher zusammenschieben, so daß also die Linie an Ausdehnung verlor, dafür aber ihre Stärke behielt.

Vormarsch japanischer Truppen in stürmischer Nacht auf einer mandschurischen Straße.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Das war eine schwere Enttäuschung für die Generäle Linewitsch und Bilderling, ihre Offiziere und ihre tapferen Truppen. Viele Tage und Nächte hatten sie mit rühmlichster Ausdauer dem Feuer der japanischen schweren Geschütze und ihren todesverachtenden Infanterie-Angriffen stand gehalten, sie hatten ihre Stellungen nicht geräumt, und wie gleichzeitige Berichte meldeten, war man speziell auf dem russischen rechten Flügel sehr guten Mutes und davon überzeugt, daß die Schlacht eine für Rußland günstige Wendung genommen habe. Nicht viel anders muß die Stimmung in der Mitte gewesen sein. Da plötzlich traf am 7. März aber der Befehl des Oberfeldherrn ein, bis an den Hunho zurückzugehen, wo schon Stellungen vorbereitet waren. Wenn auch widerwillig, mußten die Generäle sich fügen und unter Zurücklassung ungeheurer Vorräte aller Art gingen die erste und dritte Armee noch in derselben Nacht nach Norden zurück.

Japanische Truppen am Hunho.
(Nach einer Photographie.)

Obgleich die Japaner durch das Verbrennen der Vorräte auf den Rückzug aufmerksam gemacht waren, ist hier eine Verfolgung nicht eingetreten. Es fehlte offenbar die Kraft dazu und das ist ja nach den furchtbaren Anstrengungen seit Ende Februar auch sehr wohl begreiflich, jedenfalls ist festzuhalten, daß die beiden russischen Armeen in voller Ordnung zurückgingen, ihre ungefähre Stellung nach dem Rückzug ist in der Karte angedeutet.

Wir wissen nicht, ob Kuropatkin wirklich geglaubt hat, es werde hier am Südufer des Hunho noch eine längere Verteidigung möglich sein. Jedenfalls

erhielten die Armeen, sobald sie dort angekommen waren, auch schon Befehl, den Fluß nach Norden zu überschreiten und nun, wo die erste und dritte Armee, wenn auch nur kurze Zeit, infolge ihres Rückzuges nicht mehr unter dem Druck der Armeen Kurokis und Nodzus standen, bot Kuropatkin sie zum Teil auf, um ebenfalls den rechten Flügel weit nördlich von Mukden und westlich von dem kleinen Orte Wusytei — nicht an der Bahn — zu verlängern. Es waren das kritische Stunden, denn immer drohender griffen Nogis Truppen nach Norden aus und unmöglich wurde der russische Rückzug, wenn es ersteren gelang, die Bahnstrecke und die nach Norden führenden Straßen abzuschneiden. Deswegen kann die Maßnahme Kuropatkins jetzt auch nur als durchaus richtig bezeichnet werden, daß er alles, aber auch alles aufbot, um das äußerste Unglück abzuwenden. Man kämpfte an diesem Tage insofern mit Erfolg auf dem rechten russischen Flügel und der ganzen Westfront, als es den Japanern jedenfalls nicht gelang, hier Fortschritte zu machen. So war denn mit knapper Not die Eisenbahnverbindung nach Norden noch gesichert und es erfolgte das Zurückziehen alles dessen, was noch möglich war auf diesem Wege. Die Situation erinnert in gewisser Weise an Liaojang, wo, wie wir uns erinnern, eine japanische Umgehung durch die Armee Kuroki, also von Osten her versucht wurde. Auch damals war die Umgehung die zwingende Ursache des russischen Rückzuges, es gelang aber Kuropatkin noch rechtzeitig, dem rechten japanischen Flügel starke Truppenmassen entgegenzuwerfen, daß er seinen berühmten geordneten Rückzug nach Norden bewerkstelligen konnte, während Liaojang selbst von den Russen heldenmütig verteidigt wurde, bis der Rückzug der übrigen Truppen, der Artillerie und der Trains tatsächlich bewerkstelligt waren. Anders lag die Sache bei Mukden, wo die außerordentlich geschickten und kühnen Bewegungen Nogis ein Verhindern seiner Umgehung, nachdem man sie viel zu spät bemerkt hatte, unmöglich machten. Ihm war es gelungen, was Kuroki nördlich Liaojang nicht erreicht hatte, bis dicht an die russischen rückwärtigen Verbindungen heranzukommen und zwar weit nördlich von Mukden und damit ebensoweit im Rücken des Gros der russischen Armeen. Schon aus diesem Grunde konnte nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Armeen sich geordnet zurückziehen. Das muß uns schon klar sein, wenn wir einen Blick auf die Situation am 8. März werfen, denn die ganze Westfront der Russen, welche ja schon lange nicht mehr nur aus der zweiten Armee bestand, sondern auch noch aus bedeutenden Teilen der beiden andern, mußte bis zum letzten Augenblick, oder so lange wie möglich, am Feinde

bleiben, Bahn und Straßen gegen ihn verteidigen und als Schutzmauer für den Rückzug der übrigen Heeresmassen und allem, was dazu gehörte, dienen. In der außerordentlichen Länge dieser Schutzmauer, welche ihrer ganzen Ausdehnung nach sich beständig im japanischen Feuer befand, lag eine ungeheure Schwierigkeit, diese Westfront nachher vom Feinde abzubringen und einigermaßen geordnet zurückzuziehen. Nachdem die erste und dritte Armee über den Hunho zurückgegangen war, konnte sich die Westfront von Süden her ein wenig verkürzen und sich vielleicht etwas schärfer mit ihrem linken Flügel nach Osten herumbiegen. Betrachten wir in diesem Stadium jetzt die ganze russische Front, welche wenige Tage vorher noch eine Ausdehnung von 10 km beinahe gerader Linie gehabt hatte, so finden wir sie jetzt nach rückwärts vollkommen zusammengebogen, so, daß ihr linker und ihr rechter Flügel sich immer mehr nähern. Immer mehr wird dann im Laufe der nächsten Tage aus dieser zwar schmal zusammengebogenen, aber doch in sich noch lang ausgedehnten Front ein ungeordneter Knäuel, aus dessen Mitte heraus man den Rückzug zu bewerkstelligen sucht. Wie gesagt, war es den zum Tode ermatteten Truppen Kurokis und Nodzus nicht möglich gewesen, den Rückzug der ersten und dritten russischen Armee bis zum Hunho zu stören. Am Tage darauf rückten sie aber selbstverständlich bis an den Hunho hinterher und am 9. März hatten sie dort den russischen Widerstand gebrochen, so daß die japanischen Truppen bei Kuisan den Fluß überschreiten konnten. Die erschöpften russischen Regimenter scheinen hier nur noch schwachen Widerstand haben leisten können, während die Japaner, vielleicht, daß sie weniger ermüdete Truppen von hinten herbeigezogen hatten, wieder so viel Stoßkraft besaßen, daß sie trotz anfänglicher Unterlegenheit sich auf dem rechten Flußufer hielten, dann rückten starke Massen nach und nun gelang es, die russische Stellung an diesem Platze zu durchbrechen. Wenn Kuropatkin und seine Führer bis zu diesem Augenblick noch eine schwache Hoffnung gehabt hatten, einen geordneten Rückzug wie bei Liaojang ohne Verluste an Gefangenen und Geschützen zu organisieren, so war mit diesem Durchbruch der letzte Hoffnungsschimmer geschwunden. Der russische Oberfeldherr ließ den Befehl geben zu allgemeinem Rückzug nach Norden, da es ihm aber, wie die Situation zeigt, nicht mehr möglich war, diesen Rückzug zu leiten, die Bewegungen der einzelnen Truppen zu regeln und das Ganze in der Hand zu behalten, so wurde der Rückzug teilweise zur regellosen Flucht. Wir haben gesehen, wie durch den Druck von drei Seiten die russische Armee immer mehr zusammengedrängt wurde und welche

Verwirrung hieraus allein hervorgehen mußte, zeigt die Tatsache, daß, so lange der Feind von außen angriff und man ihm noch Widerstand leistete, dieser Knäuel der russischen Armee noch nach drei Fronten kämpfen mußte. Um sich zum Rückzuge zu ordnen, hätten die Führer also teilweise recht komplizierte Marschmanöver mit den einzelnen Truppenteilen machen müssen, daran war aber tatsächlich nur für einen kleinen Teil der Truppen zu denken, denn hier und da begann sich schon eine Panik bemerkbar zu machen. Am geordnetsten scheint noch die Armee

Meldung einer japanischen Ordonanz.
(Nach einer japanischen Skizze.)

Linewitsch zurückgekommen zu sein. Im übrigen geben die weiter unten folgenden Berichte von Augenzeugen einen genügenden und anschaulichen Bericht von den Zuständen während der letzten Phasen der Schlacht von Mukden.

Am 10. März wurde Mukden von den Japanern besetzt, nachdem man in furchtbaren Kämpfen das erste sibirische Armeekorps beinahe aufgerieben hatte. Heftige Kämpfe entspannen sich noch zwischen der russischen Nachhut und den von zwei Seiten nachdrängenden Japanern nördlich von Mukden bei Wusytai. Gleichwohl war es General Kaulbars nicht möglich, die Übersicht über

seine Armee zu behalten und er vermochte, wie gesagt, nicht zu verhindern, daß eine wilde Panik losbrach, welche sich immer wieder erneuerte, sobald die japanischen Granaten in einen der Haufen hineinschlugen. Sowie die einzelnen Teile der russischen Armeen so weit nach Norden gelangt waren, daß sie sich nicht mehr durch den Druck des Feindes von allen Seiten gegeneinander gedrückt sahen, haben sie sich scheinbar weit zerstreut. Wie gesagt, scheint die erste Armee unter Linewitsch in sich geordnet geblieben zu sein und auch eine vollkommen selbständige Rückzugsstrategie betrieben zu haben. Linewitsch hat später vielleicht etwas übertrieben behauptet, seine Armee habe während der ganzen Schlachttage, ohne den Befehl von Seiten Kuropatkins, keinen Fuß breit zu weichen brauchen, auch meint er, daß die verschiedenen Befehle Kuropatkins zum Zurückgehen an die verschiedenen Truppenteile aus einer Verkennung der Lage hervorgegangen seien. Nun, wir wollen darüber nicht streiten, da auch heute, ein halbes Jahr nach der Schlacht von Mukden, ein genügendes Material von einwandfreier Richtigkeit nicht vorliegt. Immerhin läßt sich doch nicht leugnen, daß es den japanischen Truppen gelang, die Armee Linewitsch bei Kuisan zu durchbrechen. Der Rückzug dieser Armee wurde im übrigen auch durch die Örtlichkeit begünstigt. Linewitsch hatte eine Stellung auf einem Höhenzuge eingenommen, welcher nördlich vom Hunho diesem ungefähr parallel läuft; hier in einer Ausdehnung von den Kaisergräbern bis zum Orte Fuschun hatte Linewitsch Fuß gefaßt und so wurde es ihm möglich, den Rückzug der Hauptmasse seiner Armee durch Verteidigung der Höhenstellung mit einem Teil derselben auszuführen.

Die Folgen der Schlacht bei Mukden.

So war denn die Schlacht bei Mukden, eine der blutigsten Schlachten, welche jemals geschlagen worden sind, zu ihrem Ende gelangt. Die Japaner waren durchaus Sieger geblieben, denn die russische Armee hatte sich nicht nur aus ihren Stellungen vom Ende Februar Schritt vor Schritt zurückziehen müssen, sondern sie hatte auch Mukden geräumt und dann in teilweiser regelloser Flucht den weiteren Rückzug nach Norden angetreten.

Man kann nicht bezweifeln, daß die Japaner, sowohl ihre Heerführer als auch das japanische Volk, mehr von dieser Entscheidungsschlacht erwartet und jedenfalls gehofft hatten. Seitdem sich die drei Armeen unter Oyama zu einem ganzen vereinigt hatten, ging der Plan des japanischen Marschalls immer dahin, den Russen ein Sedan zu bereiten. Eine Umgehung im großen Stil und ihre

Durchführung bis zu dem Grade, daß ein Rückzug oder Durchbruch nicht möglich war, bildete den leitenden Gedanken.

Im ersten Teil des Feldzuges hatte Kuropatkin durch geschicktes und rechtzeitiges Zurückgehen diese japanischen Pläne stets im Keime vereitelt. Bei Liaojang kamen die Japaner ihrem Ziele schon näher, erreichten es aber auch nicht und erlitten selbst so schwere Verluste, daß sie Monate lang einer weiteren Offensive nicht fähig waren. In den Oktober-Schlachten gelang ihnen die Umgehung erst recht nicht und nun bei Mukden hatten sie allerdings Größeres ereicht, aber auch in den mehr als vierzehn Tage ununterbrochen dauernden Kämpfen ihre eigenen Kräfte bis aufs Äußerste erschöpft. Gewiß, der Feind hatte fluchtartig weichen müssen, auch waren seine Verluste größer gewesen als die ihren, eine Menge Gefangene, Massen von Vorräten hatten die Russen zurücklassen müssen. Aber doch war die Schlacht von Mukden, abgesehen davon, daß sie die Hoffnungen des Volks enttäuschte, nicht das geworden, was Japan nicht nur militärisch sondern auch politisch brauchte.

Rückblickend können wir jetzt wohl sagen, daß die Gelegenheit bei Mukden die letzte Möglichkeit für die Japaner bildete, den Landkrieg tatsächlich in günstigster Weise zu beendigen. Wäre Mukden ein Sedan für die Russen geworden, so hätte Rußland keine Armee mehr in der Mandschurei gehabt und der Landkrieg wäre beendet gewesen. Jetzt aber, wo die ohnehin verhältnismäßig schwache japanische Armee mit ihren ungeheuren Verlusten bei Mukden nicht zu einem definitiven Erfolge gekommen war, mußte sich der Blick in die Zukunft allerdings wenig hoffnunggebend zeigen. Das japanische Inselreich verfügte nicht über die Möglichkeit dauernd ausgebildete brauchbare Soldaten auf den Kriegsschauplatz nachschieben zu können. Wir haben schon gesehen, daß bereits seit Monaten die japanische Landwehr im Felde stand. Schon seit einem Jahre hatte es das Erstaunen der ganzen militärischen Welt erregt, wie verhältnismäßig große Truppenmassen das Inselreich auf die Beine gebracht hatte, aber trotz aller Bewunderung konnte man sich darüber nicht im Unklaren sein, daß die Maximalleistung bald erreicht sein mußte und, je länger der Krieg dauerte, weitere Nachschübe um so schwieriger und schließlich unmöglich werden würden.

Einen ganz interessanten Vergleich, wenn auch keine direkte Parallele bietet die japanische Flotte. Sie befand sich von Anfang an in einer militärisch günstigeren Lage als die der Russen. Hier befähigte den Admiral Togo die absolute Minderwertigkeit der russischen Flotte seine eigenen Schiffe zu schonen,

ja zum allergrößten Teile in Takt zu halten, bis zu dem wirklichen Entscheidungskampfe, welcher im Mai in der Tsuschima-Straße stattfinden sollte. Togo wußte ganz genau, daß diese eine Schlacht mit der baltischen Flotte den Seekrieg entscheiden und beendigen würde. Danach hatten die Russen nichts mehr zur See einzusetzen, weil ihre militärischen Hilfsquellen erschöpft waren.

Auf dem Lande finden wir annähernd das umgekehrte Verhältnis vor, allerdings hatte sich auch hier der Japaner, worüber wir ja schon oft gesprochen haben, qualitativ unbestritten überlegen gezeigt. Man hatte sich auch in Japan nicht darüber getäuscht, daß es sehr schwer sein würde, im Sinne des Wortes entscheidende Erfolge über Rußland davonzutragen. Daran änderte die Anzahl der Erfolge und ihre ununterbrochene Reihe nichts. Zeit und Raum mußten sich im Laufe des Krieges mit absoluter Notwendigkeit als zwei immer wertvollere Bundesgenossen Rußlands zeigen. Sie auf die Dauer zu überwinden war unmöglich, im Gegenteil, es wurde immer schwieriger. Bedingung eines wirklich entscheidenden Erfolges zu Lande war ein schneller und so gründlicher Sieg, daß eben die ganze mandschurische Armee als solche vorläufig aufhörte zu existieren.

Es ist viel darüber gespottet worden, wenn speziell auf russischer Seite die Rückzugstrategie Kuropatkins mit der der Russen im Jahre 1812 verglichen wurde. Bekanntlich hinken alle Vergleiche; eine gewisse Analogie besteht aber hier zweifellos. Wer weiß, wie alles geworden wäre, wenn man Kuropatkin nicht teils ausdrücklich, teils indirekt zum Standhalten und zur Offensive gezwungen hätte, wo sie seiner Ansicht nach durchaus nicht am Platze war.

Die maßgebenden Personen in Japan, Politiker und Generale, wußten sehr gut, daß, ganz abgesehen von der Geldfrage, ein siegreicher Verlauf des ganzen Krieges um so mehr in Frage gestellt wurde, je länger der Krieg dauerte. Rußlands Hilfsquellen an Menschen waren und sind unerschöpflich, seine Geldmittel und sein Kredit hätten sich aller Voraussicht nach den japanischen überlegen gezeigt. Endlich kam noch hinzu die hier schon öfter betonte große Erschwerung der Kriegführung für Japan durch die immer länger werdenden rückwärtigen Verbindungen, je weiter das siegreiche japanische Heer nach Norden vorrückte. Je höher nach Norden, desto unkultivierter wurde auch das Land, desto mehr hätten sie auch den ihnen bisher so sehr nützlichen Beistand der Eingeborenen vermissen müssen. Die Verpflegungsverhältnisse für das russische Heer wurden dagegen mit dem Rückzuge nach Norden durchaus

nicht ungünstiger und die Verstärkungen mußten ihm wegen der dauernden Verkürzung des Zwischenraumes zwischen seiner Stellung und dem europäischen Rußland in kürzerer Zeit als vorher zufließen.

So kam es denn, daß es den Japanern in gewisser Weise zum Verhängnis geworden ist, daß sie trotz ihrer unbestreitbaren militärischen Überlegenheit, trotzdem sie mit allen Kräften eine möglichst gründliche Entscheidungsschlacht anstrebten, eine solche nie erreichten. Stets entkam ihnen der Gegner mit so starken Kräften, daß er nur einige Monate weiteren Kräftezuflusses bedurfte, um wieder kampfbereit im Felde zu stehen. Die siegreichen Japaner aber, und das war eine der Hauptursachen, erlitten regelmäßig selbst so ungeheure Verluste, und waren derart nach den großen Anstrengungen ermattet, daß sie sich kein einziges Mal imstande sahen, eine Verfolgung im gleichen Anschluß an die Schlacht ins Werk zu setzen, wie es z. B. die Preußen nach der Schlacht von Waterlow taten und erst dadurch den Sieg zu einem vollständigen Erfolge machten.

Die Schlacht bei Mukden war die letzte des Krieges, obgleich dieser nominell jedenfalls noch beinahe ein halbes Jahr dauern sollte. Daß während dieser ganzen Zeit die Japaner nicht versucht haben eine energische Offensive wieder zu ergreifen, ist entschieden auffallend und wir werden davon auch später noch zu sprechen haben. Jedenfalls bildet die Schlacht bei Mukden, so paradox es klingt, einen Wendepunkt des Krieges, welcher nicht ganz zu ungunsten der Russen ausgefallen ist. Wollen wir noch weiter gehen, so könnte man zum Schluß kommen, daß die Strategie Kuropatkins, wie er sie ursprünglich beabsichtigt hatte, bei der offenbaren qualitativen Unterlegenheit der Russen offenbar das richtige war. Die Kämpfe am Schaho und die Schlacht von Mukden waren deshalb Fehler Kuropatkins, weil er sich zu tief auf die Schlachten einließ und nicht rechtzeitig sich die Möglichkeit des Rückzuges wahrte. Liaojang bildete die äußerste Grenze des Nützlichen und vielleicht war sie, wenn auch nur wenig, schon überschritten.

Wir glauben, daß später der so viel geschmähte Kuropatkin auch mehr anerkannt werden wird. Von den Russen wurde er verkannt, weil er ihnen nicht die gewünschten schnellen Erfolge brachte, von der internationalen Öffentlichkeit, weil diese in gewohnter roher Neugier von Entscheidungsschlachten hören wollten. Kuropatkin war kein Mann für eine internationale Schaubühne; sein Auftreten entbehrte des theatralischen Moments, welches einem Feldherrn merk-

Flußübergang japanischer Infanterie unter dem Feuer der Russen.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Rücktransport japanischer Verwundeter.

(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

würdigerweise noch immer einen gewissen Nimbus verschafft. Als er dazu gezwungen wurde, theatralisch zu werden, vor der sogenannten russischen Offensive am Schaho, da fiel es kümmerlich und gezwungen aus. Er selbst hatte von Anfang des Krieges an zu Geduld ermahnt, mit einer mehrjährigen Dauer des Krieges gerechnet und sein eigenes Schicksal schon vorausgesagt; alles ist so eingetroffen. Kuropatkin wußte genau aus seiner Tätigkeit als Kriegsminister, wie es mit dem russischen Heere nach innen und außen bestellt war, er wußte zweifellos auch, wie es in Port Arthur aussah, und wie jeder andere höhere russische Offizier kannte er auch die Qualität seiner Offiziere und Soldaten sehr genau. Ob er die Japaner unterschätzt hat, dürfte auch die Frage sein. Hätte er sie gering geachtet, wie z. B. Stössel, so würde er nicht mit einer mehrjährigen Kriegsdauer schon gerechnet haben, als er sich auf der Ausreise nach der Mandschurei befand.

General Kuropatkin darf keinesfalls mit jenem Typ des höheren russischen Offiziers identifiziert werden, welche über geringes militärisches Wissen und eine nicht größere praktische Tüchtigkeit verfügen, und welche ihre Karriere in den Petersburger Salons gemacht haben. Kuropatkin ist vielmehr ein Offizier, welcher sich im Sinne des Wortes emporgearbeitet hat, unterstützt durch außergewöhnliche Geistesgaben. Er ist Generalstabschef unter Skobeleff gewesen und hat dort, wie in allen anderen Stellungen, Hervorragendes geleistet. Er hat Gelegenheit genommen, sich genau mit den Verhältnissen anderer europäischer Heere zu beschäftigen und dadurch einwandfreie Vergleichsmaßstäbe erhalten. Genug, er ist ein Offizier von hervorragenden Gaben und außerordentlicher Tüchtigkeit.

Daß er den Sieg nicht an seine Fahnen heften konnte, zeigt vielleicht, daß er kein hervorragendes Feldherrengenie war, aber weiter auch nichts. Er ist ein Opfer des russischen Systems und russischer Unterlassungssünden auf dem Gebiete der Verwaltung des Generalstabsdienstes und der täglichen Ausbildung. Ob er mit dem schlechten Instrumente, das ihm in die Hand gegeben wurde, mehr hätte leisten können, ist eine offene Frage, die man jetzt noch nicht beantworten kann; um ihm aber Mangel an Entschlußfähigkeit vorzuwerfen, muß man die Verhältnisse genauer kennen, als sie bis jetzt der Öffentlichkeit zugänglich sind.

Einem Oberfeldherrn, welcher sich auf seine Untergenerale nicht verlassen kann, welcher bei jedem Zusammentreffen sieht, daß diese Generale nicht die

geringste Selbständigkeit vertragen können, ohne verhängnisvolle Fehler zu machen, einem solchen Oberfeldherrn soll man nicht ohne weiteres den Vorwurf zögernder Unentschlossenheit machen. Gewiß, die russischen Operationen machten vielfach an und für sich den Eindruck der Unentschlossenheit und vor allem mangelte ihnen die Einheitlichkeit; ich möchte das aber zum allergrößten Teile, wenn nicht ganz, auf diese Ursachen zurückführen, zusammen mit der niemals funktionierenden Aufklärung.

Der Eindruck der Schlacht von Mukden war nicht nur bei den kriegführenden Staaten, sondern in der ganzen Welt ein ungeheurer. Mit größter Spannung war man zwei Wochen lang den Kämpfen gefolgt und bis zu deren allerletzten Tagen war es tatsächlich unmöglich gewesen, nach den Nachrichten einen bestimmten Eindruck zu gewinnen, wer der Sieger, wer der Besiegte sei. Als dann der fluchtähnliche Abzug aus Mukden nach Norden erfolgte, und die ungeheuren Verlustzahlen bekannt wurden, begegnete man fast durchweg einer Überschätzung des japanischen Sieges in seinen Folgen.

Es ist merkwürdig, daß auch in Rußland selbst, jedenfalls teilweise, diese Überschätzung Platz griff. Man fragte sich ganz ernsthaft, ob es wirklich noch lohne, den Krieg fortzuführen, ohne zu bedenken, daß für Rußland die bei Mukden erlittene Krafteinbuße verhältnismäßig geringer war, als die der Japaner, obgleich diese die Sieger waren. Man vergaß ebenfalls, daß noch eine gewichtige Chance vorhanden war durch das unversehrte und mächtige Geschwader des Admirals Roschdjestwensky, der sich, wie wir wissen, auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze befand.

Zunächst wandte sich die allgemeine Entrüstung gegen den General Kuropatkin und schon nach kurzer Zeit hörte man, daß der Zar ihm das Oberkommando über die mandschurische Feldarmee genommen habe.

Der Rückzug gestaltete sich, nachdem man sich außerhalb Wusyaei befand, weniger verlustreich, als sich hätte vermuten lassen. Die erste Armee machte ihren Rückzug, wie wir schon erwähnt, selbständig und in guter Ordnung. Schwieriger wurde es für die zweite und dritte, welche, und zwar besonders die erstere, sich unter dem Feuer der flankierenden Nogischen Truppen befanden. Eine starke Nachhut, welche den Rückzug dieser Truppen zu decken suchte, wurde von den Japanern umgangen und gefangen genommen. Wenn nun auch, wie wir gesehen haben, die Verfolgung der erschöpften Japaner nicht energisch war, so genügte sie doch, um eine Menge Gefangene unterwegs zu

machen, welche teils liegen geblieben waren, teils nicht im schnellen Tempo folgen konnten.

Die russischen Verluste an Vorräten waren natürlich ganz außerordentlich, ebenso die Massen an Munition für Gewehre und Geschütze, an Pferden, Eisenbahnmaterial, Kleidungsstücken usw. Wir halten es jedoch für nicht richtig, gerade diese Verluste als so wichtig für die Japaner und so nachteilig für die Russen darzustellen, wie das in der Presse vielfach geschehen ist, sicher mußte es für die Japaner eine Unterstützung sein, sicher auch war es für die Russen ein schwerer Verlust, aber gerade die russische Armee war in der Lage, solche Verluste am ehesten verschmerzen zu können. Selbstverständlich ist alles, was man dem Feinde überlassen muß, nichts woran ein Feldherr mit besonderer Genugtuung denken könnte. Aber hier kam es doch in allererster Linie auf das rein militärische Element an, und wenn wir das berücksichtigen, so ist, wie gesagt, die Einbuße nicht so sehr groß gewesen. Viel schlimmer war es mit den Verlusten an Menschen, denn diese beliefen sich, als es gegen Mitte März möglich war eine einigermaßen einwandfreie Aufstellung zu machen, für die Russen einschließlich Tote, Verwundete und Gefangene auf über 120000 Mann. Die Japaner haben ungefähr 50000 Mann an Toten und Verwundeten verloren, dagegen keine Gefangenen natürlich. In ihre Hände fielen dagegen noch zwei russische Fahnen.

Mag nun auch, wie im Anschluß an diese gewaltige Schlacht von militärischen Experten hervorgehoben wurde, der Prozentsatz an Verlusten nicht so außerordentlich hoch sein, so sind doch die Zahlen absolut so ungeheure, daß sie auf beiden Seiten die Armeen außerordentlich schwächen mußten. Selbstverständlich waren ja die Verluste der Russen bedeutend größer, aber einmal war die russische Armee vor der Schlacht der japanischen an Zahl überlegen gewesen und dann strömten ihr, wie wir schon gesagt haben, fast ohne Aufhören neue Verstärkungen des besten Truppenmaterials zu, was man bei den Japanern schließlich nicht sagen konnte. Hätten diese gleich die Verfolgung nachdrücklich aufnehmen können, ja, dann hätte Oyama vielleicht damit einen Abschluß des ganzen Krieges erlangt und zwar unter günstigeren Bedingungen als sie ein halbes Jahr später der Frieden zu Portsmouth gewährte. Es wurde aber nichts daraus, und so gelang es Kuropatkin, seine Truppen, wenn auch noch immer unter fortwährenden Verlusten, aus dem Bereich des Feindes zu bringen.

Nachdem man zunächst nördlich von Mukden in den schon vorher vorbereiteten Befestigungen von Tieling den ersten Widerstand zu leisten versucht hatte, um den übrigen Truppen einen geordneten Rückzug bewerkstelligen zu lassen, wurde am 15. März die Stellung bei Tieling wieder geräumt und damit hatte dann die Verfolgung durch die japanischen Truppen auch ein Ende. Am 20. März konnte sich das russische Heer schon so sicher fühlen, daß der Oberfeldherr seinen Truppen einen ganzen Tag Ruhe gönnte, bzw. die Ordnung vollständig wieder herstellen ließ.

In der Folge zog man sich dann langsam weiter zurück und zwar längs der Bahn. Im Laufe des April, nachdem auch die japanischen Armeen sich wieder erholt und äußerlich hergestellt hatten, begann wieder eine Reihe unwichtigerer Vorpostengefechte, alles in allem aber trat Ruhe ein, denn keine Partei hatte Mut und Kraft, um aufs neue eine Entscheidungsschlacht zu riskieren.

Die Abberufung Kuropatkins.

Es ist eine durch die Kriegsgeschichte erwiesene alte Erfahrung, daß bei besonders großen und beinahe oder ganz vernichtenden Schlägen Volk und Regierung des betreffenden Staates vorziehen, einer einzelnen Person die Schuld aufzubürden, als daß sie ein herrschendes System dafür verantwortlich machen.

Wir haben gesehen, daß schon seit langer Zeit eine einflußreiche Partei gegen Kuropatkin am Petersburger Hofe arbeitete, ihn für unfähig erklärte, alle Schuld für das bisherige Ausbleiben russischer Siege auf ihn schob. Er sei so wenig seiner Aufgabe gewachsen, daß er nicht mal mit einem so herrlichen und kräftigen Instrumente, wie dem russischen Heere, die halb barbarischen Asiaten besiegen könne. Sicher wäre Kuropatkin viel früher gefallen, wenn nicht das Vertrauen des Zaren aus früherer persönlicher Bekanntschaft ihm so lange treu geblieben wäre. Immer wieder hoffte der Zar, endlich werde sein General, dessen hohe militärische Bildung, dessen Gewissenhaftigkeit und persönliche Todesverachtung er kannte, den er, und sicher mit Recht, für den tüchtigsten seiner Generale überhaupt hielt, den Sieg an seine Fahnen heften.

Die erste ernstliche Differenz mag es gelegentlich der Schlappe Griepenbergs bei Sandepu gegeben haben, denn wir erinnern uns, wie gerade damals die russische Hetze gegen Kuropatkin eine außerordentlich erbitterte Form annahm. Griepenberg war, wie erwähnt, ein sogenannter Parkettgeneral und erfreute

sich guter Beziehungen am Petersburger Hofe. Was Wunder also, wenn er nach seiner Niederlage diese Beziehungen zu seinem eigenen Gunsten und, als daraus folgende Notwendigkeit, zu ungunsten Kuropatkins ausnutzte. Sicherlich haben die Differenzen zwischen ihm und Kuropatkin noch ganz erheblich zur Verschärfung des Verhältnisses beigetragen, mochte Kuropatkin auch noch so eindringlich auf die von Griepenberg gemachten Fehler hinweisen, so begegneten wir doch in einflußreichen und selbst militärischen Kreisen Rußlands der Auffassung, Kuropatkin hätte seinem General unter allen Umständen zu Hilfe kommen müssen, ob er es konnte, ist, wie wir bereits ausführten, eine jetzt noch nicht entscheidbare Frage.

Als nun nach allem dem die Niederlage bei Mukden nach den fürchterlichen, langen Kämpfen mit schwersten Verlusten eintrat, als Kuropatkin nicht einmal den Ruhm eines geordneten Rückzuges, wie bei Liaojang, für sich in Anspruch nehmen konnte, da fiel auch das Vertrauen des Zaren und in der Mitte des Monat März übertrug er den Oberbefehl über das mandschurische Heer von Kuropatkin auf den bisherigen Führer der ersten Armee, General Linewitsch. Es hieß, daß die Initiative von Kuropatkin selbst ausgegangen sei, dies ist auch nach dem Charakter des Generals nicht ganz ausgeschlossen, er hat nie viel Wesen aus sich gemacht, das Kommando mit Widerstreben übernommen und damals nur dem Rufe des Zaren Folge geleistet, weil er es für seine Pflicht hielt. Leute, die ihn kannten, charakterisieren ihn so bereits vor anderthalb Jahren, als er unter dem Jubel Rußlands nach dem Kriegsschauplatze abreiste. Er selbst gab aber den untrüglichen Beweis seines reinen Patriotismus und einer wohl selten anzutreffenden Selbstverleugnung, als er den Zaren bat, nicht zurückberufen zu werden, sondern trotz seiner Enthebung vom Oberbefehl noch auf dem Schlachtfelde tätig bleiben zu können. Der Zar ließ ihn daraufhin mit Linewitsch tauschen und das von diesem bis dahin geführte erste Armeekorps übernehmen. Kuropatkin kam dankend dem kaiserlichen Befehl nach und hat von da an bis zum Friedensschluß das erste Korps geführt. Man hat nichts mehr von ihm gehört und das ist der beste Beweis von der Lauterkeit seines Charakters und seinem selbstlosen Patriotismus.

Wäre es ihm doch ein leichtes gewesen, bei seinen Verbindungen und durch Anknüpfung von Beziehungen zur russischen und internationalen Presse zur eigenen Ehrenrettung eine Menge schwerwiegender Gründe anzuführen. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, die Sympathie der gesamten öffentlichen Meinung

zu erwerben und somit auch das Urteil über sich selbst zu ändern, das System mit Erfolg anzuklagen und die Zustände oben und unten in der Armee darzulegen. Er hat nichts von alledem getan, seinen neuen Posten mit derselben Pflichttreue ausgefüllt, welche ihm bisher von einer Stufe zur anderen emporgetragen hatte und sich, was das schwerste für ihn gewesen sein mag, seinem bisherigen Untergebenen, jetzigen direkten Vorgesetzten, Linewitsch, bedingungslos und ohne Widerspruch untergeordnet.

Gewiß, man kann auch einen anderen Gesichtspunkt aufwerfen und sagen, ein wirklich hochstrebender Geist und ehrgeiziger Charakter würde es vorziehen, auf dem Schlachtfelde oder durch eigene Hand zu sterben oder aber in einem entlegenen Dorf sein Leben in völligem Dunkel zu beschließen, als nach einem solchen ungeheuren Zusammenbruch noch in derselben Weise, wenn auch in untergeordneter Stellung, weiterzuwirken. Wir sind auch der Ansicht, daß es vielen Generälen nicht möglich gewesen wäre oder sein würde, zu handeln und zu verzichten wie Kuropatkin. Die Charaktere auch der Feldherren sind verschieden und man kann der Handlungsweise Kuropatkins jedenfalls eine aufrichtige Anerkennung und eine starke Sympathie nicht versagen; diese Selbstüberwindung zeigt größere Charakterstärke, als wenn er sein Leben auf die eine oder andere Weise geendet hätte.

General Linewitsch, der neue Oberkommandierende, befand sich schon lange vor dem Kriege im fernen Osten und galt stets für einen besonders tüchtigen Führer. Die kurze Zeit seines Oberbefehls hat ihm nicht Gelegenheit gegeben, zu zeigen, ob die öffentliche Meinung in Rußland Recht hatte, wenn sie ihm besonders rücksichtsloses Draufgehen, hervorragend praktischen Blick und unbeugsame Entschlossenheit zuschrieb. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Äußere von Männern, welche an hervorragender Stelle stehen und hauptsächlich, wenn sie Militärs sind, der großen Menge in der Regel Anhalt zu ihrer Charakteristik geben muß. Das kann ebensogut falsch wie richtig sein.

Linewitsch ist ein Mann im praktischen Dienste ergraut und im Gegensatz zu dem in sich zurückgezogenen reflektierenden Gesicht von Kuropatkin, von besonders martialischem und haudegenhaftem Aussehen. Er soll ein besonderes Talent haben, sich bei den Truppen populär zu machen und war, wenn wir Erzählungen und Berichten Glauben schenken wollen, in Ostasien ganz außerordentlich beliebt. Bisweilen im Laufe der folgenden Monate drangen auch Gerüchte von Akten rücksichtsloser Strenge gegen Offiziere und Mannschaften

Russisches Infanterieregiment in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

in die Öffentlichkeit. Nötig ist erstere gewiß gewesen und mit der Vermehrung der Mißerfolge immer notwendiger geworden. Auf der anderen Seite haben wir keinen Anlaß, zu glauben, das Kuropatkin es an der nötigen Strenge habe fehlen lassen. Immerhin ist ein sympathischer Zug bei Linewitsch, daß er beim Zaren sogleich befürwortete, als Kuropatkin um ein anderes Kommando auf dem Kriegsschauplatze bat. Schließlich hätte es nicht sehr fern gelegen, daß Linewitsch sich sträubte, seinen bisherigen Vorgesetzten unter sich zu haben und für einen unbequemen Untergebenen zu halten. Nachgerühmt wurde Linewitsch während der Zeit seiner Befehlsführung hauptsächlich, daß er die Stäbe verringert und das immer mehr überhand nehmende Bureauwesen vereinfacht hat.

Kurz darauf wurden auch die Befehlsverhältnisse der beiden anderen mandschurischen Armeen dahin geregelt, daß General Kaulbars nunmehr endgültig das Kommando der zweiten Armee erhielt, das der dritten der General Batjanoff, ein Mann von 70 Jahren, welcher sich schon seit 1903 auf einem Ruheposten befand. So vergingen denn die nächsten Monate zwar äußerlich einigermaßen ruhig, während im Heere selbst eine rege Tätigkeit herrschte; längere Zeit dauerte es, bis die Truppen sich von ihren Anstrengungen erholt

Leichen gefallener Japaner in den Verschanzungen der Russen.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

hatten, bis man neue Vorrichtungen zur Unterkunft und deren Sicherung zur Verpflegung usw. getroffen hatte.

Inzwischen trafen dann Verstärkungen aus Europa ein, sie wurden eingegliedert und das erste war, sie mit den ihnen so fremden Anforderungen des Kriegsschauplatzes bekannt zu machen. Linewitsch ließ es sich besonders angelegen sein, sich durch häufige Besichtigungen einzelner Truppenteile von ihrem Zustande zu überzeugen und persönlich mit ihnen Fühlung zu gewinnen. Der erfahrene General wußte, wie ungeheuer wichtig im Kriege das moralische Element für die Truppen ist und wie unerläßlich, daß sie Vertrauen zu ihrem Führer haben.

Linewitsch hatte noch keine ernsten Mißerfolge in diesem Kriege erlitten, stets sein Korps gut geführt und nach der Schlacht bei Mukden als einziger General seine Truppen in guter Ordnung und mit verhältnismäßig geringen Verlusten in Sicherheit gebracht. In den Augen der Truppen mußte ihm das, und auch der Umstand, daß er an Stelle Kuropatkins zum Oberbefehl berufen worden war, einen nicht zu unterschätzenden Nimbus verschaffen. Dazu kam sein Äußeres, seine Kraft und Elastizität trotz des hohen Alters, beides Dinge, für welche gerade der gemeine Mann und hauptsächlich der Soldat, besonders empfänglich zu sein pflegt. Es wäre aus allen diesen Dingen wohl möglich gewesen, daß die russische Armee noch einmal in einer großen Schlacht auf die Probe gestellt, mehr Frische und Elan gezeigt hätte als früher. Ob aber die Offiziere größere Fähigkeiten entwickelt haben würden als früher, darf man wohl bezweifeln, vor allem die Unfähigkeit und das geringe militärische Wissen der Front- wie der Generalstabsoffiziere waren Dinge, welche durch die größte Begeisterung nicht ausgeglichen werden konnten.

Im japanischen Lager blieben begreiflicherweise die Befehlsverhältnisse wie vorher und man zog so viele Reserven heran, wie irgend möglich war.

Die Tage von Mukden.

Erfahrungen eines japanischen Offiziers.

Wir geben in folgendem eine Reihe von Einzelbildern; Zuschauer und Beteiligte beider Seiten, Offiziere und Mannschaften erzählen ihre Wahrnehmungen und Eindrücke. Wir beginnen mit den „Erfahrungen eines japanischen Offiziers".

Die „Times" veröffentlichen das interessante Tagebuch eines japanischen Leutnants Tokutaro Oshio, der in der Schlacht bei Mukden zwei Auszeichnungen für bewiesene Tapferkeit erhielt. Die lebhaft geschriebene Schilderung läßt erkennen, mit welcher Tapferkeit und Entschlossenheit die japanischen Truppen kämpften. Der Japaner schreibt darüber:

„Die Schlacht bei Mukden begann in Wirklichkeit bei Hai-kou-tai. Seit diesem Kampf sind wir, ohne Rast zu machen, auf Schritt und Tritt hinter den zurückgehenden Russen geblieben; bald auf dieser, bald auf jener Seite des Kongaflusses. Durch unsere andauernde Verfolgung erbittert, machte der Feind hier und da zähnefletschend Kehrt, aber unsere leicht berittene Infanterie und die Dragoner fegten rechts oder links an ihm vorbei, um sich wieder auf ihn zu stürzen, sobald er seine Stellungen verließ. Seit dem 25. Januar ist die Feuerlinie unser Schlafzimmer und sind die Kleider, die wir anhaben, unser Bett und unsere Bettwäsche gewesen.

Vom 24. bis 28. Februar waren wir in Faulateza und am 1. März wurden wir den Befehlen des Generals Gatschini unterstellt und marschierten auf Dodaischi und von dort auf Zennenycho. Hier hielten die Russen, wie gewöhnlich, eine Position von großer natürlicher Stärke, die sie mit allen Künsten des modernen Ingenieurs — und die russischen Ingenieure sind vorzüglich — verstärkt hatten. Da waren Drahthindernisse und Wolfsgruben, und alles, was man sehen konnte, waren die Mündungen der Gewehre, die aus dem soliden Mauerwerk der Wälle hervorragten.

Sehr langsam, Schritt für Schritt, gingen wir durch den Geschoßhagel vor, wobei die Gewehre und Maxims ununterbrochen ein singendes Geräusch machten, wie der Gesang von tausend Drosseln. Jetzt bricht ein Mann auf meiner rechten Seite zusammen, jetzt fällt einer auf meiner linken Seite, jetzt wird einer vor meinen Augen in Stücke gerissen; sein Fleisch fliegt umher und etwas davon mir ins Gesicht. Die Stimme eines Offiziers, der verwundete Leute ermutigt, Befehle, die in heiserer Stimme ausgestoßen werden, ein Banzai

Handgemenge zwischen Japanern und Russen.
(Nach einer japanischen Skizze.)

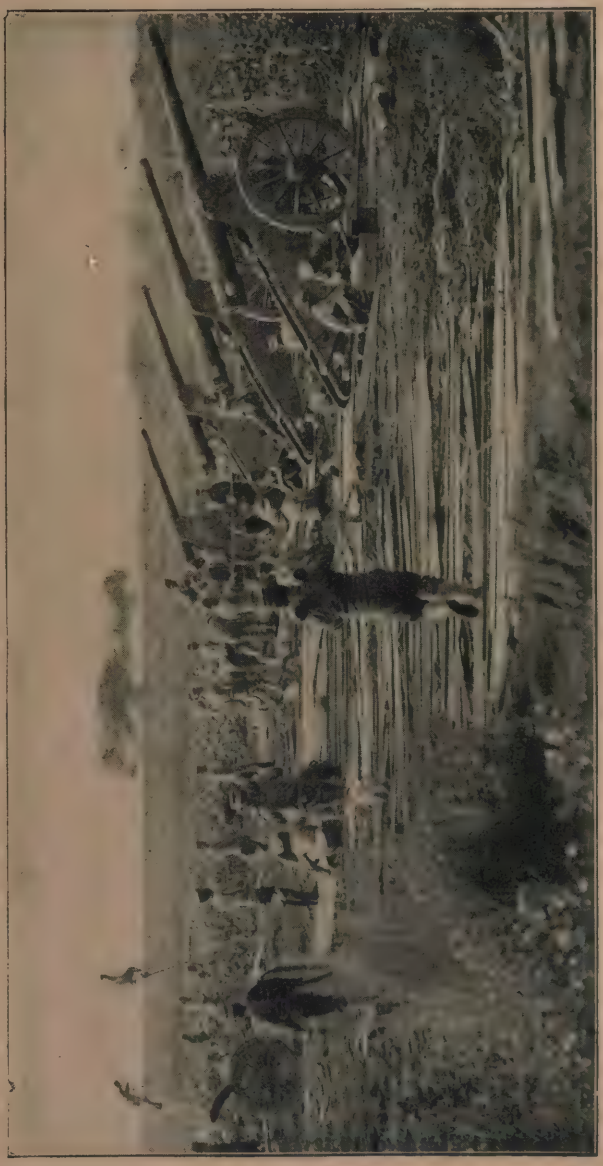
für unseren Kaiser — der letzte Ruf eines Sterbenden — das alles mischt sich zusammen in dem Tumult der Schlacht, bis man fast denken möchte, alles sei ein böser Traum, wenn man nicht die Wirklichkeit vor Augen hätte.

Nach der Anstrengung des Tages blieb der Ort in den Händen des Feindes. Unser Oberst war verwundet worden und viele andere kampfunfähig. Als unsere Leute dies erfuhren, steigt ihre Entschlossenheit und ihr wütender Unwillen auf den Höhepunkt. Sie erklärten, sie würden den Kampfplatz nicht lebend verlassen oder ins Hospital gehen, ehe die Fahne des Regiments über den russischen Werken wehte.

In der Nacht rief der Oberst die Offiziere zusammen und sagte, wir müssen die Stellung nehmen, es koste was es wolle, sonst würden wir unsre Pflicht den Kameraden anderer Truppenteile gegenüber vernachlässigen. Wenn wir keinen Erfolg hätten, so bleibt uns nur Eins übrig — zu sterben. „Meine Herren, wir wollen jetzt den Feind angreifen und ich fordere Sie auf, Ihr Leben mit mir auf diesem Schlachtfelde zu lassen." Wie in einem Atemzuge riefen wir aus: „Banzai! Wir wollen siegen oder sterben." Es wurden sofort Befehle ausgegeben: „Wer ohne Befehl schießt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt." „Gebraucht Eure Bajonette." „Die Offiziere haben nach den

Offizieren des Feindes zu suchen." „Erwartet nicht, lebendig zurückzukommen," usw. —

Um 2 Uhr morgens begann der Angriff. Auf 300 m machten wir Halt und trafen die letzten Dispositionen. Wir gingen dann bis auf 100 m an die russischen Linien heran. Der Feind überschüttete uns mit Geschossen und Granaten aus jedem verfügbaren Gewehr und Maximgeschütz und aus den leichten Feldgeschützen. Obgleich der Abstand nur noch gering war, und trotz der Dunkelheit der Nacht begann das Feuer furchtbar zu wirken. Ein Mann drehte sich um und ließ das Gewehr aus der Hand fallen. Ich stieß leise an seine Schulter, um zu sehen, ob er eingeschlafen sei — er war tot. Ich hörte Zähneknirschen hinter mir — ein armer Kerl gab reichlich Blut von sich. Trotzdem kein Ton, kein Schrei des Schmerzes, nicht einmal ein unterdrücktes Stöhnen! Die Leute dachten an ihre Befehle.



Eine Batterie der schweren japanischen Artillerie. (Im Hintergrunde Beobachtungsposten auf Leitern.) (Nach einer Photographie.)

Als wir einen Punkt erreichten, von wo wir den Verhau sehen konnten, stürmten wir mit erderschütterndem Hurrah vor und nahmen ihn. Wir — d. h. einige Dutzend von uns — drangen von der rechten Flanke des Feindes aus in die Verteidigungswerke ein. Dort waren keine Drahthindernisse oder Verhaue angelegt. Ich sprang über den Graben und über die Brustwehr in das Innere. Einige Beobachtungsposten des Feindes standen hier. Ich warf sie mit meinen Händen in einen Graben. Mein Schwert hatte ich noch nicht gezogen.

Es war hier genau dieselbe Geschichte, wie bei Hai-kou-tai, wo unser Major Matschino fiel. Der Feind konzentrierte damals, ebenso wie wir, alle verfügbaren Kräfte zur Verteidigung der Front. Der einzige Unterschied war der, daß wir damals 230 Mann stark Mischtschenkos ganze Kavalleriebrigade angreifen mußten. Aber hier wurden die Russen überflügelt. Ich lief eben um einen Haufen von Koalingstroh herum, indem ich rief: „Kommt Leute, kommt!", als jemand direkt gegen mich lief und mich fast in den Strohhaufen warf. Er ist sechs Fuß groß. Er ist kein Japaner. Ich gab ihm einen starken Hieb mit der Fläche meines Säbels und befahl ihm, die Waffen wegzuwerfen. Ich befahl ihm, sich bis zum Schlusse des Kampfes zu verstecken und sich nachher zu ergeben. Nun, er tat es. Schon konnte ich von der Front her japanische Ausrufe hören, wie: „Banzai! Ihr Russen ergebt euch oder paßt auf."

Als die erschreckten Russen in überstarkem Strom an die Stelle kamen, wo wir wenigen Leute versteckt lagen, blieb uns nichts übrig, als den kalten Stahl zu gebrauchen, so gut es ging. Von jetzt an war alles Einzelkampf, wilde Kriegführung. Wir kauerten auf dem Boden, und wenn ein Russe herankam, stießen wir ihn nieder. Dann warf man sich wieder hin und wartete auf den nächsten Russen. „Yamada, Yamada, Oka, Oka, jetzt heißt es vorsichtig sein, verwechselt nicht Freund und Feind. Da kommen sie. Sie kommen! Ruhig! Ruhig! Banzai! Banzai!" In einer halben Stunde war alles vorbei und uns schien es eine halbe Lebenszeit gedauert zu haben. Als der Feind sich in Unordnung zurückzog, ohne Waffen, ohne Stiefel, wurde auf Befehl Salve auf Salve hinter ihm her gefeuert.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die meisten Leute getroffen werden, wenn sie zum Angriff aufstehen oder einen Graben durchschreiten oder über eine Brustwehr klettern, d. h. im Begriff sind, ihre augenblickliche Lage zu verändern. Um Leute zu sparen, ist es deshalb notwendig, sie zu instruieren, eine solche Veränderung der Lage in möglichst kurzem Zeitraum vorzunehmen.

Am nächsten Tage, am 2. März, hieß es: „Verfolgen, verfolgen, verfolgen!" Bei Nateiho kam die Verfolgung plötzlich zum Stillstand. Erst mit Einbruch der Nacht wurde der Ort genommen. Ohne Schwanken griffen die Kinder Japans an. Der rote Schein des Feuers spielte auf dem treibenden Schnee und auf dem Schneestaub, der durch die Füße der marschierenden Kolonnen aufgerührt wurde. Granaten kreischten, schlugen ein, krepierten in einer furchtbaren, bisher unbekannten Schönheit. Wie bedauerlich, daß wirkliches Blut floß, und daß die Leiber wirklich lebender Menschen zerfetzt wurden! Vor dem entschlossenen Angriff der Japaner wankten die Russen und brachen auseinander.

Die fünfte Kompagnie des zweiten Regiments hatte einen Spezialauftrag. Diesem zufolge eilten wir im Geschwindschritt zu einer Stellung, die an der Rückzugslinie des Feindes lag. Ich werde stets versuchen, das sich mir Bietende aus dem Gedächtnis zu verbannen, aber es wird mir niemals gelingen.

Als ich den Befehl zum Feuern gab, blitzten unsere sämtlichen Gewehre auf 20 m Entfernung. Es war ein herzzerreißendes Bild. Unter dem fortgesetzten Feuer der Züge, fielen die Leute haufenweis und die fliehenden Russen gingen, oder liefen vielmehr, über die Körper ihrer toten und sterbenden Kameraden. Ihr russischen Männer, ihr sterbt für euer geliebtes Vaterland, wenn man euch auch vielleicht irregeführt hat. Wir wollen euch den Tod schnell zukommen lassen, denn es mag die Zeit kommen, wo auch uns durch eure Hände das letzte Stündlein schlägt und wo wir freudig sterben für unseren erlauchten Herrscher. Die ganze Nacht hindurch lagen wir im Schnee und schossen nur noch mechanisch.

Am nächsten Tage hieß es, bei Biskuit und Schneewasser verfolgen, ohne daß wir einen Schatten von den Russen gesehen hätten. Am 4. März war es ebenso. Wir schliefen in der Schützenlinie. Der 5. bot dasselbe Bild. Der 6. war der heißeste und schlimmste, der blutigste und wildeste aller Kampftage bei Mukden. Die Russen hielten eine Stellung von Sansenho bis Neugyuho besetzt, während wir uns in und um Gjorimbo sammelten, das etwa 7 km westlich der Station Mukden liegt.

Wie hartnäckig sich die Russen verteidigen! Schwere Geschütze, leichte Geschütze, Gebirgs-Geschütze, kleine Dynamit-Geschütze — alles wurde benutzt, um die russische Stellung zu beschießen; und die heldenhaften russischen Kanoniere antworteten auf jeden Schuß und auf jede Granate. Angriffe und Gegenangriffe wechselten wie auf einer Bühne. Wir kämpften mit dem Gewehr, wir

kämpften mit den Bajonetten, dann mit Handgranaten, mit Schaufeln und Piken und schließlich mit den Fäusten. Wahrhaftig es war nichts mehr und nichts weniger als ein gewaltiger Straßenkampf.

Einer der Bataillons-Kommandeure fiel. Der Oberst wurde schwer verwundet und die Kompagnieführer fielen einer nach dem anderen. Als ich den Hornisten pfiff, damit sie das Signal zum Angriff geben sollten, sprangen aus einem ganzen Bataillon 40 Mann auf. Die anderen blieben liegen. Sie waren keine Feiglinge, sie waren tote Männer. Diejenigen, die dem Signal Folge leisteten, hatten kein Recht dazu. Von rechtswegen gehörten sie ins Lazarett.

Meine Feder ist nicht imstande, die Taten dieses Tages lebhaft genug zu schildern, und vielleicht ist überhaupt die menschliche Sprache unfähig, der Tapferkeit gerecht zu werden, die von Russen und Japanern an den Tag gelegt wurde, und die Leiden zu schildern, die man ertrug. Die Russen, fünf- oder sechsfach überlegen, griffen uns immer wieder in unseren Stellungen so energisch an, daß einige von ihnen tatsächlich unsere erste Linie durchbrachen. Sie kehrten nie zurück. Das sind die frischen Truppen aus der Reserve. Es sind entschlossene Kerle. Sie wissen, daß von ihrem Verhalten das Geschick Kuropatkins und seiner Armee abhängt. An diesem Tage blieb der Erfolg auf russischer Seite, trotz aller unserer Anstrengungen. Nun wohl, sie hatten ihn verdient.

Auf den Vorschlag eines Offiziers des Generalstabes boten wir uns freiwillig an, in derselben Nacht die Verteidigungswerke durch Überrumpelung zu nehmen. Unsere Leute kamen tatsächlich zu den Offizieren und baten, man möge ihnen erlauben, mit ihren Körpern die Gräben auszufüllen, damit andere über sie hinweg in die Werke eindringen könnten.

Auf das ernstliche Verlangen der Leute hin wurde eine Deputation von Offizieren und Mannschaften an den Divisionskommandeur geschickt, der, nicht ohne Zögern, die Bitte bewilligte. Bei unserer Kompagnie traten sämtliche Verwundete an und verlangten, verwendet zu werden. Wir waren aber genötigt, nur die unverwundeten Leute zu nehmen. Die Leute von Kessitai sammelten sich in einem Karree. Jeder Mann trug einen Becher, der mit Wasser gefüllt war, um den Abschiedstrunk zu trinken. Den Trunk für einen Abschied, nach dem es vielleicht kein Wiedersehen mehr gab.

General Taschimi entkorkte einige Weinflaschen, goß mit eigener Hand einige Tropfen in jeden Becher und schüttelte jedem Freiwilligen die Hand.

Kampf um eine russische Batterie.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Zusammenstoß zwischen Russen und Japanern.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Sein Glas hoch haltend, sagte er sodann: „Meine Herren, ich habe heute abend nicht viel zu sagen. Wie verzweifelt Ihr Unternehmen ist und wie unsicher der Erfolg, das wissen Sie. Sie wissen auch, wie gering die Aussichten sind, daß Sie lebendig zurückkehren, um Ihre Erlebnisse zu erzählen. Mein einziger Wunsch, meine Herren, ist der, Gott (?) helfe Ihnen! Gehen Sie, meine Herren, und tun Sie Ihr Bestes. Ich befehle Euch dies nicht, Kameraden, sondern ich hoffe nur, daß Eure Entschlossenheit die Frucht des Erfolges tragen möge. Lebt wohl! Lebt wohl! Lang' lebe der Kaiser! Lang' lebe der Kaiser! Lang' lebe der Kaiser!"

Leute, die wir zurücklassen mußten, kamen und baten uns jämmerlich, wir möchten sie mitnehmen. Als ich mich weigern mußte, baten sie mich, daß ich tun möchte, was sie getan haben würden. O, wie herrlich sind unsere Bürgersoldaten. In irgend einem versteckten Winkel Japans gehen sie in Friedenszeiten einem friedlichen Berufe nach, sie leben und sterben unbekannt, tun keiner lebenden Kreatur jemals ein Leid an, sind glücklich, einfache Bauern oder Handwerker zu sein, und trotzdem sind sie durch die Bank Helden! Solche Männer in Gefahr und Tod zu führen, ist eine überwältigende Ehre. Es ist eine fast zu große Verantwortung, denn ich bin an Alter nur ein jüngerer Bruder dieser Leute und an Erfahrung ihnen gegenüber ein reines Kind.

Um Mitternacht warfen unsere Leute die großen Wintermäntel ab. Weiße Bänder wurden vor dem Abmarsch an dem linken Arm befestigt. Die Offiziere gingen mit gezogenen Säbeln voran und mit aufgepflanztem Bajonett folgten die Leute in der üblichen Formation. Voraus die Leute mit den Handgranaten in einer Linie mit gewissen Zwischenräumen, dann das Gros in Abteilungen zu je sechs Mann mit einem Granatenwerfer zwischen den Abteilungen. Mit einem fürchterlichen Geschrei stürmten wir gegen die Erdwerke. Es ist mir nicht möglich, zu schreiben, was folgte. Wie viele von uns zurückkehrten? Wenige, sehr wenige! Und die Werke? Sind sie immer noch intakt?

Als wir zurückwichen, erfolgte der Gegenangriff des Feindes. Der hier kommandierende Offizier kennt sein Geschäft gut, aber nichts ist so leicht, als einen russischen Gegenangriff zurückzuweisen.

Am nächsten Tage, am 7., wiederholte sich fast dasselbe Spiel, nur mit einem leisen Anzeichen des Schwankens in den russischen Reihen.

Am 8. begannen die Russen mit ihrer Lieblingsbewegung, d. h. sie traten „den vorbereiteten Vormarsch nach Norden" an. Wir nahmen die Gelegen-

heit wahr. Wir nahmen die Stellung durch einen Anlauf unter furchtbarem Gemetzel und machten viele Gefangene. Dies war das Signal für die Niederlage der Kuropatkinschen Armee bei Mukden. In dieser Nacht schliefen wir, so gut wir konnten, und wo wir standen.

Am 9. trieben wir den Feind aus Taisekikio und rückten von dort nach Teisankaschi, wo wir in Schlachtformationen biwakierten.

Der 10. März war der glücklichste Tag der Schlacht bei Mukden. Nach einem halbtägigen leichten Feuer erhielt unser Bataillon den Befehl, das vom Feinde besetzte Thaoschilu zu nehmen. Meine Kompagnie hatte die Avantgarde. Ich spreche von Bataillonen und Kompagnien, aber ein Bataillon war um diese Zeit des Kampfes nicht stärker an Mannschaften als eine Kompagnie.

Durch einen Hagel von Gewehr- und Maschinengewehrgeschossen bewegten wir uns voran, als handle es sich um ein natürliches Ereignis, wie Sonnenschein oder Regen. Es war in der Tat reines Kinderspiel gegen die furchtbare Nacht vom 6. Wir verloren einige Leute, ehe wir bis auf 200 Meter an die ersten russischen Schützengräben herangekommen waren. Ich sprang auf, und als ich vor die Front trat, schlossen sich die Leute hinter mir zusammen, und wir griffen Ellbogen an Ellbogen an. Wir geben keine Kommandos, sondern die Leute beobachten ihre Offiziere. Als ich 20 Schritt in den Ort eindrang, sah ich die Russen Hals über Kopf aus der anderen Seite des Dorfes weglaufen. Zehn Mann konnten nicht fliehen. Unter ihnen befand sich ein Einjährig-Freiwilliger. Er kam zu mir, salutierte und sagte in chinesisch: „Toschei" (Danke). Dann holte er Zucker und Branntwein hervor und bot mir davon mit den Worten: „Sinku (Gut gemacht, mein Herr)" an. Es war sehr amüsant.

Hier schlossen wir uns der Reserve an und marschierten nach der Station Mukden. Für die Japaner, die auf Bergeshöhen eingeklemmt zwischen dem Japanischen Meere und dem Stillen Ozean aufwachsen, erscheint die mandschurische Ebene, auf der man, wie der Chinese sagt, „tausend Meilen weit sehen kann", ganz gewaltig und öde, gleichzeitig aber großartig. Sie gibt einem das Gefühl, als dehne man sich selbst aus. Auf dieser gewaltigen, großartigen Ebene bewegten sich zahllose undefinierbare Massen. Die einen gehen hierhin, die anderen dorthin. Es entstehen Pausen und manchmal entsteht sogar eine Bewegung nach rückwärts, aber nicht für lange.

Die allgemeine Richtungslinie dieser Bewegungen ist auf die Stadt des Drachenthrones gerichtet. Einige der sich dort bewegenden Körper machen den

Eindruck dunkler bösartiger Schlangen oder eines Drachen, der auf gewundenem Wege seinem Schlupfwinkel zustrebt und Feuer und Rauch ausstößt. Kommt man näher heran, so bemerkt man, daß diese Schlange eine Infanteriebrigade ist, die mit vorgeschobenen Patrouillen marschiert. Weiter entfernt ist eine große graue Masse, unregelmäßig in der Gestalt, nicht viereckig und nicht rund, nicht mehr wie ein Schleimfisch an Elastizität. Als eine schwere Granate aus einem 15-Zentimeter-Geschütz, das bisher russisch war und sich jetzt in den Händen der siegreichen Japaner befindet, in die Mitte dieser Masse einschlägt, öffnet sich diese mit einer hastigen Bewegung, um sich wieder zu einer Art Viereck zusammenzuschließen, bemerkt man, daß sie kleiner wurde. Es ist die russische Arrieregarde. Welch ein Genuß, zu sehen, wie diese Masse auseinanderbricht und zu laufen beginnt! Jetzt flogen von allen Richtungen her, von rechts und links die Geschosse. Die fliehenden russischen Soldaten schießen auf ihrer Flucht. —

Um 7 Uhr abends erreichen wir die Station. Die Russen müssen es eilig gehabt haben! Sie ließen große Quantitäten von Whisky, Kognak, Champagner, Burgunder, Wudki und Rum zurück, und diese Dinge sind ihnen doch, abgesehen von Heiligenbildern, das Wertvollste. Einige Tische waren so gedeckt, als wenn eine Gesellschaft Platz nehmen wollte. Welch ein Anblick für Leute, die lange Tage hindurch nichts anderes genossen hatten als Biskuits und Schneewasser! Aber die Russen haben früher Quellen absichtlich durch Schmutz verpestet und die Häuser, die sie verlassen mußten, unterminiert. Soll man ihnen wohl trauen können? Da steht eine Kiste Zigarren mit offenem Deckel, so einladend, und Chokolade, die geradezu Tantalusqualen erweckt. Ich habe eine Idee: „Bringt mir einen Gefangenen von den Leuten, die wir hier auf der Station fingen." — „Ja dies ist der Tisch für die Transportkolonne. Ich weiß es, denn ich bin der Bursche des Zahlmeisters. Ich glaube, das Essen ist in Ordnung. Werfen Sie es nicht weg, mein Herr. Ich will es für Sie essen. Ich habe seit fünf Tagen keine ordentliche Mahlzeit mehr gehabt." — So essen wir denn das Essen der Russen und und schlafen in ihren Häusern, in russischen Betten, zwischen russischen Decken. Es war, als wenn die hohen Festtage von Januar und Juni zusammengefallen wären. Den Genuß versteht keiner, der es nicht durchgemacht hat.

Am Morgen des anderen Tages hatten wir einige Scharmützel mit den zurückgehenden Russen. Während eines dieser Gefechte sah ich ein niedliches

kleines Pekinghündchen zwischen den Schützenlinien hin- und herlaufen. Es kam zu mir, als ich ihm pfiff. Es gehörte offenbar einem russischen Offizier und war sehr zutraulich. Ich behalte das Hündchen jetzt für mich selbst. Sein Herr wird kaum wiederkommen, um das Tierchen von mir zu fordern. Als wir einmal einen verschanzten russischen Schützengraben stürmten, konnte das Tierchen mit seinen kurzen Beinen und seinem langen Haar uns nicht folgen. So griff

Wegnahme einer russischen Batterie.
(Nach einer japanischen Skizze.)

ich denn, den Säbel in der rechten Hand und das kleine schnaufende Hündchen unter dem linken Arm tragend, an. Unser ernster Feldwebel lachte.

Am 11. Juli hörten wir ein schwaches Schießen. Ich ging mit einigen Ärzten und Lazarettgehilfen hinaus, um den verwundeten Russen Biskuits, Wasser und heißen Tee zu bringen. Welch eine scheußliche Gottheit ist diese Gottheit des Krieges! Unter den verwundeten Russen lag ein Knabe, der kaum 15 oder 17 Jahre alt sein konnte. Er hielt einen Rosenkranz in der Hand und betete. Armer Kerl! Ich zeigte auf das rote Kreuz auf dem Ärmel eines der Träger und sagte chinesisch: „Doktor, mein tapferer kleiner Mann." Keine

Antwort. Darauf versuchte ich russisch: „Doktor". Schließlich sagte ich in deutsch, daß er sich jetzt in Sicherheit befinde. Damit war mein Sprachenvorrat erschöpft. Ich glaube, er war ein Pole, denn er sprach deutsch. Er war so durstig, daß meine Flasche für ihn nicht ausreichte. Wir gaben ihm noch die Hälfte aus der Flasche eines der Krankenträger und einige Biskuits. Ich hatte großes Verlangen, ihn nach seiner Heimat zu fragen, aber er war schwach und durfte nicht aufgeregt werden. Ich sagte zu ihm: „Die Wunde ist nichts. Die japanischen Hospitalgehilfen werden bald hier sein und dich wegholen. Du wirst dann bald fähig sein, zu deinen Eltern zurückzukehren."

Ich deckte ihn mit Decken und Mänteln zu, die wir den toten Russen abgenommen hatten, und stand eben im Begriff, weiter zu gehen, als er hinter mir herrief: „Einen Augenblick, Offizier, lieber Offizier, ich habe etwas für Sie. Hier dieses Buch. Mein Vater gab es mir, als ich zur Front ging. Es ist das Wertvollste was ich Ihnen geben kann." Ich nahm das Buch und wendete mich stumm um. Wenn ich sofort dafür zum Obersten gemacht worden wäre, hätte ich es nicht ertragen, vor meinen eigenen Leuten zusammenzubrechen. Das Buch hat den Titel „Himmelsbrot" oder „Ein Gebetbuch für die Jugend".

Drei Tage auf einer Haubitzbatterie.

Ein Berichterstatter auf russischer Seite schreibt:

Am 14. Februar um 3 Uhr morgens weckte mich mein Bursche mit der Meldung, daß die Feldküche der Batterie angekommen sei, um mich abzuholen. Die am Abend vorher besorgten Vorräte wurden verpackt, dann stieg ich zu dem Kutscher auf den Bock des Vorderwagens der Küche, wir fuhren ab. Ein vierrädriger Wagen mit Brot folgte der Küche. Es war heller Mondschein, die Kälte betrug nicht weniger als 12 Grad. Vereinzelt begegneten uns Leute in Trupps zu zwei und drei, sie brachten Meldungen von den Stellungen zurück, am Tage war dieser Verkehr natürlich nicht möglich. Lautlos zogen die in ihre grauen Mäntel gehüllten Gestalten, soeben auftauchend und sofort wieder verschwindend, an uns vorüber. Nach einstündiger Fahrt kamen wir an der Sandgrube, hinter der Batterie, an.

Die Feldküche der Infanterie war früher angekommen, in langer Reihe zogen die Infanteristen mit ihren Kochkesseln in der Hand zwischen dem Dorf Ingoa und der Sandgrube einher. Doch kein Wort wurde dabei gesprochen,

um sich nicht dem wachsamen Gegner zu verraten. Die Japaner lieben es sehr, plötzlich und unvermutet auf größere Menschenansammlungen zu schießen. So waren vor einigen Tagen gegen 5 Uhr nachmittags zwölf Leute der in Ingoa stehenden Infanterie beschäftigt, an einem Baum hinter dem Dorfe ihre Wäsche zu waschen, da schon stundenlang auf der ganzen Linie kein Schuß gefallen war. Ganz unvermutet schossen die Japaner plötzlich eine Batteriesalve, sechs Mann von den Wäschern wurden getötet und einige verwundet. Einer der Infanteristen, der sich um die Feldküche drängte, hatte einen frischen Verband um den Kopf. Er hatte sich gestern in einem Graben vor der Infanterie zu schaffen gemacht, hierbei hatte ein Infanteriegeschoß seine Mütze durchschlagen, die Kopfhaut aufgerissen und war in der rückwärtigen Mützenwand stecken geblieben. Als der Mann die Mütze abnahm, fiel das Geschoß heraus.

Auf den Stellungen war es noch ziemlich still, nur vereinzelt fiel ein Flintenschuß, der in der kalten Morgenluft dumpf, wie ein Trommelschlag dröhnte; es war das gewöhnliche Schießen bei den Vorposten. Ich ging nach dem Truppenverbandplatz und schlief in dem gut geheizten Raum in der Nähe des Ofens sehr bald ein. Von einem dicht neben dem Dorfe einschlagenden Granatschuß erwachte ich, es war 7 Uhr morgens. Die Ärzte waren bereits auf und sahen durch die Türspalte hinaus, weiter verließen sie ihr sicheres Heim nicht. Die Japaner beschossen das auf der anderen Seite der Bahn liegende Gebäude mit Granaten, ich hatte also noch Zeit, zu der Batterie zu gehen. Die Offiziere standen bereits in den Laufgräben, ein Feuerwerker und ein Gefreiter auf dem Beobachtungsstand. Ich kletterte zu diesem empor; das geübte Ohr der beiden Beobachter hatten das Herankommen einer Granate erkannt, sie gingen blitzschnell mit den Köpfen herunter, wo sie durch den dicken Erdwall bessere Deckung fanden. Das Geschoß flog zischend über die Batterie hinweg, wir sahen uns um, es schlug vor der Sandgrube ein. Die Japaner gingen mit ihrem Feuer auf unsere Batterie über, immer näher kommen die einschlagenden Geschosse. Das zweite traf einen Baum in der Mitte des Dorfes Ingoa, das dritte schlug auf dem Felde hinter der Batterie — dicht hinter den Erdhütten der Mannschaften — ein. Beim vierten Schuß wirbelten Staub und kleine Erdstücke genau über der Batterie auf, das Geschoß war in der Brustwehr gegenüber dem dritten Geschütz explodiert. Die Mannschaften der Batterien waren in ihren Unterständen, kein Mensch war zu sehen. Ich stand mit dem Oberstleutnant in seinem, in dem Laufgraben eingebauten, Untertrete-

raum und beobachtete weiter das Feuer. Sagatowski sagte mir, daß er die Beschießung geahnt habe. Die Japaner lieben es, wenn sie an einem Tage beschossen worden sind, am nächsten Tage das Ziel unter Feuer zu nehmen und mindestens die gleiche, häufig aber die doppelte Anzahl Geschosse dagegen zu verfeuern. Gestern waren sie von unserer Belagerungsartillerie beschossen worden, der Stand der Festungsgeschütze war ihnen unbekannt, nach der Größe der Geschosse hatten sie sie wohl für solche aus der Haubitzbatterie gehalten, sie beschossen deshalb heute zunächst die Batterie.

Während wir, in unserer Eindeckung stehend, die einzelnen Schüsse verfolgten, erschien plötzlich an einer Mauer in der Nähe des Truppenverbandplatzes ein Infanterist, der sich geduckt in Sprungstellung bereit hielt durch die Batterie zu laufen. Der Batteriechef rief ihm zu, sofort in den nächsten Laufgraben in Deckung zu gehen; ich fragte den Mann, als er zu uns herangekommen war, was er dort zu tun hatte, und erhielt zu meinem Erstaunen die Antwort: „Ich wollte zu einem Kameraden gehen, Tee zu trinken." Der Oberstleutnant Sagatowski wurde dem leichtsinnigen Burschen recht deutlich, denn wenn der Mann auch selbst sein Leben nicht so besonders hoch einschätzt, so muß man doch selbstverständlich jede unnötigen Verluste vermeiden, und wenn er seinen Tee einmal zwei Stunden später trinkt, so ist dies auch kein Unglück. 10 Uhr vormittags hörte das Feuer auf, wir gingen in die Blindagen zum Frühstück. Zwei Stearinkerzen brannten auf dem Tisch, den ein in der Batterie dienender Handwerker angefertigt hatte. Die von mir mitgebrachten Lebensmittel wanderten in den von Leutnant Martynow verwalteten Speisekorb, der zur beliebigen Benutzung auf der Erdbank stand. Auch die Ärzte waren herübergekommen, mit ihnen Kapitän Schkadyschek, welcher zwar eigentlich die Trains der Batterie führte, aber sich die Erlaubnis ausgebeten hat, freiwillig an der heutigen Beschießung teilzunehmen. In der Blindage geht es recht lustig zu, noch zwei Stunden, dann wird die Batterie es den Japanern heimzahlen, daß sie vor wenigen Tagen so heimtückisch die Wäscher erschossen. Nur der Oberstleutnant ist ernst geblieben; er zieht aus einer Brusttasche einige Photographien heraus — seine Frau und seine Kinder — und zeigt sie mir. Die Bilder trägt er stets in einem Ledertäschchen bei sich, auch während der Nacht mußte ihm der Bursche die im Mantel steckende Tasche geben.

Wie gestern, so zögerte auch heute wieder die Belagerungsartillerie sehr lange, ehe sie das Feuer eröffnete. Endlich um 11 Uhr fiel der erste Schuß,

Angriff der Japaner auf eine russische Stellung am Ta-schi-schiao.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Die Untersuchung der Gefallenen durch die Russen.
Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyright 1905, New York.)

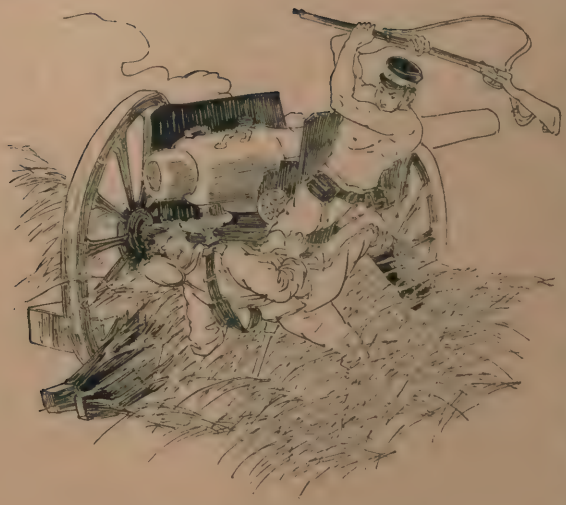
nach nicht weniger als fünf Minuten Pause der zweite. Das Fehlen des Zusammenwirkens zwischen Festungs- und Feldartillerie machte sich sehr unangenehm bemerkbar. In der Zeit von 11 bis 12 Uhr verfeuerte sie denn auch nur zehn Geschosse. Es war anzunehmen, daß sie erst gegen Abend die 88 zu verfeuernden Geschosse verbraucht haben würde. Jeder Schuß, der sich nach langem Schweigen aus den großen Kanonen hinter uns löste, wurde mit einem Bleistiftstrich auf der Tischplatte vermerkt, der Sitz der Schüsse durch unsere Beobachter auf dem Stand festgestellt. Die schwere Artillerie beschoß zunächst den Ziegelofen, der auch das erste Ziel der Feldmörserbatterie bilden sollte. Der erste Schuß ging etwa 100 Meter zu weit links, die nächsten saßen etwas besser, doch schienen die Zerstörungen an den feindlichen Werken nur gering zu sein. Kurz nach 12 Uhr begann die feindliche Artillerie aus dem Ziegelofen zu feuern; die erste Granate schlug dicht hinter unsere Batterie ein, als ich gerade aus unserer Blindage heraustrat. Die zweite Granate schlug auf, ohne zu explo-

dieren und ging dann weiter, erst beim zweiten Aufschlagen 1000 Meter hinter uns krepierend. Doch auch das Feuer des Gegners, das aus derselben Deckung kam, die von der schweren Artillerie beschossen wurde, bewog diese nicht, ihr Feuer zu beschleunigen, um 12 Uhr 45 Minuten waren erst 19 Schuß gefallen. Oberstleutnant Sagatowski ließ deshalb telephonisch beim Divisionskommandeur anfragen, ob er das Feuer eröffnen dürfe, da er die Beendigung des langsamen Feuers der schweren Artillerie nicht abwarten wollte.

Um 1 Uhr 15 Minuten traf die Meldung ein, die Feldmörserbatterie solle das Feuer eröffnen. Leutnant Martynow nahm Aufstellung auf dem Beobachtungsstand, der Batteriechef in seiner darunter liegenden Eindeckung, Kapitän Schkadyschek und Leutnant Potemkin bei den Geschützen. „Winkelmesser 46, Libelle 80", kommandiert der Batteriechef, und im Laufgraben stehende Leute geben den Befehl weiter; Kapitän Schkadyschek liegt an die Brustwehr geschmiegt, die das sechste Geschütz von dem linken Flügel der Batterie trennt. Er lacht vor Freude, daß es nun losgeht, die dunklen Augen blitzen aus dem von einem schwarzen Vollbart umrahmten Gesicht. Ich stehe neben Martynow auf dem Beobachtungsstand, von wo aus Batterie- und Vorgelände vorzüglich zu übersehen sind. „Fertig?" — ruft der Oberstleutnant in den Laufgraben. Die Frage wird durch die beiden Verbindungsleute weitergegeben. Einige Augenblicke vergehen, man hört noch Stimmen, Kommandos und Korrekturen über die Brustwehren herüber, dann erscheint der Kapitän wieder an der Ecke der Brustwehr und meldet laut, so daß die Verbindungsleute überflüssig sind, „Fertig". — „Erstes Geschütz — Feuer!" kommandiert Sagatowski. Ein mächtiger Feuerstrahl flammt aus der Mündung des kurzen Flügelgeschützes, der Staub wirbelt im Sonnenschein spielend, das Geschütz ist etwa fünf Schritt zurückgelaufen, die Bedienungsmannschaft bringt es in die alte Stellung zurück, der Richtkanonier sieht durch den Winkelmesser, in wenigen Augenblicken ist das Geschütz wieder gerichtet. Es herrscht heute sehr starker Wind von links, das Geschoß ist etwa 200 Meter weit rechts gegangen. Auf diese Meldung Martynows kommt der Oberstleutnant selbst auf den Beobachtungsstand herauf und betrachtet die Staubwolke durch das Glas. „Zweites Geschütz — acht Linien links — Feuer". Diesmal sitzt der Schuß zu weit links, jedoch schon näher am Ziegelofen, der dritte Schuß sitzt, beim Einschlagen der Pulvergranate fliegen Steine nach rechts und links auseinander, als sich die hohe Staubwolke nach einigen Augenblicken verzogen hat, ist deutlich das

von dem Geschoß gerissene Loch zu erkennen. Der erfahrene Oberstleutnant und seine Batterie genießen nicht umsonst unter allen Mannschaften der Division den Ruf vorzügliche Artilleristen zu sein; mit einer bewundernswerten Ruhe korrigiert Sagatowski jeden einzelnen Schuß, im Laufe des Schießens ergibt es sich, daß die einzelnen Geschütze mit kleinen, um Linien korrigierte Abweichungen des Winkelmessers schießen müssen, keine Spur von Unruhe und Übereilung. Ein Schuß konnte von Martynow nicht genau beobachtet werden, der sorgfältige Oberstleutnant begnügte sich nicht mit der ungefähren Angabe des Sitzes des Schusses, er läßt sofort telephonisch bei dem vorgeschobenen Beobachter anfragen; es erfordert etwa fünf Minuten Zeit, ehe die Antwort eintrifft, Sagatowski geht, ruhig eine Zigarette rauchend und mit Leutnant Martynow plaudernd, auf und ab. Der Telephonist meldet, daß der Schuß 40 Meter rechts vorbeigegangen ist. „Das fünfte Geschütz zwei Linien links — weiterfeuern" befiehlt Sagatowski. Die Ruhe des Führers hat sich auch auf seine Leute übertragen. Die Batterie arbeitet wie auf dem Schießplatz, das Verhalten der gewandten Artilleristen ist mustergültig. Von Zeit zu Zeit dröhnt auch einmal der Boden wieder, wenn sich die Festungsartillerie hinter uns rührt; anscheinend ist sie durch die Lebhaftigkeit der Feldmörser zu einer geringen Beschleunigung des Schießens veranlaßt worden.

Die Batterie schoß einmal mit Pulvergranaten durch, dann ging sie zum Feuer mit Melinitbomben über, das wegen des teuren Materials und der großen Wirkung, die man sich versprach, mit ganz besonderer Sorgfalt geleitet wurde. Die japanische Artillerie beschoß die Batterie mit Schrapnells und Schimosen, doch unbekümmert um die ringsum einschlagenden feindlichen Geschosse ging Leutnant Martynow zum fünften Geschütz, als dort eine kleine Unordnung entstanden war. In der Zeit von 2 Uhr bis 2 Uhr 45 Minuten verschossen die Japaner 87 Schrapnells gegen die Batterie, d. h. fast zwei in der Minute. Das dritte Geschütz hatte soeben abgeschossen und war in Deckung gebracht worden. Rechts vorwärts der Mündung, mit dem Rücken dicht an der Brustwehr, stand der Richtkanonier Kawrowski und richtete das Geschütz nach der Richtlage ein. Ein Schrapnell explodierte ziemlich hoch, 50 Meter vor der Brustwehr, der Richtkanonier stürzt nach vorn zusammen und bleibt zwischen den Rädern seines Geschützes liegen. Die anderen Leute der Bedienungsmannschaften tragen den Bewußtlosen in den Unterstand; aus dem Truppenverbandplatz kommen zwei Krankenträger mit einer Bahre heraus, gebückt eilen

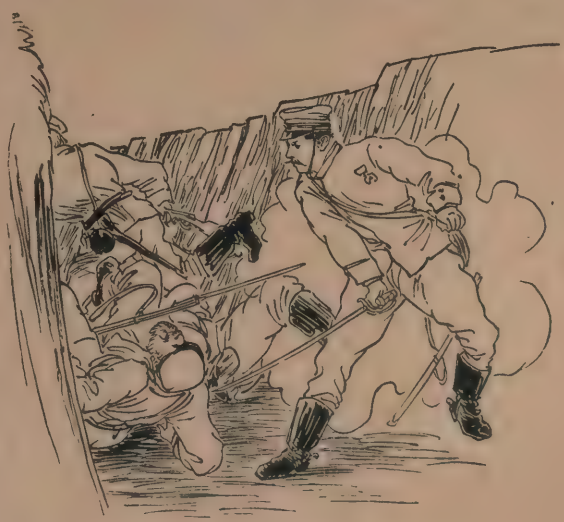


Kampf um eine russische Batterie.
(Nach einer japanischen Skizze.)

sie hinter der Brustwehr entlang; das Artilleriefeuer des Gegners hat anscheinend seinen Höhepunkt erreicht, fortgesetzt prasseln Sprengstücke von Granaten, Schrapnellkugeln und losgerissene Erdstücke auf die Laufgräben und Deckungen herab, wie wenn eine Hagelwolke über uns niedergeht. Aller Gesichter sind ernst geworden, jeden Augenblick kann der Tod aus unserer Mitte sein Opfer fordern. Die Krankenträger kehren im Laufschritt mit dem Verwundeten auf der Bahre zurück. Der Atem ist dem in die Brust geschossenen Richtkanonier ausgeblieben, künstlich beleben ihn die Ärzte noch einmal, dann stöhnt er einige Male tief, röchelt, blutiger Schaum tritt aus Mund und Nase, er streckt sich aus und hat den letzten Atemzug getan. Der Batteriechef nimmt seine Mütze ab und bekreuzigt sich. Wie der Regen einer Fontäne plätschernd, fallen die Sprengstücke einer dicht hinter uns explodierenden Granate zu Boden. „Winkelmesser 98, Quadrat 42" — kommandiert Sagatowski und geht mit dem Feuer auf die feindlichen Schützengräben am schwarzen Hain über. Die Beobachtung in dieser Richtung ist wegen des gewölbten Geländes nicht sehr günstig, es werden häufiger telephonische Anfragen nötig. Wieder ist ein Schrapnell hinübergesandt, da schellt es heftig am Telephon: „Der Infanteriebeobachtungsstand und unsere Schützengräben sind von dem Schrapnell getroffen." Sagatowski setzt sich wie vom Blitz getroffen auf den als Stuhl dienenden Baumstumpf nieder, wie ist das möglich, daß er bei all seiner peinlichen Sorgfalt einen so groben Fehler begehen und die eigenen Schützengräben beschießen konnte? Wieviel Landsleute mag das von ihm gesandte Geschoß, das von rückwärts in die Stellungen, wo vielleicht die Leute gerade ahnungslos ihren Tee tranken, hineinsaust, getötet haben? Der Gedanke hat den pflichttreuen Offizier, der im Frontdienst ergraut ist, und seinen Dienst wie kein zweiter kennt, niedergeschmettert, doch er rafft sich im nächsten Augenblick auf und befiehlt

sofort bei einem anderen Beobachter anzufragen. Es erfolgt die Antwort: „Beobachtungsstand des Gegners eingeschossen, Mörserbatterie schießt vorzüglich." Der Oberstleutnant atmet auf, als sich die Meldung des ersten Beobachters als irrig herausstellt. Um den Leutnant Martynow in seiner Beobachtung zu unterstützen und ähnliche unnötige Unterbrechungen des Feuers zu vermeiden, lief der Kanonier Tkatschew nach jedem Schuß auf den ungedeckten Weg und beobachtete das Einschlagen. Auf den Zehen stehend sah er über die Brustwehr, da schlägt zwischen ihm und uns eine Granate ein, der schwarze Rauch verdeckt den Kanonier. Als sich der Rauch verzogen hat, sehen wir den Braven noch in der Stellung wie vorher stehen und beobachten; das Explodieren des Geschosses hat keinerlei Eindruck auf ihn gemacht. „Wer ist dort der Beobachter?" — ruft der Oberstleutnant ihm zu. — „Tkatschew, Euer Hochwohlgeboren!" — „Brav, mein Junge, ich werde dich zum Georgskreuz vorschlagen."

Immer besser sitzen die Schüsse der Batterie, 3 Uhr 25 Minuten schlägt eine Melinitgranate genau in der Mitte des Ziegelofens ein, aus dem das unheimliche Artilleriefeuer kommt. 3 Uhr 45 Minuten stellen die japanischen Geschütze das Feuer ein, doch sind inzwischen noch drei Mann von unserer Batterie, darunter ein Unteroffizier, schwer in die Brust verwundet worden. 4 Uhr werden die Geschütze mit Schrapnells geladen, um die in dem Ziegelofen stehende japanische Infanterie zu beschießen. Die Sprengpunkte liegen außerordentlich günstig, nach zehn Minuten sehen wir durch das Glas vierzig Japaner aus dem Ziegelofen heraus nach rückwärts laufen; ein Schrapnell ereilt sie und ein großer Teil von ihnen, genau kann man bei der großen Entfernung nicht zählen wie viel es sind, stürzt getroffen zu Boden. Um 4 Uhr 18 Minuten stellte die Batterie das Feuer ein, es waren verschossen worden 18 Schrapnells, 82 Pulver- und 24 Melinitgranaten, die Wirkung beim Gegner



Handgemenge in den russischen Verschanzungen.
(Nach einer japanischen Skizze.)

war gut. Auf dem Wege vom Telephonhäuschen her kam ein Offizier im schwarzen Mantel gegangen, der Chef des Stabes der Division, Oberst Zeil. Er hatte noch nicht ganz die Batterie erreicht, als eine Granate 30 Schritt links von ihm niedersauste; da es der einzige Schuß seit einer halben Stunde war, lag die Vermutung nahe, daß die Japaner ihn als einen höheren Offizier erkannt und lediglich auf ihn geschossen hatten. Der Richtkanonier des zweiten Geschützes ließ, wie er es im Frieden gelernt hatte, unmittelbar nach dem Schießen sein Geschütz reinigen, da schlägt eine zweite japanische Granate in der Nähe des Geschützes ein, drei Mann werden verwundet, der Wachtmeister der Batterie heftig am Oberschenkel geprellt.

Wir sitzen auf einem Baumstamm hinter der Offiziersblindage und trinken die Flasche Madeira, welche Oberst Zeil mitgebracht hat, während Zeil eine photographische Aufnahme macht. Da hören wir schon wieder das Gluckſen und Pfeifen, welches die Annäherung einer Granate bedeutet, im Marsch-Marsch geht es in den Laufgraben, das Geschoß schlägt unweit des rechten Flügelgeschützes ein, mit einer Detonation, welche die ganze Batterie erzittern läßt. Unfreiwillig setze ich mich auf die Erde. Was war denn das? Ehe wir noch zur Besinnung gekommen sind, kommt der Richtkanonier des ersten Geschützes atemlos angelaufen, mit beiden Armen umspannt trägt er ein Sprengstück, das nach unserer Schätzung mindestens 15 Pfund wiegt, und meldet, daß die Lafette seines Geschützes zertrümmert worden ist. Das große, scharfkantige Sprengstück wird so aufgestellt, daß man die Krümmung seiner Außenseite nachzeichnen kann, die so gewonnene Kurve im Sande zu einem Kreise ergänzt, danach muß das Geschoß eine 28-Zentimetergranate gewesen sein. Wir sehen uns die Decke unserer Blindage an, sie ist ein Spielzeug für diese gewaltigen Geschosse, welche sogar die in den Fels gesprengten Kasematten Port Arthurs durchschlugen. Der Luftdruck beim Explodieren der großen Granaten ist außerordentlich stark, General Kondratenko wurde durch den Luftdruck gegen die Wand einer Kasematte geschleudert und getötet. Dies war der letzte Schuß der japanischen Artillerie an diesem Tage gewesen, wir konnten nunmehr wirklich in Ruhe unseren Tee im Freien trinken, denn wenn es auch noch kein Frühling war, so war es doch im Sonnenschein wärmer, als in der dumpfen, dunklen Blindage, aus deren Wänden die Kälte anscheinend nicht weichen wollte.

Nach Mitternacht sollte die Infanterie zum Sturm gegen die von der Artillerie beschossene Stellung vorgehen. Um 9 Uhr abends erhielt Oberst-

leutnant Poltorazki den Befehl, von neuem das Feuer zu eröffnen, die feindliche Artillerie antwortete nicht. Dieselben Ziele, wie am Vormittag, wurden in derselben Weise beschossen. Um 10 Uhr eröffneten sämtliche sechs Batterien der Feldartillerie das Feuer, es war ein großartiger, majestätischer Anblick, wenn der gelbe Feuerschein der langen Artillerielinie sich an den schwarzen Wolken des Abendhimmels widerspiegelte, und wie der Funken eines Blitzes das aus der Mündung geschlagene Feuer einen kurzen Augenblick sichtbar war. Huuuih — sausten die Geschosse über uns durch die Luft, wie eine Rakete als ein feuriger Punkt die Stelle bezeichnend, wo sie über den feindlichen Stellungen explodierten. Sfff-plupp, fährt ein Infanteriegeschoß über die Brustwehr der Batterie und schlägt hinter derselben in den hartgefrorenen Boden ein. Ein zweites, drittes folgt, zuweilen höre ich auch den einem fliegenden Käfer ähnlichen, schwirrenden Ton eines Querschlägers. Der Generalquartiermeister der Armee mit zwei Obersten vom Generalstabe sind zur Batterie zu Fuß gekommen, als noch keine Infanteriegeschosse den Weg hierher gefährdeten. Im Kugelregen gehen sie zu den Pferden zurück, ohne daß jemand verwundet wird. Die Japaner haben einen elektrischen Scheinwerfer auf einer seitwärts gelegenen Höhe aufgestellt und beleuchten die russischen Schützengräben von der Seite. Sie haben gemerkt, daß man auf unserer Seite einen Angriff plant und beleuchten deshalb das Gelände, welches die angreifende russische Infanterie durchschreiten muß. Die Festungsartillerie beginnt den Scheinwerfer zu beschießen. Immer näher kommen ihre Geschosse an den rotglühenden Punkt, welcher den Spiegel des Projektors bezeichnet, heran, schon mehreremale hat der Scheinwerfer seinen Standpunkt verändert. Ich stehe mit Sagatowski und Martynow auf dem Beobachtungsstand, jeden Augenblick erwarten wir, daß das Gerüst des Scheinwerfers zusammenstürzt. Das Singen der Infanteriekugeln vor und neben uns wird immer häufiger, das Feuer der beiden Schützenlinien rollt, wie wenn man mit dem Spazierstock an einem Lattenzaun entlangfährt. Als die russischen Granaten immer näher kommen, stellt der Scheinwerfer von selbst seine Tätigkeit ein, die Zeit für den Angriff der Infanterie ist gekommen.

Zwei Briefe deutsch-russischer Soldaten über die Tage von Mukden.

Guntschulin, den 12. März 1905.

Vielgeliebte Eltern, Vater und Mutter und alle meine teuren Geschwister!

Ich grüße Euch freundlich nach meiner großen Trübsal, mit einem Gruß und Kuß der höchsten Liebe, samt allen meinen Freunden und Bekannten und gebe Euch zu wissen, daß ich bis hierher immer noch durch Gottes Gnade recht gesund und am Leben bin und wünsche Euch auch die liebe Gesundheit von Grund meines Herzens. Ferner mache ich Euch hiermit bekannt mit allem, was sich in meinem Bewußtsein befindet, nämlich mit der großen Veränderung seit dem 16. Februar und wie wir uns jetzt befinden.

Teure Eltern! Aber was soll ich Euch schreiben? Kaum reichen mir meine Sinne, Euch alles bekannt zu machen, was sich bei mir zugetragen hat und zu dem will ich Euch das Herz auch nicht ganz beschweren, mit Jammer und Klagen in meinem Briefe. Aber doch meine Erfahrung muß ich Euch schreiben. Am 16. Februar erhob sich eine Schlacht mit dem Feinde an der Frontlinie von Osten nach Südwesten. Der Kampf war Tag und Nacht, ohne Ruhe und Rast und wir mußten mit unsern Patronenwagen immer bei der Hand sein. So ging es bis zum 24. Februar ununterbrochen. Wir Russen standen fest und wichen nicht, aber zuletzt vernahmen die Kommandierenden, daß die Japaner das russische Heer auf der rechten und linken Seite mit einem Bogen umschließen, auf der rechten Seite von Osten gegen Norden und zur linken Seite von Südwesten gegen Norden, so daß unsere Kriegsmacht ganz eng umzingelt dastand, vom Feinde mit Kugeln bestreut und es war keine andere Wahl, wir mußten fliehen und den alten Besitz verlassen. Unter dem Feuer und Donner der Kanonen gingen wir langsam zurück nach der Stadt Mukden. Aber da war auch kein Aufenthalt, um sich zu stellen und so verließen wir am 25. Februar eilend die Stadt und nahmen die Flucht eine Strecke nordöstlich nach Charbin. O meine lieben Eltern, da könnt Ihr Euch denken, wie es einem um das Herz war! Vom 16. Februar bis am 25. Februar alle Tage im Feuer, die Nacht nicht ausgeschlossen, da war kein Hunger, kein Durst, kein Schlaf, keine Müdigkeit, keine Gedanken nach Hause, sondern es war, als ob man schon im Grabe stände, denn der Tod schwebte einem über dem Haupte. Aber Gottlob, ich bin glücklich herausgekommen; wenn weiter nichts geschehen wäre, hätte ich mich ganz

Marschall Oyama.

(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

glücklich fühlen können; aber nein, die rechte Not hebt jetzt erst an. Liebe Eltern! Laßt Euch erzählen vom 25. Februar bis 1. März. Als wir Mukden verließen und nahmen die Flucht nach Charbin, da war es mir ganz leicht, ich dachte, ich werde jetzt aus dem Feuer kommen, aber es war nicht so. Kaum sind wir eine Stunde gefahren, dann zog der Weg über eine Anhöhe, als wir

Russischer Verbandplatz in Mukden.
(Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, copyrigth 1905, New York.)

die Höhe erreicht hatten, da fing es wieder an zu donnern und zu wettern mit japanischen Kanonen von beiden Seiten auf uns zu, so daß es drunter und drüber gegangen ist, denn der Weg war enge und Wagen waren so viel, als sich nur im Kriege befanden, nicht allein Wagen, auch schrecklich viel Kanonen und das alles auf einem Wege. Da war es schlecht auszuweichen, man konnte nicht schnell fortkommen. So zog ich mit meinem Pferd und Wagen etwa eine

Stunde; Granaten rollten und donnerten rings umher, als wenn ein Gewitter am Himmel wäre. Granaten zerrissen neben einem, daß graußige Stücke aus dem Boden riß, so daß man nichts sah vor Staub und Rauch. Plötzlich traf ein Stück von einer Granate auch mein Pferd am Leibe, hat es aber nicht gleich totgeschlagen, nur ist es ganz schwach geworden; ich gab mir Mühe, es nicht zu verlassen, ich kroch noch einige Schritte, da wurde mir mein Wagen umgewälzt. Ich machte mir wieder alles zurecht; Patronen warf ich hinab, um mit dem leeren Wagen und Pferde und meinen Kleidern fortzukommen, aber es war vergebens, ich mußte Pferd und Wagen und Kleider und alles im Stich lassen und die Flucht nehmen.

Einige Stunden pilgerte ich allein, sogar verlassen von meinem Kommando. Plötzlich fand ich ein graues, stehen gelassenes Pferd, welches herrenlos war. Ich setzte mich darauf und ritt eilends meines Weges, gerade wie ich gegangen und gestanden bin, ohne Kleider und ohne Essen. So ritt ich bis Abend mit meinem matten Schimmel. Am Abend gelangte ich in ein Dörflein, rechts von der Bahnlinie, eine Werst östlich. Hunger und Mattigkeit quälten mich sehr, ich war bereit, mich niederzulassen und ein wenig zu ruhen und vielleicht auch etwas Essen zu finden. Leider aber fand ich nichts, außer Kameraden. Einige Minuten war mein Verweilen, da erhob sich ein Geschrei unter uns und japanische Kavallerie drang wieder auf uns ein. Schrecklich war die Flucht in der Nacht, denn alles flüchtete vor dem Feind. Ich selbst wollte mich mit meinem Schimmel davonmachen, aber es war vergeblich, denn er stand nicht mehr auf, ich mußte ihn verlassen und zu Fuß davongehen. Die Kugeln sausten und klangen wie im Regen. Wagen, Kanonen und Kasten mit verschiedenen Sachen lagen zerbrochen herum. Ich aber wanderte mit meinen matten Gliedern langsam weiter. Endlich wurde es stiller und der Kampf hatte ein Ende. Plötzlich fand ich einen Sack mit Zucker, der mir ganz angenehm war, ich nahm mir beide Taschensäcke voll und ging meines Wegs. Es dauerte nicht lange, so fand ich wieder einen vollen Sack mit Zucker und füllte meine noch übrigen leeren Taschen, und wieder weiter. Hiernach fand ich abermals einen Sack mit Kleidern und auch ein Kästlein.

Im Sacke befand sich Tee und ein wenig Fleisch, das wurde mitgenommen. So pilgerte ich die ganze Nacht, bis an den Morgen. Am Morgen erreichte ich eine Station der Bahnlinie, da hatte ich nur einen Wunsch noch: auszuruhen! Und so tat ich auch. Als ich erwachte, machte ich mir Tee und trank und aß

mich satt und ruhte dabei meine matten Glieder aus. So dauerte dann meine Wanderung bis zum 7. März.

Aber das Regiment ist dahinten geblieben. Es sind vom ganzen Regiment nur zwei Kompagnien davongekommen, mit ungefähr noch 200 Mann, die übrigen sind gefangen oder totgeschossen. Von unserem Kommando fehlten auch ziemlich viel Wagen und Pferde. Auch der Bergdorfer Matthias Maier ist nicht da und so noch mehr. Jakob Honecker von Sophienthal ist auch noch am Leben und gesund.

Liebe Eltern! Wenn die Zeit wäre, könnte ich Euch eine ganze Bibel voll schreiben, aber so muß ich mein Schreiben schließen. In Jesu Namen, Amen. Euer Euch liebender Sohn Johann Job, Sohn des Jakob in „Balitzkij" Kreis Tiraspol.

Maimakai, den 19. März 1905.

Lieber Bruder!

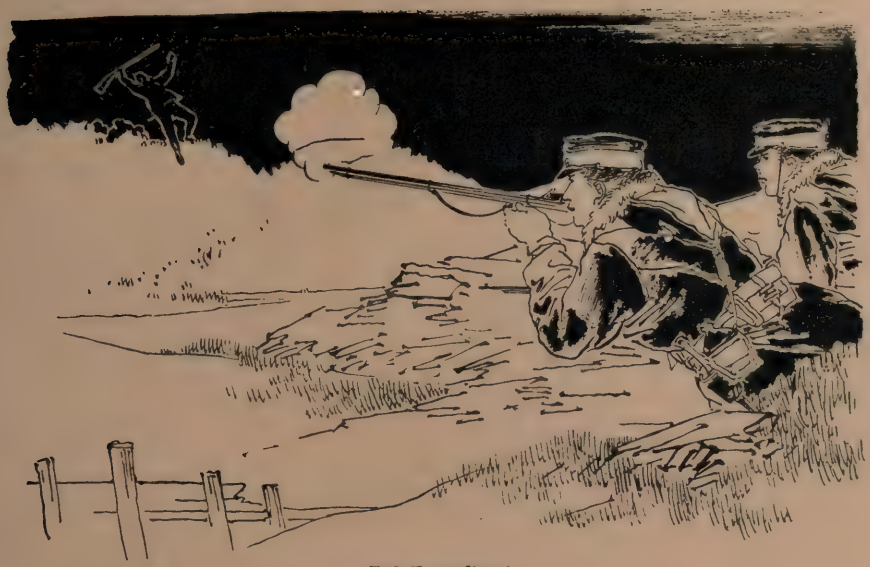
Meine Briefe vom 17. Dezember und 6. Januar wirst Du ja erhalten und daraus ersehen haben, wie es uns bis dorthin erging. So ging's bis zum 18. Februar nachmittags 1 Uhr fort, ohne besondere Gefahr. Dann wurde es aber mit einmal anders. Um die genannte Zeit platzte plötzlich ungefähr $^3/_4$ Werst von uns eine Bombe. War das ein Schreck! Es ging uns durch Mark und Bein und wir glaubten, unsere Todesstunde sei da. Die japanischen Bomben haben eben eine furchtbare Sprengkraft, unsere Kanoniere sagen, eine größere als unsere Bomben. Zum Glück hatte uns die Bombe bloß geschreckt. Gegen abend wurde der Ansturm der Japaner jedoch immer größer, ihre Bomben schlugen immer häufiger ein, die Gefahr wuchs. Die Nachbardörfer waren bereits alle angezündet, alles brannte rings um uns her. So mag's in Sodom und Gomorrha einst ausgesehen haben. Da sank uns endlich der Mut vollends, unsere Posten noch länger zu behaupten. Kosaken kamen angesprengt mit dem Befehle, schnell unsern Platz zu räumen und alles in Brand zu stecken. Da hättest Du sehen sollen, wie rasch wir diesen Befehl erfüllten. Jeder packte seine Sachen so schnell wie nur möglich auf den Buckel und dann ging das Reißausnehmen los. Zuvor wurde noch möglichst alles mit Petroleum begossen und angezündet, so daß unsere gesamte Habe ein Raub der Flammen wurde. Das war schauerlich anzusehen, doch war nichts zu machen, der Feind drängte zu sehr nach vorne.

Wohin nun? Natürlich zurück nach Mukden, denn sonst gab's keinen Ausweg. Um 11 Uhr nachts kamen wir dort an der Station an, wo wir bis zum nächsten Abend blieben, früher war für uns kein weiterer Weg offen. Dann wurden wir zur Deckung des Transports des 8. Armeekorps angestellt und nun ging's dem Kanonendonner wieder näher, der uns hier schon fast zu arg war. Dort angekommen, wurde unsere Mannschaft sofort auf Posten ausgestellt, damit keine feindlichen Spione eindringen. Da verbrachten wir eine ganz schreckliche Nacht; doch Gottlob! es kostete keinen von uns. Die Position wurde von unserer Seite immer noch gut gehalten. Hier blieben wir bis zum 22. nachmittags, als der Befehl eintraf, den Platz zu räumen. Doch jetzt ging's nicht so rasch wie dort in Taapu, weil nicht nur unser Troß da war, der allein 600 Wagen zählt, sondern noch viel anderer. Ach, gab das einen Wirrwarr! Endlich, endlich glückte es uns um Mukden herumzukommen und spät in der Nacht kamen wir in ein Dorf im Norden der Stadt. Kaum hatten wir uns jedoch am nächsten Morgen in Bewegung gesetzt, als der Befehl eintraf, uns für den Empfang des Feindes einzurichten, der es scheint's auf unseren Transport ganz besonders abgesehen hatte. Das war eine schlimme Nachricht; den einen fror's, der andere schwitzte, und das ist auch gar kein Wunder, denn die Japaner schießen nicht ohne.

Jetzt konnte man merken, daß gerade die am furchtsamsten sind, die sonst immer das größte Maul haben. Doch dank unserer Artillerie, die ausgezeichnet arbeitete, und unserer tapferen Infanterie hielt die Abteilung, und uns glückte es, etwa 3 Werst von der feindlichen Linie im Schutze eines Bergrückens unbemerkt dem Feinde zu entwischen. Die Unseren wollten den Feind durchaus nicht durchbrechen und den Weg nicht abschneiden lassen, sie hielten sich fast bis zum letzten Mann; doch so viel Japaner auch niedergeschossen wurden, es kamen immer wieder neue Kräfte, bis die unseren zu schwach waren und dem Feinde endlich freien Lauf lassen mußten. Dann kam auch keiner mehr durch. Die schöne Stadt Mukden mußte dem Feinde überlassen werden, doch wurde zuerst fast alles in Brand gesteckt. Nur zwei Hospitäler mit Kranken sollen von den Flammen verschont geblieben sein. Nach Mukden haben wir auch Telin opfern müssen. Uns geht's beinahe so wie den Franzosen anno 12, nur daß uns hier nicht der General „Frost", sondern das kleine Japan trieb. Wir können es fast gar nicht glauben, daß uns Japan allein so schlagen konnte; sollte ihm vielleicht nicht noch jemand helfen? Wie dem auch sei, verloren haben wir viel, sehr viel, an Menschen und an Material. Oft liefen unsere Soldaten umher

wie Schafe ohne Hirten. Schrecklich, wie viel da ihr Leben verloren, verwundet wurden und in Gefangenschaft gerieten! Was unsere Lage hier besonders schwierig macht, ist der Umstand, daß wir in fremdem Lande Krieg führen. Die Chinesen sind alle japanische Spione, die ihnen alles verraten, was bei uns vorgeht, bei Tage durch Fahnen, bei Nacht durch Laternen und Feuer. Freilich, wird so ein Halunke erwischt, dann ist's um ihn geschehen, aber man kann sie nicht alle fangen.

Was ein Mensch ertragen kann, wenn er muß, das haben wir in unserer



Auf Vorposten!
(Nach einer japanischen Skizze.)

Drangsalzeit hier reichlich erfahren. Es kam vor, daß es bis acht Tage lang nichts weiter gab, als Tee und einigen Zwieback, dabei die Unruhe bei Tag und Nacht und das beständige Schanzengraben, manchmal ging auch sogar der Zwieback noch aus, so daß es einmal zwei Tage lang gar nichts zu essen gab und der schwere Dienst mußte doch versehen werden. Das war eine furchtbar schwere Zeit, wer nicht dabei war, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen. Wohl habe ich seit dem 18. Februar noch kein Brot gegessen, doch haben wir wenigstens seit dem 9. März Ruhe vor den Japanern und bekommen nun täglich und regelmäßig unseren Zwieback, ein Pfund Fleisch, Grütze und Kartoffeln, so daß wir jetzt weiter nichts zu wünschen haben, als daß der Krieg bald auf-

höre und wenigstens wir in die liebe Heimat zurückkehren dürften. Unsere Kameraden in der Front haben jedoch weniger Ruhe als wir; nach kurzer Erholung müssen sie jetzt alle Tage exerzieren, als ob sie während des Rückzuges das Kommando ganz verlernt hätten. Wer weiß, was die Japaner jetzt mit uns vorhaben, weil sie so lange nicht angreifen; wollen sie uns vielleicht wieder umgehen? Gebe Gott, daß diese Metzelei bald aufhöre! Ich bin bisher, Gottlob! immer noch mit heiler Haut davongekommen und befinde mich jetzt gerade ganz wohl. Hoffentlich sehen wir uns gesund wieder. Auf das hin grüßt herzlich Dich und Deine Familie

Dein Bruder
J. Krause aus Tarutino, Bessarabien.

Die Wirkung der Umgehung durch General Nogi.

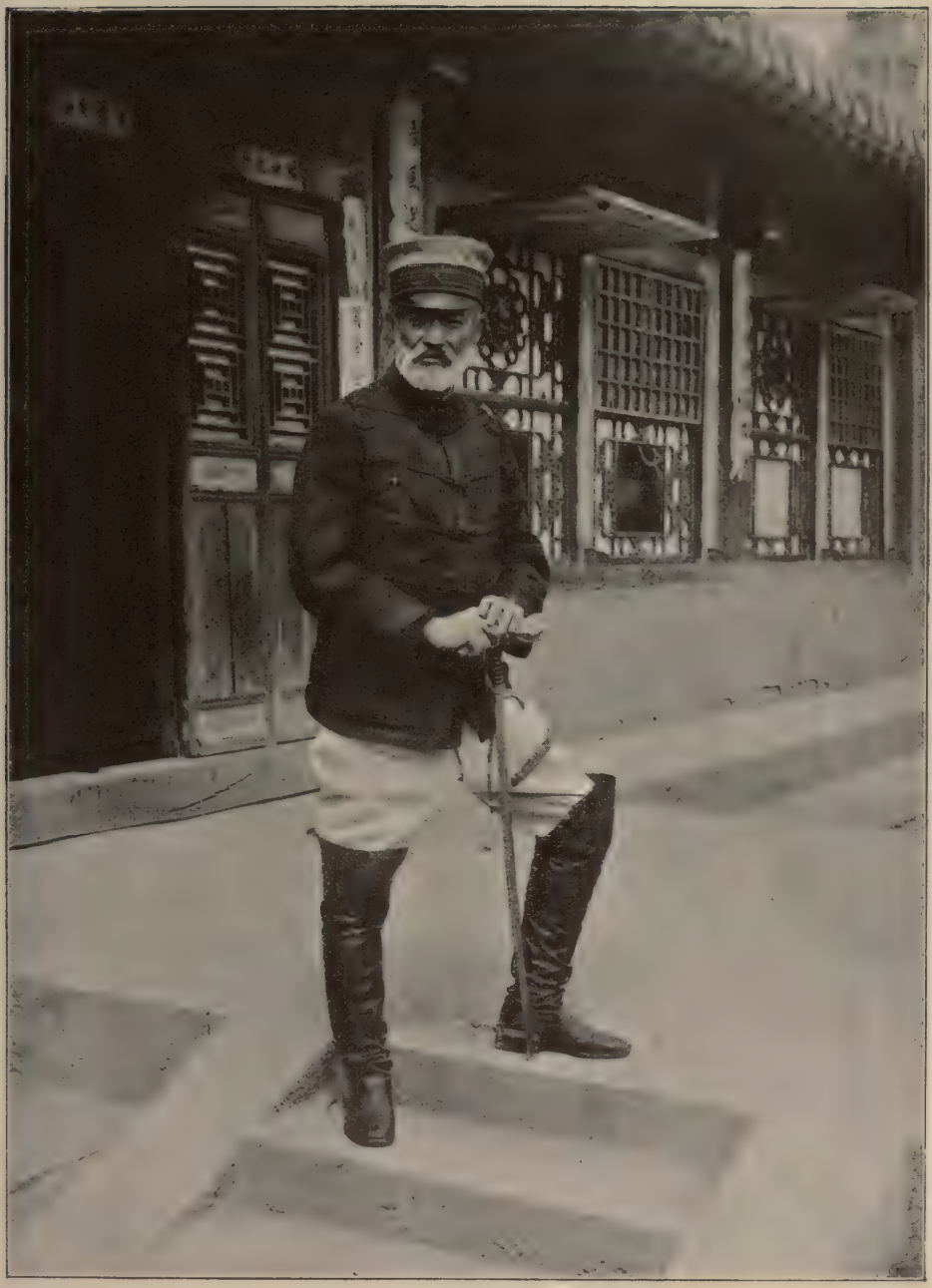
Die Nacht vom 19. zum 20. Februar schlief ich angekleidet, da es nicht ausgeschlossen war, daß noch in der Nacht der Befehl zum Rückzug gegeben würde. Die Nacht verlief jedoch ruhig, doch immer mehr Dörfer waren in der rechten Flanke in Brand gesteckt worden, zum größten Teil waren es wohl Magazine, welche man nicht in die Hände des Feindes fallen lassen wollte. Bis zum Mittag des 20. Februar war nur der Kanonendonner von der zweiten Armee hier zu hören. Ich ging nach einer etwa einen Kilometer in westlicher Richtung getrennt vom Dorfe liegenden Häusergruppe, welches das Quartier des Stabes der Artilleriebrigade und ihres Kommandeurs Generalmajor Gribanin war. Der General war schon seit einigen Wochen schwer an Influenza erkrankt und hatte die Führung der Brigade abgegeben. Er saß, in einen Pelz gehüllt, in seiner kleinen gut geheizten Fansa. Seiner Ansicht nach war die Umgehung unseres rechten Flügels nicht so gefährlich, da sie zeitig genug erkannt und starke Truppen gegen die gefährdete Flanke geschickt worden waren. „Wenn nur alle Teile in der Front nach Süden feststehen, dann gelingt dem Gegner die Vereinigung nicht." Vor der Fansa des Generals war ein Ausguckposten angelegt: an einem dicken, 15 Meter hohen Baum waren Sprossen angenagelt, die zu einer kleinen Plattform in den obersten Zweigen emporführten. Von der Plattform aus reicht in südlicher Richtung der Blick bis Linschiapu und den auf gleicher Höhe liegenden, vom Feinde besetzten Dörfern, nach Westen war die Aussicht durch Zweige beschränkt, da bei der Anlage des Ausguckpostens niemand daran gedacht hatte, daß jemals eine

Beobachtung in dieser Richtung nötig sein könnte. Wie ein gespenstisch weiter kriechender Drache lagerte sich eine aus dem Weidengestrüpp von Medjasa kommende Rauchwolke über das Gelände, sie rührte von einem in der Gegend des Dorfes brennenden Magazin her. Am Nachmittag begann der Gegner auch vor der Front der dritten Armee vorzugehen und brachte so starke Kräfte ins Feuer, daß es geboten schien, die ohne Flügelanlehnung weit vorgeschobenen Positionen zu räumen und eine zweite, nördlicher gelegene Reihe von Schützengräben zu besetzen. Das Gewirr von Nachrichten über den Stand der Kämpfe wurde immer bunter. Jeder erzählte nach seiner eigenen Stimmung und seinem eigenen Gutdünken, wie er sich die Lage dachte. Anscheinend waren bis jetzt die Angriffe der Japaner auf dem rechten russischen Flügel erfolglos gewesen, man sprach sogar davon, daß General Kaulbars am 4. März nachmittags 5 Uhr zum allgemeinen Angriff vorgehen solle. Gegen 5 Uhr nachmittags begann die Kanonade der Japaner gegen die dritte Armee mit besonderer Heftigkeit, schon nach einer halben Stunde begann ein Dorf, welches innerhalb der Stellungen der dritten Armee lag, zu brennen; es wurde Zeit, die Sachen fortzuschicken.

Ich wandte mich an den Adjutanten der Division, um einen Platz für meine Bagage auf einem der zweirädrigen Karren zu erhalten. Es stellte sich heraus, daß durch ein Versehen die Bagagewagen des Divisionsstabes nach Mukden geschickt worden waren, und eher als gegen 7 Uhr abends gar nicht auf ihr Eintreffen gerechnet werden konnte. Verschuldet war dies Versehen, welches leicht dazu führen konnte, daß wir unsere gesamte Bagage in den Händen des Feindes zurücklassen mußten, durch den Adjutanten der Division, Stabskapitän Bogomolow, welcher das Gefährliche der Lage nicht übersehen hatte, und die Bagagewagen nach Mukden fahren ließ, um dort Vorräte einzukaufen. Ein Ochotnik wurde den Wagen nachgeschickt, es gelang ihm, im Galopp dieselben an der Hunhobrücke einzuholen, im letzten Augenblick kamen die Wagen mit rauchenden, schweißtriefenden Pferden an. Im Dunkel der Nacht ging es zurück: wohin, wußte niemand, schweigend ritten die Offiziere des Stabes hinter dem General, die Stimmung war niedergeschlagen und gedrückt. Die Infanterie der Division war nur wenige Werst zurückgegangen, ich fand sie am 21. Februar bereits wieder in deckenden Schützengräben liegend. Ich ritt bis zu einem am rechten Flügel dieser Schützengräben liegenden Hause, gab dort mein Pferd in Deckung stehend ab und ging an den Schützengräben

entlang. Die Gewehre lagen mit umwickeltem Schloß, zum Schutze gegen den Staub, auf der abgeschrägten vorderen Grabenwand, mit der Mündung nach vorn zeigend. Die Leute saßen, mit dem Rücken an die Brustwehr gelehnt, im Graben und tranken Tee. Die Gesichter waren mit einer dicken Staubschicht überzogen, die sich besonders in den Augenhöhlen festgesetzt hatte, und den Mannschaften ein unheimliches Aussehen gab. Als ich aber mit den Leuten sprach, machten sie einen frischen munteren Eindruck. Vereinzelt brannte in den Gräben ein kleingehaltenes Biwakfeuer, darüber kochte in einem Kochgeschirr Teewasser. Um das Feuer hatten sich einige Offiziere gelagert, die schwarze, halbkreisförmige Burka, den hier in der Mandschurei sehr beliebten kaukasischen Umhang, zum Schutze gegen Nässe und Kälte untergelegt. Den Mantelkragen hochgeschlagen und die lange Pelzmütze tief in das Gesicht gezogen, schliefen sie fest. Zur Sicherung der Schützenlinien waren auf einige hundert Meter Späher und Ochotniki vorgeschickt, welche festzustellen hatten, was beim Feind hinter dem dicken Schleier der Frühnebel, welche die Aussicht auf 600 m begrenzten, vorging. Wie sie meldeten, waren die Dörfer, in denen gestern noch unsere Infanterie gestanden hatte, vom Feinde besetzt; hier und da fiel ein Schuß, im übrigen herrschte jedoch Ruhe. Die Japaner schienen nicht die Absicht zu haben, auf der Südfront eher vorzugehen, als bis sie im Westen gegen die zweite Armee des Generals Kaulbars mit ihrer groß angelegten Umgehung Erfolg gehabt hatten. Da man auch russischerseits nicht beabsichtigte, die gestern freiwillig geräumten Stellungen mit Verlusten dem Gegner wieder zu entreißen, so beschränkte sich das Gefecht auf der Südfront auf einen allerdings sehr heftigen Artilleriekampf, der gegen 9 Uhr morgens begann und erst mit Eintritt der Dunkelheit endigte; bald machte die russische, bald die japanische Artillerie eine kleine Feuerpause, doch nur, um nach kurzer Zeit mit erneuter Heftigkeit die Beschießung zu beginnen.

Am Eisenbahndamm begegneten mir fünf Schützen, die einen Mann ihres Regiments, dem die Hände gebunden waren, führten. Der Schütze hatte den Verstand verloren und sollte nach dem auf der Strecke haltenden Sanitätszug gebracht werden. Es ist mir auch von den Chefärzten mehrerer Feldlazarette bestätigt worden, daß während des Krieges auffallend viel Leute geisteskrank geworden sind, wahrscheinlich wohl infolge der starken seelischen Eindrücke, die der Infanteriekampf ausübt. Am stärksten wirkt es auf die Nerven ein, daß man den Gegner, dessen Geschosse man ununterbrochen pfeifen und singen hört,



General Baron Nogi.

Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Räumung einer Station der Mandschureibahn durch die Russen.
(Nach einer Photographie.)

nicht sieht. Noch einen anderen Fall von plötzlich ausbrechender Geisteskrankheit konnte ich beobachten. Ein Stabsoffizier eines Infanterieregiments der dritten Division lag in der vorderen Schützenlinie, als die Japaner an einem Februartage einen heftigen Angriff machten. Plötzlich erhob er sich, redete unklares Zeug, und ging dann allein, das Fernglas in der Hand haltend, auf die feindlichen Stellungen zu. Er wurde gefangen genommen; später wurde durch das Auskunftsbureau über Gefangene mitgeteilt, daß der Stabsoffizier vollkommen irrsinnig geworden war.

Ich ritt weiter nach Westen, immer häufiger begegneten mir Verwundete, die Leute, die durch die Beine geschossen waren, stützten sich keuchend, mit krummen Rücken, auf ihr Gewehr, zuweilen wurde auch einer, der nicht selbst gehen konnte, auf einer Bahre getragen. Still und schweigend lagen die einen, mit dem Mantel und einer blau-grauen chinesischen Wattedecke zugedeckt. Andere wimmerten und stöhnten. Die Träger einer Bahre blieben von Zeit zu Zeit stehen und stellten die Bahre auf den Boden, der Verwundete, den sie trugen,

hatte einen Schuß durch die Brust erhalten, die Augen waren tief in ihre Höhlen zurückgesunken, das schmerzverzerrte Gesicht war totenbleich. Mühsam richtete sich der Verwundete auf dem linken Ellenbogen auf, drehte sich zum Erdboden herum und spie das dicke geronnene Blut, das ihm den Mund füllte, aus. Dann ließ er sich schwer auf den Rücken zurückfallen, er klagte und stöhnte nicht, wahrscheinlich verursachte ihm jeder Atemzug so große Schmerzen, daß er das Klagen vergaß. Vorsichtig und behutsam hoben die Träger die Bahre wieder auf und gingen weiter, dem nahen Lazarett zu, hoffentlich hat noch heute der Tod den Unglücklichen von seinen Leiden erlöst. — — —

Eine Division auf dem Rückmarsche.

Am 18. März.

Am Morgen des 18. März ritt ich um 6 Uhr wieder nach Süden, um die Artillerie aufzusuchen. Am Bahndamm begegnete mir eine Kompagnie des Regiments Morschansk, welche nach Norden marschierte. Ich fragte den Führer der Kompagnie, welchen Auftrag er habe, erhielt jedoch die typische Antwort „Ne mogu snatj!" (Ich weiß es nicht.) Der Offizier sah mich mißtrauisch von der Seite an und fragte mich „Sehto wy sa kakoi?" (Was sind Sie eigentlich für einer?) Ich zeigte ihm meine Papiere, was mir zwar freien Weg verschaffte, offenbar aber die Zweifel und Bedenken des Offiziers, ob ich nicht doch vielleicht ein japanischer Spion sei, keineswegs beseitigte; er blieb ebenso geheimnisvoll und verschwiegen wie vorher. Im weiteren Verlauf meines Rittes merkte ich, daß die Geheimnistuerei mir beinahe verhängnisvoll werden konnte.

Gegen 7 Uhr morgens war ich im Quartier der Division angelangt, die noch gestern wohnlichen Fansen des reichen Dorfes boten ein trauriges Bild der Verwüstung; die Fenster waren zerschlagen und aus den Rahmen gebrochen, die Türen lagen in Stücke gehackt auf den Höfen, die Kanas waren zertrümmert und eingetreten, die Dächer, soweit es möglich gewesen war, herabgerissen und in das Innere der Fansen geworfen. Wie ich häufig beobachtete, wurden beim Abzug die Dörfer zerstört mit der Begründung, sie sollten den nachrückenden Japanern kein Quartier geben. Ich habe stets, wenn ich die Soldaten bei dem Zerstörungswerke sah, den Eindruck gehabt, daß es ein die Manneszucht auflösendes Mittel ist, einen solchen Befehl zu geben. Bald vergißt der Soldat, daß es ihm durch die Kriegsartikel verboten ist, sich an Hab und Gut der Landes-

einwohner zu vergreifen, daß ihm das Eigentum des friedlichen Bürgers, der unter den absurden Verhältnissen des hiesigen Krieges noch nicht einmal ein Angehöriger der feindlichen Nation ist, heilig sein soll; in demselben Maße, wie er dies vergißt, erinnert er sich aber der Szenen, als ihm sein Vorgesetzter selbst befahl, den roten Hahn auf das Dach des friedlichen chinesischen Bauern zu setzen, und was der Vorgesetzte in einer bestimmten Absicht befohlen hat, scheint dem nicht weiter denkenden Soldaten dann immer erlaubt.

Ich will damit nicht sagen, daß sich die russische Armee an Marodieren gewöhnt hat, wenn auch Fälle von Plünderung, besonders nach dem auflösend wirkenden Rückzug, vorgekommen sind, so verdient es gerade im Gegenteil hervorgehoben zu werden, daß ich bei den Truppen, bei denen ich mich aufgehalten habe, das konsequent durchgeführte Prinzip gefunden habe, daß man den Chinesen nicht ein Huhn ohne Bezahlung nehmen darf. Natürlich wird mancher Kosak, ohne lange zu fragen, einem Huhn den Kopf umgedreht haben, ohne auch nur daran zu denken, dem Mansen eine Kopeke zu zahlen, ohne Zweifel gibt es auch unter den Offizieren schwache Naturen, die ihren Leuten dies als erlaubt durchlassen und die nicht hinsehen; solche Fälle darf man jedoch nicht verallgemeinern, da allen Plünderungen streng entgegengewirkt wird.

Die Maßnahme, den Mannschaften das Zerstören von Gebäuden und Ortschaften nur deshalb, weil man dem Gegner kein Nachtquartier hinterlassen will, zu befehlen, halte ich jedoch für den ersten Schritt, den Mann zum Marodeur zu erziehen. Leider findet aber der so gutmütige russische Soldat sehr schnell am Zerstören ein großes Gefallen. Als Gegenstück erwähne ich hier das mustergültige Verhalten eines Kapitäns, der ein Magazin südlich von Mukden zu verwalten hatte. Der Rückzug hatte bereits begonnen, das Magazin war bestimmt nicht mehr zu retten und deshalb bereits zum Anzünden vorbereitet. Trotzdem wurden die Vorräte von Posten, die in kurzen Zwischenräumen nebeneinander standen, scharf bewacht; der Kapitän wurde von vorüberkommenden Soldaten bestürmt, ihnen Stiefel oder andere Sachen zu geben, er blieb jedoch bis zum letzten Augenblick dabei, nur gegen Quittung etwas zu verabfolgen. „Kinder bringt mir einen Zettel, und wenn ihn der jüngste Unteroffizier geschrieben hat, ohne dies aber verabfolge ich nichts.“ So verschroben es klingen mag, daß der Kapitän fünf Minuten, bevor er sein Magazin verbrannte, sich noch über jeden Stiefel quittieren ließ, ein so großes Verdienst hat sich der Mann um die Erhaltung der Manneszucht erworben. Es ist besser, daß eine

Kompagnie in zerrissenen Stiefeln weiter marschiert, als daß sie eine Anleitung zum Marodieren erhalten hat.

Zu meinem Erstaunen fand ich das Dorf, in welchem gestern noch der Divisionsstab gestanden hatte, leer, nur auf dem grauen Dache einer halbzerstörten Fanse sah ich die weißen Fellmützen zweier Ochotnikis, auf dem Hofe standen etwa 200 kleine Chinesenpferde, die ausnahmslos von den Jagdkommandos geritten werden. Auch kein Chinese war auf den Straßen zu sehen, nur eine Herde schwarzer Schweine trottete dem Dorfausgang zu. Die Schlucht, in welcher ich noch gestern die Bedeckung der Artillerie hatte biwakieren sehen, war geräumt; schon von weitem sah ich, daß auch die Batterien abgefahren waren, glücklicherweise fand ich auf der Kuppe, von der aus ich gestern mit Polorazki den schönen Abend genossen hatte, drei Mann eines Jagdkommandos des fünften Armeekorps, die letzten, die zur Beobachtung des Feindes zurückgeblieben waren.

In Kaihuan waren bereits mehrere feindliche Schwadronen mit Maschinengewehren erschienen, einige japanische Beobachter standen auf dem alten Turm und hielten Umschau nach Norden. Am südlichen Ufer des Flusses ritt im Schritt eine stärkere Kavallerieabteilung, anscheinend war es eine Schwadron. Plötzlich näherten sich 12 Kavalleristen dem Dorfe, in welchem das Jagdkommando stand, die Ochotniki, welche sich auf der Kuppe befanden, übernahmen ohne besonderen Befehl die Sicherung der rechten Flanke. Zehn Minuten, nachdem wir die erwähnte Kuppe verlassen hatten, erschienen auf derselben die feindlichen Reiter und folgten den zurückgehenden Jägern im Schritt. In einem Dorfe fanden wir vier Sotnien Jäger von je einem der vier Infanterie-Regimenter der Division, verstärkt durch zwei Sotnien Transbaikal-Kosaken; es wurde gehalten. Nach dem russischen Reglement wird nach je 50 Minuten Marsch 10 Minuten gerastet. —

Ich habe tagelang die Marschgeschwindigkeit mit der Uhr kontrolliert, es werden wenig mehr als 3 bis $3^1/_2$ Werst in der Stunde zurückgelegt, man braucht zu einem Marsch von 15 Kilometer einschließlich des großen Priwal (Rast) fünf Stunden, während in Deutschland eine gut einmarschierte Truppe, auf einer so kurzen Strecke auf den Kilometer neun Minuten gerechnet, die gleiche Strecke in wenig mehr als zwei Stunden zurücklegen würde. Dieser doppelte Zeitgewinn wird auch der nach deutschem Muster ausgebildeten japanischen Infanterie zu manchem Erfolge verholfen haben.

Kosaken beim Mittagsmahl.

(Nach einer Photographie.)

Die Marschordnung der Infanterie hat auf mich keinen guten Eindruck gemacht; weder wird eine Straßenseite für den Verkehr freigehalten, noch bewegt sich die Kolonne in der gleichen Formation, man kann in einer Kompagnie Sektionen zu vier und unmittelbar dahinter zu acht und neun Leuten sehen; letztere Sektionen sind durch Auflaufen, dadurch, daß sich die Leute daneben schieben, entstanden. Von Vordermann halten kann überhaupt keine Rede sein. Aufgefallen ist mir, daß sehr viele Leute einzeln herumbummeln, ohne daß ein Offizier sie heranholt. Um auszutreten, verlassen die Leute eigenmächtig die Marschkolonne, setzen sich am Grabenrande nieder, ziehen die Stiefel aus und folgen ohne Führer, wie es ihnen beliebt. Es fehlt der Sinn dafür, daß man vor allem an den geschlossenen Truppenkörper heranstreben muß, jeder kennt nur seine Kompagnie, sein Regiment. Dieser Mangel an kameradschaftlichem Sinn tritt auch noch anderweitig zu Tage. Wenn die Kolonne hält, so nimmt jeder Mann, ohne Kommando, eigenmächtig sein Gewehr ab oder wenn kommandiert wird, so hat ein großer Teil der Mannschaften das Kommando nicht abgewartet. Die Gewehre werden nicht zusammengesetzt, sondern verbleiben in der Hand.

Der Wert des straffen Exerzierens für den inneren Halt und die Disziplin und Ordnung der Truppen tritt scharf zu Tage, wenn man Bilder sieht, die beweisen, daß weniger scharfes Auftreteten des Vorgesetzten zu großer Unordnung führt. Aufgefallen ist es mir ferner, daß der russische Soldat im allgemeinen kein guter Marschierer ist. Einen großen Teil der Schuld hieran mag die unpraktische Art der Belastung tragen, ferner führe ich die geringen Marschleistungen und das Abfallen auffallend vieler Leute bei geringen Tagesmärschen darauf zurück, daß ein großer Teil der Reservisten schon den älteren Jahrgängen angehört. Der Mann hat seit zehn, zwölf Jahren in der Fabrik gearbeitet oder in seinem Bauernhaus die Hausindustrie ausgeübt, jetzt soll er plötzlich mit einem schweren Gepäcksack an der Seite und mit einem Gewehr auf der Schulter, mit dem er vielleicht nicht einmal ausgebildet ist, Tag für Tag marschieren, er ist nicht daran gewöhnt und fällt einfach ab. Ich weiß Kompagnien, in denen von mehr als 200 Mann nur 18 aus dem Friedensetat stammten, die übrigen waren Reservisten. Die Haltung der Leute war meist nicht gut, nicht aufgerichtet, in sich zusammengesunken; auch dies führe ich auf das Alter und eine ungenügende Exerzierausbildung zurück. Auch der Reserveoffizier im allgemeinen, von Ausnahmen natürlich abgesehen, wird auch in Deutschland nicht das Verständnis für schärfste Exerzierdisziplin haben wie der aktive

Offizier; ich bin deshalb der Meinung, daß die Reserveregimenter, die man zu Übungszwecken auch in Deutschland seit einigen Jahren formiert hat, nicht so hoch bei einer Mobilmachung zu bewerten sind, wie die aus Reserven und aktiven Truppen bestehenden Regimenter. Die Erfahrungen, die Rußland mit seinen Reserveformationen im jetzigen Kriege gemacht hat, lassen überhaupt die Bildung ganzer Reserveabteile als nicht zweckentsprechend erscheinen.

Ich benutzte den Halt, um, an der Arriergade entlang reitend, deren Gliederung anzusehen. Dieselbe entspricht im allgemeinen den deutschen Grundsätzen. Von den Ochotnikis, mit denen ich geritten war, angefangen, folgte die Kavallerie, bestehend aus sechs Sotnien (Schwadronen), davon vier Sotnien berittene Infanterie, die man wegen der guten Meldungen sehr hoch schätzt. Dann erreichte ich nach etwa drei Werst die Infanterienachspitze, die zu meinem Erstaunen stets ausgeschärmt über die Kauljanfelder stolperte, eine zwecklose Übermüdung der Leute. Die Artillerie befand sich im Gros der Arriergarde hinter dem ersten Infanterieregiment, jedes der sechs Geschütze verfügt über zwei Munitionswagen, die in diesem Falle den Batterien folgten und nicht von der Brigade gesammelt waren. Der Divisionskommandeur ritt beim Gros, die Infanterie-Brigadekommandeure verschwinden auf dem Kriegsschauplatz gänzlich, sie werden zu besonderen Aufträgen, wie Seitendeckungen usw. verwandt, als Kommandeure ihrer Brigaden treten sie aber fast nie, außer bei Biwaks und im inneren Dienst, in Erscheinung.

Zufällig paßte es bei einigen Divisionen auf den Stellungen südlich von Mukden, so, daß dieselben stets von zwei Regimentern besetzt wurden, man nahm dann natürlich eine Brigade. Die Befugnisse des Brigadekommandeurs waren jedoch auch dort sehr gering, die Division verfügte meist direkt über die Regimenter. Dies Verfahren hat sich als einfacher und zweckentsprechender bewährt.

Eine Parade vor General Linewitsch als Oberbefehlshaber.

Unerwartet war vor einiger Zeit beim kommandierenden General eines Armeekorps der Befehl eingetroffen, sein Armeekorps am folgenden Nachmittag um drei Uhr dem Oberkommandierenden in Parade vorzuführen. Zum Üben des Parademarsches war keine Zeit, und dies war wohl auch beabsichtigt. General Linewitsch wollte sich davon überzeugen, in welchem Zustande sich die Truppen befanden, wie weit sie sich von der Schlacht bei Mukden und den

Japanischer Soldat.
(Nach einer Zeichnung.)

auflösenden Eindrücken des Rückzuges erholt hatten und welchen Wert für das Gefecht sie besaßen. Gleichzeitig sollten die Truppen ihren neuen Oberbefehlshaber, den bisher nur die sibirischen Korps kannten, kennen lernen. Die meisten kennen Linewitsch sicher schon von Bildern und Ansichtskarten her, die sie spätestens auf der Eisenbahnfahrt fast auf jedem Bahnhof beim Zeitungsverkäufer sehen konnten. Ich entsinne mich noch, daß am Büffet auf einer kleinen Station im Jablonoi-Gebirge nicht einmal mehr trokkenes Brot zu haben war und daß ich mir zwei Kästchen, die mit Chokolade gefüllt waren und sich seltsamerweise wahrscheinlich schon vor langer Zeit hierher verirrt hatten, kaufte. Auf den Deckeln waren die beiden populärsten Führer abgebildet — Linewitsch als Generalgouverneur des Amurgebiets und Rennenkampf als Führer der Transbaikal-Kosakenbrigade. Seit der Ernennung Linewitschs zum Oberbefehlshaber habe ich oft gehört, wie sich Leute Anekdoten erzählen, deren Pointe meist die gerade, unverblümte, soldatische Art des „Papascha" (Papachens), wie Linewitsch im Soldatenmunde heißt, ist. Unter den Soldaten genießt er neben allgemeiner Beliebtheit ein sehr großes Vertrauen; ich bin jetzt fast bei allen Korps aller drei Armeen gewesen, und habe gerade die Ansicht aller Truppenteile von den Soldaten, mit denen ich sprach, aussprechen hören, vor allem natürlich bei denen, die unter ihm gefochten haben, bei den Sibiriern.

Von 2 Uhr nachmittags an rückten die Truppen nach dem Paradefeld, das an der von Kokiatien nach dem Stabe des Korps führenden Straße der fliegenden Post lag. Die Infanterie wurde im ersten Treffen, Artillerie und Kavallerie im zweiten Treffen aufgestellt. Noch waren die Lücken, die in der

Sprengung der Bahn durch ein japanisches Streifkorps.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Schlacht bei Mukden in die Reihen gerissen worden waren, nicht ganz ersetzt; ein Regiment, das besonders schwer gelitten hatte, erschien trotz der bereits eingestellten Verstärkungen mit nur drei Bataillonen. Von einer Division fehlte die erste Brigade, die auf Vorposten stand. Die Regimenter standen mit zwei Bataillonen in erster und zwei in zweiter Linie, die Kompagnien in Kompagniekolonnen der Nummer nach hintereinander. Auch „Batjuschka" fehlte nicht, er hielt auf einem mongolischen Schimmelchen am rechten Flügel. Musik und Führer standen am linken Flügel ihrer Truppenteile, da der Generalissimus von links zu erwarten war. Genau mit der Minute um 3 Uhr war dieser auf dem Paradefeld eingetroffen. Er hatte den 40 Kilometer weiten Weg von Kokiatien in seiner Troika zurückgelegt, die drei Apfelschimmel waren unter dem Kinn und an den Seiten des Geschirres mit Roßschweifen geschmückt, sonst sah das Gefährt sehr einfach und schmucklos aus. Eskortiert wurde Linewitsch von seinem Konvoi Transbaikal-Kosaken. Die Gesichter der Kosaken erinnern sehr an die Burjaten, viele der Transbaikalier sind auch burjatischer Abkunft; sie sind noch jetzt Buddhisten. Auch diejenigen von ihnen, deren Züge nicht burjatische Abkunft verraten, sind fast bronzefarben: sie stehen jetzt länger als ein Jahr im Felde, bei Hitze und Kälte, bei Regen und Sonnenschein haben sie unter freiem Himmel geschlafen, ihren Gesichtern und ihrem Anzug sieht man es an, daß sie nicht geschont worden sind. Die gelben Mützenstreifen und Lampassen an den Reithosen passen recht gut zu den braunen Gesichtern, gleichzeitig führen sie aber nicht selten zu Verwechselungen mit japanischer Kavallerie, die Schlitzaugen und der gelbe Streifen an der Mütze machen die Transbaikaler den Japanern sehr ähnlich. Außer dem Kon-

Eine von den Russen verlassene Station.
(Nach einer Photographie.)

voi Transbaikalkosaken folgten Linewitschs Wagen einige Adjutanten und Zuschauer. Linewitsch bestieg einen Fuchs. Nach den Beschreibungen, die man mir von dem General gemacht hatte, hatte ich vermutet, einen recht alten Herrn zu sehen. Doch ganz im Gegenteil machte Linewitsch auf mich einen sehr frischen Eindruck, er stieg leicht und ohne Hilfe zu Pferde, und wenn ich nicht den weißen Schnurrbart und das weiße Haar des Generals gesehen hätte, so hätte ich in ihm einen jungen Regimentskommandeur vermutet. Als er sich dem linken Flügel näherte, spielte die Musik den Präsentiermarsch, die Fahne des Regiments wurde gesenkt, als der kommandierende General dem Generalissimus meldete. Langsam ritt die Suite an der Front der in Parade stehenden Truppen entlang, hinter Linewitsch flatterte die gelb und schwarz gestreifte Georgsfahne, die von einem Kosaken des Konvois getragen wurde. Jedes Regiment begrüßte der General mit den Worten „Sdorowo, molodzy", was die Leute mit „Sdrawije shelajem, Wasche Wyssokoprewoschoditelstwo" beantworteten. („Guten Morgen, Leute." — „Wir wünschen Gesundheit, Eure hohe Exzellenz.") Der Divisionsgeneral, der am linken Flügel seiner Division hielt und wegen der Verwundung von Liaojang auch heute noch keinen Säbel angelegt hatte, wurde von Linewitsch längere Zeit ins Gespräch gezogen, dann ritten Linewitsch und sein Gefolge weiter vor die Mitte der Division. Linewitsch hielt auf einem kleinen Hügel, auf welchem während des Abreitens der Front die aus der Mandschurei unvermeidlichen Photographen mit ihren Apparaten sich aufgestellt hatten. Linewitsch hielt eine kurze Rede an seine Leute, mit so lauter Stimme, daß sie von den meisten recht gut verstanden werden konnte; er sprach schlicht und einfach, aber mit festen, energischen Worten. Er erinnerte die Soldaten, deren Fahnen schon lange Georgskreuz und Georgsband zieren, an die Pflichttreue ihrer Vorfahren im Regiment, und sprach die Erwartung aus, daß sie als brave Soldaten ihre Pflicht ebenso, wie jene, tun würden. Zum Schluß wies er darauf hin, daß es erste Soldatenpflicht sei, dem Zaren den Eid der Treue zu halten, und schloß mit einem Hurra auf den Kaiser. Während die Nationalhymne gespielt wurde, präsentierten die Truppen. Linewitsch ritt weiter zum rechten Flügel und sah die Richtung nach. Die Aufstellung wurde von dem General gelobt, auch das Aussehen und die Haltung der Leute machte einen guten Eindruck. Freilich sieht eine Parade auf dem Kriegsschauplatze etwas anders aus als in Friedenszeiten auf dem Tempelhofer Felde oder Marsfelde. Dem einen Soldaten ist seine Feldmütze im Laufe des Winters abhanden

gekommen, er trägt deshalb noch die verschlissene, grau gewordene Pelzmütze; ein anderer hat die zerrissenen Hosen nicht mehr ausflicken können, eine graublaue, mit Watte gefütterte chinesische Decke ist als Hose umgearbeitet worden und paradiert vor dem Oberkommandierenden neben den aus Rußland stammenden Kolleginnen. Ebenso verschiedenartig, wie die Uniformen der Mannschaften, sind auch die der Offiziere. Der eine trägt eine braune, der andere eine schwarze Lederjacke, einer ist noch im Besitze von einem Paar Achselstücken, ein anderer hat keine Abzeichen, außer den goldenen oder silbernen Adlerknöpfen. Doch allen sieht man an, daß sie ihr möglichstes getan haben, die alte, in den Schlachten verschlissene Uniform wieder so weit, wie es die verfügbaren Mittel erlauben, herzustellen.

Nach dem Abreiten der Front befiehlt General Linewitsch Parademarsch. Zwei Leute mit Jalonnierflaggen werden als Points aufgestellt, eine Infanteriekapelle tritt gegenüber dem Platz des Oberkommandierenden an. Dem Gefolge Linewitschs haben sich zwei chinesische Offiziere, die sich etwas verspätet haben, angeschlossen, sie tragen himbeerfarbene seidene Röcke und himmelblaue Hosen, einen schwarzen ovalen Hut, der in der Mitte des Kopfes mit einem Glasknopf, je nach dem Rang verschieden groß und aus verschiedenem Material verziert ist; von dem Glasknopf ausgehend, bedecken die ganze Oberfläche des Hutes eine Menge strahlenförmig nach außen verlaufender rotseidener Fädchen. Hinten ragt eine künstliche Pfauenfeder horizontal zwei Handbreiten über die Hutkrempe. Die beiden Offiziere unterhalten sich sehr lebhaft mit einem Kosakenoffizier aus Linewitschs Gefolge, der offenbar gut chinesisch spricht. Die Infanterie ist in Kompagniefronten zum Parademarsch zusammengezogen, die Musik hat begonnen den Parademarsch zu spielen. Der kommandierende General befiehlt: „Erstes Bataillon — Marsch!" und führt das Bataillon mit gezogenem Säbel dem General Linewitsch vor. Trotzdem der Marsch auf einem Kaoljanfelde, dessen schmale, tiefe Furchen noch viel unangenehmer als frisch gepflügter Sturzacker sind, ausgeführt wird, ist die Richtung leidlich, die Haltung und das Aussehen der Leute recht gut. „Ich danke euch, Jungens" — rief Linewitsch in das vorbeimarschierende Bataillon hinein. Die Leute antworten frisch und laut: „Wir freuen uns, uns Mühe zu geben, Euer Hohe Exzellenz." In ähnlicher Weise begrüßt der Oberkommandierende alle Bataillone der sechs in der Parade stehenden Infanterieregimenter. Am Schluß jedes Regiments folgen, zu einem 140 Pferde starkem Zuge formiert, unter Führung eines Porutschick oder Stabs-

kapitän, die Jagdkommandos. Die Artillerie marschiert in Batteriefronten, am Schluß eine reitende Abteilung im Trabe. Den sechs Geschützen folgen je zwei dazu gehörige Munitionswagen. Nachdem der Parademarsch zu Ende ist, hält General Linewitsch noch eine kurze Kritik ab und fährt dann in seiner Troika zurück. Er muß noch einmal an einigen Infanterietruppenteilen, welche in ihre Quartiere einrücken, vorbeifahren. Wie ein Lauffeuer ist es durch die Marschkolonnen gegangen, daß „Papascha" vorbeikommt, sobald sich sein Wagen nähert, brechen die Mannschaften in impulsive, begeisterte Hurrarufe aus.

Russische Radfahrabteilung.
(Nach einer Photographie.)

Im Quartier Kuropatkins.

Eine staubige ausgefahrene Straße windet sich von der Eisenbahnhaltestelle, auf welcher der Extrazug Kuropatkins zur Verfügung des Generals bereitsteht, dem Gebirge zu. Den Zug benutzt Kuropatkin und sein Stab nur noch, wenn er zu einer Besprechung zum Oberkommandierenden Linewitsch gerufen wird, sein Quartier ist in einem chinesischen Gehöft aufgeschlagen. Der Führer der ersten Armee liebt es, daß die Umgebung, in welcher er lebt, ein gefälliges Äußere hat, daß sie mit dem Komfort, den die Verhältnisse des Kriegsschau-

platzes zulassen, ausgestattet ist. Das Bild auf der rechten wie linken Seite der Bahn bietet den Anblick eines großen Heerlagers. Dazu herrscht ein unausgesetztes Treiben, Infanterietruppenteile marschieren nach den auf den Feldern in der Nähe ihrer Biwakplätze eingerichteten Exerzierplätzen, Kavalleristen bewegen Pferde unter dem Sattel oder an der Leine, lange Wagenkolonnen kommen und gehen, teils von russischen Soldaten, teils von Chinesen, die auf der Brust aufgestickt eine blau-rot-weiße Flagge tragen, kutschiert. Am vorderen Ende ist auf jedem der chinesischen Wagen ein weißes Fähnchen aufgesteckt mit der Aufschrift der Nummer des Transports. Nach einem kurzen Ritt nach

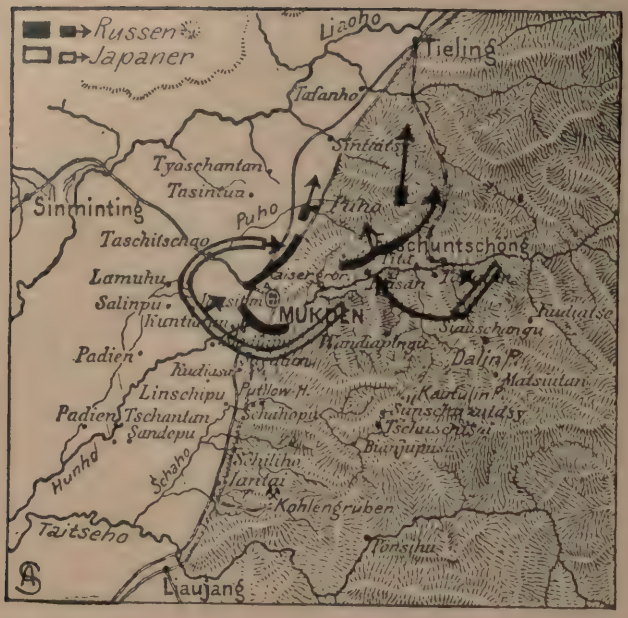
Chinesische Kulis.
(Nach einer Photographie.)

Kotjadjans öffnet sich dem Blick von den Bergen, die den Talkessel Kotjadjans umrahmen, die Aussicht in eine weite Ebene, die ihren Abschluß in malerischen, zackigen Bergen findet. Auf einer der Haltestationen, die man nach kurzem Ritt erreicht, ist ein Nebengleis nach links von dem großen Schienenstrang abgebogen, hier steht der Zug Kuropatkins. Auch wenn der Zug mit dem General nach einer anderen Station gefahren ist, hat ein Posten darüber zu wachen, daß niemand die Gleise überschreitet, vor allem keine Wagen darüber fahren. Die Magazine sind eine halbe Werst südlich angelegt, dort spielt sich der beim Ein- und Ausladen unvermeidliche Lärm, das Schreien und Schimpfen der Kutscher und der Chinesen ab, auf der Station herrscht Ruhe und Stille. Ich rastete

hier, um meine Pferde zu Mittag zu füttern, der General war nicht am Bahnhof und doch herrschte mustergültige Ordnung. Nur die Halbkompagnie du jour erinnerte daran, daß man sich auf dem Kriegsschauplatze befindet. Links neben den Wohnhäusern der Eisenbahnbeamten liegen Lazarettgebäude mit dem Roten Kreuz, einige Schwestern in braunen Kostümen gehen vor den Zelten spazieren; eine von ihnen ist höchstens 18 Jahre alt, eine bildhübsche Kaukasierin mit schwarzem Haar und schwarzen Augen und einer leicht gebogenen griechischen Nase. Sie kokettiert sehr eifrig mit einem jungen Kavallerieoffizier, der ihr mit viel Passion den Hof macht. Vor dem Halteplatz des Zuges ist der Boden sauber gefegt und mit weißgekalkten Steinen, gerade wie am Bahnhof in Mukden während der letzten Tage der Schlacht, ist der Raum bezeichnet, den nur die zum Stabe Kuropatkins gehörigen Personen betreten dürfen, der Perron ist mit sehr sauber gepflegten, frisch besäten Beeten verziert, die im Sommer wahrscheinlich einen schönen Blumenflor zeigen werden. In demselben Stil, wie die Eisenbahnstation, ist auch das Quartier gehalten. Hat man die staubige, sonnige Straße, die durch die kahlen unbebauten Felder führt, hinter sich, so ist man überrascht über den Frieden und die Ruhe, die das Quartier des Führers von mehr als 100000 Kämpfern umgibt. Die ziemlich hohen, kahlen, braunen Berge umschließen ein enges liebliches Tal, die Bergabhänge sind jetzt mit blauen Glockenblumen, Veilchen und rosenroten Schlehen und Pfirsichblüten bedeckt. Auf halber Höhe des Bergabhanges liegt ein großer chinesischer Gutshof, der früher von einem hohen Beamten bewohnt wurde. Hier wohnt jetzt Kuropatkin. Ein kleines Wäldchen links des Gebäudes trennt dieses von der Straße, dem Staub und Schmutz, der von dort hinüberwehen könnte. Die quadratischen Umfassungsmauern von je 300 Meter Seitenlänge sind weiß gestrichen, von weitem sieht es aus wie ein Kloster in bayrischen Bergen. Dem Eingang gegenüber senkt sich das Tal etwas tiefer, ein breiter Weg führt zunächst an der Umfassungsmauer entlang und dann durch das Tal hindurch weiter in das Gebirge. Auch auf diesem Wege sehe ich wieder die schon erwähnten weißen Steine liegen, doch es ist heute nicht verboten, ohne Erlaubnis ihr Bereich zu überschreiten, denn Kuropatkin ist zu Linewitsch gefahren und wird erst morgen zurückerwartet. Durch ein mit Drachen verziertes, auf den Türflügeln mit Buddhabildnissen bemaltes Tor, an dessen Seiten Briefkästen angebracht sind, treten wir in den Hof des Hauptquartiers. Durch eine Quermauer wird der Hof in zwei Hälften geteilt, in den Fansen zu beiden Seiten

des vorderen Hofes befinden sich die Bureaus und die Wohnungen der Ordonnanzen, rechts liegt das gemeinsame Speisezimmer für Offiziere des Stabes. Die Wände sind weiß und rot gestrichen, wenn Bänke und Tische herausgenommen sind, kann in dem Raum Gottesdienst abgehalten werden. Bei Tisch wird kein Luxus getrieben, die in Livreen steckenden Diener sind in der langen Zeit, die der Krieg schon dauert, zu recht guten Kasinoordonnanzen ausgebildet worden. In dem zweiten Gehöft wohnen zu beiden Seiten die jüngeren Offiziere, in der großen Fansa im Hintergrunde der Armeeführer, sein Generalstabschef, Generalleutnant Ebert, der Generalquartiermeister, Generalmajor Oganowski und Oberst Baron von Osten-Sacken, der persönliche Adjutant Kuropatkins. Auf den Höfen herrscht peinliche Sauberkeit und Stille.

Dem Toreingang gegenüber liegt das Biwack des Konvois, gekennzeichnet durch eine Tafel mit dementsprechender Aufschrift. Teilweise wohnen die Mannschaften in den niedrigen weißen Zelten, teilweise sind auch Hütten aus Erde gebaut, die eine Hand breit in die Erde gegraben sind. Auch an den Mannschaftswohnungen ist ein gewisses Behagen charakteristisch, alle Lehmhütten haben in der dreieckigen Vorderwand zwei Glasfensterchen, der Fußboden ist mit dickem Kauljanstroh, das wie das Stroh in großen Ställen am oberen und unteren Ende sorgfältig zusammengebunden ist, bedeckt. In jeder der Hütten wohnen nur vier Mann, für je zwölf, das heißt für drei Hütten, ist eine Gewehrstütze aufgestellt. Zwischen den Hüttenreihen hindurch führen sauber gehaltene Wege mit abgestochenen Rändern, nach der Mitte etwas gewölbt, wie in einem Park. Auch hier sind wieder Blumenbeete für den kommenden Sommer vorbereitet. Am Ende des Biwaks, das von hohen, alten Bäumen beschattet wird, liegt ein Spielplatz für die Mannschaften, besonders häufig sah ich ein Spiel, wobei mit einem Knüppel nach einigen, in der Mitte des Platzes aufgestellten Hölzern geschleudert wird. Am Ausgang in das Tal liegen noch mehrere Fansen, von denen zwei besonderer Erwähnung wert sind. Die eine trägt über dem Hoftor ein Schild mit der Aufschrift „Dlja Prjeßhajusch — tschich". Die Fansa ist einfach, aber gut eingerichtet, mit chinesischen Strohmatten ausgeschlagen und in mehrere Abteilungen geteilt. Die Türen sind mit blauem chinesischen Tuch benagelt und mit Seegras gepolstert. Ein Soldat ist zur Bedienung der Fansa kommandiert, hält dieselbe sehr gut in Ordnung und bedient die hier vorübergehend wohnenden Offiziere und durchreisenden Fremden. Um einen Platz in der Fansa zu erhalten, wendet man sich an einen Stabskapitän, der sich mit



Kartenskizze zum Rückzuge der Russen auf Tieling. I.

diesem Dienst zu befassen hat, und man kann sicher sein, auf das liebenswürdigste untergebracht zu werden.

In einer zweiten, in der Nähe der ersten liegenden Fansa befindet sich das Kasino, die Stolowoja. Ein Soldat als Koch bereitet die Speisen, einige Ordonnanzen in Uniform servieren. In dem Vorraum sind Garderobenhalter angebracht, bei Regenwetter ist ein Mann aufgestellt, um den beschmutzt Hereinkommenden die Stiefel zu reinigen. In dem Kasino stehen zwei lange Tische in die Erde gerammt, mit ebenso eingerammten Bänken. Die Tische sind mit Wachstuch benagelt, was ich recht praktisch fand, da es immer sauber gehalten werden kann. Alles, was den Stab der ersten Armee passiert, versammelt sich hier zu den bekannten Stunden zum Essen, meist ist es eine recht bunte Gesellschaft in den verschiedensten Uniformen, und alle Sprachen schwirren durcheinander: russisch, deutsch, französisch, englisch und hier und da auch einmal chinesisch. Ein langer Chorunshi vom 2. Werchneudiuskischen Regiment hat hier gerastet, um am Nachmittag noch nach dem weit entfernten Detachement des Generals von Rennenkampf aufzubrechen. Ein Kapitän vom 9. sibirischen Schützenregiment war im Januar schwer verwundet worden, er hatte vier Gesichtsschüsse erhalten. Jetzt ist er wieder hergestellt und kehrt zu seinem Regiment zurück. Die Narben an der rechten Backe, am Nacken und am Hals sind noch als dunkelrote Flecke zu sehen. Andere sind noch Neulinge auf dem Kriegsschauplatz, sie sind soeben erst aus Rußland angekommen und wollen sich bei ihren Regimentern melden. Still und mit geteilten Gefühlen hören sie den Erzählungen der Offiziere, die schon im Kugelregen waren, zu;

General Oku.

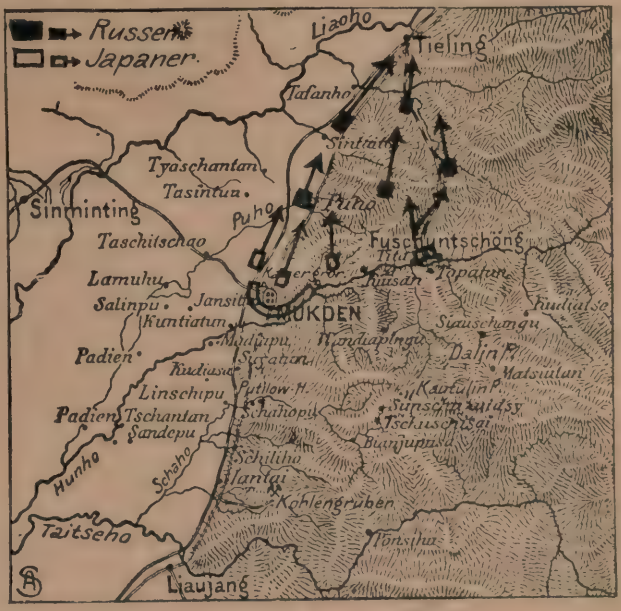
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

nach diesen Erzählungen muß der Krieg ja anders aussehen, als sie sich vorstellen, nach dem, was sie auf dem Exerzierplatz jahrelang gelernt hatten. Ein gewisses Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit malt sich in ihren Gesichtern, wo werden sie jetzt mit ihrer Weisheit bleiben, wenn alles so ganz anders ist? Sie legen schweigend ihren Rubel auf den Tisch und gehen.

Die Preise sind recht mäßig für das gute Essen. Frühstück kostet 20 Kopeken; Mittagessen, bestehend aus Suppe, einem Fleischgericht, süßer Speise und Tee mit Zucker 80 Kopeken, und Abendessen nach eigner Auswahl 45 Kopeken. Der Gesamteindruck, den Kuropatkins Heim macht, ist der eines großen Herrensitzes.

Eine Division auf dem Marsche.

In der Zeit vom 28. Februar bis Mitte März hatte die 3. Division des Generals Orlow die Arrieregarde der Dritten Armee speziell auf der Marschstraße des 17. Armeekorps; das 5. Korps hatte, da ihm eine getrennte Marschstraße angegeben war, eine eigene, schwächere Arrieregarde ausgeschieden, da nach dieser Richtung keine Truppen vorgeschoben waren. Im allgemeinen verlief ein Marschtag genau wie der andere, bis zur Linie Tschantufu wurden wir von japanischer Kavallerie, welcher Maschinengewehre beigegeben waren, verfolgt. Es fanden täglich kleinere Vorpostengefechte, an denen nur bei Kuajaian Artillerie teilnahm, statt, von Tschantufu an nach Norden hörte die beobachtende Verfolgung mehr und mehr auf, die Kavallerie anderer Truppenteile hielt die Verbindung mit dem Feinde aufrecht. Ich greife einen Marschtag, den 5. März, als charakteristisch für die



Kartenskizze zum Rückzuge der Russen auf Tieling. II.

Art des Zurückgehens heraus. Am Abend des 3. März hatte die Division das Dorf Erldafanschin, 5 Werst nordwestlich Kaijuan, erreicht, der 4. März war Ruhetag, wie überhaupt sehr häufig Ruhetage gewährt wurden. Die Linie der Vorposten verlief über die Dörfer Madjuensa-Pabautun im Bogen mit stark zurückgenommenen rechten Flügel. Am 3. März, kurz nachdem die Infanterie ihre Posten ausgestellt hatte, wurde der mittelste Bogen der Eisenbahnbrücke bei Kaijuan, am 4. auch die beiden anderen Bogen gesprengt, so daß nur noch die beiden langen, ebenfalls auf Pfeilern, jedoch ohne Bogen, ruhenden Teile der Brücke, welche über den trockenen Teil des Flußtales führten, stehen blieben. Das Stabsquartier der Division lag hinter einem 150 m hohen Berge, auf dem langgezogenen Bergrücken waren zu beiden Seiten der Marschstraße die 24 Geschütze der 4 Batterien (2 Batterien waren zur Ausbesserung nach Norden entsandt) der 3. Artilleriebrigade aufgefahren. Die Erde war noch hartgefroren, doch hatten die Artilleristen, unterstützt von den Mannschaften der Artilleriebedeckung, etwa knietiefe Deckungsgräben ausgehoben und flache Geschützstände geschaffen. Die Artilleriestellungen lagen auf dem südlichen Bergrücken, der von dem nördlichen durch eine tiefe Mulde mit steilen, aber gang- und fahrbaren Rändern getrennt wurde. In der Mulde waren die Pferde der Bespannung, die Protzen und Munitionswagen aufgestellt. Die Batterien standen mit 500, die Geschütze mit 20 m Zwischenraum, so daß die ganze Artillerielinie mehr als $1^1/_2$ Werst lang war. In der Mitte des nördlichen Rückens erhob sich, vielleicht künstlich von den Einwohnern Kaijuans als Beobachtungspunkt angelegt, eine 20 Meter hohe Kuppe: von hier aus war die ganze Stellung und die im Süden vor uns liegende Ebene auf 10 — 15 km Entfernung zu übersehen. Der Kommandeur der beiden links der Straße stehenden Batterien hatte diesen Punkt gewählt, um im Falle eines feindlichen Angriffs von hier aus das Feuer zu leiten. Der Oberstleutnant selbst hatte sich auf der Nordseite des Hügels ein Lager, bestehend aus einer Burka und einem Militärmantel, konstruiert, 1 Trompeter und 2 Unteroffiziere lagen dicht daneben, nach den beiden Batterien war in wenigen Minuten, ein Telephon gelegt worden.

So, daß man gerade über die Kuppe herübersehen konnte, war auf derselben ein Fernrohr mit Zeißschen Prismen aufgestellt. Die Entfernungen nach dem jenseitigen Flußufer, nach den Dorfausgängen und nach der einzigen Holzbrücke über den Fluß waren abgeritten (da die Karten keine absolut zuverlässigen Entfernungen geben) und auf einer weißen Brettafel, welche neben dem Fern-

rohr stand, mit 10 cm großen Zahlen und Buchstaben aufgeschrieben, um sie auch nachts beim Schein eines Streichholzes lesen zu können. Außerdem hatten die beiden Unteroffiziere noch Stäbe, die vom Standpunkt des Fernrohrs aus anzuvisieren waren, eingeschlagen; die Stäbe legten die Richtungen nach den vorher bezeichneten Punkten fest, um die Beobachtung bei Nacht zu erleichtern.

Eine tiefeingeschnittene Schlucht führte in das Dorf hinab; in dieser Schlucht hatten zwei Kompagnien als Artilleriebedeckung Biwak bezogen. Die Stellungen der Infanterie — des Vorpostengros oder der Arrieregarde — lagen am Südabhang des Berges, etwa 400 m von der Artillerie, den Geländeformen folgend S-förmig gebogen. Die beiden Höhenzüge waren wie geschaffen für eine Arrieregardestellung. In der kurzen Zeit, welche wir dort standen, waren sie mit starken Befestigungen versehen worden, welche wohl gestatteten, den Gegner mehrere Stunden lang an dem Fluß aufzuhalten. Die Stadt Kaijuan in der linken Flanke war durch die Bäume der vorliegenden Gärten verdeckt. Nur der uralte, halb verfallene Wachtturm, dessen Ausgucklöcher schwarzen Quadraten gleichen, zeichnen sich auf dem gelben Mauerwerk ab, das Bauwerk von weiten wie einen Bienenkorb erscheinen lassend, ragte über die dunklen Baumstämme herüber. Die Nähe der Stadt in der linken Flanke erlaubte den Japanern, von hier aus gedeckt heranzukommen. Am nächsten Morgen wurde dieser Vorteil auch tatsächlich von dem Gegner in sehr geschickter Weise ausgenutzt; doch waren die Batterien bereits abgefahren und hatten sich dem allgemeinen Rückmarsch nach Norden bereits angeschlossen.

Am Abend des 4. März war ich zu der Batteriestellung geritten und beobachtete mit dem Oberstleutnant Poltarazki durch das große Fernrohr das Vorgelände. Die Zeißschen Fernrohre und Prismengläser (Triederbinokel) haben sich auf dem Kriegsschauplatz sehr gut bewährt, ich habe selbst aus den Fernrohren, die man sehr häufig trifft, unter den verschiedensten Witterungs- und Beleuchtungsverhältnissen beobachtet und stets ein klares, gutes Bild gehabt. An der Schaho-Brücke waren die Einschläge der Schrapnellkugeln während des Feuers einer Feldhaubitzbatterie so deutlich zu erkennen, daß der Batteriechef nicht einen Augenblick im Zweifel sein konnte, welche Korrekturen er zu befehlen hatte. Sehr praktisch ist der Z-förmige Aufsatz auf den Fernrohren, derselbe ist etwa 40—50 cm hoch, man kann das Fernrohr dicht an einer Mauer aufstellen, oder, wie bei Kaijuan, hinter einem Hügel, und sehr gut beobachten,

Russische Offiziere im Feldlager.
(Nach einer Photographie.)

ohne sich dabei besonders zu gefährden. Ich erkannte auf mindestens 5 km deutlich japanische Kavalleriepatrouillen an den roten Hosen der Reiter.

Bei den Vorpostenkompagnien wurde verschiedentlich geschossen, das Feuer verstummte jedoch immer sehr schnell wieder. Oberstleutnant Poltarazki hatte sich in eine hellblaue, chinesische Decke, die innen mit weißem Ziegenfell gefüttert war, und einen ebensolchen Kragen und Ärmelaufschläge hatte, gehüllt, niemand hätte in der phantastischen, rundlichen Erscheinung den Kommandeur der zwölf Kanonen, die 400 Meter vor uns standen, vermutet. Es war 6 Uhr abends geworden, die Sonne stand schon tief im Westen und überflutete mit einem goldigen Schein das weite, schweigende Landschaftsbild. Von Zeit zu Zeit sah man einige Chinesen mit ihren Arben am Flußufer entlang ziehen und in einem der vor uns liegenden Dörfer verschwinden, seltener auf weite Entfernungen einige japanische Reiter auftauchen, haltend, beobachtend und dann wieder umkehren. Es war einer der Abende, mit der Fülle von Licht und Ruhe, wie ich sie in der Mandschurei so häufig beobachtet habe. Wir betrachteten beide lange das

herrliche Landschaftsbild, dessen Frieden nur durch das Bild der gesprengten Brücke gestört wurde.

Die Sonne war untergegangen, unmerklich war ein Stern nach dem andern am Himmel aufgezogen. War der Sonnenuntergang schön gewesen, so machte das majestätische Schweigen der Nacht mit den funkelnden Sternen, die sich am dämmerigen Horizont auf die Erde herabzusenken schienen, am blauschwarzen Himmel einen ergreifenden Eindruck. In der Schlucht rechts neben uns brannten die Biwakfeuer, die Schlucht war so tief, daß der Schein schwerlich von der feindlichen Seite aus bemerkt werden konnte. Die Silhouetten der Soldaten, die das Feuer umstanden, die Kragen der Mäntel hochgezogen, Kochgeschirre und Teekannen in der Hand haltend, hoben sich scharf vom Feuerschein ab. Es waren zehn Grad Kälte, ich hatte die schwarze Burka des Oberstleutnants umgehängt, wir gingen zum Abendessen in die Senke, in der die Munitions-

Russische Feldkirche.
(Nach einer Photographie.)

wagen aufgestellt waren, hinab. Bevor wir uns zum Essen um das Biwakfeuer lagerten, ging der Oberstleutnant mit mir von Geschütz zu Geschütz, an einigen Bettungen wurde noch mit Axt und Brecheisen gearbeitet, nur winzig kleine Stücke waren mit ungeheuerer Mühe von dem felsenharten Boden loszusprengen. Als ein schwarzes Band zeichnete sich der fertig ausgebaute Graben der Infanteriestellung im Dunkel der Nacht von den grauen Feldern ab, die Leute lagen in den Gräben und schliefen, trotzdem kein Wachtfeuer brannte; nur die Posten spähten nach Süden aus. In weiter Ferne, 20—25 km vor uns, brannte ein Dorf; der flackernde Schein zuckte an dem Horizont auf und ab, anscheinend die Spiegelung des nicht sichtbaren Feuers. Wir kehrten zu dem Biwakfeuer zurück, Poltarazkis Bursche hatte zwei Hühner in seinem Kochgeschirr gekocht, ich konnte meine letzte Flasche Portwein, die noch aus Mukden stammte, beisteuern. Gegen 10 Uhr ritt ich mit einem Unteroffizier nach der Eisenbahn, um mir ein Quartier für die Nacht zu suchen, da die mir angewiesene Fansa am Morgen abgebrannt war; ich versprach Poltarazki, am nächsten Morgen zu seinen Batterien zurückzukehren. In einem Dorfe, sechs Werst nördlich an der Bahn, fand ich Teile der Division und verblieb während der Nacht in einer leerstehenden Fansa.

Die Tätigkeit des Sanitätspersonals wurde durch die ungeheuere Menge von Verwundeten natürlich auf das Äußerste angespannt. Wir bringen deshalb die folgende Ergänzung zu den früheren Angaben über das japanische Sanitätspersonal, nach einer Veröffentlichung des Oberstabsarztes Dr. Körting:

Der Zugang zur militärärztlichen Laufbahn ergänzt sich aus Studierenden der Universitäten oder fünf Spezialschulen für Medizin, aus Einjährig-Freiwilligen, welche ärztlich approbiert sind und aus der Militärschule, welche dem Kriegsminister untersteht. An dieser Schule werden auch bereits approbierte Ärzte für den Heeressanitätsdienst ausgebildet. Ähnlich vollzieht sich der Übertritt von Ärzten zur Flotte. Die leitenden Ärzte haben im Auslande studiert, meist in Deutschland; der militärischen Gesandtschaft, die unter Oyamas Führung 1884 einige Monate in Berlin weilte, waren ebenfalls solche zugeteilt. An der Spitze des Militärsanitätswesens steht ein Generalstabsarzt. Bei jeder Armee, außerdem bei den großen Hospitälern in Tokio, Hiroshima, Osaka als Generaldirektoren, stehen Generalärzte mit dem Range und den Gebührnissen eines Generalmajors. In Sasepo und Kure sind Marinegeneralärzte. Jedem Divisionsstabe gehört ein Generalarzt an, dem zwei andere Ärzte und neun Beamte bezw.

niedere Sanitätschargen zugeteilt sind. Das Infanterieregiment hat sechs Ärzte, deren ältester den Rang als Major oder Oberstleutnant erreichen kann, dazu vier assistierende Ärzte und 15 Sanitätsunteroffiziere und Mannschaften, im Gefecht 48 Hilfskrankenträger. Bei den Kavallerie-, Artillerie-, Pionier- und Trainbataillonen ist je ein oberer Arzt (Hauptmann oder Major) und ein bis zwei Assistenzärzte, sowie je drei Sanitätsmannschaften. Alle Truppen sind mit einem sehr gut zusammengesetzten Verbandpäckchen ausgerüstet und in dessen Gebrauch unterwiesen. Es ist davon auf den Verbandplätzen ein umfassender Gebrauch gemacht worden.

Jeder Division sind zwei Trägerkompagnien und sechs Ambulanzen zugeteilt. Erstere unter dem Befehl eines Arztes hat neun Ärzte, einen Apoteker, ferner 40 Mann Unterpersonal; sie kann 100 Verwundete versorgen. Die Ambulanzen mit einem Chefarzt, drei Ärzten, Apoteker, Instrumentenmacher und 49 Mann Unterpersonal sind bestimmt, die Verbandplätze abzulösen und die Trägerkompagnien freizumachen. Sie nehmen aber auch Verwundete aus der Front auf. Ihre Einrichtung ist je auf 2000 Patienten bemessen. Sie etablieren sich so nahe wie möglich der Truppenstellung; ihre Hauptaufgabe ist die Vorbereitung der Blessierten für den Rücktransport. Für die stationäre Behandlung, also zur Ablösung der Ambulanzen, sind Feldlazarette bestimmt. Die Ärzte werden ihnen nach Bedarf aus der ärztlichen Personalreserve zugeteilt, die bei jeder Division mobil gemacht wird. Der Materialergänzung dient ein ebenfalls bei jeder Division befindliches Lazarett-Reservedepot, welches unter einem Trainoffizier steht und außer anderen Beamten in seinem Personal drei Apoteker, zwei Mechaniker und sechs Handwerker zählt, unter denen zwei Schmiede sein müssen. Das Depot etabliert in der Etappenstraße, wenn möglich an einer Eisenbahn oder einem Wasserwege.

Die weitere Evakuation vermittelt das Transpotdetachement jeder Division. Chef ist ein Major; beigegeben sind zwei Ärzte und drei Sanitätsmannschaften. Erste Etablierung geschieht am Etappenanfangsort; bei seiner Vor- und Rückverlegung ändert das Detachement sein Stabsquartier ebenfalls. Es bleibt in steter Verbindung mit dem ärztlichen Etappendienst, welcher unter einem Arzt (im Stabsoffizierrange) mit einem Assistenz- oder Stabsarzt, einem Apotheker und einem Beamten besetzt ist. Beide letztgenannten Behörden zusammen entsprechen ungefähr unserer Krankentransportkommission. Sie vermitteln den Dienst in den nach Bedarf angelegten Etappenlazaretten und die Überführung der Kranken

bis an die See mittels der Sanitätszüge, über deren nähere Einrichtung noch keine Mitteilungen in der Presse erschienen sind. An dem ganzen Sanitätsdienst, der mit dem Rücktransport beginnt, ist die freiwillige Krankenpflege intensiv, aber nirgends selbständig beteiligt. Sie ist dem Militärsanitätsressort völlig ein- und untergeordnet. Auf See schwimmen zwei Regierungshospitalschiffe und vier des Roten Kreuzes. Alle gehören im Frieden der Handelsmarine an, zwei, „Hakuai Maru" und „Kosai Maru", allerdings nur mietsweise, da sie Eigentum des Roten Kreuzes bleiben. Das Schiffspersonal ist aus der Handelsmarine verblieben, deren Flagge neben der Genfer geführt wird. Außerdem sind ein Chefarzt, vier bis fünf andere Ärzte, Beamte, freiwillige Pfleger und Pflegerinnen an Bord. Jedes Schiff kann 30 Offiziere und 200 Mann aufnehmen. Die Offiziere sind zu je zweien, die anderen Kranken in größeren Sälen untergebracht. Ansteckende Kranke und einige Geisteskranke können isoliert werden. Die innere Einrichtung steht auf der Höhe modernster Anforderungen an Mobiliar und Instrumenten. Röntgenkabinett, photographische, hygienische, bakteriologische Arbeitsräume sind vorgesehen; überall, namentlich aber in den Krankenzimmern, herrscht die peinlichste Ordnung und Sauberkeit.

In der Heimat erwarten die Reservelazarette die Verwundeten. Diese Anlagen werden durch Hospitäler der freiwilligen Krankenpflege verstärkt. Sie stehen aber stets unter dem Befehl von Militärärzten, während die behandelnden Ärzte auch aus dem Zivil engagiert sein dürfen.

Einer der wichtigsten Dienstzweige auf dem Kriegsschauplatze ist die Seuchenbekämpfung. Ihr Erfolg hängt einschneidend von der Beschaffenheit und Stellung der Militärärzte ab. Die japanischen Militärärzte haben die Befehlsgewalt und Gebührnisse ihres Ranges. Alles, was die Gesundheitspflege beim Heere betrifft: Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung, Verhalten der Mannschaften im Lager, unterliegt ihrer Mitwirkung. Belehrungen der Truppen über Gesundheitsschutz gehören zum ärztlichen Dienst im Frieden wie im Felde. Jedem Requisitions- und jedem Quartiermacherkommando wird ein Arzt zugeteilt, der die örtlichen Gesundheitsverhältnisse, die gelieferten Nahrungsmittel, das Trinkwasser usw. begutachtet. Die ankommende Truppe findet die erforderlichen Warnungen und Verhaltungsmaßregeln vor. Bei jedem Divisionsgeneralarzt steht etatmäßig ein ausgebildeter Bakteriologe, der über ein vollkommen ausgerüstetes hygienisches Laboratorium verfügt.

Ungehorsam gegen ärztliche Anordnungen ist unbekannt. Die hohe

Intelligenz der Leute und ihr ausgeprägtes Pflichtgefühl erleichtern die Fürsorge für sie in hohem Maß. Nichts ist von Eifersüchteleien zwischen Offizieren, Intendanturbeamten und Ärzten bekannt geworden, was in vielen anderen Armeen den Dienst so sehr erschwert, in der russischen geradezu als ein Krebsschaden am Sanitätswesen erscheint. Nach sämtlichen Berichterstattern vollzieht sich bei den Japanern der Sanitätsdienst von der Feuerlinie bis in die heimischen Lazarette in vollkommenster Harmonie aller zusammenwirkenden Organe mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Die gegenseitige Hingabe an den patriotischen Zweck ist unvergleichlich entwickelt; wie sich dies ja auch in dem glänzenden Zusammenwirken von Heer und Flotte gezeigt hat.

Russische Soldatentypen.
(Nach einer Zeichnung.)

Für die Seuchenbekämpfung besteht in Tokio ein eigenes Amt, dessen Vorsteher die Häfen und Etappen bereist. Auch die reglementsmäßige Verpflegung des Mannes trägt dem Gesundheitsschutz Rechnung. Die Fleischration ist erhöht, weil es sich herausgestellt hat, daß die vorwiegend vegetarische Reisnahrung zu der gefürchteten Infektionskrankheit der Asiaten, dem Beriberi, disponierte. Auch die mäßige Branntweinration, an der die japanische Armee mit Recht festhält, dient diesem Zweck. Der Branntwein wird allerdings nur in der Ruhe des Lagers nach dem Tagewerk gegeben; bei seiner Person führt der Soldat nur Wasser mit.

Durch solche Fürsorge ist die japanische Armee bisher frei von Seuchen geblieben. Die besonders dazu eingerichteten Lazarette in Sasebo und Shimono-

seki wurden noch Ende des Sommers 1904 leer gefunden. Ein amerikanischer Besucher nennt dies eine der eindringlichsten Lehren des Krieges und weist mit Recht darauf hin, was die Vermeidung der Verluste durch Krankheiten für die Schlagfertigkeit der Armee, für die Erfüllung des Kriegszweckes und die Verminderung der Kriegspensionen bedeutet. In der Tat hat in allen Kriegen — mit einziger Ausnahme des deutsch-französischen auf deutscher Seite — der Verlust durch Krankheiten das Mehrfache des legitimen Abganges durch die Feindeswaffen betragen.

Die zur endgültigen Behandlung von Kranken und Verwundeten vorgesehenen Lazarettanlagen in allen größeren Städten sind zum Teil schon in den Monaten vor Ausbruch des Krieges vorbereitend erweitert worden. Sie bestehen aus niedrigen Holzpavillons in freundlichen Gärten. Ihre Einrichtung ist ganz modern und äußerst vollständig. Die Ärzte werden als sehr tüchtig geschildert. Von der Wundbehandlung sei hier nur erwähnt, daß sie streng aseptisch und antiseptisch, dabei im weitesten Sinne erhaltend geübt wird. Verstümmelnde Eingriffe, z. B. Amputationen, gehören zu den Seltenheiten, Eiterung und andere Störungen des Wundverlaufes sind fast nur nach Artilleriewunden und Verletzungen durch Holz- und Eisenstücke bei Schiffskämpfen beobachtet worden. — Die Krankenpflege in den Reservelazaretten liegt fast ausschließlich den Pflegerinnen vom Roten Kreuz ob, denen hohes Lob gespendet wird.

Das deutsche Lazarett in Charbin.

Bericht eines Korrespondenten.

Das vom Zentralkomitee der Vereine vom deutschen Roten Kreuz ausgerüstete Lazarett, das ich besichtigte, war eigentlich für Irkutsk bestimmt. Das Personal reiste Ende November aus Petersburg ab, während das Material schon auf dem direkten Wege über Warschau vorausgegangen war. Nach Überwindung von allerlei Schwierigkeiten gelang es dem Chefarzt Dr. Brentano in Charbin, das nach seinem Erachten den Zwecken des Lazaretts eher entsprach, geeignete Räumlichkeiten zur Unterbringung des Lazaretts zu erhalten. Das moderne Gebäude einer Handelsschule wurde dem Lazarett angewiesen. Eine sehr breite Treppe führt in der Mitte des Gebäudes in das erste Stockwerk. Sie wird unten wie oben von einem quadratischen Gang umschlossen, von dem aus sich die Türen zu den Sälen öffnen. In den hellen, luftigen Sälen sind 20 oder 22 Betten aufgestellt, im ganzen verfügt das Lazarett über

140 Betten. Von den fünf Ärzten sind Dr. Brentano, Dr. Colmers und Dr. Schütze aus Deutschland, Dr. Hausmann und Dr. Brasche aus den baltischen Provinzen. Diese Maßnahme ist getroffen worden, weil man russisch sprechende Ärzte zur Verfügung haben muß. Früher waren dem Lazarett noch zwei Studenten der Medizin beigegeben, die jedoch nach Moskau bei der Wiedereröffnung der Universität zurückgekehrt sind. Von den zwölf Schwestern sind sechs Russinnen, sechs aus Eberswalde. Neun Lazarettgehilfen stammen aus den deutschen Kolonien am Dnjepr, der Oberlazarettgehilfe ist ein Deutscher. Als Pförtner, Schlosser, Kutscher usw. sind russische Soldaten angestellt, für Hausarbeiten Chinesen.

Im Hauptgebäude befinden sich außer den Ärztewohnungen und den peinlich sauber gehaltenen Krankensälen folgende Räumlichkeiten: das Operationszimmer, ein sehr heller dreifenstriger Raum, mit zwei zusammenlegbaren und verstellbaren Operationstischen, und einer so reichlichen und vielseitigen Ausrüstung mit Instrumenten, daß das Lazarett den Ansprüchen einer Klinik genügt. Eine Wasserleitung gibt sterilisiertes, eine andere warmes, aus dem Baderaum kommendes Wasser. Die gesamte Einrichtung des Lazaretts ist aus Deutschland mitgebracht worden, ebenso die zur Anlegung von Verbänden nötigen Vorräte. Ein anderes Zimmer ist die Apotheke der Apothekenschwester; auch der Verwaltung ist ein besonderer Raum angewiesen.

Der gesamten Einrichtung des Lazaretts sieht man an, daß in erster Linie darauf Bedacht genommen worden ist, daß das Lazarett möglichst praktisch eingerichtet zu größtmöglichster Leistungsfähigkeit, ohne Rücksicht auf die persönliche Bequemlichkeit des Personals und ohne Luxus, befähigt wird. Da das Lazarett nach ganz anderen Gesichtspunkten, als die meisten anderen, organisiert wurde, nämlich mit der Bestimmung, als ständiges Lazarett, man könnte sagen, als Klinik für die schwersten Fälle in Irkutsk zu stehen, so läßt es sich mit den übrigen, für ihren Zweck vorzüglich organisierten russischen Lazaretten, deren größte Beweglichkeit eine weniger umfassende Ausstattung zur Folge haben mußte, gar nicht vergleichen; schon allein durch sein Material ist es allen anderen überlegen. Das Verdienst des Personals des Lazaretts ist es jedoch, daß durch ihren stillen, sich nie vordrängenden Pflichteifer der deutsche Name hier mit Ehren genannt wird, und daß, wie mir ein russischer General in Charbin sagte, jeder, der an dem Haus des Lazaretts vorübergeht, mit Hochachtung zu der auf dem Dache wehenden deutschen Fahne aufblickt. Die

Kosaken auf dem Marsche.
(Nach einer Photographie.)

Verpflegung der Kranken ist gut und reichlich, sie wird nach den Anordnungen des Arztes geregelt.

Getrennt von dem Lazarett sind vor ihm zwei Döckerbaracken aufgestellt, eine enthält die Betten für Infektionskranke und das bakteriologische Untersuchungszimmer, in der zweiten Baracke wohnen Lazarettgehilfen, außerdem befindet sich hier das Röntgenzimmer und die photographische Dunkelkammer. Ein Beweis für die Gelehrigkeit der Chinesen dürfte es sein, daß ein Chinese, den man Bodo getauft hat, von Dr. Colmers bereits das Entwickeln von Films und Platten erlernt hat und völlig selbständig im Dunkelraum arbeitet. Das Lazarett untersteht dem russischen Roten Kreuz insofern, als es von dessen Zentralstelle die Anweisungen erhält, wo es sich aufzustellen hat. Dagegen ist es in allen anderen Punkten, besonders in dem Bezug der zum Unterhalt des Lazaretts nötigen Gelder, völlig unabhängig. Da verschiedene Unehrlichkeiten in der Verwaltung der Gelder bei einzelnen Stellen des russischen Roten Kreuzes an die Öffentlichkeit gekommen und auch in der ausländischen Presse besprochen worden sind, ist es nicht unwichtig, zu erfahren, daß die Leitung des Lazaretts alle Gelder direkt aus Deutschland erhält, so daß jede Unterschlagung ausgeschlossen ist und Spenden, die für das Lazarett bestimmt sind, auch tatsächlich ihm zugute kommen und nicht in den Taschen irgend eines Tschinowniks hängen bleiben.

Anfangs wurden dem Lazarett fast ausnahmslos schwer Verwundete überwiesen; nach der Schlacht bei Mukden, wie mir die Angehörigen des Lazaretts sagten, in einer Verfassung, die jeder Beschreibung spottete. Tagelang (durchschnittlich sechs Tage lang ohne Verbandwechsel) weder verbunden noch gewaschen, mit faulenden, eiternden Wunden, ausgehungert, abgerissen bis zur Nacktheit und von Schmutz und Ungeziefer starrend. Als eine große Wohltat wurde unter solchen Verhältnissen das Vorhandensein eines Desinfektionsapparates

Einiegnung der nach der Front abgehenden russischen Soldaten.

(Nach einer Photographie.)

empfunden, in dem sofort alle Sachen mit 104 Grad heißem Dampf desinfiziert werden konnten. Die Sachen der Leute und die Gewehre werden auf dem Boden des Lazaretts aufbewahrt; die Sachen in einem verschlossenen Beutel, an dem, wie an dem Gewehr, die Bettnummer des Mannes angebracht ist. Im Anfang nach der Schlacht bei Mukden kamen mehrere Fälle von Wundstarrkrampf vor, die auf den verwahrlosten Zustand, in dem die Verwundeten eingeliefert wurden, zurückzuführen sind. Die meisten Patienten wurden bis zu ihrer Wiederherstellung behandelt und als invalide in die Heimat entlassen. Später, als weniger Verwundete in Charbin eintrafen, erhielt das Lazarett auch leichtere Fälle. Fast alle Wunden der ersten Zeit waren infiziert, was in den schlechten Beförderungsverhältnissen begründet ist. Die späteren Verwundeten hatten alle schon regelrechte, saubere Verbände, die Wunden waren sauber gehalten, darunter waren sehr viel Gefäßverletzungen. Operative Eingriffe wurden seltener nötig. Im ganzen wurden 112 größere Operationen vorgenommen, von denen der größere Teil auf die erste Zeit fällt.

Auch die Abteilung für innere Krankheit ist reichlich in Anspruch genommen worden, besonders litten die Kranken an Typhus und Dysenterie, drei Fälle von Flecktyphus wurden im Lazarett behandelt. Wie mir Dr. Brentano sagte, hat sich die ganze Einrichtung des Lazaretts vorzüglich bewährt, so daß keinerlei Änderungen nötig waren. In der nächsten Zeit wurden noch zwei Baracken erwartet, so daß das Lazarett um 32 Betten vermehrt werden konnte. Außerdem hat das russische Rote Kreuz dem Lazarett 50 Bettstellen, die zur Belegung mit Strohsäcken hergerichtet sind, und drei Zelte zur Verfügung gestellt. Man plant, die Zelte zur Unterbringung des Personals zu benutzen, so daß für die Kranken das Hauptgebäude und drei Döckerbaracken mit zusammen 282 Betten verfügbar wären. Die Benutzung der Zelte soll dann eintreten, wenn durch eine Seuche ein plötzlicher Massenandrang entsteht.

Im allgemeinen sind die sanitären Einrichtungen Charbins sehr gut und entsprechen allen Anforderungen trotz der schwierigen Verhältnisse. Besonders sind alle Maßnahmen, die zur Verhütung der Verbreitung ansteckender Krankheiten getroffen wurden, völlig zweckentsprechend und als vollkommen zu betrachten. Innerhalb des Roten Kreuzes muß der Vorsitzende Fürst Wassiltschikow genannt werden. Der Fürst hat seine Stellung keineswegs als eine Repräsentationsstellung aufgefaßt, sondern durch rastlose Tätigkeit und Komiteesitzungen der Chefärzte aller ihm unterstellten Lazarette planmäßig alle Möglich-

keiten ins Auge gefaßt und mit Unterstützung des ihm zur Verfügung stehenden medizinischen Beirats, Prof. Botkin, alle nur möglichen Maßnahmen getroffen. Es ist unter solchen Verhältnissen nur noch mehr anzuerkennen und als das Verdienst des Chefarztes unseres Lazarettes hervorzuheben, daß das deutsche Lazarett von allen Seiten, sowohl von seinen hiesigen Vorgesetzten, als besonders auch von den Kranken und Verwundeten, die darin behandelt worden sind, als eines der besten, von den meisten als das beste bezeichnet wird.

Die Stimmung in Japan nach Mukden.

Es fiel bereits damals auf, daß in Japan eine starke Strömung für den Frieden vorhanden war. Verschiedene namhafte japanische Diplomaten sprachen sich mündlich und schriftlich darüber aus, ja, man diskutierte schon die Bedingungen, unter denen Japan möglicherweise Frieden schließen könnte. Es ist nicht ganz uninteressant, diese damals aufgestellten Bedingungen, nachdem nun inzwischen der Frieden geschlossen worden ist, kurz zu skizzieren. Natürlich sollte Rußland Kwantung mit Port Arthur hergeben, ferner Wladiwostock als Festung schleifen und sich verpflichten, keine Kriegsflotte oder überhaupt Kriegsschiffe auf diesen Punkt zu basieren. Die Insel Sachalin sollte abgetreten werden, die Japaner würden die ganze mandschurische Bahn unter ihre Kontrolle nehmen, Korea selbstverständlich vollständig unter japanische Oberhoheit treten, die in neutralen Häfen internierten russischen Kriegsschiffe an Japan abgegeben werden. Endlich wollte man noch eine große Kriegsentschädigung von Rußland erheben. Hätten die Japaner damals einen Frieden zustande gebracht, so wäre es vielleicht möglich gewesen, auch diese Bedingungen zu erreichen, denn sie standen damals noch nicht an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in pekuniärer Hinsicht. Auch in Rußland waren mehrere Ansichten vorhanden und eine einflußreiche Partei wollte den Frieden; die Kriegspartei behielt die Oberhand und das war zweifellos richtig, sowohl vom damaligen Standpunkte aus gesehen, als auch, wenn wir jetzt zurückblicken. Noch lag die Flotte Roschdjestwenskys unversehrt auf dem Wasser und man konnte mit der Möglichkeit jedenfalls rechnen, daß sie über Togos Flotte siegte, oder aber ihr schwere Verluste beibrächte und so günstig auf eventuelle Friedensbedingungen einwirkte. Dann aber sagten sich die Russen mit Recht, daß die Niederlage bei Mukden trotz allem auf den Verlauf des Krieges selbst einen entscheidenden Einfluß nicht ausgeübt habe und auch nicht auszuüben brauche, wenn man nur fest

bliebe. Soldaten und Kredit hätte man in Rußland genug und so war es politisch wie militärisch richtig, den Krieg fortzuführen.

Wir wissen nicht bestimmt, ob damals Japan vielleicht durch einen Dritten die maßgebenden russischen Persönlichkeiten hat sondieren lassen, oder ob sich die ganze Diskussion über den Frieden nur auf die Presse beschränkt hat. Es ist sicher, daß Japan schon damals von den anfangs erwähnten Bedingungen bei genügender Geschicklichkeit der russischen Unterhändler einiges abgelassen haben würde, allerdings wohl nicht so viel wie später. Man hatte trotz allen Selbstvertrauens doch ein leises Unbehagen im Hinblick auf die drohende Baltische Flotte. Diese enthielt eine Anzahl ausgezeichneter und nagelneuer Schiffe und man konnte immerhin nicht wissen, wie Roschdjestwensky seine Sache machen würde. Ging der Seekrieg für Japan schief, verlor es die Seeherrschaft, so war auch die Invasionsarmee von den heimatlichen Inseln abgeschnitten und mußte über kurz oder lang zugrunde gehen. Dabei wurde der Kredit Japans immer schlechter, nur gegen hohe Zinsen gaben die beiden Hauptgläubiger England und Amerika Geld heraus, verlangten sogar Sicherheit, während Rußland trotz seiner großen und dauernden Niederlagen unter viel annehmbareren Bedingungen und auf leichteste Weise alles erhielt was es brauchte und forderte.

Es kam die weitere Überlegung dazu, daß der Krieg für Japan immer schwieriger wurde, je weiter die russische Armee zurückging. Noch hatte man keinen Fuß auf russischen Boden gesetzt, sondern in neutralem Lande sich geschlagen und allerdings gesiegt. Wir haben diese Überlegungen hier schon vorher weiter verfolgt und wollen jetzt nur bemerken, daß sie um jene Periode auch die leitenden und verantwortlichen Persönlichkeiten in Japan auf das ernsteste beschäftigten. Im japanischen Volke dagegen wären damals nur Friedensbedingungen als annehmbar betrachtet worden, welche mindestens die oben genannten Forderungen erfüllt hätten. Man hatte sich so ungeheure Opfer auferlegt, es war so viel Blut geflossen, daß man nun auch eine ausreichende Entschädigung dafür unter allen Umständen verlangte. Neben diesen Überlegungen her ging natürlich eine Strömung des sich Überhebens, wie sie nach einer Reihe solcher Siege wohl natürlich ist. Man träumte große Zukunftsträume und die unten wiedergegebenen Betrachtungen eines japanischen Gelehrten sind charakteristisch dafür. Es mag noch dazu bemerkt werden, daß Nakamura einer sehr gemäßigten Richtung angehört und von den richtigen japanischen

Japanische Feldartillerie im Feuer.
(Nach einem japanischen Farbendruck)

Zukunftsfanatikern in dieser Hinsicht durchaus nicht für voll angesehen wurde. Was für uns aber interessant ist in diesen kurzen Auslassungen, das ist hauptsächlich die Bitterkeit, mit welcher der japanische Gelehrte sich beklagt, daß sein Volk trotz aller Kulturleistungen von den westlichen Kulturvölkern nicht anerkannt werde; er hat damit bis zu einem gewissen Grade jedenfalls durchaus recht. Ebenso wie wir westlichen Völker recht zu haben glauben, wenn wir die von ihm natürlich verurteilte Meinung über die japanische Zivilisation haben und äußern. Wie wir oben schon sahen, haben sich die Japaner während des Krieges stets einer nach Form und Inhalt peinlichen Befolgung aller internationalen Bräuche befleißigt und sind beispielsweise in der Behandlung der russischen Gefangenen sogar bedeutend über die Grenzen des Nötigen hinausgegangen. Ähnliches bemerken wir bei den verschiedenen Gefechten zur See, wenn es sich darum

Russische Verwundete in Charbin.
(Nach einer Photographie.)

handelte, die Mannschaften eines sinkenden Schiffes zu retten. Das sind aber immerhin Dinge, die nur beweisen, daß Japan es für richtig und praktisch hält, die von den westlichen Kulturstaaten beobachteten Formen zu befolgen. Was den Stand der Zivilisation in Japan selbst anlangt, so kann uns dieser eigentlich vollkommen gleichgültig sein. Wir haben auf absehbare Zeit lediglich mit Japan als Machtfaktor zu rechnen und wenn die äußere oder oberflächliche Zivilisation des Landes die Japaner veranlaßt und zum größten Teil, wie bekannt, schon veranlaßt hat, mit den europäischen Handelsstaaten in einen regen Verkehr zu treten, so genügt uns das vollkommen, während diejenige innere Zivilisation, welche wir Kultur nennen, zwar je nach ihrem Grade für Westeuropäer interessant sein mag, jedoch keineswegs von irgend welcher wesentlichen Wichtigkeit für uns ist.

Es ist in gewisser Weise immer ein bedenkliches Zeichen für ein Volk und läßt bis zu einem gewissen Grade an der Eigenschaft, die wir auch bei Völkern als Charakter bezeichnen können, zweifeln, daß nämlich eine alte und jedenfalls nicht niedrig stehende vorhandene Kultur plötzlich aus rein äußerlichen Gründen zurückgedrängt und teilweise erstickt wird. Bei den Chinesen finden wir dieses unheimlich rasche und ausgebildete Anpassungsvermögen nicht. Gewiß wird der Chinese später auch einmal lernen, Kriegsschiffe zu bauen und zu führen, vielleicht auch eine große Armee zu organisieren; europäischen Brauch wird er aber nie, auch äußerlich nicht, annehmen. Man könnte überhaupt auf den Gedanken kommen, zu bezweifeln, ob ein Volk, wie das der Japaner, trotz seiner großen militärischen und industriellen, alles in allem seiner praktischen Fähigkeiten, die Eigenschaften besitzt zu einer großen kolonisatorischen Tätigkeit, wie z. B. die Engländer. Ein Inselvolk, welches politisch und kommerziell im Wachsen ist und den gebieterischen Drang hat zu wachsen, muß kolonisieren, es ist eben das die einzigste Möglichkeit, um das Expansionsbedürfnis zu befriedigen. Insofern gewinnt allerdings die Entwicklung des japanischen Volkes, auch abgesehen vom rein politischen oder militärischen Gesichtspunkt, eine bedeutende Wichtigkeit für uns. Hier aber schon jetzt irgendwelche Schlüsse zu ziehen, dürfte verfrüht sein. In Korea sind die Japaner jedenfalls bis zum Kriege viel verhaßter gewesen als die Russen. Umgekehrt haben gerade wir Deutschen leider keinen Anlaß, Kolonisationsfähigkeit und Tätigkeit anderer Völker zu kritisieren. Wir sind ein hochkultiviertes Volk und vermögen trotzdem bis jetzt noch nicht die allergröbsten Fehler in unserer kolonisatorischen Tätigkeit zu vermeiden. Die Eng-

länder stehen ohne Zweifel im Durchschnitt nicht auf einer so hohen Kulturstufe wie wir, aber trotzdem sind sie uns in kolonisatorischer Geschicklichkeit himmelweit voraus und direkt vorbildlich.

Für den Schmerz des Herrn Nakamura haben wir kein großes Verständnis. Es liegt etwas Parvenuhaftes in diesem fieberhaften Bestreben, von andern anerkannt zu werden. Die Begriffe Kultur und Zivilisation besitzen keine internationale Einheitlichkeit, so lange nicht, wie früher das alte Rom allen Staaten seinen Stempel aufdrückt. Es ist das aber keineswegs ein wünschenswerter Zustand und je gebildeter ein Mensch oder ein Volk ist, desto höher wird er auch fremde Kultur achten und versuchen, sich in sie hineinzuversenken, sie zu verstehen. Diese Achtung wird man aber einem Volke nicht entgegenbringen können, welches seine eigene alte Kultur, jedenfalls zum Teil, gering zu schätzen beginnt und versucht, die Ergebnisse einer viel hundert Jahre alten fremden Entwicklung zu übernehmen. Es ist sehr möglich, daß die gesunde japanische Volkskraft diesen Zwiespalt überwindet und wieder zur Einheitlichkeit gelangt; aber für die gebildeten Stände liegt jedenfalls vorläufig eine gewisse Gefahr in dieser Entwicklung. Hören wir also Herrn Nakamura, einen Repräsentanten der japanischen Gelehrtenwelt, welcher sich, wie auch bekanntlich die deutschen Professoren, mit mehr oder minder Talent und Geschicklichkeit an Fragen der großen Republik zu beteiligen pflegt.

Gedanken eines Japaners.

In der japanischen Zeitschrift „Taiyo" findet sich ein Artikel aus der Feder eines Dr. Nakamura Shingo, der recht interessant die Gedanken ausspricht, die jetzt gebildete Japaner beschäftigen. Wenn Japan siegt, so muß es beim Friedensschlusse, um seine Ruhe für die Zukunft zu sichern, auf folgenden Bedingungen bestehen: Pachtung Port Arthurs und Tairens (Dalnys) von China, Kontrolle über Korea als einen „halben Vasallenstaat", Abtretung von Wladiwostok, Zurückdrängung Rußlands bis zum Baikal-See, Kriegsentschädigung und Vergütung der Aufwendungen für die russischen Kriegsgefangenen, ein Versprechen seitens Rußlands, nie wieder eine militärische oder maritime Basis im fernen Osten zu errichten.

Aber es gibt noch andere Dinge, die viel schwerer durchzusetzen sind, als diese Zugeständnisse. Ob Rußland in Zukunft in der Lage sein wird, uns wieder zu bedrohen, hängt in erster Linie davon ab, wie wir uns in unsere

Während der Schlacht.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

neue Rolle den Nachbarvölkern gegenüber finden werden. Das ist die Frage unserer nationalen Entwicklungsfähigkeit. Sind wir imstande, über andere Völker zu herrschen?

Gewisse geschichtliche Fakta sprechen gegen uns. Unsere Helden haben in fremden Ländern gefochten und sind Sieger gewesen, aber regelmäßig haben sie die eroberten Länder wieder aufgegeben. Hideyoshis großer Feldzug war ein Fiasko. Unsere Piraten waren nur Räuber und haben nie die Dörfer besiedelt, die sie plünderten; Yamada Nagasamas Erfolge in Siam, die oft als ein Beweis nationaler Leistungsfähigkeit Japans angeführt werden, waren eine Ausnahme und machen mehr den Eindruck eines glücklichen Abenteuers, das jedem hätte widerfahren können. Während wir in neuerer Zeit kein Gebiet neu erworben haben, haben wir Gebiet verloren. Die Russen nahmen Sachalin.

Unser Mangel an Erfolg außer Landes mag schuld daran sein, es ist gewiß, daß die meisten Fremden nicht an uns glauben wollen. Diejenigen von uns, die in Europa gewesen sind, wissen es wohl. Die Fremden mögen von manchen Dingen, die wir ausgeführt haben, überrascht worden sein, trotzdem haben sie kein rechtes Vertrauen zu uns. Als wir der internationalen Allianz vom Roten Kreuz beitreten wollten, wurden Zweifel ausgesprochen, ob wir wohl auch das würden leisten können, was die Zwecke der Allianz bildet. Das war vor 19 Jahren. Zahlreiche ähnliche Fälle könnte man anführen. Welches

neue Unternehmen wir während der letzten 20 Jahre auch in Angriff nehmen wollten, es wurde von einem großen Teile der westlichen Welt mit Geringschätzung angesehen. Unsere postalischen Einrichtungen, unsere Eisenbahnen, unsere medizinische Wissenschaft, unsere Gesetzgebung, unsere Konstitution, alles hatte mit dem Spott der Europäer zu kämpfen. Man sagte uns, wir wären noch nicht weit genug für so etwas.

Als wir China schlugen, hieß es: Nun ja, die Chinesen sind überhaupt recht schwache Soldaten. Als am Anfang des letzten Jahres unsere Flotte gegen Rußland siegreich war, war es deshalb, weil Rußland nicht vorbereitet war; zu Lande würden wir, sagte die westliche Kritik, bald sehen, was wir wirklich wert seien. Als wir dann ans Land stiegen und die Russen zurückdrängten, war Kuropatkins Rückzug eine Meisterleistung, wohl durchdacht und bestens ausgeführt. Wenn wir siegten, so wurde der Sieg nicht unserer militärischen Stärke zugeschrieben, sondern wir waren, einigen Blättern zufolge, gebildete Fanatiker. Es ist gewiß eine Ehre, „gebildet" zu heißen, aber mit dem Wort „Fanatiker" zusammen ist es ein Tadel. Wir können tun, was wir wollen, wir überzeugen gewisse fremde Kritiker nicht, daß unser Volk großer Fortschritte in der Zukunft fähig ist. Der überwiegende Eindruck, den man draußen von uns hat, ist der des Zweifels. In manchen Dingen haben wir die Berechnungen der anderen als irrtümlich erwiesen. Lange Zeit sagte man uns, wir gehörten zu einer kleinen und minderwertigen Rasse, unsere einzige Hoffnung wäre, uns mit den Fremden durch Heiraten zu vermischen. Dann hieß es, eine Nation von Vegetariern könne nicht viel leisten. Den Fleischessern sei die Weltherrschaft bestimmt. Jetzt kommt Dr. Bälz und erklärt, der Überzeugung zu sein, wir verdankten unsere physische Nationalkraft, die wir im Kriege gezeigt haben, gerade unserer vegetarischen Lebensweise.

Meldung eines japanischen Matrosen.
(Originalzeichnung von C. Schön.)

Mancher von uns ist da natürlich im Zweifel, was er glauben soll, wenn die großen europäischen Autoritäten so auseinandergehen. Aber ich glaube, dieser Mangel, uns nicht recht klassifizieren zu können, ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Völker, deren Fähigkeiten man messen und in genauen Daten ausdrücken kann, haben den Höhepunkt ihrer Geschichte bereits hinter sich. Völker, deren Betätigung eine fortwährende Überraschung für die Zuschauer bietet, das sind die, die zweifellos noch eine große Zukunft haben. Ich gebe zu, es ist etwas schwer, unsere Fähigkeiten richtig zu erklären. Physisch scheinen wir unter dem Durchschnitt der Orientalen zu stehen. Aber wiegt unsere geistige Stärke nicht die körperliche Unansehnlichkeit auf? Triumphiert nicht die Energie unseres Geistes über unsere physischen Nachteile? Von altersher sind wir dafür bekannt, daß unsere Entschlossenheit sogar dem Tode trotzt. Kein Zweifel, wir werden auch in Zukunft einen unbesieglichen Mut haben, wenn wir vor eine große Krisis gestellt werden. Aber wird dieser Mut uns befähigen, all' die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Krieg schaffen wird, so wird China in Frage kommen, denn dieses Land geht der Krieg vor allem an. Rußland wird natürlich alles tun, um durch Diplomatie und Bestechung gut zu machen, was es auf dem Schlachtfelde verloren hat. Werden wir in der Diplomatie dieselben Erfolge haben wie im Kriege?

Erwägen wir die Möglichkeiten der späteren politischen Situation im fernen Osten. Nichts ist sicherer, als daß Rußland sich anstrengen wird, irgendwie das Gleichgewicht mit Japan wieder herzustellen und sein Ansehen in diesem Teile der Welt wieder aufzubauen. Wie will es das erreichen? Wahrscheinlich wird es einen der beiden folgenden Wege einschlagen, entweder ein Bündnis mit China gegen Japan oder Japans Isolierung durch Zerstörung der englisch-japanischen Allianz. Rußland kann versuchen, selbst mit England ein Bündnis zu schließen, oder es kann als drittes Glied sich an die Allianz anschließen wollen, mit Hintergedanken natürlich. Das würde ihm seine Pläne in China nur erleichtern.

Der erstgenannte dieser Pläne ist gewiß leicht auszuführen. Schon während des Krieges hat Rußland den Boden dafür so gut wie möglich vorbereitet. Wenn wir den Friedensvertrag unterzeichnet haben, so wird das unsere größte Sorge sein, auf diese Entwicklung acht zu geben. Die zweite Möglichkeit halte ich dagegen für wenig wahrscheinlich. Es ist nicht anzunehmen, daß Rußland unseren Bund mit England beeinflussen wird. England wird mit Rußland

kein Bündnis schließen. Dazu stoßen die Interessen der beiden Länder zu vielfach zusammen; in Persien, in Siam, in der Ostsee, im Mittelmeer, überall. Das einzige, was England in Rußlands Arme treiben könnte, wäre etwa, daß wir England als Feind betrachteten, aber das wird so leicht nicht eintreten. Und Rußland als Dritten in den Bund aufzunehmen, dazu hat keins der verbündeten Länder Neigung. Als der europäische Dreibund gebildet wurde, gab sich Rußland große Mühe, Deutschland und Österreich zu veranlassen, es als drittes Glied an Stelle von Italien aufzunehmen; aber beide waren dagegen, und es wurde nichts daraus. Noch eine Konstellation ist zu bedenken, die einer russisch-japanischen Allianz. Gibt es dafür irgend eine Aussicht? Ich meine, nicht im geringsten. Das würde heißen, sich von England abwenden zugunsten Rußlands. Ebenso unwahrscheinlich ist, daß eine der beiden Mächte auf die andere verzichten würde, um sich mit Rußland zu verbünden.

Das Baltische Geschwader.
(Originalzeichnung von C. Schön.)

Die Baltische Flotte.

Gefechtswert der Flotte und die Aussichten auf Erfolg.

Inzwischen hatte Roschdjestwensky, den wir zuletzt bei Madagaskar zurückließen, von dort seinen Weg nach dem Kriegsschauplatze fortgesetzt. Sein Weg führte ihn zunächst nach Osten, und eine weite Strecke, die er auf hoher See zu durchmessen hatte, lag vor ihm. Unterwegs mußte er sich mit dem Geschwader des Admiral Nebogatoff, welches, wie wir früher berichteten, durch den Suezkanal gegangen war, vereinigen, und diese Vereinigung war, wie man annahm, von großer militärischer Wichtigkeit als Verstärkung des Geschwaders. Nebogatoff war erst Mitte Februar aus Liebau ausgelaufen und wohl mit daraus erklärt es sich, daß Roschdjestwensky mit seinen Schiffen bei Madagaskar so lange wartete, bis eine Vereinigung, unter Berücksichtigung der beiderseitigen Marschgeschwindigkeiten, an einem bestimmten und vorher verabredeten Orte auf hoher See sich unauffällig bewerkstelligen ließ.

Ende März kam das Geschwader Nebogatoffs bei Suez an und wir wollen uns kurz wieder vergegenwärtigen, daß es aus einem Linienschiff, drei Küstenpanzerschiffen, einem großen Kreuzer, einem Hilfskreuzer und fünf Transportschiffen bestand. Kurz nachher wurde das Gerücht aufgebracht, daß Rußland, nach der Schlacht bei Mukden an jedem Erfolge verzweifelnd, die ganze Flotte, sowohl die Schiffe Roschdjestwenskys, als auch die Nebogatoffs, nach den

Auf dem Vorderdeck eines japanischen Kreuzers. Feind in Sicht!
(Nach einer Originalzeichnung von E. Schön.)

heimischen Gewässern zurückberufen werde. Es ist schwer zu sagen und jetzt nach dem Kriege auch ohne besonderes Interesse, ob diese Absicht in den russischen leitenden Kreisen jemals bestanden hat. Es mag sein, daß unter dem ersten Eindruck der furchtbaren Niederlage bei Mukden, wie wir schon an anderer Stelle erörterten, deren Bedeutung überschätzt wurde. Eine Friedenspartei hat ja in Rußland immer bestanden und diese hat ohne Zweifel auch nach der Schlacht bei Mukden die Gelegenheit benutzt, um in ihrem Sinne zu wirken. Bevor wir auf diese Frage eingehen, wollen wir einen kurzen Blick auf dieses Geschwader Nebogatoffs werfen. Es waren dies das alte Schlachtschiff „Imperator Nikolaus I.", aus dem Jahre 1892 stammend, mit schwacher Armierung, schlechtem Panzer und geringer Geschwindigkeit. Die drei Küstenpanzer „Admiral Uschakoff", „General Admiral Apraxin" und „Admiral Sjenjawin", kleine Schiffe, welche, wie ihr Name sagt, höchstens für die direkte Küstenverteidigung einige Dienste leisten konnten. Hierzu kam endlich noch ein alter Panzerkreuzer von sehr geringer Größe, der „Wladimir Monomach".

Im Heizraum eines Kriegsschiffes.
(Originalzeichnung von C. Schön.)

Alles in allem stand hiermit dem Admiral keine bedeutende militärische Macht zur Verfügung. Alle Schiffe waren alt, sehr klein, minderwertig, nach Armierung und Panzerschutz; ihre Geschwindigkeit war ganz gering und ebenfalls der Kohlenvorrat. Andern Ansichten entgegen möchten wir es doch im Prinzip für richtig halten, daß man zur letzten großen Entscheidung auch diese letzten

Reserven aufbot. Daß sie schließlich nicht richtig verwendet wurden, ist eine Sache für sich, sie hätten aber zweifellos unter Umständen wichtige Dienste leisten können.

Was nun die Frage betrifft, ob die ganze Flotte richtigerweise hätte umkehren sollen oder nicht, so mußte sie für einen nüchternen Beurteiler unter allen Umständen positiv beantwortet werden; allerdings Port Arthur war nicht mehr in russischen Händen. Alle Linienschiffe, welche Rußland im fernen Osten besessen hatte, waren vernichtet oder kampfunfähig und nur eine geringe Anzahl von Kreuzern und Torpedofahrzeugen befand sich im Hafen von Wladiwostock. Wladiwostock war auch der einzigste Stützpunkt, welcher Roschdjestwenskys Flotte eine Gelegenheit zur Ergänzung von Proviant usw., vor allem aber zur Ausführung von Reparaturen gewähren konnte. Ein dritter erschwerender Punkt kam noch hinzu, auf den wir bei Besprechung der Schlacht von Tsuschima zurückkommen werden, daß nämlich nach dem Falle von Port Arthur der schließliche Reiseweg der russischen Flotte ein weit gebundenerer war. Wollte Roschdjestwensky nach Wladiwostock, so mußte er durch eine der drei Engen, nämlich die Straße von Korea, die Tsugaru-Straße, oder die von La Peruse hindurch. Alle drei Wege ließen sich leicht bewachen und mit einer Täuschung des Feindes, oder einem unbemerkten Durchkommen und vielleicht auch Auftreten in dessen Rücken, konnte Roschdjestwensky bei dem gut ausgebildeten Nachrichtenwesen an Bord und an Land der Japaner unter keinen Umständen rechnen. Wäre Port Arthur noch nicht gefallen gewesen, so hätte die Sache ganz anders und strategisch unvergleichlich viel schwieriger für die Japaner gelegen.

Alles dies waren aber Fragen von untergeordneter Bedeutung der einen entscheidenden gegenüber: Ist es möglich, ist Aussicht vorhanden, daß Roschdjestwensky siegt und wenn er siegt, wird dadurch der Gang des Landkrieges in entscheidender Weise für die Russen günstig beeinflußt? Den ersten Teil der Frage mußte man unbedingt bejahen. Ein Sieg der Russen war in Ansehung ihres Schiffsmaterials keineswegs ausgeschlossen; wir haben ihn nie für wahrscheinlich gehalten, hauptsächlich in Anbetracht der Unterlegenheit des russischen Personals, welche schon während der Ausreise außer Zweifel stand und im zweiten Band besprochen worden ist. Das konnte aber die Möglichkeit nicht ausschließen, denn einmal spielt der Zufall im Kriege stets eine große Rolle und dann war man wohl berechtigt, auf die Energie und das Geschick Roschdjestwenskys gewisse Hoffnungen zu setzen. Was den Einfluß eines russischen

Sieges auf den Gang des Krieges betrifft, so lag dieser vollkommen auf der Hand. Alle Landsiege hätten dann die Japaner nicht vor einer endlichen Niederlage bewahrt, denn sobald die Seeherrschaft in russische Hände überging, war den Armeen Oyamas ihre Verbindung nach dem Heimatlande abgeschnitten und es nur noch eine Frage der Zeit, wie lange sie sich dem stetig sich verstärkenden russischen Heere gegenüber würden halten können. Es stand also für Japan tatsächlich alles auf dem Spiel und für Rußland lag die Möglichkeit vor, alles wieder zu gewinnen, was man verloren hatte und noch mehr. Da konnte es natürlich nicht zweifelhaft sein, daß man, noch im Besitze einer großen Flotte, diese unbedenklich als Letztes einsetzte.

Schließlich ging es ja auch für Rußland nicht um die Existenz, und wenn man auch mit einem Unterliegen der Flotte rechnete, so konnte man auch dann nicht mehr als höchstens Port Arthur und die Mandschurei verlieren. Ja selbst wenn man den auch sehr möglichen Fall annahm, daß die russische Flotte zwar geschlagen, die japanische aber auch starke Verluste erleiden würde (bekanntlich konnte Japan solche Verluste nicht durch Reserven irgend welcher Art decken, während Rußland schon bald in der Lage gewesen wäre, wieder einige Schiffe hinauszuschicken), so wäre es also auch auf diesem Wege möglich gewesen, etappenweise, um sich so auszudrücken, die japanische Flotte zu besiegen.

Über Roschdjestwensky ist ja im Herbst 1904 gelegentlich des Nordseezwischenfalls viel gespottet worden, sehr mit Unrecht, denn dieser Admiral war und ist wohl nächst Makaroff der tüchtigste und energischste russische Führer, den das Zarenreich stellen konnte. Selten ist aber wohl ein Führer in schwierigerer Lage gewesen, als dieser Admiral. Seine Schiffe waren bemannt mit Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, die nicht nur nicht ihren dienstlichen Anforderungen gewachsen waren, sondern, ohne Übertreibung, keine Ahnung davon hatten, weder praktisch noch theoretisch.

Außerdem aber waren alle diese Leute auch ohne jeden militärischen Geist. Die inneren Unruhen Rußlands, der Geist des internationalen Sozialismus oder Nihilismus hatte auch die Flottenbesatzungen angesteckt, wovon man ja einige Monate nachher, zumal im Schwarzen Meere, beinahe unglaubliche Beweise gesehen hat. Als einige Monate nach der Schlacht von Tsuschima Matrosen dieser russischen Flotte zurückgekehrt waren, haben sie sich mit bemerkenswerter Offenheit über die Zustände während dieses Marsches ausgesprochen. Einige sagten,

alle hätten sich gefürchtet und nicht, wir geben die Ausdrücke wörtlich wieder, zur Schlachtbank geführt werden wollen. „Alle waren überzeugt, daß' sie dem Verderben entgegengingen, man fürchtete sich nicht nur deshalb, weil es in diesem Kriege überhaupt keine Begeisterung, ja nicht einmal ein Verständnis für den Zweck der Aufopferung gab, nicht nur deshalb, weil die Siege der Japaner eine Panik in den Gemütern entstehen ließen, sondern auch deshalb, weil sich die Matrosen täglich von dem schlechten Zustande der Schiffe überzeugten. Während der

Ansicht von Wladiwostock
(Nach einer Photographie.)

ganzen Fahrt war die Stimmung gedrückt, weil die Zukunft Entsetzen einflößte. Man braucht jetzt nicht mehr zu verhehlen, daß man auch auf dem zweiten und dritten Geschwader beständig Meuterei und Desertionen befürchtete. Tag und Nacht wurde daher die Mannschaft, selbst wenn man vor Anker lag, an Bord gehalten."

Was sollte Roschdjestwensky sich von solchen Leuten versprechen? Sie dachten eben nur an die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ihres Todes, fühlten sich bedrückt, wie diese Matrosen angaben, und gaben diesem Gefühl Ausdruck

wo sie konnten, durch Meuterei oder Desertion. Man bedenke, daß auf einem modernen Kriegsschiff nicht nur Meuterei, sondern auch Ungehorsam, jede einfache Unterlassung eines Matrosenheizers oder Unteroffiziers von den allerschwersten Folgen sein kann. Die späteren Vorgänge im Schwarzen Meer und zumal die an Bord des „Potemkin" zeigen deutlich, wie gefährlich eine solche Meuterei an Bord sich in kurzer Zeit entwickeln kann, sofern Unteroffiziere und gar Offiziere daran beteiligt sind. Diese Zustände allein genügen, die Leistung Roschdjestwenskys, daß er sämtliche Schiffe bis zum Kriegschauplatz gebracht hat, als eine sehr achtenswerte erscheinen zu lassen. Mit Sanftmut freilich ist er da nicht ausgekommen, authentisch wissen wir nichts Näheres darüber, aber dieselben tapferen Matrosen haben nachher erzählt, man habe Roschdjestwensky nicht geliebt, sondern gefürchtet. Nur mit Entsetzen denke man an die harten Strafmaßregeln; diese müssen allerdings ziemlich scharf gewesen sein, denn Nebogatoff hat während der Fahrt verschiedene Todesurteile an Bord vollstrecken lassen und dennoch sagten die Matrosen, er sei wie ein leiblicher Vater für seine Untergebenen gewesen uud ohne derartige schwere Strafen wäre man überhaupt gar nicht bis in die ostasiatischen Gewässer gelangt.

Wir können uns danach also ungefähr eine Vorstellung machen von den Zuständen, welche auf der ehemaligen Baltischen Flotte herrschten. Es ist kaum anzunehmen, daß Roschdjestwensky sich von den Leistungen einer solchen Flottenbesatzung, welche in beständiger Angst vor dem kommenden Kampfe lebte, welche auch beim besten Willen nur sehr Unvollkommenes geleistet hätte und vom schlechtesten Willen beseelt war, viel versprochen hat. Vielleicht wird man in Zukunft etwas aus seinem Munde darüber hören; für ihn war es aber nicht nur ein Gebot der Pflicht, sondern auch der persönlichen Ehre, die ihm anvertraute Flotte mit allen Mitteln an den Feind heranzubringen; für den Geist der Besatzung und ihre mangelnde Ausbildung konnte man den Admiral nicht verantwortlich machen. So hat er denn ohne Zweifel rücksichtslose Strenge walten lassen und während der Fahrt jeden Versuch einer Insubordination oder Desertion mit allen Mitteln unterdrückt. Auch darin ist ihm nur Recht zu geben, denn ein Führer kann unter solchen Verhältnissen keine Rücksicht nehmen, ob seine Maßnahmen ihm die Liebe seiner Untergebenen erwerben oder Gefühle anderer Art in ihnen erwecken.

Wir sprachen im zweiten Bande die Vermutung aus, daß der russische Admiral während seines Aufenthaltes vor Madagaskar sein möglichstes tun

werde, um die Ausbildung seiner Mannschaften zu fördern. Darüber hat man jetzt vernommen, daß allerdings Exerzitien beständig abgehalten wurden, dagegen gar keine scharfen Schießübungen; der Grund hiervon ist ohne Zweifel Sparsamkeit bezüglich der Munition gewesen und Roschdjestwensky mag sich vielleicht die Überlegung gemacht haben, daß die Munitionsmenge, welche er zu Übungen verwenden konnte, doch nicht ausgereicht hätte, um den Ausbildungsstand der Mannschaften und ihre Schießfertigkeit merklich zu fördern. Jedenfalls halten wir Admiral Roschdjestwensky für einen zu klugen und weitdenkenden Mann, als daß er nicht alles, was nach Lage der Dinge möglich war, getan hätte, um die Gefechtsfähigkeit seiner Flotte zu heben.

Drei Monate hat das Geschwader in den madagaskischen Gewässern gelegen, denn es langte kurz nach der Einnahme von Port Arthur an und verließ die Insel erst gegen Ende des Monat März. Warum der Admiral so lange gewartet hat, ist nicht klar; von russischer Seite wurde angeführt, daß die ihn begleitenden und vertragsmäßig zur Verfügung stehenden fremden Kohlendampfer sich geweigert hätten, die Reise weiter mitzumachen. Dieser lange Aufenthalt in den tropischen Gewässern hatte eine sehr nachteilige Folge, nämlich, daß die unter Wasser liegenden Teile der Schiffe durch Anwachsen von Muscheln, Tang und anderer Seepflanzen so rauh wurden, daß die Geschwindigkeit der Schiffe sich ganz bedeutend verminderte. Es ist das eine bekannte Tatsache, gegen welche man nicht vorbeugen kann. Das einzigste Mittel ist, solche Schiffe möglichst schnell in ein Trockendock zu bringen und dort einer Bodenreinigung zu unterziehen. In den madagaskischen Häfen befindet sich aber kein Dock und so mußte man schon mit den Schiffen, wie sie waren, abfahren.

Es ist nach der Schlacht von Tsuschima von geretteten Offizieren erzählt worden, man habe unterwegs mit den Schiffen die schlechtesten Erfahrungen insofern gemacht, als ihre Bauausführung viel zu wünschen übrig ließ. Sie behaupten, daß die neuen Schiffe der Orel-Klasse nicht den ihnen

zukommenden Panzer erhalten hätten, daß Nieten gefehlt hätten, kurz, in schiffbaulicher Hinsicht eine unglaubliche Lodderigkeit sich herausgestellt habe. Der Leser wird sich erinnern, daß wir im zweiten Bande gelegentlich der Vorbereitungen für die Reise der Baltischen Flotte über das wenig zuverlässige und sorgfältige Funktionieren des russischen Kriegsschiffsbaues gesprochen haben. Es mögen auch damals wirklich japanische Emissäre ihre Hand dort im Spiel gehabt haben, wir wollen das auch heute noch nicht von der Hand weisen. Daß aber die Mangelhaftigkeit des russischen Kriegsschiffbaues und vor allem der russischen Verwaltung diese Schiffe, soweit sie neu waren, in gewissenloser Weise vernachlässigten, obgleich sie doch schließlich Rußlands letzte Hoffnung für den Krieg bildeten, das dürfte wohl feststehen. Es ist beinahe unglaublich, wenn auch leider eine verbürgte Tatsache, daß schon vor der Ausreise der Flotte in technischen Kreisen als etwas Selbstverständliches behauptet wurde, daß die Orel-Klasse eine sehr geringe Stabilität besäße; das heißt, zum kentern unter gewissen Verhältnissen geneigter wäre, als ein anderes Schiff. Die Schlacht bei Tsuschima hat diese Behauptungen nur vollauf bestätigt. Alle andern Staaten können wahrhaftig aus diesen empörenden Vorgängen die Lehre ziehen, daß nur das allerbeste Material gut genug ist.

Schließlich ist ja doch auch zu bedenken, daß, ganz abgesehen von dem Wunsche und der Notwendigkeit von einem militärischen Erfolge, das Volk es auch den Besatzungen seiner Flotte schuldig ist, ihnen die vollkommensten Instrumente in die Hand zu geben und sie nicht nutzlos und schutzlos den Granaten des Feindes preiszugeben.

Auf der Kommandobrücke eines japanischen Kriegsschiffes.
(Nach einer japanischen Skizze.)

Roschdjestwenskys Fahrt nach Osten.

Roschdjestwensky kannte aber seine Pflicht, hielt die Besatzungen durch eiserne Strenge in Zucht und Ordnung und setzte mit so hoher Geschwindigkeit, wie es die Verhältnisse zuließen, seinen Marsch nach Osten fort. Der Kurs wurde zunächst nach der Malakka-Straße gerichtet, weil durch sie der kürzeste Weg nach der ostasiatischen Küste führt. Der Admiral konnte mit einiger Sicherheit annehmen, daß ihm weder dort noch in den südlichen Inselgewässern feindliche Angriffe drohen würden. Die internationale Öffentlichkeit, welche den Marsch der russischen Flotte mit ihren Bemerkungen und Vermutungen begleitete, nahm es allerdings als sicher an, daß die Japaner gerade jene engen Durchfahrten zu einem Angriff für ihre Torpedoboote benutzen, jedenfalls aber mit den Russen bereits Fühlung nehmen und sie durch einige leichte Kreuzer begleiten lassen würden. Nichts von alledem ist geschehen und Admiral Togo tat Recht daran, seine Schiffe im Norden zusammenzuhalten, Personal und Material zu schonen, um für den letzten großen Entscheidungskampf die verhältnismäßig höchste Leistungsfähigkeit zu besitzen. Ebenso erfüllte sich nicht die Erwartung, daß die Russen bei Nacht und Nebel oder auf Schleichwegen den Stillen Ozean zu erreichen suchen würden; im Gegenteil. Am 8. April meldete das Kabel, daß die russische Flotte des Admirals Roschdjestwensky die Enge von Singapore am hellen Tage passiere. Mit langsamer Fahrt dampften die stattlichen Schiffe hindurch und das Flaggschiff ließ den russischen Konsul von Singapore, welcher Nachrichten und Depeschen von Wichtigkeit zu übergeben hatte, an Bord kommen, dann dampften die Schiffe ruhig weiter und wendeten ihren Kurs nach Norden bezw. Nordosten, ohne nur irgendwie das Bestreben zu zeigen, ihre Bewegungen zu verschleiern. Es liegt auf den ersten Blick der Gedanke wohl nahe, ob Roschdjestwensky wohl nicht am besten getan hätte, sich stets weit ab vom Lande auf hoher See zu halten und auf diese Weise bis zum letzten Moment, wo er gezwungen war, durch eine der drei Engen in die Japanische See zu dampfen, sich unsichtbar zu machen. Dazu müssen wir aber erwägen, daß es für ihn gleichermaßen von Wichtigkeit war, unterwegs auf dem Laufenden gehalten zu werden, ob Admiral Togo mit seiner Flotte irgend welche Angriffspläne vorher gegen ihn habe, oder ob die Flotte des Gegners nach wie vor auf dem engeren Kampfplatze bleibe. Dazu mußte aber der russische Admiral in Verbindung mit dem Lande bleiben. Ohne Zweifel hatten die Russen an der ganzen Küste

entlang ein Nachrichtensystem etabliert, indem überall Agenten die Verbindung mit der Flotte herstellten, sobald sich diese in Sicht von Land zeigte. In dieser Art heimlichen Nachrichtenwesens haben die Russen stets ein großes Geschick bewiesen und wir können wohl annehmen, daß sich die Verbindungskette von den Küsten Indiens bis zum Gelben Meere hinauf erstreckte. Es handelte sich außerdem ja nicht nur allein um die Nachrichten vom Feinde, sondern auch um die telegraphische Verbindung mit Petersburg und endlich um die mit dem Geschwader Nebogatoffs. Dieses war noch zurück; am 8. April hatte es Djibuti verlassen, am 5. Mai Singapore passiert und nun mußte so schnell wie möglich

In einer russischen Batterie.
(Nach einer Photographie.)

die Vereinigung mit der Flotte Roschdjestwenskys bewerkstelligt werden. Es ist nun nicht so ganz leicht, ja, wenn nicht ein günstiger Zufall hilft, beinahe unmöglich, eine solche Vereinigung ohne ganz genaue Verabredung auf der ungeheuren Wasserfläche des Ozeans zu bewerkstelligen und daher war hier die Vorbedingung, daß man wenigstens von Zeit zu Zeit sich verständigte und jede Flotte von der anderen ungefähr wußte, wo sie sich aufhielt, mit welchem Kurs und mit welcher Geschwindigkeit sie marschierte.

Ferner kam noch die Frage der Kohlen- und Proviant-Ergänzung für die russische Flotte in Betracht. Aus der Karte ist ersichtlich, eine wie ungeheuer lange Strecke von Singapore noch zu durchlaufen ist, ehe man bis in die japanischen Gewässer, bezw. das Gelbe Meer gelangt. Wir wissen, daß die

russische Flotte eine Menge von Kohlendampfern mit sich führte und mit Recht nicht darauf rechnen konnte, von neutralen Staaten Kohlen im Hafen beziehen zu können. Auf hoher See ist es jedoch immer eine mißliche Sache aus einem Dampfer Kohlen zu nehmen, denn die Fläche des Ozeans ist so gut wie niemals ganz ruhig und nur eine leise Wellenbewegung genügt, um zwei nebeneinander liegende Schiffe gegeneinander zu schlagen und zu beschädigen. Deswegen ist es geboten, geschützte Buchten aufzusuchen. Ist es möglich, dann zugleich Verbindung mit dem Lande herzustellen und von dort Proviant kommen zu lassen, um so besser. Endlich ist noch ein sehr zu beachtender Punkt das Ruhebedürfnis der Mannschaften und die Notwendigkeit, von Zeit zu Zeit die Kessel der Schiffe zu reinigen, vielleicht auch kleinere Maschinenreparaturen usw. auszuführen.

Roschdjestwensky, dessen Schiffe seit beinahe einem halben Jahre keine Werft und Reparaturwerkstatt mehr gesehen hatten, dampfte, das dürfen wir nicht vergessen, der Entscheidungsschlacht entgegen; er konnte nicht wissen, wann und wo sie stattfinden werde und mußte, sofern er nicht immer ganz genaue Nachrichten vom Feinde erhielt, auch mit Überraschungen rechnen. Daraus ergab sich für ihn dann die Notwendigkeit, seine Schiffe für diesen letzten Kampf in einen möglichst gefechtsfähigen Zustand zu setzen, vor allem aber mußte er doch damit rechnen, wann er zum letzten Male seine Kohlenvorräte auffüllen sollte und könnte.

Wir sind der Ansicht, daß der Admiral sich von vornherein gedacht hat, die Schlacht werde beim Eintritt in die Japanische See stattfinden, von dort bis nach Wladiwostock war aber noch eine verhältnismäßig große Strecke zu durchlaufen und es war ebensogut möglich, daß die Flotte oder einzelne Schiffe dann selbst nach einer verhältnismäßig günstigen Schlacht nicht direkt diesen Hafen und Stützpunkt erreichen, sondern vielleicht gezwungen sein würden, mehrere Tage noch in See zu bleiben. Daraus ergab sich wiederum, daß man mit möglichst großem Kohlenvorrat den Kampfplatz betreten mußte, denn von dem Augenblick an war natürlich kein Gedanke mehr, auf See oder in einer Bucht Kohlen zu nehmen, man mußte eben mit dem vorhandenen Vorrat reichen. So suchte denn Roschdjestwensky, in Höhe der französischen Kolonialküsten des fernen Ostens angelangt, um Mitte April an geschützten Stellen, hauptsächlich der Kamranbucht und der Honkohebucht, längeren Aufenthalt zu nehmen. Diese Aufenthalte waren augenscheinlich vorher schon beabsichtigt und vorbereitet. Es entspann sich alsbald ein lebhafter Verkehr mit dem Lande, Massen von Vor-

räten wurden durch die Eingeborenen an Bord gebracht, Depeschen und Nachrichten langten an und wurden abgesandt.

Kaum war dieser Aufenthalt der russischen Flotte bekannt, als auch schon die japanische Regierung ihre Unzufriedenheit auf das Deutlichste zu erkennen gab. Es waren französische Territorialgewässer, also die einer neutralen Macht, welche die kriegführende Partei jetzt zu einer Ruhepause benutzte und die Japaner erblickten darin eine, wenn auch indirekte Stärkung der russischen Gefechtskraft. Sie hatten damit unzweifelhaft recht, aber schließlich sind alle Neutralitätsgebräuche, um nicht zu sagen, Gesetze, der Art, daß solche indirekte Vermehrungen der Gefechtskraft nicht dagegen verstoßen. Wo würde man auch hinkommen, wenn anerkannt würde, daß ein Schiff, welches ohne Kohlen ja nicht fahren kann, durch Ergänzung des Vorrats seine Gefechtskraft erhöhte und der Staat, welcher ihm hierzu Gelegenheit gäbe, den Gesetzen der Neutralität zuwiderhandele. Man kann es ja den Japanern, denkt man sich an ihre Stelle, wohl nachfühlen, daß ihnen der Aufenthalt der russischen Flotte sehr ärgerlich war. Not bricht Eisen und im Kriege besonders sind alle Mittel recht, zu denen man die Macht hat. Ebenso natürlich war es aber auch, daß Roschdjestwensky jede Gelegenheit benutzte, und ebenfalls weiter war es natürlich, daß die französische Regierung auf die Vorstellung der japanischen ablehnend antwortete. Wir haben schon früher die französische Auffassung der Neutralität ausführlich besprochen und weisen darauf hin. Frankreich hat sich auch hier wieder als ehrlicher und geschickter Bundesgenosse Rußlands bewährt und sich auch durch die besorgten Vorstellungen seines anderen Freundes England nicht einschüchtern lassen. Japan sprach zwar offen von Neutralitätsbruch und den unabsehbaren Folgen, die daraus erwachsen könnten, aber tatsächlich war es wohl in keinem Augenblick weiter davon entfernt mit Frankreich anzubinden, so lange es noch vor der größten Entscheidung des Krieges stand und auch danach noch alle Hände voll zu tun hatte.

Mandschurisches Pony.
(Nach einer Photographie.)

Immerhin mag England auch wohl einen Druck im japanischen Sinne auf Frankreich ausgeübt haben

und die französische Regierung zog Erkundigungen ein, welche natürlich eine gewisse Zeit in Anspruch nahmen. Sie mußte sich an die russische Regierung wenden, bezw. an die französischen Behörden der Kolonie, während die russische Regierung wiederum von Roschdjestwensky Aufklärung verlangte, um diese nachher der französischen Regierung zu übermitteln. Da von diesen beiden Seiten jedenfalls kein Verlangen vorlag, die Erledigung der Angelegenheit zu beschleunigen, so erreichte Roschdjestwensky das, was er wollte, nämlich Zeit genug zu gewinnen, um seiner Flotte die notwendige Ruhe zu gönnen. Man antwortete, die russische Flotte sei überhaupt gar nicht innerhalb der französischen Hoheitsgrenze gekommen, sondern habe außerhalb derselben geankert, die traditionelle Ausdehnung dieser sogenannten Hoheitsgrenze von der Küste an beträgt drei Seemeilen. Haben Roschdjestwenskys Schiffe nun damals nur 100 Meter außerhalb der Seemeilengrenze geankert, so befanden sie sich nicht mehr in der Hoheitsgrenze und der ganze Zwist war gegenstandslos geworden. Wir sehen daraus jedenfalls, wie vollkommen veraltet und lächerlich es ist, diese alten Bestimmungen noch immer zu befolgen und als ein heiliges internationales Gesetz zu betrachten. Zweifellos waren die Japaner mit ihren Beschwerden im Unrecht, selbst wenn die russischen Schiffe sich innerhalb der französischen Hoheitsgrenze befunden haben. Sie konnten sich in dieser genau mit demselben Rechte aufhalten wie Monate vorher auf der Reede der spanischen Hafenstadt Vigo und später vor Madagaskar. Wir haben oben gesehen, daß die Bestimmung eines nur 24stündigen Aufenthalts für kriegführende Schiffe in einem neutralen Hafen eine gänzlich willkürliche ist; eine englische Sitte, welche dem englischen Vorteil entspricht und teils aus Indolenz, teils aus Schwäche von einer Reihe anderer Staaten adoptiert ist. Leider will man das in Deutschland immer nicht begreifen und war sogar bereit, beinahe unsere eigenen Behörden in Kiautschu des Neutralitätsbruches zu beschuldigen, als sie die russischen Schiffe nach der Schlacht vom 10. August einlaufen ließ.

Vereinigung der beiden Flotten.

Natürlich war es für die Japaner höchst unangenehm, wenn die russischen Schiffe so in verhältnismäßiger Nähe des Kriegsschauplatzes Gelegenheit nahmen sich zu erholen, aber im Grunde war es, wie gesagt, genau das Gleiche, wie die früheren Aufenthalte, wenn auch diese einige tausend Meilen vom Kriegsschauplatze entfernt genommen wurden. Das Ergebnis des zeitweise recht erregten Noten-

wechsels und des aufs Höchste erregten Preßgezänks war jedenfalls, daß Roschdjestwensky seinen Zweck vollkommen erreichte, auch insofern, als es ihm im Mai, wahrscheinlich am 10., glücklich gelang, die Vereinigung seiner Division mit der Division Nebogatoffs glücklich zu bewerkstelligen. Am 14. Mai verließ dann die gesammelte Flotte die Küste von Anam, erreichte am 17. den Balingtan-Kanal und füllte dort noch einmal den Kohlenvorrat auf. Am 24. Mai befand sich die Flotte nicht weit von der Mündung des chinesischen Flusses Yangsee und am 26. abends näherte man sich der Straße von Korea, dem südlichen Eingange in die Japanische See. Wenige Tage vorher hatte Roschdjestwensky

Japanische Offiziere.
(Nach einer Photographie.)

den folgenden in mancher Beziehung sehr bemerkenswerten Tagesbefehl an die Schiffe seiner Flotte erlassen:

„Nach der Vereinigung mit der Division Nebogatoffs ist das Geschwader nicht nur ebenso stark wie das feindliche, sondern hat auch in bezug auf die Linienschiffe ein gewisses Übergewicht gewonnen. Die Japaner haben eine größere Anzahl schneller Panzerkreuzer als wir, aber wir haben auch nicht die Absicht, vor ihnen zu fliehen und werden schon unsere Sache durchführen, wenn unser Maschinenpersonal auch im Kampfe die Ruhe nicht verliert und ebenso gewissenhaft arbeitet wie sonst. Die Japaner haben viel mehr Torpedobootszerstörer als wir, ferner besitzen sie Unterseeboote und schwimmende Minen, in deren Legen sie große Übung und Fertigkeit besitzen. Diesen Dingen muß man mit Vorsicht

und Wachsamkeit begegnen, man darf keinen Torpedoangriff verschlafen und keinerlei Körper, die auf dem Wasser schwimmen, unbeachtet oder unbeobachtet lassen. Man darf sich durch die Tätigkeit an den Scheinwerfern nicht in Verwirrung bringen lassen, muß am Geschütz ganz ruhig bleiben und so gut wie möglich zielen. Die Japaner haben etwas Wichtiges über uns voraus. Lange Kriegserfahrung und große Fertigkeit im Schießen während der Schlacht. Daran müssen wir denken und uns nicht verleiten lassen in schnelles Feuern zu verfallen, wenn die Japaner es tun. Wir dürfen nicht aufs Geratewohl schießen, sondern unter sorgfältiger Beobachtung und die Schüsse immer korrigieren. Nur unter dieser Bedingung können wir auf Erfolg rechnen und das Bewußtsein davon muß allen Offizieren und Mannschaften stets gegenwärtig sein.

Die Japaner empfinden eine grenzenlose Hingebung an Thron und Vaterland, sie ertragen keine Schande und sterben wie Helden.

Auch wir haben vor dem Throne des Allerhöchsten geschworen, er hat uns die Kraft gegeben, die Schwierigkeiten einer Fahrt zu ertragen, welche bis jetzt ohne Beispiel dasteht. Gott wird auch unsern Arm stärken und uns seinen Segen geben, damit wir das Gebot des Herrschers erfüllen und die brennende Schande Rußlands mit Blut abwaschen."

Wir sehen, daß Roschdjestwensky in diesem historischen Befehl sehr treffend und richtig auf die schwachen Punkte russischerseits hinweist. Die Verhaltungsmaßregeln, welche er empfiehlt, sind einfach, klar und vernünftig. Er ist sich der artilleristischen Unterlegenheit seiner Offiziere und Mannschaften bewußt und sagt deshalb, daß sie nur schießen sollen, wenn sie ihres Zieles sicher sind, daß sie ferner nicht in ein schnelles Feuern verfallen sollen, da es bei ihrer mangelhaften Ausbildung doch keine guten Ergebnisse haben kann und in derselben Mahnung liegt enthalten, nicht auf zu große Distanzen das Feuer zu beginnen. Es ist das eigentlich selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß diese Leute und Offiziere beinahe gar nicht ausgebildet waren und man während der ganzen Reise keinen scharfen Schuß getan hatte. Was seinen Hinweis auf japanische Unterseeboote betrifft, so hatten wohl die Japaner selbst dafür gesorgt, daß dieser Glauben russischerseits erweckt und genährt werde. Tatsächlich haben sie vielleicht in ihren Häfen einige Unterseeboote damals besessen, jedoch sind sie in der kommenden Entscheidungsschlacht nicht zur Verwendung gekommen.

Es geht ferner aus dem Befehl hervor, daß Roschdjestwensky durchaus von der Notwendigkeit eines Kampfes überzeugt war. Von anderen Seiten ist

ihm nachgesagt worden, er habe ernstlich geglaubt, seine Absicht ohne Kampf, sich nach Wladiwostock durchzuschleichen, erreichen zu können. Es mag allerdings wohl sein, daß der russische Admiral sich das Erreichen von Wladiwostock unter allen Umständen zum Ziel genommen hat, der obige Tagesbefehl aber widerlegt unwidersprechlich die Ansicht, daß er geglaubt habe, sich dem Kampfe entziehen zu können, es wäre das ja auch unglaublich töricht gewesen.

Betrachten wir auf der Karte die Lage von Wladiwostock, so bemerken wir, wie schon oben erwähnt, daß, um nach dem genannten Hafen zu gelangen, ein aus dem Stillen Ozean kommendes Geschwader entweder die Straße von Korea oder die von Tsugaru oder aber die Straße La Peruse passieren muß. Diese drei Straßen waren speziell für Japan außerordentlich leicht zu bewachen, sie sind sozusagen territoriale Gewässer und bei der sorgfältigen Ausbildung des japanischen Wachsystems an den Küsten konnte der Telegraph im Moment die Annäherung einer feindlichen Flotte an eine der Engen an Admiral Togo berichten. Dieser hielt sich an der Straße von Korea auf und zwar lag seine Flotte im Hafen von Masampo an der schmalsten Stelle der Straße gegenüber der Insel Tsuschima. Er hatte diese Stelle gewählt, weil sie in jeder Beziehung die günstigste war. Hofften die Russen auch durch eine der nördlichen Straßen passieren zu wollen, so sind doch die Entfernungen zwischen diesen und der Koreastraße einerseits und andererseits von der letzteren nach Wladiwostock so, daß Admiral Togo von Masampo fortdampfend immer noch zu rechter Zeit gekommen wäre, um sich zwischen Wladiwostock und das russische Geschwader zu schieben und dieses auf hoher See zum Kampfe zu zwingen. Andererseits mochte Togo es auch von Anfang an für wahrscheinlich halten, daß die Russen durch die Koreastraße gehen würden, diese ist die breiteste, folglich war die Chance, wenn man überhaupt von solcher sprechen will, eines unbemerkten Durchkommens hier am größten. Die Tsugarustraße scheint übrigens durch Minen gesperrt gewesen zu sein, da durch amtliche Bekanntmachung das Passieren von Handelsschiffen in jener Zeitperiode von den Japanern untersagt wurde.

Mehr Chancen verhieß vielleicht die Wahl der Straße La Peruse für die Russen, um in die Japanische See zu gelangen, denn jene Straße ist nicht lang und dabei verhältnismäßig recht breit. Wir wissen nicht, ob die Japaner dort außer einem Kundschaftsdienst noch irgend welche defensive Einrichtungen getroffen hatten, ebensowenig, weswegen Roschdjestwensky nicht diesen Weg gewählt hat, der ihn zunächst an der Ostküste Japans entlang geführt hätte.

Vielleicht ist die Ansicht richtig, daß sein Geschwader nicht mehr über genug Kohlen verfügte, um diesen Umweg zu machen, ohne sich der Gefahr auszusetzen,

Belustigung russischer Soldaten.
(Nach einer Photographie.)

nachher durch Kohlenmangel manöverierunfähig zu werden. Wir haben daran ein Beispiel, wie schwere Nachteile es mit sich bringt, wenn eine Flotte so ungleichmäßig zusammengesetzt ist wie die russische.

Admiral Togo auf der Kommandobrücke seines Flaggschiffes.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Um die Extreme zu nennen, waren da die großen neuen Linienschiffe der Orel-Klasse, deren Vorratsräume für die Aufnahme von 2000 Tonnen Kohlen bestimmt waren, zu welchen man noch weitere 1500 Tonnen in den oberen Schiffsräumen dazu gepackt hatte, dann die Küstenpanzer der Uschakoff-Klasse mit 250 Tonnen Kohlen und alten, viele Kohlen verbrauchenden Maschinen. Die letzteren Schiffe waren natürlich jeden Augenblick in der Notwendigkeit, ihren Vorrat auffüllen zu müssen und deshalb mußten sich die anderen nach ihnen richten und auf sie warten, wenn anders die ganze Flotte beisammen bleiben sollte. Admiral Roschdjestwensky hat letzteres für nötig erachtet. Wir sind anderer Ansicht und hätten es für richtiger gehalten, wenn er nur mit den wirklich kampffähigen und den schnellsten Schiffen allein vorgegangen wäre und die übrigen einen ganz anderen Weg hätte nehmen lassen. Diese alten Schiffe und Küstenpanzer hätten zum Beispiel sehr wirksam japanische Küstenstädte in Brand schießen und dadurch eine Teilung der japanischen Flotte indirekt veranlassen können. Nun, jedenfalls stehen wir vor der historischen Tatsache, daß Roschdjestwensky seine sämtlichen Schiffe zusammenhielt und außerdem noch eine bedeutende Anzahl von Transportdampfern und Fahrzeugen zu anderen Zwecken mit sich führte. Bezüglich der Charakteristiken der einzelnen russischen Schiffe verweisen wir auf unsere früheren Angaben und wiederholen hier nur die Namen.

Die russische Flotte in den japanischen Gewässern.

Als die Flotte am 26. Mai abends sich der Koreastraße näherte und auch noch am anderen Morgen als die Schlacht begann, hatte sie die aus der Skizze I ersichtliche Formation inne. Wir sehen zwei Kolonnen, eine rechte und eine linke, die rechte bestand aus den vier Schiffen „Suworoff", „Alexander III.", „Borodino" und „Orel". Dies war die erste Division unter dem unmittelbaren Kommando Roschdjestwenskys; vier ganz neue Schiffe modernen Typs. Links davon auf gleicher Höhe sehen wir die zweite Division, voran die „Ossljabja", das Flaggschiff des Kontreadmirals Fölkersam, dieser war übrigens kurze Zeit vor der Schlacht gestorben. Hinter der „Ossljabja" folgten der „Ssissoi Weliki", „Nawarin" und „Nachimoff", dahinter kam das Flaggschiff des Admirals Nebogatoff „Nikolai I.", dann „Uschakoff", „Ssenjawin" und „Apraxin". Auf der rechten Seite, aber noch hinter dieser Division, fuhr die sogenannte vierte Division unter dem Kommando des Kontreadmirals Enquist.

Sein Flaggschiff war der Kreuzer „Svetlana" und hinter diesem folgte die „Aurora", dann der „Wladimir Monomach" und der „Dmitri Donskoy". Die leichten Kreuzer endlich, nämlich die „Svetlana", „Almas", „Schemtschug" und „Izumrut" standen unter dem Kommando des Kommandanten der „Svetlana", des Kapitäns Schein. Neben der Division Enquist fuhren die Transportschiffe und zwar auf der linken Seite, so daß sie sich also mitten in der Formation befanden und auf diese Weise wohl Schutz zu gewinnen versuchten.

Die Unbehilflichkeit dieser Formation wird auch dem Laien von vornherein klar sein. Etwas anderes wäre es noch gewesen, hätte Roschdjestwensky

Typen japanischer Soldaten.
(Nach einer japanischen Skizze.)

über eine im Manövrieren ausgebildete Flotte verfügt, so wäre die Wahl dieser Anfangsformation nicht von so großer Wichtigkeit gewesen. Hier mußte er aber wissen, daß in Ermangelung einer gründlichen taktischen Ausbildung nach einheitlichen Gesichtspunkten man nicht darauf rechnen konnte, daß die Übergänge von einer Formation in die andere funktionieren würden, wenn es auf Schnelligkeit ankam. Insofern ist es also unbegreiflich, daß er in einer Formation sich der Straße von Korea näherte, die für ungestörten Marsch brauchbar, für das Gefecht dagegen höchst nachteilig und gefährlich war. Man hat auch dies als Beweis nehmen wollen, daß er glaubte, ohne Gefecht durch die Straße durchzukommen, damit steht aber wiederum in Widerspruch eine Depesche, welche er

von seinem letzten Ankerplatz an den Zaren befördern ließ. Ihr Inhalt war: „Wenn ich siege, werde ich Nachricht schicken; werde ich besiegt, so wird Togo es Ihnen sagen." Darin lag also der feste Entschluß ausgesprochen, zu siegen oder zu sterben.

Am Morgen des 27. Mai gegen 5 Uhr befand sich die russische Flotte nicht weit von der Insel Quempart, zwischen ihr und der Insel Wotoschima. Ihre Stärke belief sich auf 38 Schiffe einschließlich zwei Hospitalschiffe, einem Hilfskreuzer, fünf Transportschiffen und einem Schlepper. Um dieselbe Zeit bemerkte der japanische Hilfskreuzer „Schinano-Maru" dieses gewaltige Schiffskontingent und meldete dies mit drahtloser Telegraphie an Admiral Togo.

Dieser hatte, wie gesagt, mit seiner ganzen Flotte bei Masampo zu Anker gelegen, Aufklärungskräfte vorgeschoben und wartete nun ruhig, von wo die Nachrichten über Annäherung des Feindes kommen würden. Je nachdem mußte er seine Bewegungen dirigieren. Die japanische Flotte gliederte sich, wie folgt. Das erste Geschwader bestand aus den Linienschiffen „Mikasa", „Fuji", „Schikischima" und „Asahi", ferner den beiden Panzerkreuzern „Kasuga" und „Nishin". Die Japaner verfügten also nur noch über vier Linienschiffe. Admiral Togo befand sich auf der „Mikasa", dem vordersten Schiff, während der zweite Admiral des Geschwaders, Vizeadmiral Misu, auf der „Nishin", also dem Schlußschiff des Geschwaders, eingeschifft war. Das zweite Geschwader bestand aus den sechs Panzerkreuzern „Idzumo", „Asama", „Tokiwa", „Adzuma", „Jakumo" und „Iwate". Den Oberbefehl hatte der Vizeadmiral Kamimura auf „Idzumo", während der zweite Admiral des Geschwaders, Kontreadmiral Schimamura, auf der „Iwate" eingeschifft war. Die früher erwähnten Gerüchte vom Untergang des Kreuzers „Asama" haben also nicht auf Wahrheit beruht und wenn dieser und andere Kreuzer beschädigt waren, so ist es den Japanern gelungen, sie während der langen Ruhepause wieder in vollkommen gefechtsfähigen Zustand zu setzen. Das dritte Geschwader stand unter dem Befehl des Vizeadmirals Kataoka an Bord der „Itsukischima". Ihm unterstanden die Kreuzer und alten Panzerschiffe „Matsuchima", „Haschidate", „Idzumi", „Tschin Jen", „Fuso", „Takao" und „Tsukuschi". Unter Kataoka standen noch die beiden Kontreadmirale Taketomi an Bord der „Haschidate" und Yamada an Bord des „Fuso". Endlich folgten noch drei Kreuzerdivisionen, welche selbständig waren: „Kasagi", „Tschitose", „Tschijoda" und „Otowa" unter dem Vizeadmiral Dewa; ferner „Naniwa", „Takatschiho", „Niitaka" und „Tschuschima"

unter Vizeadmiral Uriu; „Suma", „Akaschi" und „Akitsuschima" unter dem Kontreadmiral Togo. Wir sehen, daß das japanische Schiffsmaterial an und für sich nicht glänzend war. Allerdings, und das darf nicht vergessen werden, hatte man Zeit gehabt, alle Schiffe gründlich zu reparieren, in Stand zu setzen und ihre Unterwasserteile im Trockendock zu reinigen.

Während das Gros dieser Flotte, wie gesagt, bei Masampo vor Anker lag, hatte man zwei Vorpostenlinien nach Süden vorgeschoben, die eine in der Linie Quelpart-Gotoschima, welche sich aus Kreuzern und Hilfskreuzern zusammensetzte. Wir haben gesehen, daß es einem der letzteren gelang, die wichtige Meldung vom Herannahen der Russen dem japanischen Flottenchef zu übermitteln. Eine zweite innere Vorpostenlinie befand sich in der eigentlichen Straße von Korea und zwar in den beiden Durchfahrten westlich und östlich der Straße von Tsuschima. Hierzu hatte Admiral Togo das dritte Geschwader einerseits und die beiden Divisionen der Admirale Dewa und Togo verwendet. Durch diese doppelte Linie hatte der Flottenchef volle Gewähr, daß die Russen unmöglich unbemerkt durchkommen oder auch nur zu spät bemerkt werden könnten. Der Erfolg hat ihm hierin Recht gegeben, aber andererseits müssen wir gestehen, daß Roschdjestwensky es den japanischen Kreuzern auch nicht schwer gemacht hat; wie gesagt, befand er sich gegen 5 Uhr morgens auf der Linie Quelpart-Gotoschima, trat also mit Tagesanbruch in die Zone ein, welche am gefährlichsten war. Man fragt sich vergebens, warum der russische Admiral sich nicht so einrichtete, daß er abends sich dort befand, also im Laufe der Nacht durch die eigentliche Straße passierte. Er wäre das sicher vorsichtiger gewesen, und wenn er tatsächlich kämpfen wollte, so hätte er es ja auch später tun können, wenn er aus der Enge der Straße nach Norden durchgedrungen war. Für ein vorsichtig manöverierendes Geschwader hätten wohl Chancen bestanden, auch unter den bestehenden Verhältnissen während des Dunkels der Nacht in der Hauptsache unbehelligt die Straße von Tsuschima zu durchfahren. Bemerkt hätte man allerdings auch nachts wohl die russischen Schiffe, ob es aber der Hauptmacht Togos ebenso wie am Tage gelungen wäre, den Russen gleich den Weg zu verlegen und eine günstige taktische Position zu erringen, kann wohl bezweifelt werden, wenn auch möglich, war es doch viel unwahrscheinlicher.

Wir verweisen im folgenden auf die Skizze und Situationskarte.

Der „Schinano-Maru" hatte in seiner Meldung an Togo vom Heran-

nahen der russischen Flotte gleichzeitig bemerkt, es schiene so, als ob sie östlich der Insel Tsuschima durch die Enge zu laufen gedenke. Admiral Togo lichtete sofort mit seinen Schiffen Anker und um 7 Uhr meldete der Kreuzer „Idzumi" vom Geschwader des Admirals Kataoka, daß die russische Flotte nordwestlich von der Insel Ukuschima stehe und nordöstlichen Kurs steure. Dieser Punkt und der Kurs der Flotte sind aus der Situationskarte ersichtlich. Die Russen setzten, obgleich sie bemerkt waren, ihren Kurs auch ruhig fort und liefen demgemäß natürlich in die vorher erwähnte innere japanische Vorpostenlinie hinein und zwar fand dies gegen 10 Uhr morgens statt. Die Vorpostenschiffe, also das Geschwader Kataoka, und die Divisionen der Admirale Dewa und Togo, nahmen Fühlung mit dem Feinde, umgaben ihn von allen Seiten und meldeten fortwährend Kurs und Standort der russischen Flotte mittelst drahtloser Telegraphie an den Flottenchef Togo, ihn so beständig auf dem Laufenden haltend. Der Admiral konnte so also trotz des nebligen Wetters seinen Kurs und seine Geschwindigkeit so einrichten, wie er es im Hinblick auf seine Angriffsabsichten für günstig hielt.

Kriegsberichterstatter.
(Nach einer Photographie.)

Vorbereitung zur Seeschlacht.

Als man in der russischen Flotte den Kreuzer „Idzumi", welcher, wie erwähnt, die zweite Meldung an Togo abließ, auf eine Entfernung von ungefähr

elf Seemeilen bemerkte, erhielt der alte russische Panzerkreuzer „Wladimir Monomach" den Auftrag, den „Idzumi" zu verjagen; eine Aufgabe, der das langsame alte Schiff natürlich in keiner Weise gewachsen war. Als nachher die anderen japanischen Kreuzer in großer Zahl sichtbar wurden, eröffnete die zweite russische Division das Feuer auf sehr große Entfernungen auf die kleinen japanischen Kreuzer „Kasagi", „Tschitose", „Niitaka" und „Tschuschima", welche sich gerade im Westen der linken russischen Kolonne befanden. Erfolg hat dieses Feuer wohl nicht gehabt, obgleich die Russen nachher behauptet haben, daß zwei der japanischen Kreuzer getroffen wären.

Das Wetter an jenem Frühlingsmorgen war ungünstig, die See ging hoch, durch starken Südwestwind aufgewühlt, und trotzdem herrschte in der Enge von Korea ein verhältnismäßig dichter Nebel; dieser war insofern für die Russen besonders ungünstig, als er, wie gewöhnlich in der Nähe des Landes und der Insel am stärksten, häufig die japanischen Bewegungen verdeckte, während die Russen mehr in der Mitte der Wasserfläche sich meistens auch in verhältnismäßig klarer Luft befanden, sie konnten also immer deutlich beobachtet und nachher auch besser getroffen werden. Man hat außerdem die Bemerkung gemacht, daß gerade bei dieser Beleuchtung die blau-grau angestrichenen japanischen Schiffe sehr wenig sichtbar waren, während die schwarzen russischen sich sehr deutlich abhoben.

Admiral Togo ging mit ungefähr östlichem Kurs und hoher Fahrt derartig vor, daß er den Kurs der Russen kreuzen mußte und sich vor ihre Spitze legte. Er übernahm an der Spitze seines Geschwaders die Führung und befahl dem Panzerkreuzer-Geschwader Kamimuras sich anzuschließen. Dann folgte der Kontreadmiral Uriu mit seinen Kreuzern und endlich die Torpedobootsflottillen.

Aus der Skizze ersehen wir, wie das erste und zweite Geschwader zunächst als taktische Einheit geschlossen im Bogen sich in östlicher Richtung vor den Russen vorbeizog, wie ferner die übrigen Kreuzer-Geschwader und Divisionen zunächst in großem Bogen hinter der russischen Formation herumzudampfen sich anschickten. Die Entfernungen waren in diesem Moment noch sehr groß und gefeuert wurde von den Japanern jedenfalls noch nicht.

Gegen Mittag, als Admiral Roschdjestwensky, wenn auch wahrscheinlich wegen des dichten Wetters nur in sehr unvollkommener Weise, angefangen hatte, seine Lage zu übersehen, gab er den Befehl zur Einnahme der Gefechtsformation.

Wahrscheinlich war der Inhalt dieses Signals, daß aus der bisherigen Doppelkolonne eine lange Linie der gepanzerten Schiffe gebildet werden sollte, daß ferner die leichten Kreuzer und die Troßschiffe sich hinten halten sollten. Tatsächlich ist diese Gefechtsformation nicht ausgeführt worden, oder aber in unvollkommener Weise. Nach allen Beschreibungen der Schlacht, welche von Russen und Japanern gemacht worden, war eine einheitliche Formation der Russen schon bei Beginn der Schlacht nicht vorhanden. Die erste Division, bestehend, wie wir wissen, aus den vier besten Panzern, befand sich unter Führung Roschdjestwenskys rechts vorne, wie die Skizze zeigt, links davon in gleicher Höhe oder etwas dahinter befand sich die zweite und hinter ihr die dritte Division, Troß und leichte Kreuzer hinten. Wahrscheinlich ist die Ordnung der Schiffe und der Divisionen eine sehr viel mangelhaftere gewesen als die beigefügte Skizze andeutet. Bei hoher See ist das schnelle Manövrieren und noch dazu mit so mangelhaften Schiffen, vor allem aber mit ungeübten Offizieren und Leuten sehr schwierig. Ob ferner die Disziplin in diesem Moment noch Stand hielt, ob also das Signal zum Einnehmen der Gefechtsformation prompt auszuführen versucht wurde, ist jedenfalls recht zweifelhaft. Merkwürdig ist, daß man selbst bis jetzt noch nicht erfahren hat, wer tatsächlich die zweite Division führte. Admiral Fölkersam war einige Tage vor der Schlacht gestorben, von einem Vertreter aber hören wir nichts. Zwischen den beiden Kolonnen dampften die beiden Kreuzer „Schemtschug" und „Izumrud", um die vom Flaggschiff Roschdjestwenskys gemachten Signale zu wiederholen und so möglichst schnell der ganzen Flotte sichtbar zu machen.

Erst um 1 Uhr 45 nachmittags sichteten sich die beiden Hauptflotten, bisher hatten die Russen nur die mit ihnen Fühlung haltenden japanischen Kreuzer gesehen, während der Nebel und die Entfernung das erste und zweite japanische Geschwader noch unsichtbar hatten bleiben lassen. Diesen Augenblick gibt die Anfangssituation auf Skizze I ungefähr wieder, im übrigen gestatten wir uns zur Erläuterung der Skizze zu bemerken, daß durch die Pfeilstriche die Bewegungsrichtungen der einzelnen Geschwader oder Schiffe dargestellt werden. Selbstverständlich ist manches kombiniert, denn die Erzählungen und Berichte der einzelnen Führer und Offiziere auf beiden Seiten stimmen vielfach nicht überein und können jedenfalls nie jeder allein einen Überblick über das Ganze, sondern höchstens über einen Teil geben. Nur einzelne Situationen zu einer bestimmten Zeit stehen einwandfrei fest und nach diesen kann man sich wieder die anderen vorhergehenden oder folgenden kombinieren. So zeigt z. B. die Skizze I einen solchen Punkt

Japanischer Scheinwerfer.
(Nach einer Photographie.)

um 3 Uhr 30, dort, wo diese Uhrzeit geschrieben steht, befanden sich in demselben Augenblick beide Geschwader und hier schließt sich nachher die Skizze II wieder an.

Die Seeschlacht in der Koreastraße.

Der anfängliche Bogen, den das erste und zweite japanische Geschwader machten, erklärt sich so, daß Togo nun mehr möglichst bald in Schußweite kommen und die Spitze der russischen Flotte mit allen Geschützen seiner Breitseiten beschießen wollte. Wir finden hier also wieder dasselbe Prinzip von den Japanern befolgt, wie am 10. August und während der Kreuzerschlacht in der Koreastraße: In leicht gekrümmtem Bogen, dessen konkave Seite dem Feinde zugekehrt, an des letzteren Spitze oder Nachhut in guter Schußentfernung sich vorbeiziehend. Gelingt dieses Manöver, so kann man ein konzentrisches Feuer aller Schiffe auf eins oder einige des Feindes vereinigen und diese durch die Übermacht des Feuers vernichten. Es wird dem Leser einleuchten, daß außer der Geschicklichkeit des Führers hierzu auch noch eine erhebliche Geschwindigkeitsüberlegenheit dem Gegner gegenüber gehört. Ist diese Überlegenheit nicht vorhanden, so kann der Gegner die Absicht durch entschlossenes Drauflosdampfen und schnelle Annäherung vereiteln. Admiral Togo verfügte aber über den Vorteil und seine frisch gedockten und reparierten Schiffe waren an Geschwindigkeit den Russen weit überlegen. Diese sind sich offenbar nicht klar gewesen, welche Absicht der Admiral Togo verfolgte, als er sich in der Anfangsposition der Skizze I befand. Zum Feuern war damals die Entfernung noch viel zu groß, es zeigt aber, daß Roschdjestwensky seine Leute kannte, als er jetzt das Signal machen ließ: „Keine Munition verschwenden." Trotzdem begann das russische Feuer, und wie die Japaner behaupten, bereits auf Entfernungen von ungefähr 15000 m, also zwei deutschen Meilen. Natürlich war dieses Schießen allerdings nur eine Munitionsverschwendung, hatte aber außerdem noch den Nachteil, daß das Vertrauen der Geschützmannschaften gleich tief herabsank, als sie keinen Erfolg ihres Schießens hatten. Die Japaner feuerten noch nicht, sondern warteten ruhig bis sie näher heran waren.

Mikasa. Admiral Togo's Flaggschiff.

Beginn der Seeschlacht bei Tsuschima am 27. Mai 1905.

(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

Skizze zur Seeschlacht bei Tsuschima.

(Nach dem Militärwochenblatt.)

Roschdjestwensky soll nun noch einmal das Signal zum Formieren der Gefechtsformationen gemacht haben und einige russische Darstellungen sagen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, daß die ungeschickten Bewegungen und Verwirrung der Transportflotte das Manövrieren der Kriegsschiffe gehindert hätte. Es war überhaupt sicher ein unbegreiflicher Fehler, daß man die Transportschiffe nicht schon längst vorher fortgeschickt hatte. Möglicherweise ist dies auch der Grund gewesen, daß es der ersten Division nicht gelang, sich vor die zweite und dritte oder diesen nicht, sich hinter die erste zu setzen. Dann schwenkte, wie die Skizze zeigt, Togo nach Osten, und nun eröffneten seine beiden Geschwader auf eine Entfernung von ungefähr 6000 m das Feuer auf die beiden russischen Kolonnen. Natürlich wurden die beiden vordersten Schiffe, der „Suwaroff" und die „Ossljabja", zunächst am meisten ausgesetzt und litten auch sofort sehr stark. Die Russen schwenkten nun mehr nach Osten, wie auch die Skizze zeigt, offenbar in der Absicht, das Feuer ihrer Breitseiten möglichst schnell zur Verwendung bringen zu können, denn bisher war das nicht möglich gewesen, weil die Japaner sich eben vor der Spitze der Linien befanden. Durch diese russische Schwenkung kam nun endlich eine Art Schlachtlinie zustande, indem die erste, zweite und dritte Division eine lange Linie bildeten.

Aber schon jetzt in dieser ersten Periode zeigten sich die furchtbaren Wirkungen des japanischen Feuers an den russischen Schiffen. Wie gesagt, konzentrierten die Japaner ihr Feuer immer auf die vordersten russischen Schiffe. Schon bald nach Beginn der Schlacht war die „Ossljabja" nicht mehr manövrierfähig und verließ, wie in der Skizze angedeutet ist, die Schlachtlinie. Von diesen Verletzungen wird russischerseits die folgende Schilderung gemacht: Einer der ersten Schüsse traf die „Ossljabja" am Vorderteil (das Vorderteil dieses Schiffes war nicht gepanzert), durch das Leck strömte Wasser in die erste und zweite Abteilung und von dort in eine Munitionskammer. Infolge des hohen Seeganges und der Vorwärtsbewegung des Schiffes war es unmöglich, das Leck zu dichten, das dritte wasserdichte Schott hinderte allerdings ein weiteres Einströmen des Wassers oben, aber unterhalb desselben verbreitete sich das Wasser bis zu den Dynamomaschinen. Ein anderes Geschoß traf an der linken Seite einen Kohlenbunker und ließ Wasser einströmen, das Schiff neigte sich immer mehr nach vorn und nach der Seite. Umsonst versuchte man durch Einlassen von Wasser auf der anderen Seite die „Ossljabja" wieder gerade zu legen. Dann trafen drei schwere Geschosse den vorderen schweren Panzerturm

und setzten dessen gesamte Bedienungsmannschaft außer Gefecht. Gegen 3 Uhr lag das Schiff soweit nach der Seite über, daß das Wasser durch die Geschützpforten in die Batterie eindrang, es war nicht mehr möglich, die Pforten zu schließen, weil die Vorrichtungen dazu vom feindlichen Feuer zerstört waren.

Kurz darauf ging die „Ossljabja" unter und zwar kenterte sie mit dem Bug voran; ein Augenzeuge von einem anderen Schiff sagt dazu: Die „Ossljabja" neigte sich auf die Seite, dann richtete sie sich auf, der Bug tauchte immer tiefer ein und das Schiff begann langsam zu kentern. Der Anblick war entsetzlich, man sah die Leute auf Deck herumklettern und sich anklammern, sie glitten und fielen und wurden von den zusammenstürzenden Oberbauten und den Geschossen des Feindes zermalmt. Der Untergang dieses ersten Schiffes wirkte niederdrückend auf die Bemannungen der ganzen Flotte. Es eilten einige russische Torpedofahrzeuge herbei und es gelang ihnen, noch ungefähr 170 Mann, welche im Wasser schwammen, zu retten. Ungefähr um dieselbe Zeit verließ auch das Flaggschiff Roschdjestwenskys, der „Suwaroff", die Schlachtlinie. Man sah ihn an verschiedenen Stellen brennend, ohne Schornsteine und Masten. Auch ein Teil der Oberbauten war zerschossen, da jedoch das Schiff noch immer ein heftiges und scheinbar gutgeleitetes Feuer unterhielt, so ist es wohl wahrscheinlich, daß die Maschinen oder Rudereinrichtungen des „Suwaroff" beschädigt waren und ihn manövrierunfähig machten. Admiral Roschdjestwensky befand sich noch auf der Kommandobrücke und leitete das Feuer. Die Japaner fuhren fort, das Schiff zu beschießen und zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags näherten sich einige Torpedoboote dem „Suwaroff", um ihm den Rest zu geben. Er muß mehrere Male angegriffen worden sein und sank schließlich gegen abend. Ein japanischer Torpedobootskommandant, welcher den Torpedobootszerstörer „Muresamer" führte, hat uns folgende Beobachtungen hinterlassen:

„Ich lag mit meinen Booten nebst andern Zerstörern ziemlich weit hinter der eigentlichen Schlachtlinie und konnte längere Zeit beobachten, wie kläglich die Russen schossen, die meisten Granaten flogen hoch im Bogen über die Schiffe, denen sie galten, hinweg und fielen in unserer Nähe ins Wasser. Erst als sich das Feuer unserer Schlachtschiffe fast ausschließlich dem feindlichen Admiralsschiff zugewandt hatte, erhielten wir Torpedoboote den Befehl zum Angriff. Aus einer Entfernung von 200 m konnte ich beobachten, wie der „Suwaroff" von einem Torpedo am Heck getroffen wurde. Das Granatfeuer wurde mittler-

Admiral Togo auf seinem Flaggschiff.
(Nach einer Photographie.)

weile fortgesetzt und bald stürzten die brennenden Masten krachend über Bord. Von seinen Schornsteinen standen nur noch zersplitterte Stümpfe, dann feuerten wir noch einen Torpedo, welcher den Maschinenraum des russischen Schiffes traf und es zum schnellen Sinken brachte. Der russische Admiral war, obwohl verwundet, bis wenige Minuten bevor das Schiff sank, auf der Kommandobrücke zu sehen, erst im letzten Augenblick wurde er auf den längsseits kommenden Torpedobootszerstörer „Bedowi" gebracht und dieser versuchte dann zu fliehen. Unsere Zerstörer verfolgten ihn aber, hauptsächlich der „Sadzanami", welchem es gelang, durch einen Schuß das Steuerruder des „Bedowi" außer Funktion zu setzen. Während des Gefechtes zwischen diesen beiden Zerstörern ist der russische Admiral wieder schwer verwundet worden, schließlich mußte die Mannschaft des „Bedowi" sich ergeben. Admiral Roschdjestwensky war der letzte, den die Sieger an Bord fanden. Er lag bewußtlos im untersten Raum, Kopf und Brust überströmt vom Blute seiner Wunden."

Wir haben mit dieser Schilderung ein wenig vorgegriffen, da der „Bedowi" oder, wie eine andere Version lautet, der „Guini", erst am 28. Mai nahe der koreanischen Küste von den Japanern genommen wurde. Der „Bedowi" nahm den Admiral erst am 28. Mai morgens an Bord, da der „Guini" schwer beschädigt und im Sinken war; er sank, gleich nachdem er die Geretteten und seine Mannschaften abgegeben hatte. Roschdjestwensky hatte das Signal machen lassen, bevor er den „Suwaroff" verließ, er übergäbe das Kommando der Flotte an Admiral Nebogatoff. Der schwerverwundete Admiral wurde mittlerweile von dem japanischen Torpedoboot in Sicherheit und dann in das Marine-

hospital zu Sasebo gebracht. Ganz charakteristisch sind die Äußerungen, die kurz darauf in einer Zusammenkunft die beiden Admirale getan haben sollen. Togo sagte: „Obgleich Verletzungen im Kampfe nichts Ungewöhnliches sind, bin ich doch tief betrübt über Ihre Verwundung; leider ist dieses Hospital, was Bequemlichkeit anlangt, nicht das beste in Japan. Ich hoffe, daß Sie bald genesen und imstande sein werden, in die Heimat zurückzukehren. Zugleich gebe ich meiner Hochachtung vor ihren militärischen Tugenden Ausdruck."

Japanischer Kanonier am Geschütz.
(Nach einer japanischen Skizze.)

Roschdjestwensky erwiderte: „Ich danke Ihnen aufrichtig, ich bewundere die vorzüglichen Eigenschaften Ihrer Flotte und rechne es mir zur Ehre an, im Kampfe mit einem so gewaltigen Gegner verwundet zu sein. Eine noch höhere Ehre wird mir durch Ihren Besuch zu Teil. Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück zum Kommando über eine so furchtlose Flotte."

Nach einer anderen Version soll Roschdjestwensky zunächst nach dem Außergefechtsetzen des „Suwaroff" sich mittelst eines Torpedobootes auf das zweite Schiff seiner Linie, den „Borodino", begeben haben. „Alexander III." hatte nämlich zugleich mit dem „Suwaroff" die Schlachtlinie verlassen müssen, weil er ebenfalls brannte und wohl auch zeitweilig manövrierunfähig war, nachher schloß er sich für einige Zeit der Schlachtlinie wieder an. Es hat allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß Roschdjestwensky um diese Zeit noch die Führung der Flotte hatte. In jenem Augenblick war die japanische Schlachtlinie mit südöstlichem Kurse beinahe auf die rechte Seite, allerdings

immer noch weit vorliegend vor den Russen, geraten und Roschdjestwensky versuchte diese Lage zu benutzen, um mit einer kleinen Schwenkung nach links sich hinter die japanische Linie zu setzen und ihr hinteres Ende unter Feuer zu nehmen, oder aber nach Norden durchzubrechen. Sobald Admiral Togo diese Absicht bemerkte, ließ er jedes seiner Schiffe zugleich eine schnelle Kehrtwendung machen, so daß diese nun, der Panzerkreuzer „Nishin" voran, die „Mikasa" am hinteren Ende, sich mit nordwestlichem und später westlichem Kurse wieder vor die Russen setzten und deren Absicht, nach Norden zu dampfen, vereitelten. Wir sehen denn auch in der Schlußposition der Skizze I, wie die russischen Schiffe infolge der japanischen Bewegung nach links schwenken mußten, also ebenfalls westlichen Kurs verfolgten. So war die Lage ungefähr gegen 3 Uhr 30 Minuten nachmittags.

Die eigentliche Schlacht, jedenfalls aber die Frage, wer Sieger oder wer Besiegter sei, ob es den Russen gelingen würde, mit halbwegs heiler Haut nach Norden durchzudringen, war nach einstündigem Gefecht und vielleicht schon vorher völlig entschieden. Der größte Teil der besten russischen Schlachtschiffe war schon außer Gefecht, die „Ossljabja" gesunken, der „Suwaroff" außer Gefecht, ebenfalls der „Alexander III.", welcher allerdings, wie gesagt, nachher wieder auf kurze Zeit am Kampfe teilnahm. Der russische Flottenführer, der einzige Mann, von welchem noch ein Heil zu erwarten war, lag schwerverwundet in einem Torpedoboot und fiel, wie wir gesehen haben, am nächsten Tage in die Hände der Japaner. War es schon diesem energischen Manne schwer gewesen, Disziplin und Ordnung in der ihm unterstellten Flotte zu halten, so war es jetzt, wie allem Anschein nach, mit einer einheitlichen Führung überhaupt vollkommen zu Ende.

Admiral Nebogatoff setzte sich nicht an die Spitze der Linie, sondern hielt sich an seiner vorigen Stelle an Bord des „Nikolai II.", während vor diesem der „Borodino", der „Orel" und der „Navarin" dampften. Die nun folgenden Manöver gibt die Skizze II und ihren Beginn müssen wir von dem Punkt an verfolgen, welcher in der Skizze mit 3 Uhr 30 bezeichnet worden ist. Admiral Nebogatoff, in der Hoffnung, nach Süden durchkommen zu können, schwenkte, wie wir auf der Skizze sehen, zunächst nach Südosten, dann in südwestlicher Richtung. Admiral Togo antwortete sofort wieder mit einer gleichzeitigen Kehrtwendung aller seiner Schiffe und dampfte wieder wie vorher außen um die russische Linie herum, sie unter seinem konzentrierten Breitseitfeuer haltend. Er

war aber, wie wir sehen, durch das Manöver Nebogatoffs zu weit nach hinten gekommen und mußte nun mit Aufgebot seiner ganzen Maschinenkraft wieder mindestens auf gleiche Höhe mit der feindlichen Spitze gelangen. Wohl um dies schneller zu erreichen, detachierte er das zweite Geschwader, also die Panzerkreuzer, die über eine höhere Geschwindigkeit verfügten als seine Linienschiffe, und ließ es die Verfolgung aufnehmen. Inzwischen war aber die Luft durch Rauch und Nebel so dicht geworden, daß Togo und seine Schiffe den Feind zeitweilig aus Sicht verloren hatten. Admiral Nebogatoff hatte wahrscheinlich in Erkenntnis dieses Umstandes wieder nach Norden geschwenkt und wäre sicherlich auch durchgekommen, wenn seine Schiffe eine höhere Geschwindigkeit gehabt hätten. Um 5 Uhr 30 Minuten kam auch Togo zur Erkenntnis, daß die russischen Schlachtschiffe sich wohl nach Norden gewandt hätten und schlug nördlichen Kurs ein, um sie zu suchen. Das zweite Geschwader jedoch behielt weiter südwestlichen Kurs bei, um sich gegen die übrigen russischen Schiffe zu wenden, welchen es nicht möglich gewesen war, ihren Schlachtschiffen zu folgen. Hier, am hinteren Ende der anfänglichen russischen Schlachtordnung, hatten sich ebenfalls inzwischen heftige Gefechte abgespielt.

Der Leser muß einen Augenblick wieder zur Skizze I zurückkehren; aus ihr ist ersichtlich, in welcher Weise die japanischen Kreuzer und zwar jeder der früher genannten Verbände für sich zum Angriff vorgingen. Wir finden genau dasselbe taktische Prinzip, nämlich das der konzentrischen Umfassung, also höchster Ausnutzung der Artillerie, hier wieder vor, nur mit dem rein äußerlichen Unterschiede, daß diese japanischen Kreuzer das hintere Ende der feindlichen Verbände unter Feuer nahmen, nicht aber wie Admiral Togo mit seinen Schlachtschiffen und Panzerkreuzern die vordersten Schiffe. Die Japaner begannen hier kurz vor 3 Uhr nachmittags das Feuer und die überlegene Geschwindigkeit der Kreuzer machte es den Russen unmöglich, sich des Feindes zu erwehren, man versuchte angriffsweise gegen ihn vorzugehen, aber die japanischen Kreuzer wichen aus, ohne einen Moment das Feuer zu unterbrechen. In eine unangehme Lage kamen jedoch die Kreuzer durch ein unerwartetes Ereignis, indem nämlich, wie es auch in der Skizze II angedeudet ist, der „Nachimoff", „Uschakoff", „Ssenjawin" und „Apraxin" sich von der Hauptmacht Nebogatoffs absonderten, deren Schwenkung nach Norden nicht mit machten, sondern sich nach Süden wendeten. Diese vier immerhin verhältnismäßig stark armierten Schiffe kamen auf gute Schußentfernung an die japanischen Kreuzer heran. Das Flaggschiff des Admiral Dewa, der

„Kasagi", wurde durch einen Schuß unter der Wasserlinie so erheblich verletzt, daß es aus der Schlachtlinie ausscheiden mußte, Admiral Dewa stieg auf den Kreuzer „Tschitose" über, auch die „Naniva" erhielt einen Schuß unter der Wasserlinie und schied aus der Formation aus. Da kam endlich gegen $^1/_2$ 6 Uhr Kamimura mit seinen sechs Panzerkreuzern, der sich, wie wir schon erwähnten, von Togo getrennt hatte und nun wurden die russischen Schiffe ganz auseinandergesprengt und versuchten, sich auf irgend eine Weise zu retten. Die Kreuzer „Oleg", „Aurora" und „Schemtschug", welche über eine verhältnismäßig große Geschwindigkeit verfügten, blieben beisammen und dampften unter Führung des Admiral Enquist nach dem neutralen Hafen von Manila. „Svetlana", „Almas", „Donskoy" und „Monomach" versuchten nach Norden zu dampfen, ebenso die drei kleinen Küstenpanzer und der „Nachimoff". Diesen gelang es merkwürdigerweise, das russische Gros, also die großen Schlachtschiffe, wieder einzuholen.

Die Niederlage der russischen Flotte.

So war also die mächtige russische Flotte vollkommen auseinandergesprengt und die Schiffe einzeln oder in Gruppen auf der Flucht. Die Japaner hatten kein Schiff verloren, jedenfalls ist es nicht erwiesen, nur der Panzerkreuzer „Asama" wurde, abgesehen von den schon genannten Kreuzern, schwer beschädigt und mußte die Schlachtlinie verlassen. Admiral Togo und seine Admirale zögerten aber nicht, durch sofortige energische Verfolgung den so leichten Sieg auszunutzen und zu einer völligen Vernichtung des Feindes zu machen. Skizze III deutet an, wie sich diese Verfolgung abgespielt haben mag, wir bemerken zu ihr besonders, ebenso wie zu den anderen Skizzen, daß der Leser für die Entfernungen keinen Anhalt daraus gewinnen kann, sondern eben nur ein allgemeines Bild. Die Abenddämmerung begann schon, als Kamimura mit seinen Panzerkreuzern, welchen scheinbar sich auch eine ganze Anzahl Torpedobootszerstörer angeschlossen hatte, den „Suwaroff" in Sicht bekam. Dieses, wie wir oben sahen, schon zu Anfang des Kampfes schwer beschädigte ehemalige Schlachtschiff Roschdjestwenskys, hat allem Anschein nach abseits von den andern, denen es nicht mehr folgen konnte, versucht, sich nach Wladiwostock hinzuschleppen. Kamimura schickte einige Torpedobootszerstörer hin und der „Suwaroff" sank kurz nach 7 Uhr, nachdem zwei Torpedoschüsse ihn getroffen hatten. Bis zum letzten Augenblick hat sich die Besatzung dieses Schiffs auf das Heroischste gewehrt. Obgleich nur noch ein einziges Geschütz bedient werden konnte, wurde doch das Feuer fortgesetzt,

Das in der Seeschlacht bei Tuschima gesunkene russische Linienschiff „Ossljabja.“
(Nach einer Photographie.)

bis das Schiff tatsächlich sank. Die Einzelheiten darüber hat uns der Kommandant des Torpedobootszerstörers „Murasame" oben bereits mitgeteilt. Diese ausgezeichnete Haltung des „Suwaroff" von Anfang bis zu Ende verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Hier wußten wenigstens Offiziere und Mannschaften, was militärische Ehre sei, ein Begriff, welcher auf andern Schiffen der russischen Flotte nicht bekannt zu sein schien. Zugleich versenkten die japanischen Kreuzer das Werkstattschiff „Kamschatka". Nicht lange nachher bekam man das Schlachtschiff „Alexander III." in Sicht, welcher bereits vollkommen manövrierunfähig war und stark nach der Seite überlag. Wir wissen nicht, ob die Japaner hier noch durch Geschütz oder Torpedo nachhalfen, jedenfalls kenterte der „Alexander III." und sank.

Inzwischen war es auch Togo mit seinen Panzerschiffen gelungen, diejenigen Schiffe einzuholen, welche sich unter Nebogatoff vereinigt hielten. Wie die Skizze zeigt, dampfte der japanische Admiral von hinten mit parallelem Kurse an der rechten Seite der Russen auf, natürlich immer beständig feuernd und in der Absicht, sich nachher wieder vor der russischen Spitze vorbeizuziehen. Das war ungefähr gegen 6 Uhr und ungefähr um dieselbe Zeit mußte der „Alexander III." zurückbleiben und sank, wie gesagt, kurz darauf. Gegen 7 Uhr folgte auch der „Borodino", man hatte schon vorher bemerkt, daß das Schiff brannte, plötzlich erfolgte eine Explosion, das Schiff kenterte und sank mit solcher Schnelligkeit, daß beinahe niemand von der ganzen Besatzung gerettet wurde. Auch dieses Schiff hat bis zum letzten Augenblick tapfer gekämpft. Das Sinken des „Borodino" muß beinahe ebenso plötzlich erfolgt sein, wie seiner Zeit das des „Petropawlowsk". Augenzeugen bestätigen, daß das Schiff noch ganz ruhig weiter gefeuert, also augenscheinlich niemand an ein Sinken gedacht habe, als es sich plötzlich überlegte und verschwand.

Es blieben Nebogatoff also noch der „Nikolai I.", „Orel", das einzigste überlebende jener vier nagelneuen Schiffe, auf die man so große Hoffnungen gesetzt hatte, ferner die alten Schlachtschiffe „Apraxin", „Sfenjawin", „Uschakoff", „Sfissoi Weliki", „Navarin" und „Nachimoff", endlich der Kreuzer „Izumrud".

Der Tag ging zu Ende und die Dunkelheit begann. Ein eigentümlicher und für die Japaner außerordentlich günstiger Zufall war es, daß gegen Abend die noch nachmittags hohe See sich beinahe ganz beruhigte. Denn nun konnten die japanischen Torpedofahrzeuge das Werk vollenden, welches die großen Schiffe ihnen noch übrig gelassen hatten. Schon bei Beginn der Dämmerung

drängten sämtliche japanischen Torpedofahrzeuge an den Feind heran, um Fühlung mit ihm zu halten. Admiral Togo mit den großen Schiffen machte ihnen Platz und entfernte sich seitlich, jedoch nicht so weit, als daß er nicht noch mittelbar Fühlung gehalten hätte. Die verschiedenen Torpedobootsflottillen umgaben am Abend des 27. die Reste der feindlichen Flotte von allen Seiten, um sich gegenseitig einander nicht zu behindern und auf keinen Fall dem Feinde ein Entweichen zu gestatten. Als kurz nach 8 Uhr die Angriffe begannen, löste sich die russische Formation vollends auf und es muß erhebliche Verwirrung geherrscht haben. Das Resultat dieser, die ganze Nacht dauernden Angriffe, war das folgende: Nachts um 2 Uhr wurde der „Navarin" von mehreren Torpedos getroffen und sank auf der Stelle. „Ssissoi Weliki", „Nachimoff" und „Monomach" wurden ebenfalls von Torpedos getroffen und sanken gegen Morgen, wie von japanischen Hilfskreuzern beobachtet wurde. Der „Donskoy" war ebenfalls verletzt und steuerte nach der koreanischen Küste zu; in der folgenden Nacht wurde er wieder von Torpedobooten angegriffen und lief am Morgen des 29. Mai an der koreanischen Küste auf den Strand. Die russischen Schiffe wehrten sich mittels ihrer Artillerie so gut wie sie es vermochten, werden aber jedenfalls sehr schlecht geschossen haben, denn an japanischen Torpedobooten sanken nur drei, während ungefähr ebensoviele beschädigt wurden. Der zu eifrige Gebrauch der elektrischen Scheinwerfer seitens der russischen Schiffe erwies sich als verderblich, denn er ermöglichte den japanischen Torpedobooten sich stets schnell über Lage und Kurs der russischen Schiffe zu orientieren.

Es ist interessant, daß die japanischen Torpedoboote teilweise so nahe an die russischen Schiffe heranliefen, daß deren Geschütze sie nicht erreichen konnten. Bekanntlich sind die Schiffsgeschütze durchweg so aufgestellt, daß die Rohre sich nur bis zu einem gewissen Grade senken lassen. Gelingt es einem kleinen feindlichen Fahrzeug z. B. bis auf 30 m heranzulaufen, so ist es ziemlich sicher, nicht getroffen zu werden, es sei denn, daß der Luftdruck der niedrig fliegenden großen Granaten schon Menschen töten und das Material beschädigen kann. Immerhin darf aber nicht vergessen werden, daß in jener Nacht die Artillerie der russischen Schiffe sich schon in einem höchst traurigen Zustande befunden haben muß. Bedenkt man ferner, daß die Mannschaften und Offiziere von Anfang an wenig leistungsfähig, jetzt durch den Kampf des vorigen Tages und dessen niederschmetterndes Resultat ermüdet und herabgestimmt waren, so

können die Erfolge der japanischen Torpedoboote nicht wunder nehmen. Gewiß haben die letzteren ihre Pflicht mit Eifer und Geschick getan, aber eine besonders große militärische Leistung bildeten jene Angriffe in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai sicher nicht. Der anzugreifende Feind war eben minderwertig und vor allem verfügten gerade diese russischen Schiffe nur noch über eine ganz geringe Geschwindigkeit; hohe Geschwindigkeit ist aber die beste Verteidigungswaffe gegen Torpedoboote. Als der Morgen des 28. Mai dämmerte, blieben also Nebogatoff noch vier Panzerschiffe und ein kleiner Kreuzer, nämlich der „Orel", ferner das Flaggschiff des Admirals, der „Nikolai I.", der „Admiral Sfenjawin", der „General Admiral Apraxin" und der Kreuzer „Izumrud". Nebogatoff hatte die Absicht, Wladiwostock zu erreichen und glaubte wohl auch, zu diesem Ziele zu gelangen, als plötzlich gegen 10 Uhr die japanischen Schlachtschiffe und Kreuzer zu beiden Seiten in Sicht kamen. Sie näherten sich schnell und das Feuer begann. Nachdem es etwa 20 Minuten gedauert hatte, ohne daß besonders große Verluste auf den russischen Schiffen zu verzeichnen gewesen wären, ergab sich der russische Admiral mit seinen vier Panzerschiffen, während die „Izumrud" von ihrer Schnelligkeit Gebrauch machte und nach Norden entfloh.

Die Japaner mögen über diesen Ausgang selbst überrascht gewesen sein, sie mochten sich auf schlechtes Schießen und alles mögliche andere seitens der Russen gefaßt gemacht haben, aber die Übergabe eines Geschwaders von vier kampffähigen Panzerschiffen war doch eine ungewohnte Sache. Unserer Ansicht nach ist dieser Vorgang ein so unerhörter, daß man speziell für den Admiral keine Entschuldigung irgend welcher Art findet. Es sind allerdings genug Entschuldigungen für sein Verhalten versucht worden, man sagt, er habe aus Mitleid mit den ihm unterstellten Besatzungen, deren sicheren Tod er bei Fortführung des Kampfes voraussah, vorgezogen, sich zu ergeben. Man sagt, ein Kampf habe doch nichts mehr genützt, die japanische Übermacht sei erdrückend gewesen, also warum 2000 Menschen aufs Spiel setzen? Ferner ist die Vermutung geäußert worden, die Besatzungen oder Teile von ihnen hätten den Gehorsam verweigert, ihre Vorgesetzten bedroht und nicht mehr kämpfen wollen. Das ist allerdings wohl recht möglich und wir glauben gern, daß der Admiral und die ihm ergebenen Offiziere auch in dieser Hinsicht vor einer ungeheuer schwierigen Aufgabe standen. Alles das aber konnte kein Grund sein, vier kampffähige Panzerschiffe in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Wenn es

Indienststellung eines japanischen Kreuzers.
(Nach einer Originalskizze von C. H. Schön.)

wirklich nicht möglich war, noch zu kämpfen, was wir noch nicht beurteilen können, so blieb immer noch das Mittel zur Vernichtung der Schiffe. Wenn aber die Matrosen des Nebogatoffschen Geschwaders später sagten: „Mit uns hat er Mitleid gehabt, sich selbst hat er zugrunde gerichtet, die Mannschaft aber vom Tode errettet", so muß man einer russischen Zeitung beipflichten, wenn sie sagt, diese Erzählungen und Gefühle seien nicht angetan, Respekt zu erwecken; die russischen Matrosen seien eben und zeigten sich hier durch und durch unkriegerisch. Ein unkriegerischer Soldat sei ein unzweckmäßiges Jammerwesen, ein unkriegerischer Beurteiler kriegerischer Ereignisse aber ein Irrlicht für die öffentliche Meinung.

Annehmen darf man wohl, daß Nebogatoff, dessen Charakter wohl auch

nicht besonders kriegerisch ist, durch die furchtbaren Ereignisse des vorigen Tages und der letzten Nacht, ferner durch die feindliche Übermacht, welche er jetzt vor Augen hatte, in einen Zustand moralischer Depression und Verzweiflung geraten war, welche ihn seine militärischen Pflichten und seine militärische Ehre vollkommen vergessen ließ. Auf das Hissen der weißen Flagge und das Signal Nebogatoffs, daß er sich ergäbe, wurde ein japanisches Kommando an Bord geschickt, die russische Flagge gestrichen und die japanische gehißt. Ein kurzer Widerstand, den einige russische Mannschaften leisteten, wurde mit leichter Mühe niedergeschlagen. Nebogatoff hatte sich sofort in ein Boot begeben und war an Bord der „Mikasa" gefahren, um Togo persönlich seine Übergabe anzuzeigen. Togo gestattete den russischen Offizieren, den Säbel zu behalten. Die russischen Schiffe wurden sofort nach Sasebo gebracht und während der Fahrt dahin versuchten einige Leute des Maschinenpersonals, den „Orel" in die Luft zu sprengen. Die Japaner machten kurzen Prozeß und töteten sofort sämtliche Beteiligten. Admiral Nebogatoff ist übrigens nicht verwundet worden.

Einen rühmlicheren Untergang fand der alte Küstenpanzer „Uschakoff". Er hatte versucht zu entkommen, jedoch holten die beiden Panzerkreuzer „Jakumo" und „Iwate" ihn am Nachmittag des 28. Mai ein, dampften auf Schußweite heran, und forderten das Schiff zur Übergabe auf. Der tapfere Kommandant aber weigerte sich und wehrte sich eine Stunde lang so gut er konnte gegen das überlegene Feuer der beiden modernen Panzerkreuzer. Dann gegen 6 Uhr, nachdem der Kommandant wiederholt die Übergabe verweigert hatte, sank der „Admiral Uschakoff" mit wehender Flagge stolz auf den Grund des Meeres. Einen Teil der Mannschaft retteten die japanischen Schiffe. Die „Izumrud" entkam zwar dem Feinde, lief aber in der Nähe von Wladiwostock auf eine Untiefe und wurde von dem Kommandanten gesprengt. Die „Svetlana" wurde am 28. Mai morgens an der koreanischen Küste von den beiden japanischen Kreuzern „Niitaka" und „Otowa" zum Kampf gestellt und zum Sinken gebracht. Nach Wladiwostock entkamen nur der Kreuzer „Almas", die beiden Torpedoboote „Grosni" und „Brawy". Nach Süden durchzukommen und sich zu retten, versuchten die Torpedoboote „Bodri" und „Blesjaschti". Der „Bodri" sank jedoch unterwegs, während das andere Boot in den chinesischen Hafen von Wusung einlief. Die übrigen Torpedoboote der Russen sind sämtlich gesunken, abgesehen vom „Betowi", welcher, wie erwähnt, von japanischen Torpedobooten genommen wurde. Weiter zerstreut worden sind die

Schiffe des Troß, ein großer Teil sank, einige entkamen, andere wurden in japanische Häfen geführt. Daß Admiral Enquist mit seinen Kreuzern Manila anlief und dort interniert wurde, haben wir bereits erwähnt.

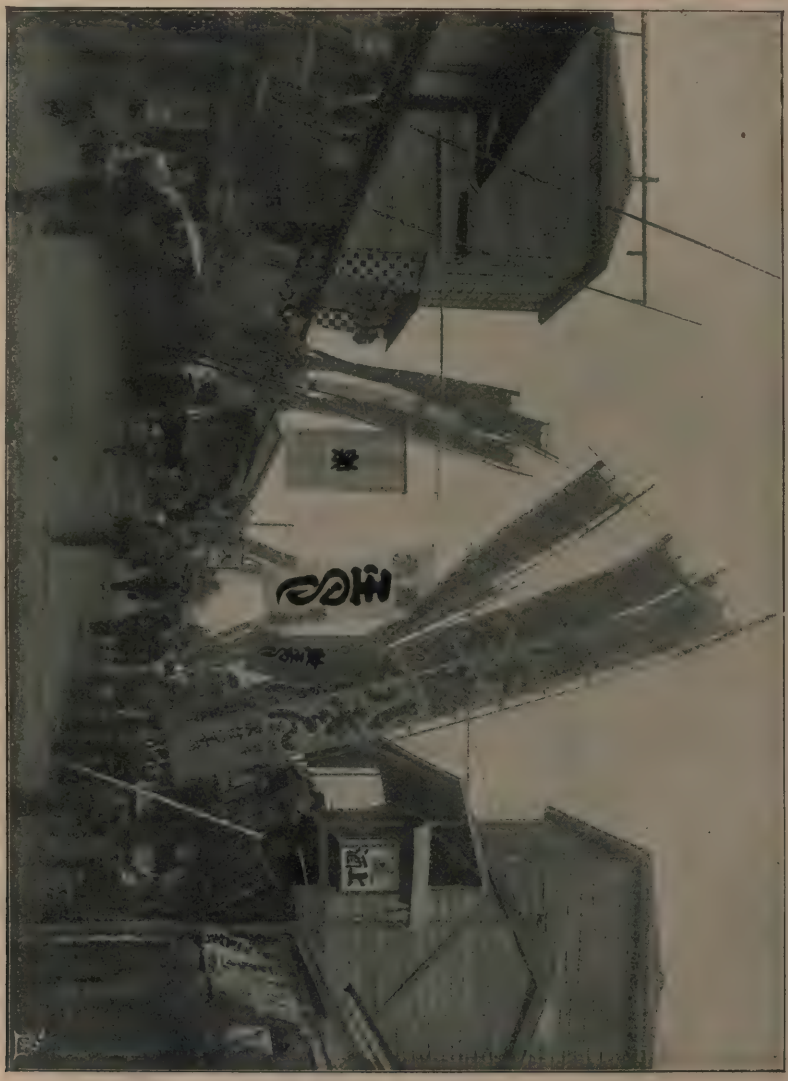
Nach der Seeschlacht in der Koreastraße.

So war denn diese denkwürdige Schlacht mit beinahe gänzlicher Vernichtung der russischen Flotte nach zweitägigem Kampfe geendet. Admiral Togo konnte das Bewußtsein haben, einen Sieg erfochten zu haben, welcher jedenfalls im Hinblick auf den Erfolg den großen weltgeschichtlichen Schlachten von Trafalgar und Lepanto nichts nachgiebt. Das Telegramm des siegreichen Admirals an den Mikado betonte, daß der Erfolg vor allem der unvergleichlichen Tugend des Mikado zuzuschreiben sei. Der Mikado antwortete das folgende: „Unsere kombinierten Flotten haben die feindliche Flotte in der Enge von Korea getroffen und nach einem verzweifelten Kampf, welcher mehrere Tage dauerte, vernichtet; ein beispielloser Erfolg ist erreicht worden, wir sind glücklich, dank der Pflichttreue unserer Offiziere und Mannschaften, im Geiste unserer Vorfahren gehandelt zu haben."

Der russische Zar antwortete auf die kurze Meldung Roschdjestwensky: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Ihnen und den Offizieren des Geschwaders, die sie mit Ehren ihre Pflicht im Gefecht getan haben, für die Opfer, welche Sie Rußland und Mir brachten. Der Allmächtige hat nicht gewollt, daß Ihre Heldentaten durch Erfolg gekrönt wurden, aber das russische Volk wird immer stolz auf Ihre große Tapferkeit sein." Zu jenem Zeitpunkt war noch verhältnismäßig wenig über die Einzelheiten der Schlacht bekannt, jedenfalls müssen wir annehmen, daß der Zar damals noch nicht über das Verhalten Nebogatoffs vollkommen orientiert war. Einige Monate später hat er den Admiral und die Kommandanten bezw. deren Stellvertreter der übergebenen Schiffe aus der Marine ausgestoßen und sie ihrer Eigenschaft als Offiziere verlustig erklärt.

Zurzeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, befindet sich Nebogatoff und seine Offiziere noch in Japan, und der Admiral beabsichtigt Versuche zu machen, um seine Ehre wieder herzustellen. Ob es ihm gelingen wird, muß man bezweifeln, denn nach den Äußerungen, die dem Admiral zugeschrieben werden, fehlt auch ihm vollständig jener kriegerische Geist, welcher die Voraussetzung für das Verständnis militärischen Ehrbegriffs bildet. Es ist vielleicht ein Zeichen

der Zeit, daß man diesen Urteilsspruch des Zaren sehr hart fand, wir im Gegenteil finden ihn sehr milde, denn nach allen bisher gebräuchlichen Auffassungen hätte Nebogatoff unter allen Umständen die Todesstrafe verdient;



Ausschmückung der Straßen zur Feier des Seesieges in Japan.
(Nach einer Photographie.)

wahrscheinlich auch die ihm unterstellten Kommandanten der übergebenen Schiffe. Denn für diese war der Ungehorsam zur Pflicht geworden. Der Entschluß des Admirals, seine Schiffe zu übergeben, entband keinen der Kommandanten der Pflichten, die er als solcher in bezug auf sein Schiff erfüllen mußte. Auch

Gefechtsszene an Deck eines japanischen Kreuzers.
(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

dafür scheint man in weiten russischen Kreisen merkwürdigerweise durchaus kein Verständnis gehabt zu haben. Wollten wir Deutsche uns in einen ähnlichen Fall hineindenken, so wäre es zweifellos Pflicht eines jeden Kommandanten, sich auf alle Weise der Ausführung eines Übergabeentschlusses des Geschwaderchefs zu widersetzen, gleichviel auf welche Weise.

Russisches Torpedoboot.
(Nach einer Photographie.)

Die Ursachen dieser fürchterlichen Niederlage liegen klar zutage und wir können uns im Hinblick auf die früher hier angestellten Überlegungen und Voraussetzungen kurz fassen. Wir haben gesehen, daß alles in allem der Unterschied in dem Schiffsmaterial in den beiden Flotten nur ein sehr geringer genannt werden konnte, wenn er überhaupt vorhanden war. Beide Flotten standen dem Material nach nicht absolut auf der Höhe, die Japaner hatten nur wenig Linienschiffe und mußten Panzerkreuzer in die Schlachtlinie einstellen. Ihre Linienschiffe, das Gros ihrer Panzerkreuzer und die kleinen Kreuzer waren sämtlich nicht neuen Datums, dagegen hatten sie eine starke Überlegenheit an Torpedofahrzeugen. Die Russen hatten eine größere Anzahl von Linienschiffen, darunter vier ganz neue gleichartige. Jedenfalls war es nicht möglich, vorher eine absolute Überlegenheit oder Unterlegenheit auf der einen oder der anderen Seite festzustellen. Den Ausschlag mußte also das persönliche Element geben, und das hat es getan. Das alte englische Sprichwort, daß nicht Schiffe sondern Menschen fechten, ist heute ebensogut gültig, wie vor hundert und zweihundert Jahren. In dieser Hinsicht zeigte sich allerdings vom Beginn der Schlacht bis zu Ende eine außerordentliche Überlegenheit auf japanischer Seite. Es waren nicht nur die langen Monate der Kriegserfahrung, welche den

japanischen Offizieren und Mannschaften ein solches Übergewicht verschafften, sondern vor allem waren es die Früchte früherer Friedensübung; das Systematische und Zielbewußte dieser Ausbildung war natürlich auch ein außerordentlich fruchtbarer Boden für die Nutzbarkeit der Kriegserfahrungen. Da war vor allem die Schießfertigkeit der Japaner, ohne sie wäre auch die Schlacht am 10. August anders ausgegangen, sie hatte allein in langen Friedensjahren durch systematische Übung erreicht werden können.

Daß hier der Hauptunterschied liegen würde, hatte ja Roschdjestwensky schon richtig erkannt und dringend vor Munitionsverschwendung gewarnt. Die weitere Konsequenz dieses richtigen Prinzips wäre für den russischen Führer gewesen, möglichst nahe an den Feind heranzugehen, denn dann hätten auch seine Kanoniere besser getroffen. Er mußte aber schon gleich zu Anfang der Schlacht den Oberbefehl abgeben und was nachher wurde, haben wir gesehen. Es ist eine müßige Überlegung, wie der Verlauf geworden wäre, wenn Roschdjestwensky den Oberbefehl behalten hätte, jedenfalls machte die große Geschwindigkeitsüberlegenheit der japanischen Schiffe es den Russen sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die unter den Verhältnissen richtige Taktik durchzuführen. Dieser Unterschied der Schnelligkeit war so groß, daß die Japaner meist die von ihnen gewollte Entfernung nach Gutdünken regeln konnten, außerdem aber war die japanische Taktik überhaupt ebensogut den Umständen angepaßt, wie sie von systematischer Ausbildung und Schulung zeugte.

Auch dem Leser wird aufgefallen sein, daß die verschiedenen japanischen Geschwader und Divisionen sich bald trennten, bald vereinigten, wie es der Augenblick verlangte, dabei aber niemals das gemeinsame Ziel aus den Augen verloren. Es wurde dadurch das Schwerfällige, was den großen modernen Flotten anhaftet, vollkommen ausgeschaltet und wir sehen statt dem unbehilflichen Ganzen eine größere Anzahl kleinerer Verbände, welche selbständig von ihren Führern geleitet werden. Es war nicht die Rede davon, daß Togo von seinem Flaggschiff aus die Bewegung aller ihm unterstellten Streitkräfte unter persönlicher Kontrolle oder gar durch Signale fortdauernd hätte regeln können. Er hat nur allgemeine Anweisungen gegeben und Gesichtspunkte, nach denen die einzelnen Führer zu handeln hatten, und diesen mußte prinzipiell jedenfalls die Taktik, welche Togo für die richtige hielt und die sich bei Tsuschima als die richtige zeigte, in Fleisch und Blut übergegangen sein. So zeigten denn auch die japanischen Führer und die einzelnen Schiffskommandanten durch

dieses verständnisvolle und dabei selbständige Zusammenwirken zu einem gemeinsamen Ziel der Vernichtung des Feindes den höchsten Grad militärischer Ausbildung.

Man darf nicht bezweifeln, daß, selbst wenn Togo gefallen wäre, dies keinen merklichen Einfluß auf die Durchführung der japanischen Taktik gehabt haben würde. Die Ausbildung und Schulung der Offiziere und Mannschaften bei Togos Werk und jetzt, wo dies Werk auf die entscheidende Probe gestellt wurde und sich bewährte, konnte die Person des Führers in den Hintergrund treten lassen, da seine Unterführer und Kommandanten selbständig in seinem Geiste zu handeln wußten.

Der Kampf hat sich auf einer großen Wasserfläche abgespielt. Wie es die schnelle Fortbewegung der großen Schiffe bedingt, verschiebt sich in der Seeschlacht der eigentliche Kampfplatz fortwährend und in unberechenbaren Richtungen, je nach den Richtungen und Absichten der beiden Gegner. Wir haben gesehen, wie Pulverrauch und Nebel das russische Gros sogar eine Zeitlang außer Sichtweite des japanischen geführt hatte. Trotz dieser Schwierigkeiten entstand kein einzigesmal Verwirrung in den verschiedenen Flottenkontingenten. Sie fuhren einander nicht in den Weg, behinderten sich nicht, verloren sich auch nicht, sondern wirkten stets selbständig wie gemeinsam, ohne persönlichen Ehrgeiz und gegenseitige Mißgunst, wie sie die Kriegsgeschichte schon so oft und zum Schaden der Sache gezeigt hat. Genug, so weit man nach dem bisher vorliegenden Material urteilen kann, ist die Haltung der japanischen Führer, Offiziere und Mannschaften höchster Anerkennung würdig gewesen.

Etwas anderes ist es, ob man die militärische Leistung der japanischen Flotte in der Schlacht von Tsuschima besonders hoch anzuschlagen hat. Die Inferiorität der Russen war eine so große, die Geschwindigkeit ihrer Schiffe eine so geringe, daß nach dreiviertelstündigem Feuer die Frage des Sieges vollkommen beantwortet war. Die Russen schossen unglaublich schlecht, das Feuer wurde nicht einheitlich geleitet und so wurde es tatsächlich ein Schießen nach der Scheibe für die Japaner, wie es im spanisch-amerikanischen Kriege nur wenig übertroffen worden war. Im Gegensatz zu den Japanern sehen wir, wie von einem Zusammenwirken der einzelnen Verbände und Schiffe auf russischer Seite nicht die Rede war. Sobald Roschdjestwensky nicht mehr befehligte, griff allgemeine Unordnung um sich und der Admiral Enquist ging einfach, weil ihm die Sache zu bedenklich wurde, mit seinen Kreuzern nach

Szene auf einem japanischen Linienschiffe während der Schlacht.

(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Manila, um sich dort desarmieren zu lassen. Er hat sich später damit gerechtfertigt, es hätte doch nichts genützt, und seine Kreuzer wären nur vernichtet worden. Ein unglaublicher Standpunkt für einen Admiral. Außerdem, selbst wenn wir ihn überhaupt anerkennen wollten, nicht richtig, denn die Kreuzer hätten in der kommenden Nacht gegen die japanischen Torpedoboote ausgezeichnete Dienste leisten können. Nachher haben wir gesehen, fuhr alles auseinander und stillschweigend dachte jeder: „Rette sich wer kann".

Das Ziel für das Gros der Schiffe bildete, Wladiwostock zu erreichen und bis dahin nach Möglichkeit jeden Kampf zu vermeiden. Von einer zielbewußten Taktik bemerken wir auf russischer Seite überhaupt nichts, die einzigen vom Flaggschiff aus geleiteten Bewegungen der Flotte gingen stets darauf hin, die Bahn nach Norden, also nach Wladiwostock, frei zu bekommen, und andere versuchten, ganz kopflos geworden, nach Süden durchzubrechen. Vielleicht darf man die Leitung der russischen Flotte nicht zu sehr angreifen, denn sie befand sich mit in der schwierigsten Lage und hatte unter Umständen mit den schlimmsten Widerständen zu kämpfen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß auf einer ganzen Reihe von russischen Schiffen Meuterei geherrscht hat, jedenfalls war nur sehr ausnahmsweise Kampflust vorhanden, diese äußerte sich dann allerdings um so rühmlicher und der letzte Kampf des „Suwaroff" wie des „Uschakoff" werden immer russische Ruhmesblätter bleiben.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, was denn die Russen überhaupt hätten machen sollen, wenn sie so unterlegen waren; ob sie nicht besser getan hätten, den Kampf überhaupt gar nicht zu riskieren und in die Häfen des europäischen Rußlands zurückzukehren. Darauf ist zu erwidern, daß trotz dieser Unterlegenheit Admiral Roschdjestwensky dieselbe Möglichkeit hatte, wie seiner Zeit Admiral Stark mit dem Port Arthur-Geschwader. Gewiß, ein Rezept für den Sieg gibt es nicht, aber wohl konnte auch eine schlecht ausgebildete Flotte wie diese sicher sein, dem Feinde den größten Schaden und Abbruch zu tun, wenn man nur mit der nötigen Energie und Rücksichtslosigkeit die Schiffe gegen den Feind einsetzte. Man mußte, wie die Verhältnisse lagen, nicht nur die Schlacht als etwas Notwendiges in Kauf nehmen, sondern im Gegenteil, sie suchen und kein anderes Ziel vor Augen haben, als diesen Kampf. Nur dann konnte Roschdjestwensky erwarten, daß seine Offiziere und Mannschaften wohl alles daran setzten und ihre besten Kräfte hergaben. Tatsächlich hatten sie aber alle, und Roschdjestwensky eingeschlossen, als Hauptziel der Reise die

Ankunft in Wladiwostock vor Augen. Es wird von Roschdjestwensky gesagt, er habe vorher geäußert, sicher werde man nicht unbelästigt nach Wladiwostock gelangen und er rechne darauf, mindestens ein Drittel seiner Schiffe durch die Angriffe der Japaner zu verlieren. Seine Absicht, es koste was es wolle, Wladiwostock zu erreichen, können wir während des Kampfes nicht nachweisen, weil der Admiral ja schon zu Anfang verwundet wurde. Wohl aber schien diese fixe Idee allen seinen Kommandanten in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Offenbar hat Roschdjestwensky sich auch im Laufe der Reise dahin geäußert, daß man vor allem den Stützpunkt erreichen und diesem Zweck alle nötigen Opfer bringen müsse. Vielleicht weist auch die Tatsache, daß man so lange die Marschformation beibehielt, daß man ferner die Transportschiffe mitnahm, ebenfalls darauf hin. Die Russen haben wohl geglaubt, daß die Geschwindigkeit der japanischen Schiffe der der ihrigen nicht so überlegen wäre und daraus dann den Schluß gezogen, man würde mit verhältnismäßig geringem Schaden nach Wladiwostock durchbrechen können.

Setzen wir nun den Fall, es wäre den Russen tatsächlich gelungen, mit einer Krafteinbuße von einem Drittel nach Wladiwostock durchzudringen, was wäre die Folge gewesen? Nun, es wäre eine ähnliche Lage entstanden, wie früher vor Port Arthur, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Blockade sich schwieriger gestaltet hätte. Die Russen wären mindestens einige Wochen zu Reparaturen im Hafen geblieben und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die japanische Flotte weit früher wieder gefechtsbereit gewesen wäre. Der Minenkrieg hätte sich erneuert und es ist kaum anzunehmen, daß die russische Flotte, in Wladiwostock angekommen, einen offensiveren Geist gezeigt hätte, als beim Passieren der Straße von Tsuschima. Es gibt eben im Seekriege keine im Sinne des Landkrieges erfolgreiche Defensive; selbst eine schwächere Flotte, will sie etwas erreichen, so muß sie angreifen, darf aber nicht zwei Ziele zugleich, nämlich Schlacht- und Rückzug, im Auge haben.

Unter demselben Gesichtspunkt war es auch unrichtig und ist schließlich auch verhängnisvoll geworden, daß Roschdjestwensky mehr an die Marschfähigkeit seiner Schiffe als an ihre Gefechtsfähigkeit dachte. Der Admiral war scheinbar durch die Furcht, er könne dem Kohlenmangel ausgesetzt werden, derartig beeinflußt, daß er seine Schiffe so voll Kohlen packte, daß sie weit tiefer unter Wasser lagen, als nach den Konstruktionsplänen vorgesehen war. Die neuen Panzer der Orel-Klasse hatten beispielsweise 1500 Tonnen über

ihren bestimmungsmäßigen Maximalvorrat hinaus geladen. Infolgedessen gingen sie natürlich tiefer im Wasser und der Gürtelpanzer, welcher die Wasserlinie schützen sollte, lag tatsächlich unter Wasser. Davon war die weitere Folge wieder, daß die japanischen Geschosse, welche die Wasserlinie trafen, gar keinem oder nur geringem Widerstande des leichten Panzers begegneten. Auch bei der „Ossljabja" muß dasselbe der Fall gewesen sein. Die so gerissenen Löcher lagen nun oberhalb des Panzerdecks und die über diesem befindlichen Räume füllten sich schnell mit großen Wassermassen. Was Wunder also, wenn die ohnehin schon mangelhafte Stabilität der Schiffe dadurch vollkommen aufgehoben wurde, so daß sie kenterten wie ein vollgeschlagenes Boot. Wenn man Folgerungen militärischer und technischer Natur aus dieser Schlacht ziehen will, so darf diese Überlastung der russischen Schiffe nicht vergessen werden. Nicht der Panzer hat sich unwirksam erwiesen, wie von manchen Seiten behauptet wurde, sondern er kam überhaupt nicht dazu, auf die Probe gestellt zu werden, weil gerade sein wichtigster und widerstandsfähigster Teil infolge der Überlastung unter Wasser lag.

Wie schon in der vorhergegangenen Schilderung der Schlacht betont, konnte man ein abschließendes Urteil über das Ganze und eine Reihe von Einzelheiten noch nicht fällen, auch heute noch ist kein Bericht Roschdjestwenskys authentischer Natur veröffentlicht worden. Es erübrigt deswegen, uns weiter mit dieser denkwürdigen Schlacht zu beschäftigen oder Folgerungen aus ihr abzuleiten. Eine Folgerung allerdings liegt klar zu Tage, nämlich die, daß auch im Seekriege Bereitsein alles ist; das gilt von den Menschen und von den Schiffen im höchsten Maße. Zweckmäßiges und geschicktes Handhaben der Waffen des modernen Seekrieges erfordert einen so hohen Grad von Praxis und Wissen, daß selbst der hingebendste Eifer und der größte Mut nicht zum Ziele führen, wenn nicht während des Friedens sorgfältige Ausbildung vorhergegangen ist. Unbedingtes Erfordernis ist ferner eine eiserne Disziplin, denn die heutige Seeschlacht stellt an die Nerven wie an den moralischen Mut die denkbar höchsten Anforderungen.

Berichte über die Einzelheiten der Schlacht von Augenzeugen oder Beteiligten sind hier natürlich recht spärlich, denn die so mitteilsamen Korrespondenten des Landkriegsschauplatzes fehlen hier. Es ist von Interesse, daß der englische Marineattaché in Tokio während der Schlacht von Tsuschima auf einem der Schlachtschiffe sich befand; ohne Zweifel hat er höchst Interessantes

Japanischer Seesoldat.
(Nach einer Photographie.)

berichten können und seinem Vaterlande wertvolles Material geliefert. Die folgende Beschreibung ist von einem Manne der Besatzung des russischen Troßdampfers „Rus", einem von den gemieteten Dampfern, von denen wir öfter gesprochen haben. Auch diese einfache Schilderung wird auf Korrektheit keinen Anspruch machen können, wohl aber gibt sie einen Begriff, wie es in dieser Troßflotte während der Schlacht aussah und wie ein einfacher deutscher Seemann die ganze Sache beurteilte. Wir haben aus diesem Grunde auch nichts daran geändert oder ausgelassen. Der Leser wird die Fehler und Ungenauigkeiten nach unserer vorherigen Darstellung der Schlacht wohl leicht von selbst herausfinden.

„In den reichlich acht Monaten, die die Reise des russischen Geschwaders von Europa nach Ostasien bis zum Beginn der Schlacht dauerte, ließ Admiral Roschdjestwensky die Besatzung der Kriegsschiffe wohl jeden Tag, morgens und abends, an den Geschützen exerzieren; er ließ aber nicht einen einzigen scharfen Schuß abfeuern. Das hat sich in der Schlacht gerächt. Die Japaner waren im Feuer erprobt, die Russen hatten absolut keine praktische Erfahrung im Scharfschießen mit den schweren Geschützen. — In bezug auf die Vereinigung des unter dem Befehl des Admirals Nebogatoff stehenden dritten Geschwaders mit der Hauptmacht Roschdjestwenskys sind derzeit irreführende Mitteilungen in die Zeitungen gelangt. Nebogatoffs Geschwader stieß bereits Anfang Mai, also etwa drei Wochen vor der Seeschlacht, an der Küste von Cochinchina zur Hauptmacht Roschdjestwenskys. In der Cameron-Bay wurde das russische Geschwader mit Kohlen, Proviant usw. ausgerüstet. Als auf den Protest Japans die französische Regierung einschreiten, einen Kreuzer entsenden und die russische Flotte fortweisen mußte, dampften die russischen Schiffe nach der nächstgelegenen Bucht

Angriff japanischer Torpedoboote im Nachtgefecht bei Tsuschima am 27. und 28. Mai.
(Nach einer Originalzeichnung von E. Schön.)

der cochinchinesischen Küste, setzten dort die Bunkerung und Verproviantierung fort, und dampften, als sie nach Ablauf der 24 Stunden auch von dort fort mußten, nach der Cameron-Bucht zurück, wo mit der Ausrüstung von neuem vorgegangen wurde. Dieses Manövrieren wiederholte sich dreimal, bis Roschdjestwenskys Flotte sich genügend zur Fortsetzung der Reise nach Wladiwostock vorbereitet erachtete. Unrichtig ist, wenn derzeitig behauptet wurde, daß die russische Flotte schon auf dem Wege von Singapore nach Cochinchina auf feindliche Kreuzer gestoßen sei. Nur zwei englische Kreuzer wurden auf dieser Strecke gesichtet.

Admiral Roschdjestwensky nahm von Cochinchina aus seinen Weg in einem weiten Bogen um Formosa herum, um dadurch der Flotte Togos zu entgehen. Die russischen Kriegsschiffe dampften, um Kohlen zu sparen, mit langsamer Fahrt. Eine Geschwindigkeit von acht Knoten war das Höchste, was geleistet wurde. Die bei der Flotte befindlichen Torpedoboote wurden stets durch die Transportschiffe geschleppt, da ihr Kohlenvorrat nur für etwa zwei Tage reichte und sie stets klar sein mußten, unter eigenem Dampf zu fahren. Admiral Roschdjestwensky sandte auf der Höhe von Shanghai sechs Transportschiffe und die beiden Kreuzer „Orion" und „Dnjepr" der russischen Freiwilligenflotte, sowie die beiden Hilfskreuzer „Kuban" und „Terek" (die früheren Hamburger Schnelldampfer „Columbia" und „Auguste Viktoria") fort nach Shanghai, da er ihrer nicht bedurfte und sie Jagd auf Handelsschiffe machen sollten, die Kriegskontrebande an Bord führten.

Roschdjestwenskys Geschwader bestand jetzt aus zwölf Schlachtschiffen (drei Klassen, à vier Schiffe unter je einem Admiral), fünf Kreuzern, zwei Torpedojägern, dem Reparaturschiff „Kamschatka", auf dem sich Eisengießerei und alle möglichen Einrichtungen zur Vornahme großer Schiffsreparaturen befanden, dem Kreuzer „Ural" (früher Schnelldampfer „Kaiserin Maria Theresia"), Kreuzer „Almas" (ein Schiff etwa von der Größe und dem Aussehen der Exkursionsluftjacht „Meteor" der Hamburg-Amerika-Linie, die als Jacht

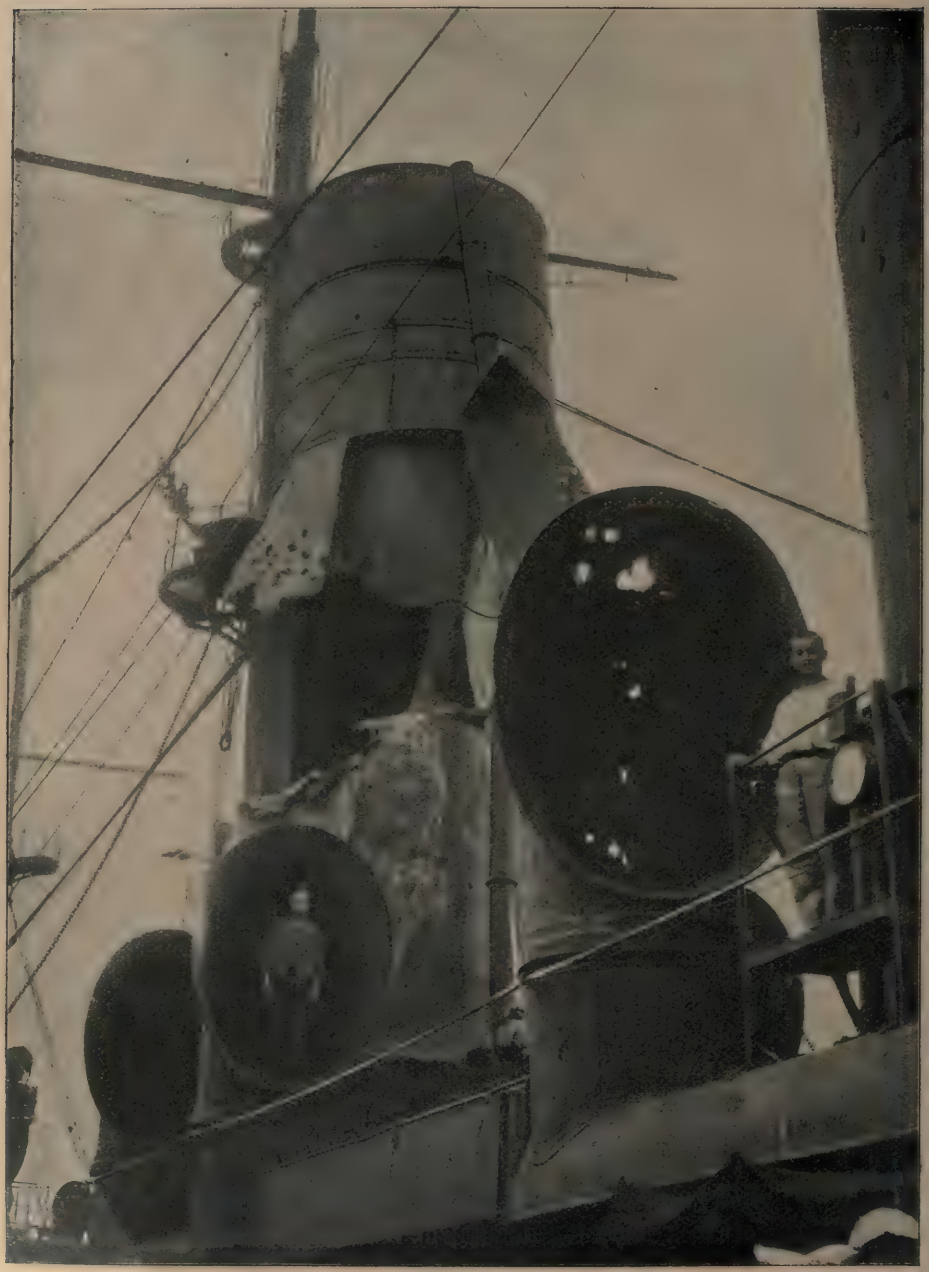
Gefechtsszene auf einem japanischen Kriegsschiff.
(Nach einer japanischen Skizze.)

für den Statthalter Alexejew erbaut worden war), neun Torpedobooten, drei Transportschiffen (dem früheren Hamburger Dampfer „Belgia", dem „Anadir" und der „Korea") und den beiden Bergungsdampfern „Rus" (ex „Roland") und „Swiat" (dem früheren holländischen Hochseeschlepper „Zwarte Zee"). Am Donnerstag, den 25. Mai, wurden noch auf hoher See Bunkerkohlen von den Transportschiffen an die Kriegsschiffe abgegeben. Dann nahm die russische Flotte ihren Weg auf die Tsuschimastraße zu, um dort nach Norden in der Richtung auf Wladiwostock durchzubrechen.

Am Sonnabend, den 27. Mai, morgens, liefen die Schiffe in die Tsuschimastraße hinein. Eine kräftige Brise wehte, es stand eine hohe See. Die Luft war diesig, zu beiden Seiten der Meerenge nahe dem Lande war es neblig. Um 8 Uhr vormittags kam an Steuerbord voraus ein japanischer Kreuzer in Sicht. Er hielt bis 10 1/2 Uhr gleichen Kurs mit dem russischen Geschwader, Schüsse wurden nicht gewechselt. Dann näherten sich an Backbord vier feindliche Kreuzer und eröffneten das Feuer. Die Russen erwiderten es. Etwa 30 bis 40 Schüsse wurden ausgetauscht, ersichtlich ohne Schaden anzurichten. Die zwölf russischen Schlachtschiffe fuhren in Doppelkiellinie. Dann folgten die Transportschiffe, die zu beiden Seiten von den Kreuzern und Torpedojägern eskortiert wurden. Nach Austausch der Schüsse zogen sich die japanischen Kriegsschiffe zurück. Es verging etwa eine halbe Stunde, ohne daß sich irgend etwas ereignete. Um 12 1/2 Uhr war es, als an Backbord das ganze feindliche Geschwader auftauchte und sofort zu feuern begann. Sechs feindliche Kreuzer und etwa 50 Torpedoboote und Jäger fuhren hinten um die russische Flotte herum, nach Steuerbord und zingelten sie damit ein. Admiral Roschdjestwensky ließ jetzt seine Schlachtschiffe und Panzerkreuzer im Bogen um die Transportschiffe herumfahren. Admiral Togo erwiderte dieses Manöver, indem er in einem noch größeren Bogen um den russischen Ring herumfuhr. Die Japaner hatten hierdurch den Russen gegenüber einen ganz gewaltigen Vorteil: die Gesamtheit der russischen Schiffe bildete gewissermaßen ein Zentrum, in dem verhältnismäßig nur wenige der japanischen Granaten wirkungslos ins Wasser fielen, während die russischen Granaten, von ungeübten Händen abfeuert, bedeutend seltner ihren Zweck erreichen konnten. Obendrein hatten die Japaner noch durch die vorhin erwähnten Witterungsverhältnisse gewaltigen Vorteil. Die in der Mitte der Tsuschimastraße kreisenden Russen befanden sich in sichtiger Luft, während die Japaner an den beiden Seiten nahe dem Lande im Nebel oftmals kaum wahrzunehmen

waren. Das Feuer der Japaner richtete sich in der Hauptsache erst auf die besten Schiffe der Flotte Roschdjestwenskys, auf die vier Schlachtschiffe „Suwaroff", „Alexander II.", „Orel" und „Borodino". Der „Suwaroff" stand bald in hellen Flammen, die anderen Schiffe wiesen schauderhafte Verwüstungen auf. Aber auch der zur zweiten Klasse der russischen Flotte gehörige „Ossljabja" wurde von den Japanern hart mitgenommen. Schon um $3\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags hatte er keine Masten und keinen Schornstein mehr. Allerdings blieben auch die Japaner nicht verschont. Bei zwei japanischen Kreuzern wurde am Nachmittag des 27. Mai (dem ersten Tag der Seeschlacht), von der Besatzung des „Rus" gesehen, wie sie in die Tiefe sanken. Der „Rus", wegen seiner Funkentelegraphie und seines Farbenanstrichs von den Japanern für einen Minenleger gehalten, wurde deshalb von den feindlichen Kriegsschiffen aufs Korn genommen. Um 4 Uhr nachmittags erhielt er einen Schuß durchs Kartenhaus; dann drang eine Granate hinten unter der Wasserlinie durchs Logis, eine dritte Granate durchschlug das Vorderschiff.

Unter den in der Mitte des Seeschlachtfeldes von den russischen Schlachtschiffen umkreisten Transportschiffen entstand jetzt ein Wirrwarr. Die Schiffe waren auf einen kleinen Raum zusammengedrängt worden. Das Transportschiff „Anadir" rannte den „Rus" an und beschädigte ihn so stark, daß er zu sinken begann. Obendrein zerbrach noch die Steuerkette, das Backbord-Boot wurde fortgerissen. Kapitän Pernetz, der Führer des „Rus", gab jetzt Befehl zum Verlassen des Schiffes. An Steuerbord befanden sich ein großes und ein kleines Boot. Beide waren schon vor Beginn der Schlacht ausgeschwungen worden und brauchten nur zu Wasser geführt zu werden. In das kleinere Boot begaben sich sechs Mann. Als dieses Boot ins Wasser kam, kenterte es. Vier Mann wurden von dem zu Hilfe herbeieilenden Bergungsdampfer „Swiat" gerettet. Ein russisches Torpedoboot rettete den fünften. Der sechste Mann, ein Heizer, wurde nicht wieder gesehen. Er ist jedenfalls ertrunken. Das zweite, größere Boot konnte glücklich zu Wasser gebracht werden. Kapitän Pernetz, ein russischer Handelsschiffsführer, war der erste, der ins Boot sprang. Er hatte schon von dem Augenblick an, wo die erste Granate durchs Kartenhaus des „Rus" gedrungen war, schleunigst sein teures Leben in Sicherheit gebracht und seinen Posten am Steuer verlassen. Der erste Maschinist Schäfer war der letzte, der den „Rus" verließ und ins Boot gelangte. Insgesamt 26 Mann hatte die auf der aufgeregten See inmitten des Regens von Granaten auf den



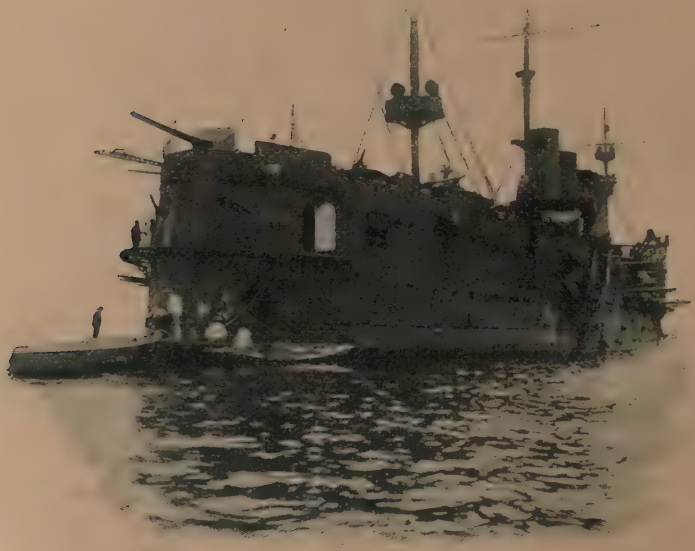
Beschädigungen des Schornsteines auf einem russischen Kriegsschiffe.
(Nach einer Photographie.)

Wogen tanzende Nußschale aufgenommen. Teils barfuß, teis ohne Hosen oder Hemd waren die Leute in größter Hast hineingeklettert. Um 4½ Uhr wurden sie alle glücklich auf den „Swiat" gerettet. Die Japaner ließen den „Swiat" vollständig unbelästigt, da sie ihn für unschädlich hielten. Der „Rus" erhielt noch eine Granate und sank in die Tiefe. Jetzt sank auch der „Ural", der frühere Schnelldampfer „Kaiserin Maria Theresia". Seine, aus etwa 400 Mann bestehende Besatzung rettete sich in die 14 Boote. Jedes der Boote nahm etwa 30 Mann auf. Eines der Boote wurde von einer japanischen Granate getroffen und sank. Keiner der Insassen konnte gerettet werden. Vier der Boote gelangten nach dem „Swiat". Die Mehrzahl der Insassen dieser Boote konnte gerettet werden; ein Teil ertrank leider, da die Boote in der aufgeregten See unter das Heck des „Swiat" gerieten und kenterten. Der Rest der Boote wurde vom „Anadir" geborgen und die Insassen gerettet. Die gerettete „Ural"-Mannschaft hatte die Verwundeten an Bord des sinkenden Schiffes zurückgelassen. Nur ihre Heiligenbilder hatten die Russen gerettet.

Im weiteren Verlauf der tobenden Seeschlacht sank gegen 6 Uhr abends das Reparaturwerkstattschiff „Kamschatka" infolge der durch Granatschüsse erlittenen Beschädigungen in die Tiefe. Der größte Teil der Besatzung ertrank. Mit Eintritt der Dunkelheit gab Admiral Roschdjestwensky Ordre, daß alle Transportschiffe sich zu retten suchen sollten. „Swiat", „Anadir", „Korea" und die frühere „Belgia" kamen glücklich aus dem Kampfgetobe heraus ins Freie. Die Lichter hatten sie abgeblendet. Auch die im Verlauf der Schlacht arg mitgenommenen Kreuzer „Alek" und „Aurora" und der Torpedojäger „Schemtschug" zogen sich aus dem Getümmel zurück. An Bord des „Swiat" befanden sich etwa 200 Menschen. Alle waren durchnäßt, sie lagen eng zusammen durcheinander. Zu essen gab es nur Hartbrot, höchstens etwas Büchsenfleisch. Im Fortfahren sahen die Leute, wie in dem Dunkel der Nacht auf dem Schlachtfelde fortgesetzt hohe Feuersäulen emporstiegen und die Scheinwerfer der Kriegsschiffe ihre blitzenden Strahlen umhergleiten ließen. Das war der Nachtangriff der japanischen Torpedoboote. Die flüchtenden Transportschiffe nahmen ihren Kurs auf Shanghai bezw. Fusung zu. Auf dieser Flucht trafen sie am Montag mittag mit den aus der Seeschlacht gewichenen Kreuzern „Aurora" und „Alek" sowie dem Torpedojäger „Schemtschug" zusammen. Admiral Enquist, der diese Schiffe befehligte, hielt die Transportschiffe an und fragte nach dem Verlauf der Schlacht. Dann nahmen die Schiffe des Admirals

ihren Kurs auf Manila, während die Transportschiffe nach Fusung fuhren, wo sie mit den früher vom Admiral Roschdjestwensky abkommandierten russischen Transportschiffen zusammentrafen.

Von Fusung wurden die Geretteten nach Shanghai gebracht. Dort nahm sich der russische Konsul ihrer an. Ein jeder erhielt sofort anstandslos die Summe ausbezahlt, die er für den Verlust seiner Effekten forderte. Dann wurde ihnen die bis dahin verdiente Heuer ausgehändigt, worauf sie nach Europa eingeschifft wurden. Die russische Regierung hat sich sehr anständig bewiesen, indem sie den Leuten volle Heuer bezahlte bis zum Tage der Abmusterung in Deutschland. Da die Besatzung des „Rus" größtenteils in Kiel angemustert worden war, erfolgte jetzt auch dort die Abmusterung. Die Reisekosten, Zehrungsgelder usw. wurden den Leuten vollständig vergütet. Die Abgemusterten erwarten jetzt nur noch die Gratifikation, die ihnen bei der Abmusterung versprochen wurde für ihre Dienste, wenn sie bis zu Ende aushalten würden."



Schiffsverluste im russisch-japanischen Kriege 1904—05.

A. Rußland.

Fünfzehn Linienschiffe:

„Petropawlowsk"	Port Arthur	Durch eine Mine gesunken.
„Poltawa"	„	Nach Beschädigung durch japanische Landartillerie versenkt, von den Japanern 21. Juli wieder gehoben.
„Sfewastopol"	„	Durch Torpedos schwer beschädigt und versenkt.
„Pereswjät"	„	Nach Beschädigung durch japanische Landartillerie versenkt, von den Japanern Ende Juni wieder gehoben.
„Pobjäda"	„	Während der Beschießung von Port Arthur versenkt.
„Retvisan"	„	Desgleichen.
„Zessarewitsch"	Tsingtau	Desarmiert.
„Ossljabja"	Jap. Meer	In der Schlacht durch Artilleriefeuer gesunken.
„Borodino"	„	Desgleichen.
„Imperator Alexander III."	„	Desgleichen.
„Arjol" („Orel")	„	Den Japanern übergeben.
„Knjäs Suwaroff"	„	In der Schlacht durch Artillerie schwer beschädigt und durch Torpedos zum Sinken gebracht.
„Navarin"	„	Durch Torpedos zum Sinken gebracht.
„Ssissoi Weliki"	„	Desgleichen.
„Imperator Nikolai I."	„	Den Japanern übergeben.

Fünf Küstenpanzerschiffe und Kanonenboote:

„Gremjatschi"	Port Arthur	Durch Auflaufen auf Minen gesunken.
„Otwashni"	„	Nach Beschädigung durch Artillerie und Torpedos versenkt.

„Admiral Uschakoff"	Jap. Meer	Nach der Schlacht durch Artillerie zum Sinken gebracht.
„Admiral Sjenjawin"	„	Den Japanern übergeben.
„General Admiral Apraxin"	„	Desgleichen.

Fünf Panzerkreuzer:

„Rurik"	bei Tsuschima	Im Gefecht durch Artillerie schwer beschädigt und versenkt.
„Bajan"	Port Arthur	Nach Beschädigung durch japanische Landart. versenkt, am 24. Juni 1905 von den Japanern wieder gehoben.
„Dmitri Donskoy"	Korean. Küste	In der Schlacht durch Torpedobootszerstörer beschädigt und am 29. Mai an der koreanischen Küste aufgesetzt.
„Admiral Nachimoff"	Jap. Meer	In der Schlacht durch Torpedoboote zum Sinken gebracht.
„Wladimir Monomach"	„	Desgleichen.

Elf geschützte Kreuzer:

„Warjag"	Tschemulpo	Im Gefecht durch Artillerie schwer beschädigt und dann von den Russen versenkt.
„Diana"	Saigon	Desarmiert.
„Pallada"	Port Arthur	Nach schwerer Beschädigung durch japanische Landartillerie versenkt.
„Askold"	Shanghai	Desarmiert.
„Novik"	Korsakowsk (Sachalin)	Im Gefecht durch Artillerie beschädigt und auf Strand gesetzt.
„Bojarin"	Talienwan	Durch Auflaufen auf Minen gesunken.
„Aurora"	Manila	Desarmiert.
„Oleg"	„	Desgleichen.
„Svetlana"	Chikuhenbucht (Korea)	Im Gefecht durch Artillerie zum Sinken gebracht.

Aufbringung eines Handelsschiffes durch einen russischen Hilfskreuzer in der Straße von Malakka.
(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Wegnahme eines russischen Schiffes durch die Japaner.

(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

„Schemtschug"	Manila	Desarmiert.
„Izumrud"	Wladimirbucht	Entkam aus dem Gefecht, dampfte nach Wladimirbucht, kam dort fest und wurde gesprengt.

Acht ungeschützte Kreuzer und Kanonenboote:

„Dschigit"	Port Arthur	Von den Russen versenkt.
„Rasboinik"	„	Desgleichen.
„Sabjaka"	„	Desgleichen.
„Manschur"	Shanghai	Desarmiert.
„Sjiwutsch"	Liaofluß	Von den Russen versenkt.
„Bobr"	Port Arthur	Desgleichen.
„Giljak"	„	Desgleichen, nach Beschädigung durch japanische Landartillerie.
„Korejez"	Tschemulpo	Im Gefecht durch Artillerie beschädigt und von den Russen versenkt.

B. Japan.

Zwei Linienschiffe:

„Jaschima"	Port Arthur	Durch Auflaufen auf Minen gesunken.
„Hatsuse"	„	Desgleichen.

Ein Panzerkanonenboot:

„Hei Jen"	Port Arthur	Durch Auflaufen auf Minen gesunken.

Drei geschützte Kreuzer:

„Joschino"	Port Arthur	Von „Kasuga" gerammt und gesunken.
„Takasago"	„	Durch Auflaufen auf Minen gesunken.
„Sei Jen"	„	Desgleichen.

Vier ungeschützte Kreuzer und Kanonenboote.

„Mijako"	Port Arthur	Durch Auflaufen auf Minen gesunken.
„Kaimon"	„	Desgleichen.
„Atago"	„	Auf einen Felsen gestoßen und gesunken.
„Oschima"	Liaotung	Gesunken infolge eines Zusammenstoßes.

Russische Einzelbilder.

Die Stimmung in Rußland.

Wir haben es vorher schon angedeutet, daß die Niederlage von Tsuschima in Rußland nicht unerwartet war. Man hatte in einem beinahe schon anderthalb Jahre dauernden Krieg zu viele Mißerfolge hinter sich, zu große Enttäuschungen auch an solchen Männern erlebt, welche für die besten Rußlands gehalten worden waren. Die Hoffnung auf einen endgültigen Sieg über Japan hatte man wohl schon längst aufgegeben, und die Flotte Roschdjestwenskys betrachtete man, jedenfalls in der Öffentlichkeit, als einen Faktor, den man zwar hätte einsetzen müssen, um das Bewußtsein, alles getan zu haben, was sich tun ließ, ohne aber auf der anderen Seite an einen Sieg Roschdjestwenskys zu glauben. Uns Deutsche, die wir ja während des Krieges mit sehr tiefgehendem Interesse, sei es militärischer oder politischer Natur, an dem Kriege teilgenommen haben, mußte es immer ganz merkwürdig berühren, ja unbegreiflich scheinen, mit welcher Indifferenz, und das ist noch ein gelinder Ausdruck, die russische Öffentlichkeit, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sich dem Kriege gegenüber verhalten hat. Wie gesagt, Ausnahmen waren vorhanden, und sehr rühmliche; rühmlich insofern, als verschiedene einsichtige und angesehene Männer alle die furchtbaren Niederlagen und Verluste von der einzig richtigen Seite auffaßten, sie sagten nämlich: Alles das sind die Sünden der Vergangenheit, welche sich jetzt an Rußland rächen. Wir müssen diese Strafe hinnehmen und haben nicht darüber zu klagen, wohl aber ist es Pflicht jedes russischen Patrioten, das Seinige dazu beizutragen, daß jetzt wenigstens eine feste und solide Grundlage zur künftigen Kriegsrüstung Rußlands zu Lande und zu Wasser gelegt wird. Daß auch die russische Regierung ähnlicher Ansicht war, ging unter andern daraus hervor, daß die Zensur auch die schärfsten Angriffe auf die russische Verwaltung der Land- und Seestreitkräfte ruhig durchließ, was früher ganz unmöglich gewesen wäre.

Im Gegensatz zu den historischen Gepflogenheiten in andern Staaten, um nur Frankreich zu nennen, welche bei kriegerischem Mißgeschick dieses auf einen Sündenbock schieben, diesen zum Verräter stempeln und allen Haß des gekränkten Nationalstolzes über sein Haupt entladen, im Gegensatz hierzu berührte die Haltung der russischen Presse Roschdjestwensky gegenüber außerordentlich sympathisch. Wie hätte es denn, so fragte man sich, auch anders kommen sollen,

was konnte der tüchtigste Admiral schließlich den Japanern gegenüber machen, wenn man ihm schlechte, veraltete oder in der Anlage verfehlte Schiffe mitgab und sich auf diesen Besatzungen befanden, die nicht nur unausgebildet waren, sondern vollkommen disziplinlos und nur durch die schwersten Strafen und die härteste Strenge von offener Meuterei sich zurückhalten ließen. Mit merkwürdiger Objektivität wurde ferner trotz der endlichen Niederlage bei Tsuschima die große persönliche Leistung anerkannt, welche darin lag, daß Roschdjestwensky überhaupt die Schiffe von der Ostsee bis nach der Koreastraße gebracht hatte. Die über alles Lob erhabene tapfere Haltung seines Flaggschiffs, des „Suwaroff", wie die schwere Verwundung des Admirals selbst, alles das zusammen hat eigentlich nur Äußerungen der Sympathie und des Mitgefühls für ihn hervorgerufen. Um so mehr wandte man sich aber nun gegen die unglaublichen Zustände in der russischen Marine, welche schließlich doch den Hauptgrund allen Unglücks gebildet hatten. Da wurde festgestellt, daß neu zu bauende Schiffe von schlechterem Material konstruiert waren, als die leitenden Behörden vorgesehen hatten. Überall hatte man an den Kosten gekürzt. An den Ersparnissen hieraus bereicherten sich die betreffenden Beamten, und die Qualität des Schiffes hatte darunter zu leiden. Dieses unglaubliche Verfahren erstreckte sich auf alles, ja selbst auf die Waffen des Schiffes, Geschütze und Geschosse. Wir wollen hier nicht im einzelnen auf die vielen Gerüchte eingehen, und es mögen ja auch sicher viele von ihnen nicht richtig oder übertrieben sein, aber ebenso sicher ist die Tatsache, daß hier ein sehr fauler Punkt des Zarenreiches liegt, und nicht minder auf dem Gebiete der Armeeverwaltung. Kenner Rußlands sagten alle diese Dinge schon vor dem Kriege oder bei dessen Beginn voraus. Wenn nun mit anerkennenswertem Freimut gerade hier Besserung gefordert und die bestehenden Zustände aufgedeckt werden, so mußte man sich gleichwohl mit leisem Zweifel fragen, wo denn solche Besserung herkommen solle. Man hat es ja schon so oft, so unzählige Male versucht, eine Gesundung dieser inneren Zustände herbeizuführen. Es ist trotzdem immer so geblieben und wird auch wohl fernerhin so bleiben. Nicht viel anders ist es mit dem zweiten Punkt, welcher auch als eine Hauptursache der Niederlage bei Tsuschima aufgefaßt werden muß, nämlich der mangelhaften Ausbildung der Besatzungen und auch der Offiziere. Wir haben schon früher und speziell gelegentlich der Ausreise der Baltischen Flotte diese Mängel erörtert. Rußland befindet sich in dieser Hinsicht in einer recht ungünstigen Lage, da seine Häfen im Baltischen Meere zum großen Teil nicht

eisfrei sind und auch sonst die starke Winterkälte der Ausbildung naturgemäß hinderlich ist. Vor dem ostasiatischen Kriege hatte man alle guten Schiffe nach Ostasien geschickt, und in den heimischen Häfen befanden sich nur einige sogenannte Lehrgeschwader, welche der Ausbildung dienen sollten. Sie konnten dieses Ziel aber nur in sehr beschränktem Maße erreichen, weil sie nur wenige Sommermonate hindurch in Dienst waren; während der übrigen Jahreszeit befanden sich die Mannschaften in Kasernen an Land, und der dortige Unterricht war natürlich nicht imstande, die Praxis an Bord zu ersetzen. Was nun gar die Offiziere anlangt, so hatten sie nie die mindeste Gelegenheit, den Geschwaderdienst zu lernen, eine praktische Ahnung von Taktik und was damit zusammenhängt, in sich aufzunehmen. Rußland unterhielt ja nicht, wie andere Marinen, ein aktives Manövergeschwader, welches diesen Zwecken dient. In den ostasiatischen Gewässern aber, wo ein mächtiges Geschwader lag, Übung und Ausbildung möglich gewesen wären, da wurde diese in unglaublicher Weise vernachlässigt, wie wir früher gesehen haben. Rufen wir uns nur die eine bezeichnende Tatsache in das Gedächtnis zurück, daß nämlich der „Zäsarewitsch" während des Gefechts am 10. August zum erstenmal überhaupt scharfe Schüsse aus seinen 30,5 cm-Kanonen abgab. Es ist nun mittlerweile der Admiral Birileff Marineminister geworden, und wie allen neuen Männern wird diesem Manne viel Gutes nachgesagt. Er wird außer auf Hebung der Disziplin, des Unteroffizier- und Offiziersatzes seine Aufmerksamkeit vor allem auch auf die militärische Ausbildung zu richten haben. Faßt er in dieser Hinsicht seine schwere Aufgabe richtig an, so wird er dem Beispiel der anderen europäischen Seemächte folgen und stets auf aktivem Fuß befindliche, in See gehende Geschwader bilden.

Alles, was wir hier angedeutet haben, beschäftigte damals diejenigen Russen, welchen die Zukunft ihres Landes am Herzen lag. Es ist nicht unsere Sache, hier weiter auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Hoffnungen einzugehen; über beides kann allein die Zukunft entscheiden. Wie der Zar die Sache auffaßte, geht aus dem Telegramm hervor, welches er an den Admiral Roschdjestwensky nach der Schlacht von Tsuschima richtete. Man wird nicht anders sagen können, als daß es äußerst würdig war.

Natürlich erhob die russische Friedenspartei jetzt, nachdem auch die letzte Hoffnung auf einen endgültigen Sieg völlig geschwunden war, immer lauter ihre Stimme, und in jene Zeit fällt der Anfang der Unterhandlungen, welche schließlich zu der bekannten Vermittlung des Präsidenten Roosevelt der Ver-

einigten Staaten führten. Es ist schon verschiedentlich erörtert worden, daß trotz Mukden die Lage Rußlands auch zu Lande nie so werden konnte, daß man um Frieden hätte bitten, oder alle von den Japanern gestellten Bedingungen annehmen müssen. Dazu kam, wie ebenfalls schon erwähnt wurde, die finanzielle Seite der Sache, welche weiter unten ausführliche Erwähnung findet. Die maßgebenden Leute in Rußland wußten natürlich ganz genau, wie es mit den japanischen Finanzen stände, und fühlten sich in dieser Hinsicht durchaus in der stärkeren Stellung. Sie wußten ferner, daß Japan tatsächlich baldigen Frieden nötig hatte. Als ein fernerer Punkt trat immer deutlicher in die Erscheinung, daß die hauptsächlichen bisherigen Geldgeber Japans, England und die Vereinigten Staaten, mehr und mehr zur Einsicht kamen, daß für ihre Politik es nunmehr vorteilhaft sein würde, wenn sich das Übergewicht Japans nicht mehr vergrößerte. Ja, den Amerikanern war der Sieg von Tsuschima schon viel zu gründlich gewesen und zu spät sah man ein, daß das künftige Übergewicht Japans im fernen Osten für die spätere Entwickelung der Vereinigten Staaten, mit ihren großen Interessen auf dem Stillen Ozean und dessen westlicher

Russische Reservisten am Sammelplatz.
(Nach einer Skizze.)

Küste ganz außerordentlich erschwerend und nachteilig werden müsse. Hieraus und nicht zum wenigsten natürlich auch aus der Kenntnis, daß auf die Dauer Japan sich militärisch kaum auf der Höhe halten könne, erklärt sich die feste Haltung der russischen Regierung gerade in dieser Zeit, wo ihr von allen Seiten zugerufen wurde, sie müsse nun so bald wie möglich Frieden schließen. Man führte im Gegenteil eine sehr kriegerische Sprache; in keiner Periode des Krieges ist wohl so andauernd und energisch von der russischen Regierung betont worden, daß man gar nicht daran denke, Frieden zu schließen,

Kosaken mit der Fahne des Regiments.
(Nach einer Photographie.)

daß Rußland wohl Mißerfolge erlitten habe, aber keineswegs zu Boden geworfen sei. Sicherlich, es war bei diesem Verfahren sehr viel Mache für den politischen Zweck, beim Eintritt in die Friedensverhandlungen eine möglichst günstige Position einzunehmen, denn schließlich annehmbare Friedensbedingungen vorausgesetzt, lag natürlich im Grunde der russischen Regierung sehr viel an baldigem Friedensschluß. Wenn auch keineswegs bestimmend, so kamen hierfür doch auch die inneren Unruhen in Betracht und ferner auch das Gefühl, daß ein positiver Erfolg auf dem Schlachtfelde selbst unter Aufwendung der denkbar größten Kosten und Menschenopfer nicht erreicht werden könne.

In Japan herrschte natürlich außerordentlicher Jubel über den Sieg Togos bei Tsuschima und der Admiral wurde mit Beifall und Ehre überhäuft. Die letzte drohende Gefahr war mit der Vernichtung der russischen Flotte beseitigt und noch mehr die Oberherrschaft Japans zur See im Gelben Meer und in der Japanischen See standen damit für die Dauer einer Generation fest, mochte auch sonst noch kommen was da wolle. Daß die militärische Leistung Togos gewaltig übertrieben wurde, daß man ihn mit einem Nelson verglich, waren nur die natürlichen Folgen eines durch glänzende Siege auf den Gipfel des Nationalbewußtseins gehobenen Volkes. Überschätzungen und Übertreibungen sind da immer vorhanden und keine siegreiche Nation hat sich wohl jemals nicht solcher schuldig gemacht. Merkwürdig war aber, daß schon sehr bald nach diesem Siegesjubel gerade in den breiteren Volksschichten Japans sich energisch der Ruf nach Frieden erhob. Die russische Flotte ist vernichtet, ihr Landheer in drei großen Schlachten hintereinander geschlagen und ohne Aufhalten zurückgetrieben, wozu sollen wir also noch Krieg führen, wozu nicht endlich den furchtbaren Opfern ein Ziel setzen. In gewisser Hinsicht war es ja natürlich, daß die öffentliche Meinung in Japan annahm, nach so glänzenden Siegen müßte man auch ohne Schwierigkeit einen glänzenden Frieden schließen können. Es war nicht zu erwarten, daß man sich die Schwierigkeiten der Lage Japans trotz dieser Siege klar machen konnte, man hielt Rußland für niedergeworfen, für halb zerschmettert, während es doch nur gezwungen gewesen war, den südlichen Teil der Mandschurei, welche nicht einmal russisches Gebiet war, zu räumen. Ebenfalls können die finanziellen Verhältnisse nicht so bekannt sein, zumal naturgemäß die japanische Regierung ihre in dieser Hinsicht recht bedrängte Lage jemals zugegeben hätte.

Hebung eines russischen Schlachtschiffes durch die Japaner im Hafen von Port Arthur.
(Nach einer Orginalzeichnung von C. Schön.)

Das von den Russen in der Schlacht bei Tsuschima übergebene Linienschiff „Orel".

(Nach einer Photographie.)

Weitere Kämpfe in der Mandschurei.

Auf dem Kriegsschauplatz in der Mandschurei bleibt es ruhig, wohl hörte man ab und zu von Vorpostengefechten, von Bewegungen größeren Maßstabes, vor allem aber von Absichten, welche die eine oder die andere Partei haben sollte. Gegen Ende Juni war die Stellung der beiden Armeen ungefähr folgendermaßen: Die Russen standen nördlich von Tieling und südwestlich von Kirin. Ihre rechte Flügelarmee stand mit dem rechten Flügel an der Mongolischen Grenze und zog sich von dort in östlicher Richtung über Fönhuasian über die Eisenbahn nach Körsu herüber. Dieser Ort liegt an der großen Straße, welche auf der Strecke Mukden-Tieling-Körsu ungefähr parallel mit der Eisenbahn läuft. Hier auf beiden Seiten der Bahn befand sich die dritte Armee unter General Batjanoff, während die erste Armee zwischen Körsu und Matsiatien stand. Was die Führer anlangt, so befehligte Kuropatkin die letztgenannte Armee, den Führer der mittleren nannten wir bereits und der rechte Flügel war General Kaulbars unterstellt. Das Ganze befehligte General Linewitsch, der frühere Führer der ersten Armee. Auf dem rechten Flügel finden wir die Kavallerie des Generals Mischtschenko, auf dem linken, etwa in der Gegend des Ortes Hailuntschöng, die Reitermassen Rennenkampfs; beiden lag wie früher die Aufgabe ob, Umgehungen der russischen Flügel unter allen Umständen zu hindern oder rechtzeitig anzukündigen.

Weiter östlich und rückwärtig von der Hauptfront standen noch starke Reservekräfte; das Hauptquartier des Generals Linewitsch befand sich im Orte Guntschulin an der Bahn, also auch etwas rückwärtig gelegen und nur wenig südlich von Kirin. Starke Reserven sollen auch bei dem nördlich und ebenfalls unweit der Bahn gelegenen Ort Schantschan gestanden haben. In der Höhe von Tschantu müssen wir uns in jener Zeit die japanische Armee denken, über deren Stellung im einzelnen jedoch nichts Genaues bekannt geworden ist; endlich erwartete man noch von Korea her starke Hilfskräfte unter General Hasegawa. Von ihr wissen wir allerdings nicht, wie stark sie war und, wollen wir ganz aufrichtig sein, ob sie überhaupt jemals existiert hat. Dieser fabelhaften Armee wurden, offenbar durch die Japaner veranlaßt, in der Presse alle möglichen Absichten unterlegt. Sie sollte Wladiwostock abschneiden und belagern oder aber eine ganz großartige Umgehungsbewegung der Russen ein-

leiten. Es war eine Periode der Demonstrationen, Scheinbewegungen und mit Absicht in die Welt gesetzter Gerüchte. Die Stellung der Russen war im großen und ganzen nicht ungünstig zu nennen und, wie wir schon oben sagten, war Oyama durch die furchtbaren Verluste bei Mukden nicht imstande gewesen gleich nachzurücken und wieder eine energische Offensive zu entfalten. Von Woche zu Woche verstärkte sich das Heer Linewitschs und wir haben wohl Grund anzunehmen, daß die Streitkräfte Oyamas nicht annähernd den gleichen Zuzug erhielten.

Vollständige Untätigkeit herrschte selbstverständlich nicht auf dem nunmehrigen Kriegsschauplatz, sondern im Gegenteil fehlte es nicht an kühnen Unternehmungen kleineren Maßstabes. Einige derselben, bezw. Teile von ihnen, geben wir in den weiter unten folgenden Berichten wieder. Während einer längeren Periode hingegen setzte die Regenzeit der Mandschurei jeder kriegerischen Bewegung ein Ziel und verdammte die beiden Heere zu beinahe gänzlicher Untätigkeit. Abgesehen, wie gesagt, von den kleineren Unternehmungen, hat aber die Untätigkeit der beiden feindlichen und einander gegenüberstehenden Armeen von der Schlacht bei Mukden bis zum Friedensschluß gedauert und es ist das doch eine eigentümliche Sache. Wir sind, wie gesagt, der Ansicht, daß Oyama sich tatsächlich zu schwach fühlte und nicht durch einen Mißerfolg das früher Errungene aufs Spiel setzen wollte. Linewitsch auf der andern Seite beabsichtigte ohne Zweifel solange mit einer Offensive zu warten, bis er über eine große Übermacht verfügte und außerdem wird er mit der Einübung der neuangekommenen Truppen und der Neuorganisation des Ganzen einen erheblichen Zeitraum ausgefüllt haben. An einer numerischen Schwäche lag es auch lediglich, daß die Japaner nichts gegen Wladiwostock unternehmen konnten; sie waren zu schwach, wenn wir von der fabelhaften Armee Hasegawa absehen wollen, um Oyamas Truppen in eine Belagerungs- und eine Feldarmee zu teilen. Ehe aber die russische Feldarmee wieder entscheidend besiegt und zurückgedrängt war, konnte man nicht daran denken, auf Wladiwostock zu marschieren. Es war das eine Situation, welche deswegen für die Japaner besonders peinlich war, weil ihnen so viel an schneller Beendigung des Krieges eben auf Grund rascher und gründlicher militärischer Erfolge liegen mußte. Wäre es ihnen gelungen, vor oder selbst während der Friedensverhandlungen Wladiwostock zu nehmen oder auch nur endgültig einzuschließen, so hätten damit die japanischen Unterhändler einen

General Linewitsch dekoriert einen Soldaten.
(Nach einer Photographie.)

höchst wichtigen Trumpf in der Hand gehabt. Wie gesagt, macht das aber die Lage und die bei dem weiteren Vorrücken immer ungeheurer werdenden Entfernungen unmöglich, und so hatte man schon lange vor Beginn der Friedensverhandlungen den unzweifelhaften Eindruck, daß es mit dem früheren Siegeslaufe der japanischen Armee jetzt zu Ende sei. Das schloß naturgemäß nicht aus, daß in den kleinen Gefechten, welche während der Sommermonate 1905 stattfanden, die japanischen Soldaten wie gewöhnlich, beinahe immer Sieger blieben.

Russische Berichte vom Kriegsschauplatz während der Sommerperiode.

Am Morgen des 6. Juni hielt auf dem Hofe eines reichen chinesischen Kaufmanns, in einem Orte, an welchem vorgeschobene Kavallerie steht, eine Gruppe Offiziere, welche zu einer der heute zu entsendenden Erkundungsabteilungen gehörten, Kavalleristen und auch einige Infanterieoffiziere. Die Erkundung sollte geleitet werden vom Oberstleutnant Schulschenko. Dieser hat sich seit Anfang des Krieges bei der Transbaikalkosakendivision ausgezeichnet, er war Führer der berittenen Sappöre. Sein liebenswürdiges, bestimmtes Wesen hatte ihm die Sympathie nicht nur aller russischen Offiziere, sondern auch der Fremden, die sich einmal beim Detachement des Generals Rennenkampf aufgehalten haben, erworben, bei den Mannschaften war er sehr beliebt. Er hatte im Dienste der Buren den Burenkrieg mitgemacht, war dabei fünfmal

verwundet worden, aber doch gesund in die russische Heimat zurückgekehrt. Heute erhielt er den Auftrag, die Stellungen der Japaner in dem Tale des Tzinho zu erkunden. Im ganzen wurden drei Erkundungsabteilungen vorgeschickt, zwei gegen das Tal des Tzinho und eine gegen den Oberlauf des Hunho; alle drei bestanden aus gemischten Detachements aller drei Waffen, unter Führung älterer Offiziere, welche Kampfart und Charakter des Gegners bereits kannten und richtig zu bewerten wußten. Schulschenko war jung zu der Charge des Oberstleutnants gelangt, er war erst Mitte der dreißiger Jahre. Die Karte des zu erkundenden Abschnittes der feindlichen Stellungen in der Hand haltend, stand er vor dem General, der ihm die letzten Anweisungen gab; aus seinem in der mandschurischen Sonne dunkel gebräunten Gesicht, das von einem dunklen, kurz gehaltenen Vollbart umrahmt wurde, blitzten energisch und bestimmt zwei kluge Augen. Nachdem er die letzten Befehle in Empfang genommen hatte, stieg er zu Pferde und ritt zum Tore hinaus; das Detachement war voraus marschiert, nur eine kleine Kavalleriebedeckung war bei dem Oberstleutnant.

Noch am frühen Morgen wurden die russischen Vorposten passiert, vorsichtig ausspähend ging es dann weiter nach Südwesten, auf Gebirgspfaden, meist zu Fuß; der führende Chinese hatte die verborgensten Pfade aufgesucht, auf denen man die feindliche Stellung anschleichen konnte. Gegen

In Käfige aufgehangene Köpfe gefangener Räuber.
(Nach einer Photographie.)

11 Uhr stieß man auf eine japanische Infanteriepatrouille, welche sich schleunigst zurückzog, da sie natürlich der mehrfachen Übermacht keinerlei erfolgreichen Widerstand leisten konnte. Zufällig wurde von einem der Japaner ein Kroki verloren — anscheinend war es von einem Offizier gezeichnet, vielleicht hatte es die Patrouille einem höheren Führer überbringen sollen —, welches ein ziemlich klares Bild der feindlichen, vordersten Infanterielinie auf einer Frontausdehnung von 30 Werst gab.

Auf Grund des Krokis wurden noch kleinere Änderungen in dem Plane des allgemeinen Vorgehens vorgenommen, dann setzte die Erkundungsabteilung ihren Marsch fort. Die Doppel- und Unteroffizierspoſten der Japaner wichen nach einigen Alarmschüssen zurück, auch eine zweite Infanterielinie — die Feldwachen, und nicht weit dahinter die Vorpostenkompagnien — leisteten nur geringen Widerstand. So gelangte die Erkundungsabteilung an einen Höhenrand, der von sehr stark ausgebauten Infanteriestellungen gekrönt wurde. Der Führer der Abteilung ließ den Höhenrand besetzen und zeichnete ein genaues Kroki der Befestigungsanlagen. Dies Kroki sandte er mit dem vorher gefundenen des japanischen Offiziers ab; die letzte Meldung, welche von ihm einging. Inzwischen hatte sich stärkere feindliche Infanterie entwickelt, anscheinend das Vorpostengros, und ging gegen die russische Schützenlinie vor. Es entspann sich zunächst ein sehr heftiges Feuergefecht; als dann die große Überlegenheit der in einem zweiten Schützengraben gedeckt liegenden Japaner erkannt wurde, befahl der Abteilungsführer das Zurückgehen. Die Schützen räumten die Stellung, hierbei erst traten Verluste ein, ein Beweis auch im kleinen dafür, daß der Rückzug immer verlustreicher ist, als der Angriff. Zehn Mann wurden verwundet, davon drei Mann schwer: einer erhielt einen Schuß in die Schulter und quer durch beide Lungen hindurch mit Ausschuß im Hüftgelenk. Er war gerade in dem Moment, als er sich erhob und auf den Ellenbogen stützte, verwundet worden.

Während die Stellung bereits geräumt wurde, ritt der Führer vom rechten Flügel aus mit zwei Kosaken noch weiter nach dem Dorfe Schimjao-tzy, von der Flanke ein Ziel wie eine Silhouette in dem klaren, sonnigen Himmel bietend. Ein außerordentliches Feuer wurde auf ihn eröffnet, und nach kurzer Zeit erhielt er einen Schuß durch beide Schläfen, so daß er im selben Augenblick tot vom Pferde stürzte. Um seine Leiche entspann sich noch ein kurzes Gefecht, dann gelang es einem der Kosaken, den toten Offizier über den Sattel seines Pferdes

zu legen und mit der Leiche zurückzureiten. Es dunkelte schon, als die Erkundungsabteilung in dem Dorfe, aus welchem sie aufgebrochen war, wieder eintraf. Auf einer chinesischen Arbe wurde die Leiche des Führers, auf einer Schütte Stroh liegend, mit einem Mantel zum Schutz gegen die Sonne zugedeckt, eingebracht. Im Nu wußten es alle Truppenteile, welche in dem Dorfe standen, daß der allgemein beliebte Oberstleutnant Schulschenko gefallen sei. Die Beerdigung wurde für den Morgen des folgenden Tages um 11 Uhr befohlen.

Mit den einfachen Mitteln, welche man auf dem Kriegsschauplatz beschaffen konnte, hatten die Soldaten für ihren Führer die Leichenparade vorbereitet. Ein Sarg war von den reitenden Sappeuren, die der Gefallene kommandiert hatte, hergestellt worden, nach russischem Brauch war der Sarg mit weißem Papier beklebt, auf dem Deckel ein Kreuz aus gelbem Papier angebracht. Säbel und Scheide lagen kreuzweise auf dem Sargdeckel. Drei Priester sangen an dem Sarge die Totenmesse, der Tote war mit Blumen, grünen Zweigen und Gras völlig bedeckt, das Gesicht und die tödliche Wunde mit einem weißen Tuch verhüllt. Nachdem die Priester ihre Gesänge, die von einem im Vorraum des Quartiers des Toten stehenden Chor Kirchensänger erwidert wurden, beendet hatten, wurde der noch offene Sarg von den Generälen von Rennenkampf und Ljubawin und zwei Obersten aus dem Hause hinaus und auf die Bahre getragen. Dem Zuge voran trug ein Kosak das aus weißem Holz gezimmerte Grabkreuz, dann kamen zwei Leute mit dem Sargdeckel und die Popen, hierauf der Sarg auf einer Bahre, die aus den Deichseln einer Arbe und Stricken hergestellt war. Hinter der Bahre schritten entblößten Hauptes die Offiziere, dann kam der Bursche mit dem Reitpferd des Toten, dem man als Zeichen der Trauer eine schwarze Burka umgehängt hatte. Die Leichenparade stand mit präsentiertem Gewehr (Säbel) vor dem Hause, sie bestand aus Kosaken und aus zwei Infanteriekompagnien. In einem Wäldchen weit außerhalb des Dorfes wurde Schulschenko zur letzten Ruhe gebettet; schwerlich wird einmal nach dem Feldzuge einer der ihm Nahestehenden den Weg in das verlassene Gebirgstal finden, um das einsame Grab aufzusuchen. Ohne Pflege wird das Grab im fernen, fremden Lande bleiben, umrauscht von den Büschen der Mandschurei, in denen der Wind vielleicht flüstert von dem, was der Tote gewünscht und verfochten hat, nicht, daß Rußland als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen ist, daß es aber doch seine Waffenehre nicht verloren hat.

Eine gewaltsame Erkundung.

„Charbin, 3. Juli.

Bei der gewaltsamen Erkundung der feindlichen Stellungen aus dem Hamalin-Gebirge in der Zeit vom 19. bis 23. Juni kam es dem General von Rennenkampf wahrscheinlich darauf an, festzustellen, ob die Armee Kamamuras Verstärkungen durch Eintreffen neuer Verbände oder durch Auffüllen der alten Verbände erhalten hatte, und zweitens wollte er die Truppen bewegen und nicht im Lager untätig liegen lassen. Der letztere Grund scheint mir der ausschlaggebende gewesen zu sein. Der Führer allein fühlt und beurteilt richtig, was der Truppe dienlich, ob Ruhe und Erholung, oder Bewegung und das Hören des feindlichen Feuers. Will man die Truppe nicht auf dem Kriegsschauplatz des Krieges entwöhnen, so wird ihr eine zeitweilige Berührung mit dem Feinde nichts schaden, falls sie ohne das Gefühl, eine Schlappe erlitten zu haben, diese Berührung löst und nicht so große Verluste erleidet, daß der Gewinn, Belebung des Geistes der Truppe, in keinem Verhältnis zu den Verlusten steht. Schließlich muß man die in den eigenartigen Verhältnissen dieses Krieges begründeten langen Pausen, die ein Nachlassen in der steten Bereitschaft der Truppe begünstigen, berücksichtigen, Verhältnisse, die in einem europäischen Kriege nicht in so ausgesprochener Form zutage treten werden, da dort viele andere Momente schnellere kriegerische Entscheidungen verlangen. Die veränderten Verhältnisse in einem europäischen Kriege werden wegen der geringen Ruhepausen und der stetigen Übung der Truppen die Begründung, den Feind nur zur Übung für die eigene Truppe anzugreifen, als weniger berechtigt und damit auch gewaltsame Erkundungen bei einer allgemeinen Lage, wie in der Zeit vom 19. bis 23. Juni, als weniger gerechtfertigt erscheinen lassen. Für mich waren die Gefechte sehr interessant, da sie Gelegenheit boten, eine Anzahl Fragen zu prüfen, die ich am Schluß zusammenfassend darstellen werde.

Am Abend des 18. Juni waren die Offiziere, die entweder als Führer der Kolonnen oder als Patrouillen Verwendung finden sollten, in Heiluntschöng versammelt. Die Truppen sollten dem in Beitschantschenzy stehenden Detachement entnommen werden, um für die Truppe die 55 km lange Strecke von Heiluntschöng nach Beitschantschenzy zu sparen. Die Erkundung sollte ausgeführt werden von drei etwa gleich starken Kolonnen gegen das östliche Hamalin-Gebirge von Nantschantschenzy bis Wanhegou, eine vierte, schwächere Kolonne

Untergang des russischen Linienschiffes „Navarin".
(Nach einem Originalaquarell von E. Schön.)

sollte die japanische 11. Division und ihre Vorposten etwa bei Schimiaotzy festhalten. Die auf Nantschantschenzy vorgehende Abteilung führte Oberstleutnant Fuß vom 2. Argunschen Regiment, dem als Generalstabsoffizier Stabskapitän Tschernjawin vom Generalstabe beigegeben war, die Kolonne auf Wanhegou führte der Oberst Baron Korff vom Hauptstabe. In der Nacht vom 18. zum 19. Juni ritten die Kolonnenführer mit ihren Offizieren nach Beitschantschenzy, General von Rennenkampf mit seinem Stabe folgte am Morgen des 19. Juni um 5 Uhr aus Heilungtschöng. Es war glühend heiß, kurz nach 9 Uhr morgens trafen wir beim Parkplatz ein, das Thermometer zeigte im Schatten 31° R, unser Weg führte durch das völlig schattenlose, windstille Gebirgstal, zwischen dessen Bergen sich die Wärme besonders fühlbar aufspeicherte. Die Hitze wirkt nach dem, was ich empfunden habe, und was auch Offiziere, die schon jahrelang im Lande leben, bestätigen, in der Mandschurei dadurch besonders drückend und unangenehm, weil die Luft stets einen großen Feuchtigkeitsgehalt aufweist, so daß die Haut im Augenblick feucht ist und schlechter ausdünsten kann. Infolgedessen ist, besonders bei Pferden, der Hitzschlag recht häufig. Wir ritten auch während der Mittagsstunden weiter; alle waren, buchstäblich genommen, so naß,

Russische Feldtelephon-Station.
(Nach einer Photographie.)

wie aus dem Wasser gezogen. Zwischen 1 und 2 Uhr mittags waren in der Sonne 47° R. Handschuhe konnte man einfach nicht mehr tragen und ließ in stumpfer Gleichgültigkeit ganze Scharen von Fliegen und Mücken auf Händen und Nacken sitzen. Zwischen den Fingern, die die Zügel halten, zieht sich die Haut in langen Streifen ab, wo der Rockkragen am Halse abschneidet, hat die Hitze einen Gürtel Blasen von der Höhe eines Daumennagels gezogen. Bemitleidenswert sind die Pferde, die mit gesenkten Köpfen, über und über von Schweiß triefend, langsam einherschleichen und von einer dicken Kruste Fliegen überzogen sind. Nur wenn wir durch einen Flußlauf reiten, haben sie es besser als die Menschen, denn sie können mit langen Zügen ihren Durst an dem anscheinend so harmlosen, klaren Wasser stillen, während wir wegen der Gefahr, am Typhus zu erkranken, durstend durch die kristallklare Flut reiten. Es gehört eine gehörige Überwindung dazu, trotzdem einem die Zunge am Gaumen klebt, nicht herabzuspringen und das verlockende Naß zu trinken.

Als ich mit einem sehr magern Offizier gegen 5 Uhr in Beitschantschenzy unter einem schattigen Torweg stand, lief ihm das Wasser wie aus einer Gießkanne im Gesicht herunter, ohne daß er sich bewegte. Man würde die Hitze vielleicht nicht so unangenehm empfinden, wenn sie gleichmäßiger wäre; sehr ungesund sind aber die großen Temperaturunterschiede. Auf die heißesten Tage folgen immer wieder kühle Nächte, so daß man die Burka, ein sehr praktisches, aus dem Kaukasus stammendes Kleidungsstück, nicht entbehren kann. Besonders in den Stunden vor Sonnenaufgang wird es sehr empfindlich kühl. So veränderlich die Temperatur ist, so veränderlich ist auch das Wetter: Zwei Tage Sonnenschein, eine Nacht und einen Tag lang ununterbrochener, strömender Regen, der in kurzer Zeit auch die Sachen, die völlig wasserdicht sein sollen, völlig durchweicht. Wer einen solchen Regenguß nicht miterlebt hat, macht sich keinen Begriff von seiner elementaren Gewalt. Sitzt man in einer Halle, so glaubt man, daß es donnert, oder daß Artillerie feuert, so trommelt das Wasser auf das Dach. Das Landschaftsbild ist plötzlich verändert. Eine Landstraße, von der noch soeben der Staub aufwirbelte, ist ein Morast geworden, in dem die Pferde bis an die Knie und weiter einbrechen. An Stellen, wo sich der Weg ein wenig, nur wie eine Mulde, senkt, muß man absteigen und eine möglichst ungefährliche Stelle für das Pferd suchen. Die Flüsse verändern sich bei den jetzigen Witterungsverhältnissen fast täglich. Am ersten Tage nach einem Regen findet man einen schnell dahinschießenden, 30 m breiten Fluß mit trübem,

braunem Wasser, das bis an den Hals des Pferdes reicht, am nächsten Tage ist das Wasser schon weit zurückgetreten, und wenn man gestern noch bis zum Knie naß wurde, so reicht heute schon das Wasser nicht einmal bis zum Bügel. Am dritten Tage bezeichnet nur noch ein kleines, silberhelles Bächlein, an dessen Rande im Grase kleine Schildkröten schwerfällig einherstolpern, die Stelle, wo sich vorgestern der nicht ungefährliche Fluß entlang wälzte. Und wie kann es schon wieder morgen sein? Ein Platzregen während der Nacht läßt das Bächlein wieder zum reißenden Strom werden, der dieselben Wandlungen wie vorher durchmachen wird. Während unseres sechstägigen Rittes machten wir alle Verwandlungen der Wege- und Geländeverhältnisse durch, je höher wir jedoch in das Gebirge kamen, um so schlechter wurde der Zustand der Wege, da der Grund der Täler meist sumpfig war. Die schlechten Wegeverhältnisse wurden dem Detachement am 22. Juni fast zum Verhängnis und konnten leicht zur völligen Vernichtung desselben führen.

Nach dem heißen Ritt am 19. Juni kamen wir am späten Nachmittag in Beitschantschenzy an; die Kolonnenführer hatten bereits ihre Truppen übernommen. Als Ausgangspunkt der Erkundung war Beitschantschenzy anzusehen. Am Abend des 19. Juni fand noch eine letzte Besprechung mit General von Rennenkampf statt, im Laufe der Nacht sollte der Vormarsch über die Vorposten hinaus beginnen.

Der Gegner war in Schiminozy mit der zweiten und in Nantschantschenzy mit der ersten Reservedivision gemeldet. Ich befand mich während der Erkundung bei der gegen Nantschantschenzy vorgehenden Kolonne, bestehend aus einer Kompagnie Infanterie, 2 Sotnien Fußkosaken, 2 Jagdkommandos (beritten), 2 Sotnien Kosaken zu Pferde und 2 Gebirgsgeschützen. Bagage wurde nicht mitgenommen, wir behalfen uns fünf Tage lang mit dem, was man in den Satteltaschen mitführen konnte, das heißt, das nötigste Waschzeug und eine möglichst große Flasche mit kaltem Tee. Wie heiß es am ersten Tage war, geht daraus hervor, daß nach fünf Stunden der Tee, den ich bei mir führte, sauer und ungenießbar war. Als Decke während der Nacht diente die Burka. Patronen für Infanterie und Geschütze waren auf Tragtieren verladen; eine Kolonne des Roten Kreuzes, ebenfalls mit Bahren auf Maultieren, begleitete das Detachement. Die Strecke bis Nantschantschenzy ist etwa 40 km lang, bei den schlechten Wegen mußte man für die Infanterie zwei Tagemärsche bis dahin rechnen. Um möglichst nicht von spionierenden Chinesen beobachtet zu

werden, sollte die Kolonne nur nachts marschieren, so daß sie im Laufe des Vormittags des 21. Juni Nantschantschenzy angreifen konnte.

In der Nacht vom 19. zum 20. brach die Infanterie aus Beitschantschenzy auf, der Stab des Generals blieb während des 20. noch in dem Ort, um Nachrichten, die im Stabsquartier eingehen würden, noch durch den Heliographen zu erhalten. Am 20. herrschte ein ebenso intensives Regenwetter, wie es am 19. glühend heiß gewesen war. Am 21. um 4 Uhr morgens ritten wir über Linschuschezy auf dem genau nach Süden führenden Wege, meist im Trabe, um die Kolonne, die einen weiten Vorsprung hatte, einzuholen. Das Gelände, das unsern Weg begleitete, wurde immer bergiger, meist führte der Weg durch Waldungen mit dichtem Unterholz. Auf und neben den Wegen war der Boden knietief aufgeweicht, und es war ein Glück, daß wir keine Wagen mit hatten, sie wären ohne Frage in dem Morast stecken geblieben. Die Geschütze waren bis zu den Infanterievorposten auf den fünf Tragtieren verladen gewesen, dort wurden sie zusammengesetzt und mit dem in der Gabel gehenden Pferd und zwei Vorderpferden bespannt. Sie sanken, trotzdem die Geschütze sehr leicht sind, bis zu den Achsen in den Schlamm ein, auf einem war der Spaten am Lafettenschwanz und die Aufschrifft „Obuchoff 1904" mit so dicken Schlammklumpen überzogen, daß fast nichts davon zu erkennen war.

Kosak.
(Nach einer Photographie.)

Allmählich verengte sich das Tal des kleinen Flusses, an dem wir entlang geritten waren, mehr und mehr. Im Osten, das heißt links von unserer Marschrichtung, wurde das Tal von einer kulissenförmig bald vor-, bald zurückspringenden Bergkette abgeschlossen, nach Osten wurde der Marsch des Detachements durch eine Kavallerieabteilung gesichert; im Westen schloß das 600—800 m breite Tal eine fast gleichmäßig zusammenhängende Bergwand mit ziemlich steilen, dicht bewaldeten

Russische Aufklärungstruppe auf dem Vormarsch.
(Nach einer Photographie.)

Hängen ab. Die Waldungen reichten, in dichtes Gebüsch übergehend, bis in die Mitte des Tales herab. In diesem zogen sich zwei Wege nach Nantschantschenzy hin, der eine am Fuße der östlichen Hügelkette folgte allen ihren Windungen, der andere weniger gewundene Weg längs der Mitte der Talsohle. Das Detachement marschierte naturgemäß auf dem östlichen Wege, der den Anmarsch der Sicht des Feindes entzog. Von Osten her war, da dort Baron Korffs Kolonne operierte, keine Gefahr zu erwarten, dagegen war die westliche Talwand die gegebene Stellung für die aus Schimiaoze heranziehenden Vorposten der zweiten Division. Unsere Sicherung nach dieser Seite beschränkte sich auf eine Offizierpatrouille, die einen Geländeabschnitt von 35 km Länge in der Ausdehnung von Osten nach Westen, und von unbegrenzter Ausdehnung von Süden nach Norden zu beobachten hatte. Tatsächlich nutzten später die Japaner auch diesen Vorteil in sehr geschickter Weise aus und zwangen das Detachement, einen $4^1/_2$ km langen Weg, parallel zu ihrer Frontlinie auf

der Bergwand, ohne Deckung zurückzulegen. Es ist ein Wunder, daß nicht unsere ganze kleine Abteilung zusammengeschossen wurde — im Manöver wären wir ganz bestimmt vom Schiedsrichter außer Gefecht gesetzt worden. Nachdem bald darauf überlegenes japanisches Feuer die russischen Streitkräfte zum Rückzug genötigt hat, lassen wir den Berichterstatter fortfahren.

Der Rückzug.

Die Rast nach dem Spießrutenlaufen im Feuer dauerte etwa eine halbe Stunde. Durch das Glas beobachteten wir die Höhen, die jetzt seitwärts hinter uns lagen, von denen aus wir beschossen worden waren. Ein ganz besonders günstiger Umstand erlaubte es, den Gegner deutlich zu erkennen. Eine japanische Kolonne marschierte unmittelbar auf dem Höhenkamm entlang an einer Stelle, wo eine auffallend weiße, kugelförmige Regenwolke den über den Berg herüberragenden Hintergrund bildete. Sehr bald schien jedoch der Führer der Kolonne erkannt zu haben, daß er beobachtet wurde und daß seine Marschstraße die Beobachtung besonders begünstigte — er bog auf eine Straße, die tiefer am Hang des Berges entlang führte, ab, und verschwand mit seinen Leuten sehr bald im Gebüsch. General von Rennenkampf war sehr guter Dinge, da wir noch so glimpflich davongekommen waren, er verbeugte sich nach den Japanern hin und winkte ihnen mit der Mütze zu: „Höflich muß man immer sein, die Japaner sind auch sehr ordentliche Menschen.“ Nachdem alles gesammelt und auch die Anzahl der Verwundeten festgestellt war, wurde der weitere Rückmarsch angetreten. Wir wollten an dem Abend noch ein Dorf Mopanschan, das etwa 12 Werst entfernt war, erreichen, hatten also noch bis gegen 9 Uhr zu reiten. Sicherung des Marsches war nach allen Seiten nötig, berittene Infanterie wurde als Vor- und Nachhut, Kavallerie zur Sicherung der Flanken verwandt. Eine Sotnie vom Nertschinskischen Kosakenregiment, die südlich Nantschantschenzy gestanden hatte, fehlte, auch waren keine Meldungen über ihren Verbleib eingegangen, so daß der General Befürchtungen hegte. Sie traf erst gegen 11 Uhr abends, als wir schon Ortsunterkunft bezogen hatten, ein. Während des Rückmarsches wurden noch einzelne Verwundete aufgenommen, meist Kosaken, die, als Meldereiter verwandt, unterwegs angeschossen worden waren. Einem war auch das Pferd erschossen worden, die Leute des Konvois stiegen abwechselnd ab und setzten den Verwundeten auf ihre Pferde.

Dem regnerischen Tage war ein sehr schöner Abend gefolgt, die Landschaft atmete Frieden und Ruhe. Hier und da strich eine Ente aus dem Röhricht, das die Ränder des Flusses umstand, ab, das Konzert, das viele Tausende von Fröschen seit Beginn der Regenzeit allabendlich anstimmten, hatte mit der oft schlafraubenden Vernehmlichkeit eingesetzt. Einige schwarze Störche kreisten über den Wiesen, unter den Sängern sich ihre Beute erspähend. In höheren Regionen zogen Geier und Adler majestätisch ihre Kreise und spähten nach gefallenen Pferden und vielleicht auch Menschen. Die Sonne war schon hinter den waldigen Höhen gesunken, doch eine Flut goldroten Lichtes ergoß sich über den dunkeln, schweigenden Wald, über das friedliche Tal, in einer reinen und klaren Lichtfülle, wie sie den Abenden im fernen Osten eigen ist und ihnen ihre majestätische Schönheit verleiht. Allmählich verglimmt das Sonnenlicht, violetter Duft umhüllt die Berge, und langsam, einer nach dem andern, steigen die Sterne am Himmel empor. Man könnte die Mandschurei das Land der himmlischen Gestirne nennen, denn ebenso leuchtend wie am Tage die Sonne, strahlen in der Nacht die Sterne zur Erde hernieder. Niemals habe ich einen so prachtvollen Sternenhimmel gesehen, wie in der Mandschurei.

Wir reiten in Kolonne zu zweien, die dunkeln Umrisse der vor mir reitenden Offiziere heben sich wie Silhouetten vom klaren Sternenhimmel ab. Auch heute steht der Nordstern als Leitstern über unserm Wege, er ruft Erinnerungen in mir wach an manchen Ritt in der Mandschurei, bei dem er schon über meinem Wege stand. Doch ich will die gräßlichen Bilder aus den Winterschlachten, wo brennende Dörfer unsern Weg bezeichneten und tote, zertretene, überfahrene und oft zur Unkenntlichkeit entstellte Menschen und Tiere am Wegesrande in Mengen lagen, nicht aufkommen lassen, und den schönen Abend genießen. Ich reite an eine Gruppe von fünf Kosaken, die seitwärts des Weges stehen, heran. Auf einer Bahre liegt ein toter Terekkosak, bis zur Hälfte der Brust ist die Leiche mit der schwarzen Burka zugedeckt, die hellbraune, aus feinstem Lammfell gefertigte Papache hat man ihm unter dem Kinn festgebunden. Die Hände hat er über dem roten, silberbestickten Beschmet gefaltet, im Abendwinde flattern die weiten Ärmel der dunkelbraunen Tscherkesska hin und her. Das Lager des Toten ist mit Gras und grünen Eichenbrüchen bestreut, die Brust mit blauen Schwertlilien und duftenden roten Nelken. Unwillkürlich habe ich die Mütze abgenommen, als ich an die Leiche herangeritten bin, als ich dem Toten in das durch keinen Schmerz verstellte Gesicht, das noch nach dem Feinde auszuspähen scheint, sehe,

Russische Offiziere beim Pferdekauf.
(Nach einer Skizze.)

fallen mir die Zeilen ein: „Kein schönerer Tod ist auf der Welt, als der vorm Feind erschlagen.“ Die Kameraden des Gefallenen werden während der Nacht unter dem leuchtenden Sternenhimmel, die Hand am Dolchgriff und die Büchse im Arm, die Totenwacht seitwärts von dem die Ruhe des Toten störenden Schein der Biwakfeuer halten. Morgen wird die Leiche mitgenommen nach Beitschantschenzy, und dort beerdigt, wo jetzt die Garnison der Kosaken ist, nicht aber im Bereich der feindlichen Vorposten.

Auf der andern Seite der Straße, dem Biwak gegenüber, lagen sieben chinesische Hütten, die das Dorf Mopanschan bildeten, sehr viel Platz für unser Detachement war also nicht. In dem Dorfe hatte eine Infanterie-Kompagnie gestanden, die im Laufe des Nachmittags, als bei den russischen Vorposten das Feuer zu hören war, hierher geschickt worden; der Kompagniechef hatte die Zeit benutzt, sich im Gelände mit seiner Kompagnie genau zu orientieren; er legte dem General von Rennenkampf sofort bei unserm Eintreffen ein Kroki vor, das einmal eine Vorpostenstellung, ferner eine für das ganze Detachement ausreichende Verteidigungsstellung mit der Front nach Loguschan und Nantschantschenzy berücksichtigte. Die Kompagnie war über die einzunehmende Vorposten-

Ausschmückung der Straßen in Yokohama nach der Vernichtung der russischen Flotte.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

stellung genau unterrichtet. Als General von Rennenkampf dem Kapitän gegen 11 Uhr abends befahl, Vorposten auszustellen, klappte alles, trotz der mondscheinlosen Nacht, sehr gut. Kurz nachdem die Vorposten abmarschiert waren, traf der Rittmeister mit den im Süden von Nantschantschenzy zurückgelassenen Kosaken ein. Er hatte die im Süden stehenden Japaner, wie es seine Aufgabe war, beobachtet, und deshalb die von Westen kommende Umgehung zu spät erkannt, um noch den Anschluß an das Detachement gewinnen zu können. Da er selbst mit seiner Sotnie von Süden nicht bedrängt wurde, war es ihm möglich gewesen, die Japaner genau zu beobachten. Er machte dem General eine sehr klare und ausführliche Meldung. Wie wir schon während des Gefechts vermutet hatten, waren wir von einem Bataillon, das drei Kompagnien aufgelöst hatte, von denen eine von Norden umfaßte, und zwei Geschützen angegriffen worden. Der Rittmeister hatte gesehen, daß die Japaner auf den westlichen Höhen, etwa 4 km von Mopanschan entfernt, biwakierten; mit Rücksicht auf die Nähe des Feindes legten wir uns deshalb, zum vierten Male, alarmbereit schlafen. Die Nacht verging ohne Störung, auch die Vorposten wurden nicht angegriffen; um 4 Uhr morgens wurde geweckt, um 5 Uhr saßen wir wieder zu Pferde, um nach Beitschantschenzy zurückzukehren. Ehe General von Rennenkampf abritt, hatten die beiden Plastun-Sotnien (=Kompagnien) vor dem Tore des Gehöfts, in dem wir geschlafen hatten, Aufstellung genommen. Rennenkampf ritt die Front der in zwei Gliedern stehenden Kompagnien ab, jeden einzelnen der Leute scharf musternd. Eine ganze Reihe der Kosaken hatte Streifschüsse, meist am Kopf oder an den Armen, erhalten; mit verbundener Stirn oder Hand standen sie im Gliede. Rennenkampf begrüßte die Kompagnie: „Ich danke euch für euer schneidiges Verhalten (Maladjezkuju slushbu)." Als Antwort erschallte das übliche: „(Radi staratsja) Wir freuen uns, unsere Pflicht zu tun." Dann ritt der General zu dem Konvoi, dessen Reihen gegen gestern auch stark gelichtet waren.

Kosak.
(Nach einer Photographie.)

„Guten Morgen, Leute!“ — „Guten Morgen, Euer Exzellenz!“, dann ging es auf dem noch immer schlüpfrigen, sumpfigen Wege nach Norden. Die Vorposten bildeten die Nachhut, wenn man bei den kleinen Verhältnissen von einer solchen reden konnte.

Trotz der frühen Morgenstunde war es schon so heiß, daß die bronzefarbenen Leiber der völlig nackt auf den Feldern arbeitenden Chinesen weithin vom Schweiß spiegelblank erglänzten. Die Feldfrüchte waren etwa so hoch, daß sie den Pferden bis an die Knie reichten. Hatte ich im Frühjahr Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie außerordentlich sorgfältig die Chinesen das Feld bearbeiteten, so bewunderte ich jetzt ihren Eifer, mit dem sie das Unkraut aus den Bohnen- und Kauliangfeldern mit Hacken entfernten. Die jungen Kauliangfelder stehen sehr eng schachbrettförmig nebeneinander, wenn sie größer werden, so werden sie, wie bei uns die Rüben, verzogen. Kauliang- und Bohnenfelder sieht man am häufigsten, auch Tschumise, Zwiebeln, Kartoffeln und Mohn. Während die Felder der beiden zuerst genannten Feldfrüchte sauber und regelmäßig, wie ein Garten, aussehen, machen die Felder der buschigen Tschumise einen weniger gut gepflegten Eindruck, sie gleichen — wenigstens in der jetzigen Zeit —, einer von dicken Kräutern durchwucherten Wiese. Mohnfelder, meist weiß oder violett blühend, fehlen bei keinem Dorfe, liefern sie doch das unentbehrliche Opium. Häufig trafen wir Pferdeherden auf den Wiesen an den Berghängen, zum Teil zwanzig und dreißig Stück stark. Da die Bearbeitung der Felder viel Wasser erfordert, hatten die Chinesen am Wege und an den Dorfrändern Zisternen zum Auffangen des Regenwassers angelegt; meist waren es die Knaben, welche die Felder mit Wasser aus den aus Weidenruten geflochtenen Eimern begossen. Selten fehlen in dem Landschaftsbilde in den Bergen Adler und Geier, die in den stillen Tälern reichliche Beute finden; in früher Morgenstunde und spät am Abend hört man gleichmäßig ihren Schrei, der dem unserer Raubvögel sehr ähnelt. Da wir auch heute nur selten traben konnten, trafen wir erst am späten Vormittag in Beitschantschenzy ein. Hier hörten wir, daß die Kolonne des Barons Korff auf energischen Widerstand gestoßen und schon im Laufe der Nacht zurückgegangen sei. In Beitschantschenzy wurde gerastet, da die Pferde den 55 km weiten Weg bis Heiluntschöng nicht mehr zurücklegen konnten. Am Ufer des Huisahan, unter einem grünen Gebüsch, waren Tafeln gedeckt, die Musik des Bugulminskischen Regiments spielte in Erinnerung an die gestrige Begrüßung mit den Japanern die Geishaquadrille,

hinter jedem von uns stand eine Ordonnanz mit Zweigen, um die zahllosen Fliegen abzuwehren. Am Morgen des 24. Juni ritten wir nach Heiluntschöng zurück.

Hinter der Front.

(Auf der Etappenstraße.)

„Charbin, 10. Juli

Bei meinem Ritt zum Korps des Generals von Rennenkampf war ich längs der Straße der fliegenden Post von Sandiosa nach Heiluntschöng geritten; bei meiner Rückreise wählte ich die bequemere Etappenstraße, die fast gradlinig von Heiluntschöng nach Guntschuling führt. Die Straße ist nach den Angaben der Etappenkommandanten über die Entfernungen zwischen den einzelnen Etappenpunkten 161 km lang. Diese Angaben sind jedoch nicht ganz zuverlässig, sie beruhen auf den Schätzungen der Kosaken, welche die Strecke durch Abreiten festgelegt haben. Bezeichnend dürfte folgendes sein: Zwischen den einzelnen Etappen stehen längs der Etappenstraße Werstpfähle, so auch zwischen den Etappen Patakasa und Tschaonschan. Mit ihrer Hilfe regelte sich das Tempo nach der Uhr; als wir die Hälfte, etwa 13 km, zurückgelegt hatten, brauchten wir plötzlich weniger Zeit für die Werst; auf meine Frage entgegnete der Kosak, der mir als Wegweiser vorausritt: Euer Hochwohlgeboren, an der Brücke, über die wir vor einer halben Stunde geritten sind, fangen die kleinen Werst an. Die Tschaonschaner Werste sind also etwas kürzer, als die im Rest des russischen Reiches. Ebenso geniale Ungenauigkeiten weisen die Generalstabskarten auf, so daß noch immer das beste Orientierungsmittel die Kosaken sind, die die Strecke häufiger zurückgelegt haben. Die zuverlässigsten Angaben erhält man aber von den Chinesen. Es ist staunenswert, mit welcher Genauigkeit die chinesischen Bauern uns stets, mochte es nun an der Grenze der Mongolei, an den Mukdener Kaisergräbern oder im Hamalingebirge sein, die Entfernung bis zu einem beliebigen, oft 20 und mehr Kilometer entfernt liegenden Dorfe in Li, das heißt halben Kilometern, sagten. Fast nie habe ich gefunden, daß sich ein Chinese in seinen Angaben geirrt hätte. Unwillkürlich dachte ich an Manövertage zurück, wenn wir einen vorbeikommenden westfälischen Bauern fragten: „Wie weit ist es noch bis X?" — „Zwei Stunden." Nach einstündigem Marsche ergab dieselbe Frage, daß unser Marschziel noch drei Stunden entfernt war. In seiner Ortskenntnis ist

also der Chinese dem Europäer anscheinend überlegen, eine Eigenschaft, die bei der Beurteilung der militärischen Anlagen des Volkes, besonders der Behandlung für gute Aufklärungskavallerie, sehr in Betracht zu ziehen ist. Wenn ich irgend Gelegenheit hatte, so befragte ich auch bei dem dreitägigen Ritt längs der Etappenstraße die Chinesen und erhielt, wie ich nicht anders erwartete, genaue und schnelle Antworten.

Wie ich schon sagte, ist die Straße von Etappe zu Etappe von Werstpfählen begleitet, die — wenn auch teilweise ungenau — doch eine sehr anerkennenswerte Erleichterung bieten. Die Straße selbst ist wenig gepflegt, an einzelnen, ganz besonders tief ausgefahrenen Stellen ist ein Stück Knüppeldamm oder auch nur eine Aufschüttung aus Zweigen angebracht. Nach dem Gewitterregen am Nachmittag meines Abreitens war sie derartig aufgeweicht, daß die Pferde bis über die Kniee im Schlamm wateten und das Maultier mit der Bagage oft ausruhen mußte. Die Straße ist ziemlich breit, an den schmalsten Stellen 20 m. Soeben biegen wir aus einem Dorfe um die letzten Häuser. Da sitzt eine Kolonne von 7 Karren, auf denen die braunen, mit Ketten verschnürten Lederfäcke der Post verladen sind, vor uns im Schlamm fest. Die vorderste Karre ist mit den Rädern gegen die Balken eines Knüppeldamms gefahren und steckt bis weit über die Achsen im Schlamm, die Gabel liegt auf dem Knüppeldamm, die Pferde stehen bis zum Bauch im Schlamm, der sie fest umklammert hält, so daß sie nur mühsam ein Bein nach dem andern herauszuziehen vermögen, und wild nach rechts und links reißen, wenn der chinesische Kutscher unbarmherzig auf sie einhaut. Mit Axt und Brecheisen versuchen zwei russische Soldaten, die zu der Bedeckung des Posttransports gehören, die Wagen flott zu machen, jedoch ohne auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg zu haben. In recht schlechtem Zustande habe ich auch die Mehrzahl der Brücken gefunden. Da die Straße eine chinesische Landstraße ist, rühren auch die Brücken von den Chinesen her; diese haben aber weder Zeit noch Interesse daran gehabt, die Brücken in diesem Sommer in Ordnung zu halten, zumal sie selbst die Brücken am wenigsten benutzen. Wie lange sich Leute und Pferde noch an der ausgefahrenen Stelle gequält haben, weiß ich nicht; jedenfalls beschleunigen solche Wegeverhältnisse den Postdienst nicht. Gegen 9 Uhr abens kamen wir bei völliger Dunkelheit auf der Etappe Patakasa an. Bis auf kleine Unterschiede sind die sechs Etappenorte zwischen Heilungtschöng und Guntschuling in gleicher Weise angelegt, so daß ich die Etappe

Eine nicht krepierte japanische Granate.

(Nach einer Photographie.)

Patakasa als typisch beschreibe. Sie dient dem Zwecke, durchkommende Mannschaften und Offiziere zu beköstigen und unterzubringen. Die Etappenlinie besteht jetzt schon seit mehreren Monaten, so daß die Etappenkommandanten (meist nicht ganz felddienstfähige Offiziere, oder Offiziere aus der Garde, denen es durch Verbindungen gelungen ist, sich den angenehmen Posten der Etappenkommandanten zu sichern), Zeit gehabt haben, die Etappe recht angenehm einzurichten. Ich war erstaunt, wie bequem und gut alles war. In einem getrennt liegenden Gehöft wohnt der Etappenkommandant, zuweilen befindet sich auch dort sein Bureau, meist ist dies jedoch außerhalb der „Villa" des Kommandanten untergebracht. Am Eingangstor zu letzterer findet man mehrere Tafeln mit Verboten, so daß man unwillkürlich an den Eingang zu einem Kurpark erinnert wird. Über die weißgekalkten Mauern sieht man die grünen Wipfel der Bäume, die das Haus umgeben, herüberragen; sauber gefaßte, mit Kies bestreute Wege führen durch den Garten. Über allen Toreingängen hängen tadellos blankgeputzte Laternen an ebenfalls, wie die Mauern, weiß gestrichenen Querbalken. Kommt man von der vom Regen aufgeweichten, in einen Sumpf verwandelten, oder bei warmem Wetter mit einer dicken Staubkruste bedeckten Landstraße in solch ein sauberes Gehöft, so erkennt man dankbar die Einrichtung der Etappe an. Nötig erscheint es mir freilich nicht, hier solchen, ich kann nur sagen, Luxus zu treiben, zumal dadurch eine ganze Anzahl Soldaten mehr im Rücken der Armee verwandt werden, die in der Front ausfallen. Von den verschiedensten Divisionen, die am rechten oder linken Flügel der Armee stehen, fand ich auf den Etappen Leute verwandt. Auffallend war es, daß sie kerngesund und nie verwundet gewesen waren, das gute Leben auf der Etappe malte sich auf ihren runden, rotbäckigen Gesichtern. Den Dienst, der hier erforderlich ist, könnten auch Rekonvaleszenten versehen, und zwar eine viel geringere Anzahl wie jetzt.

Auf der Etappe befindet sich zunächst ein Raum, in dem die durchreisenden Offiziere nächtigen können; die chinesischen Komas sind mit Teppichen belegt, darauf liegen mit Heu gestopfte Schlafsäcke und stets frisch überzogene, weiße Kopfkissen. Eine Tafel ist immer gedeckt, da zu jeder Zeit Offiziere eintreffen können, in einer Küche kann man sich nach einer ausliegenden Speisekarte Essen bestellen. In der Nähe der Etappe hat ein Chinese oder ein Grieche einen Laden mit Wein, Bier, Zigaretten usw. eröffnet; die Preise sind zwar sehr hoch, doch man erhält wenigstens etwas. Im Vorraum des Eß-

und Schlafzimmers ist eine Waschseinrichtung angelegt, wo man immer kühles Wasser und frische Handtücher vorfindet. Zur Bedienung dieses Offizierraumes ist eine Ordonnanz angestellt, die alle Bestellungen und Besorgungen übernimmt. Ich habe gefunden, daß diese Leute meist recht gut gezogen und sehr aufmerksam und höflich waren. Für kleinere Abteilungen ist auch ein Unterkunftsraum für Mannschaften geschaffen, es können dort, je nach der Etappe verschieden, bis zu 200 Mann untergebracht werden. Marschiert ein ganzes Regiment durch die Etappe, so biwakiert es auf den benachbarten Feldern. Zum Beispiel begegnete mir in Patakasa ein Regiment; die weißen Zeltreihen waren zwischen dem Schein der Biwakfeuer sichtbar. Am Morgen herrscht auf der Etappe ein reges Leben. Schon um 3 Uhr reiten die Trainkutscher und Artilleristen auf den Pferden zur Tränke, auf dem meist sehr großen, zur Hälfte mit Futtervorräten gefüllten Hofe werden Fouragewagen beladen. Dazwischen laufen Infanteristen, schon feldmarschmäßig angezogen, mit Kochgeschirren, die mit kochendem Wasser zum Aufgießen des Tees gefüllt sind, umher, schreien und rufen, genau wie auf einem Biwakplatz. Wenn große Truppentransporte durchgehen, so ist auch meist der Etappenkommandant schon aufgestanden, um die im Range älteren Offiziere, welche die Truppen kommandieren, zu begrüßen und nach russischem Brauch zu sopronoschdatj, das heißt bis zum Tore zu geleiten, eine Pflicht, die jeder Wirt seinen Gästen gegenüber hat. Auf einer Etappe begegnete mir schon um 4 Uhr morgens ein Infanterieregiment mit klingendem Spiel. Auch ich ließ mich täglich um 3 Uhr spätestens wecken, um vor Eintritt der starken Hitze, besonders mit Rücksicht auf das mit 240 Pfund bepackte Maultier, im nächsten Etappenort zu sein. Der Rest der Tagesleistung — je zwei Etappen — wurde am Abend, Aufbruch meist 4 Uhr nachmittags, zurückgelegt.

Mancherlei interessante Beobachtungen aus dem Leben der Chinesen konnte ich während meines Rittes auf der landschaftlich schönen, in Gebirgstälern, die von dicht bewaldeten Bergen umschlossen waren, entlang führenden Etappenstraße machen. Mit meinem Konvoi habe ich mich durch den Biwakplatz eines Regiments gewunden, an einer hoch gelegenen Stelle hat der Wind die Straße getrocknet, so daß wir einige Kilometer traben können. An dem Rande eines Dorfes, das wir gegen 7 Uhr morgens erreichen, liegt eine Schule; da in demselben die fliegende Post untergebracht ist, so wechsele ich hier Wegweiser und Begleiter. Während des Aufenthaltes sehe ich hier dem chinesischen Lehrer

Vorbereitungen zur Befestigung einer mandschurischen Bahnstation.
(Nach einer Photographie.)

zu. Zunächst stockt der Unterricht einige Augenblicke, die kleinen Chinesen sehen neugierig von ihrer Koma zu mir herüber — tout comme chez nous —, dann geht der Unterricht weiter. Es ist Lesestunde. Der Lehrer hockt mit untergeschlagenen Beinen auf einem Bänkchen in der Mitte der Halle, auf einem Tisch vor ihm liegt das in dem rätselhaften chinesischen Hieroglyphen geschriebene Lesebuch. Neben dem Lehrer stehen zwei Knaben als Vorleser, alle andern chinesischen Kinder sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf der Koma, je zwei sich an einem kleinen Tabourettchen, auf denen das Lesebuch liegt, gegenüber. Die Hände haben sie in die weiten Ärmel ihrer Röcke geschoben, der Lehrer liest laut im singenden Ton, die Kinder lesen singend mit, und bewegen dabei fortwährend, ebenso wie der Lehrer, vor- und rückwärts den Oberkörper. Von Zeit zu Zeit steht einer von den Kleinen auf, schlüpft in die Schuhe, welche ordnungsmäßig aufgestellt vor der Koma (die nur in Strümpfen betreten werden darf) stehen, und geht, ohne den Lehrer zu fragen und ohne daß dieser von ihm Notiz nimmt, hinaus. Offenbar weiß wohl der chinesische Lehrer, daß jeder Chinese lernen will, daß man ihn also nicht dazu zu zwingen braucht.

Fast in jedem Dorfe fand ich eine Schule, die man von weitem schon an dem singenden Lärm der mitschreienden Schüler erkennt; ich schließe daraus, daß ein großer Teil auch der chinesischen Bauern lesen und schreiben kann, natürlich nicht 25000 Hieroglyphen, wie die großen Gelehrten. Diesem Lande, in dem sich jeder verpflichtet fühlt, lesen und schreiben zu können, wollte Rußland mit seiner Armee, die schon nach den Angaben der unzuverlässigen

Russische Verschanzung bei Mukden nach der Einnahme durch die Japaner.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, copyright 1905.)

Statistik 58 Prozent Analphabeten enthält, Kultur und Erleuchtung bringen — das Land, wo man geistige Ausbildung vermeidet, dem Lande, wo man nach

Russische Schützenlinie.
(Nach einer Photographie.)

solcher ringt. Es wäre wohl auch aus diesem Grunde besser gewesen, die Finger nicht in das Wespennest zu stecken.

Jenseits des Dorfes bogen wir in ein Gebirgstal ein; noch einige Nachzügler der Marschkolonne, die trotz der kurzen Marschleistung bereits zurückgeblieben waren, kommen einzeln oder in kleinen Trupps die Landstraße entlang, ein Bild, das wie die Trains und Bagagen zu jeder Marschkolonne gehört. Als wir auch an diesen Nachzüglern vorüber waren, wurde es einsam in dem Tale; da plötzlich schallt ein Liedchen von einer Kinderstimme aus den Büschen. Kurz darauf erscheint ein Chinese, der auf der Wanderschaft begriffen ist, auf einem kleinen Seitenpfade, das Bündel, auf dessen Außenseite, wie wenn es durch ein Reglement angeordnet wäre, die Schuhe aufgeschnürt sind, über den Schultern und einen Stock in der Hand. Harmlos singt er ein Marschlied, er glaubt nicht an Chunchusen, die Menschen braten oder lebendig in Stücke schneiden sollen; doch erschrickt er einen Augenblick, als er unsere Reitertruppe sieht. Die Furcht, als Spion verhaftet zu werden, ist es vielleicht, die seinen Schritt hemmt, vielleicht auch fürchtet er die Europäer deshalb, weil sie ihm schon viel Unrecht getan, die Hütten verbrannten, die Felder zertreten und das Vieh, wenn auch gegen Bezahlung, weggetrieben haben. Als er merkt, daß wir ruhig weiter reiten, ohne ihm etwas zu tun, stimmt er wieder, wie die meisten Chinesen, mit hoher Stimme wie ein Knabe singend, sein Liedchen an und marschiert über unsern Weg in dem kleinen Seitental längs eines Gebirgsbaches weiter. Nach kurzer Zeit ist er unsern Blicken entschwunden, nur zuweilen schallt noch aus den grünen Büschen die Stimme des Singenden zu uns herüber. Am Vormittag des dritten Tages traf ich in Guntschuling ein.

Die fliegende Post.

Die fliegende Post hat den Zweck, die Kommandobehörden miteinander zu verbinden, um Tagesbefehle, Depeschen und Mitteilungen zu übermitteln. Mit dem Postdienst als solchen hat sie nichts zu tun, derselbe wird von der Feldpost besorgt und geregelt. Die Quartiere der drei Armeen sind mit dem Hauptquartier durch eine Postlinie, wie sie unten beschrieben werden wird, verbunden. Der Chef der fliegenden Post im Hauptquartier ist ein Stabskapitän, bei den Armeen sind die Linien der Fliegenden Post einem Leutnant unterstellt. Die fliegende Post der Dritten Armee wird von einem Leutnant Freiherr von Tiefenhausen befehligt. Der Kommandeur der fliegenden Post gehört zum Stabe der betreffenden Armee und hat sich in der Nähe des Haupt-

quartiers an der Poststraße einzuquartieren. Drei getrennt vom Dorfe liegende Fansen waren als Zentrale der fliegenden Post der Dritten Armee eingerichtet. Praktisch ist es, das Gehöft so zu wählen, daß seine Lage schon von weitem auffällt, und daß es auch bei Dunkelheit leicht zu finden ist. Die Zentrale verbindet: 1. die Armee mit dem Hauptquartier; 2. die Armee mit den anderen Armeen, zum mindesten mit der benachbarten; 3. die Armee mit den Stäben der zugehörigen Armeekorps. Zu diesem Zweck steht dem Führer der fliegenden Post eine je nach der Länge der zu legenden Linien wechselnde Anzahl Kavalleristen zur Verfügung. Der Dienst bei der 3. Armee wurde zum Beispiel durch eine Schwadron Dragoner und durch Leute aus den verschiedensten Kosakenregimentern und Jagdkommandos ausgeübt. Die Linie der fliegenden Post suchen sich die Führer der einzelnen Posten selbst, die Richtung und die Abstände, in denen sie sich aufzustellen haben, werden ihnen angegeben, den Weg haben sie sich selbst zu suchen. Es ist selbstverständlich, daß man gewandte, findige Leute zu diesem Dienst verwenden muß. Schwieriger wird die Tätigkeit während einer Schlacht oder bei Operationen. Die Posten, welche bei längeren Ruhepausen sich in dem Dorf, in dem sie sich aufzustellen beabsichtigen, einquartieren, werden beim Bewegungskrieg eingezogen, trotzdem müssen Depeschen und Befehle auch dann auf das schnellste an ihren Bestimmungsort gelangen. Einmal hatte schließlich Frhr. v. Tiesenhausen auch Gelegenheit, seine Reiter zur Attacke vorzuführen.

Auf der Zentrale der fliegenden Post standen etwa 20 Pferde, natürlich wechselt der Bestand fortwährend je nachdem, wieviel Reiter unterwegs sind, da sich die Verbindungslinien nach drei Seiten erstrecken. Von den einzelnen Posten ist meist nur ein Mann unterwegs, da die Sendungen nicht so schnell aufeinander folgen. Nach dem Reglement sollen die Posten bei guten Wegen 8—12, bei schlechten Wegen, großer Nähe des Feindes oder schlechtem Wetter 4—6 Werst weit stehen. In der Praxis hat man die Entfernung von 6 Werst als die günstigste ermittelt, da sie der Durchschnittsleistung der Dragonerpferde in schnellster Gangart entspricht. Die Posten der fliegenden Post des Leutnants von Tiesenhausen standen fast genau mit je 6 Werst Zwischenraum. Die Posten waren je 7 Pferde stark, Führer des Postens war ein Unteroffizier. Die Reiter und die Pferde sind numeriert und werden der Reihe nach entsandt, um eintreffende Pakete weiter zu befördern. Ein Pferd steht stets gesattelt bereit; ist z. B. Nummer 1 abgeritten, so sattelt Nummer 2, um sofort zum

Abreiten fertig zu sein. Das Tempo wird durch Zeichen auf den Kuverts, ähnlich wie in Deutschland, vorgeschrieben, ein Kreuz heißt fünf Minuten Trab, fünf Minuten Schritt; zwei Kreuze heißen schnellste Gangart. Beim Eintreffen des Reiters von der Zentrale auf Posten Nummer 1 nimmt der Führer des Postens den Briefsack in Empfang, entnimmt demselben sämtliche Briefpakete, auf denen die Nummern der Befehle, z. B. „Befehle vom Oberbefehlshaber Nr. 413—417" und ähnlich aufgeschrieben sind und trägt die Nummern in ein Post-

Chinesischer Kuli.
(Nach einer Photographie.)

journal ein, dann gibt er dem Reiter eine Quittung über den Empfang der Briefschaften, händigt dem Mann von seinem Posten die Briefe aus und schickt dieselben weiter. Das Anschreiben und Quittieren auf jedem Posten hält, besonders bei Sendungen mit vielen Briefen, sehr auf; praktischer wäre es, ein von Posten zu Posten durchlaufendes Kuvert den Leuten mitzugeben und das Kuvert mit Quittungsvermerk vom Empfänger zurückzuverlangen. Für Mann und Pferd ist der Dienst der fliegenden Post sehr anstrengend. Das Überbringen eines Paketes erfordert einen Ritt von 12 Werst für Hin- und Rückweg. Wird das Pferd daher dreimal innerhalb 24 Stunden geschickt, so geht es täglich

Russische Soldaten vor der Feldküche.
(Nach einer Photographie.)

36 Werst. Natürlich gibt es Tage, an denen es ruhiger ist, doch sagten mir die Führer der Posten, und ich fand ihre Aussage auch durch die Angaben des Quittungsbuches bestätigt, daß die Durchschnittsleistung 36 Werst in 24 Stunden sind. Diese recht erhebliche Anstrengung läßt sich durch Verstärkung der Posten vermindern, immerhin ist der Dienst, der Tag und Nacht nicht unterbrochen wird, keineswegs ein leichter. Um wege- und geländekundige Reiter zu haben, ist es nicht empfehlenswert, die zum Postdienst kommandierten Schwadronen häufig abzulösen; die dem Leutnant von Tiesenhausen zur Verfügung stehenden Dragoner waren z. B. schon einen ganzen Monat bei der fliegenden Post. Dafür kannten die Dragoner auch jeden Baum und Strauch im Lande.

Ich ritt mit den Postreitern von Posten zu Posten; der Pfad, den sie sich als nächsten Weg gemacht hatten, war verschneit und nicht im geringsten mehr zu erkennen. Meist reitet der Dragoner nur wenige hundert Meter auf einem Fahrwege entlang, dann biegt er, ohne einen Augenblick im Zweifel zu sein, nach links oder rechts ab und reitet quer über ein verschneites Kauljangfeld herüber. Am jenseitigen Rande des Feldes liegt ein kleines Kiefernwäld-

chen, an dessen Rande wir eine Zeitlang entlangreiten. Der Dragoner hat mit unfehlbarer Sicherheit die Stelle erspäht, wo der Weg in das Wäldchen einbiegt; vielleicht ist es ein besonders krummer oder knorriger Baum, der ihm als Merkmal gedient hat. Vor sich auf dem Sattel hält der Mann den großen, schweren Briefsack, so daß er sich kaum nach rechts oder links drehen kann; behutsam ausbiegend, windet er sich mit seinem Schimmel zwischen den Bäumen hindurch. Jenseits des Wäldchens reiten wir, wie es mir scheint, zu sehr nach Südwesten gewandt, an einem nicht zu überschreitenden, trockenen Flußbett entlang. Doch auch diesmal hat der Dragoner wieder Recht gehabt, auf einer leichten Anhöhe wird ein chinesisches Dorf sichtbar, wir biegen in die Dorfstraße ein, die am Ende durch eine quer vorliegende Fansa abgeschlossen wird.

Über dem schwarz angestrichenen, hölzernen Tore weht ein kleines weißes Fähnchen, welches bedeutet, daß in dem Hof der Posten der fliegenden Post steht. Durch den Torweg reiten wir auf den Hof, es dauert länger als eine Viertelstunde, bis alle Briefe angeschrieben sind. Der Dragoner, welcher mich bisher geführt hat, kehrt zurück, ein anderer erhält den Briefsack und reitet mir voran weiter. Auch er findet den Weg mit derselben Sicherheit wie der erste. Ich gewann den Eindruck, daß die Leute sich auch nachts und bei noch so schwierigem Wetter keinesfalls verirren würden. Nachts wird das Quartier der fliegenden Post durch eine über dem Toreingang brennende Laterne gekennzeichnet. Leutnant von Tiesenhausen sagte mir, daß er es nach Möglichkeit vermeidet, die Postreiter während der Nacht zu schicken; nur bei eiligen Befehlen macht er eine Ausnahme. Im Laufe von drei Nächten in den ersten Apriltagen waren drei Dragoner beim Ritt von Chunchusen überfallen und in grausamster Weise ermordet worden. Einen fand man mit fünf Messerstichen in der Seite; wahrscheinlich war der Ermordete gefesselt und dann getötet worden. Die Poststraße ist schon am Tage wenig belebt, oft trafen wir auf der ganzen, 6 Werst langen Strecke von einem Posten zum andern keinen Menschen, nachts halten sich auch die chinesischen Bauern in ihren Fansen verborgen, russische Soldaten trifft man fast bestimmt nicht. Es ist daher des Nachts nicht ungefährlich, und ehe der Dragoner die Wintowka vom Rücken und sich die Hände freigemacht hat, kann ihn schon ein Chunchuse vom Pferde gerissen und geknebelt haben. Die braven Reiter verdienen deshalb für die treue Erfüllung ihres schweren, gefahrvollen Dienstes volle Anerkennung.

Die Regenzeit in der Mandschurei.

Seit Mitte Juli hat die Zeit der ununterbrochenen Regengüsse begonnen; auch im Mai und Juni waren Regentage sehr häufig, doch kennzeichnet sich in diesem Jahre die Regenzeit ganz scharf als eine Periode von Platzregen, die mit geringen Unterbrechungen wochenlang anhalten, so daß sie einschneidende Bedeutung für die Kriegsführung haben. Am 20. Juli regnete es zum ersten Male ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, die folgenden beiden Wochen hatten nur selten einige schöne Stunden am Tage aufzuweisen. Scheint die Sonne einmal drei oder vier Stunden lang mit sengender, fast unerträglicher Glut, so ist es nur, um Wasser zu ziehen, der Himmel ist immer bewölkt, überzieht sich im Nu mit einer dickeren Schicht schwarzer Gewitterwolken und unter Donner und Blitz, meist auch sturmähnlichem Wind, ergießen sich heftige Platzregen auf die Erde. Von der Gewalt dieser Regengüsse kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Wie wenn man aus Eimern gösse, trommelt der Platzregen auf das Zeltdach, welches, wenn auch als wasserdicht garantiert, schon nach kurzer Zeit den Regen durchläßt. Um alle Mannschaftszelte sind Gräben zum Abfluß des Wassers gezogen; wenige Minuten, nachdem der Platzregen begonnen hat, sind die Gräben mit einer schlammigen Wassermasse, welche pfeilschnell zu Tale schießt, gefüllt. Das Wasser tritt über die Ränder heraus und überschwemmt den Biwakplatz, wenn man den Morast noch so nennen will.

Auf einer Wiese am Fuße des Berges, an dessen Abhang die Mannschaften biwakieren, ist der Parkplatz für die Geschütze angelegt. Von allen Seiten schießen die braunen Wasserfluten auf den tief gelegenen Platz herab, und verwandeln die Wiese in einen Teich, dessen Wasser an den Geschützen bis an die Radachsen, oft auch noch höher reicht. Hinter dem Biwakplatz führt ein kleiner Bachlauf entlang, so schmal, daß man einfach einen Schritt darüber machen kann, jedoch tief eingeschnitten mit steilen Rändern. An dem Abhang zu dem Tale hat sich das Wasser im Laufe der Jahre eine recht steile, 5 m tiefe Schlucht gegraben. In den Bach werden durch Abzugsgräben alle Wässer unseres Biwakplatzes geleitet, so daß er nach einer Stunde schon nicht wieder zu erkennen ist. Bis an die Ufer ist er vollgefüllt, das Wasser schießt gluckend und brodelnd pfeilschnell dahin, an der Schlucht hat sich ein Wasserfall gebildet, mit gewaltigem Donnern stürzen die Wassermassen die 5 m herab, unten einen treibenden, gärenden Kessel bildend. Man ist erstaunt, dies gewaltige, imponierende Bild an derselben Stelle zu sehen, an welcher noch vor

einer halben Stunde ein spärliches Rinnsal herabsickerte. Ebenso schnell schwellen die Flüsse an, das reißende Wasser bereitet den Pferden nicht geringe Schwierigkeiten, oft ist es gefährlich, hindurchzureiten.

Während der Regenzeit ist die Lage der Armee wohl als die ungünstigste anzusehen, die Entbehrungen und Strapazen des Lebens im Winter in den Erdhütten sind mit dem Aufenthalt in den Zelten während der letzten Woche gar nicht zu vergleichen. Jetzt gießt es noch in Strömen, so daß auch der Boden, der hinter ihrem Graben erhöht, wie auf einer kleinen Insel liegenden Zelte durchweicht ist. Die Zelte sind meist für sechs Mann berechnet und ebenso, wie unsere deutschen Zelte, aufgestellt, das heißt so hoch, daß man gebückt hineingehen kann. Beginnt nun nach einem Regenguß die Sonne stechend zu scheinen, so entwickeln sich atembeklemmende Ausdünstungen aus dem Boden, die Luft in dem Zelt ist mit warmer Feuchtigkeit angefüllt, der Aufenthalt fast unerträglich. Diese schlechten Verhältnisse für die Unterbringung der Mannschaften haben eine beträchtliche Zunahme der Erkrankungen zur Folge: Hitzschlag und Sonnenstich sind verhältnismäßig selten, dagegen treten sehr oft und meist ganz plötzlich hochgradiges Fieber, Dysenterie, Typhus und Malaria auf. Auch gesunde Menschen fühlen sich in der schweren Treibhausluft nicht wohl. Der Verkehr in den Landstraßen hört während der Regenzeit gänzlich auf; von einer Straße kann man eigentlich überhaupt nichts mehr erkennen. Felder und Wege bilden einen großen Brei, jeder, der gezwungen ist, einige Werst zu fahren, sucht sich seinen Weg da, wo der Grund am festesten zu sein scheint.

Vor kurzem fuhr ich vom Bahnhof Kotjadjan eine Strecke von 4 Werst Länge nach dem Biwak. Die Räder der Dwukolke steckten während der ganzen Fahrt so tief im Boden, daß der Wagenkasten auf dem Sumpf auflag und wie ein Schlitten darübergeschleift wurde. Wir brauchten zu der Strecke, die wir bei gutem Wetter in 25 Minuten zurücklegen, fast drei Stunden; das Pferd blieb von halber zu halber Stunde von selbst, dampfend und keuchend, stehen, um auszuruhen. Auszusteigen, um den Wagen zu erleichtern, war völlig ausgeschlossen, da wir bis über den Kopf in den Schlamm eingesunken wären. Es verdient alle Anerkennung, daß die Biwakplätze der Truppen auch unter diesen schwierigen Verhältnissen sehr sauber gehalten werden. Die Wege zwischen den Zeltreihen sind genau ausgerichtet, etwas seitwärts liegen unter einer Baumgruppe die Zelte der Offiziere, in der Mitte dieser Zeltgruppe das gemeinsame Offizierspeisezelt. Dieselbe Batterie, zu deren Biwakplatz ich von Kot-

Admiral Roschdjestwensky verläßt auf dem Torpedobootszerstörer „Buinij“ den sinkenden „Borodino“.
(Nach einem Originalaquarell von E. Schön.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Sturmangriff japanischer Infanterie auf ein Mandschurisches Dorf.

(Nach einem japanischen Farbendruck.)

jadjan aus fuhr, hatte ich vor kurzem auf einem kleinen Marsche begleitet. An einem Eisenbahnübergang war der Weg grundlos, die schokoladenbraune Sauce bildete schon einen drei Werst langen See, und noch immer plätscherte das himmlische Naß unaufhaltsam herunter. Mein Gummimantel und die Burka waren durchweicht; als angenehme Kühlung rieselte das Wasser den Rücken herab. Das vorderste Geschütz blieb, als es 100 m weit in den See hineingefahren war, stecken, vom zweiten Geschütz wurden die Pferde noch davorgespannt, doch der Feldmörser rührte sich nicht. Die Pferde konnten nicht ziehen, da sie selbst bis zum Bauche im Schlamm steckten; sie wurden deshalb alle ausgespannt und zuerst durch den Sumpf, den man unbedingt passieren mußte, gebracht. Dann wurden Seile um das erste Geschütz gelegt, die Mannschaften der ganzen Batterie faßten an, wer an den Seilen keinen Platz hatte, griff in die Räder. Langsam rückte der Mörser einen Meter weit vorwärts, dann müssen die Leute ausruhen, um neuen Atem zu schöpfen. Auf diese Weise wurden schließlich die sechs Geschütze und die Munitionswagen in 26 Stunden über das Hindernis gebracht.

Aus diesem Beispiel geht hervor, daß größere militärische Operationen während der Regenzeit einfach ausgeschlossen sind. Selbst Exerzierübungen sind fast völlig ausgeschlossen, denn man wird kaum so viel Platz, um einen Zug aufstellen zu können, finden, ohne daß die Leute bis zum Knie im Wasser stehen. Die Leute können also nur durch inneren Dienst beschäftigt werden. Auch dies ist ein recht großer Übelstand, es wäre den Leuten viel besser, wenn sie täglich einige Stunden herausgeholt werden könnten. Der Stillstand in den Operationen ist natürlich in erster Linie auf die schwebenden Friedensverhandlungen zurückzuführen; doch auch wenn diese nicht eingeleitet wären, sind in der Regenperiode alle Bewegungen größerer Truppenverbände ausgeschlossen.

Es erübrigt noch, zu erwähnen, daß auch die Verpflegung von Mann und Pferd unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen leidet. Proviantkolonnen treffen mit wochenlanger Verspätung ein. Die Viehherden, die unterwegs nur schlechtes Futter finden, kommen abgetrieben und zu spät bei ihren Truppenteilen an. Die Bohnenkuchen leiden unter dem Einfluß der Feuchtigkeit sehr, sie gehen in Gärung und schon nach wenigen Stunden in Fäulnis über. Das teuer und schwer zu beschaffende Pferdefutter ist nur noch als Brennmaterial zu verwenden. So leiden Menschen und Tiere unter der Regenzeit, und jeder wünscht, daß sie nun endlich vorüber wäre.

Russisches Lagerleben im Sommer 1905.

Die Feldbäckerei eines Armeekorps, die zu besichtigen ich Gelegenheit hatte, hat ihren Standort und die dazu gehörigen Magazine an einem Bergabhang in der Nähe des Dorfes Sangiotsi aufgeschlagen. Geleitet und organisiert wird die Feldbäckerei von einem Kapitän, der dem Korpsintendanten untersteht. Der Korpsintendant befiehlt, in Übereinstimmung mit den ihm vom Generalstabe des Armeekorps gegebenen Weisungen, den Ort, wo die Feldbäckerei sich aufzustellen hat; von dem Intendanten ist auch das für den Unterhalt der Bäckerei und die Beköstigung der Mannschaften nötige Geld anzufordern. Das Mehl erhält der Verwalter meist geliefert, nur dann, wenn die Intendantur selbst in Verlegenheit ist, erhält er Weisung, es selbständig anzukaufen. Das Brennholz hat er sich selbst zu beschaffen. Die Feldbäcker formieren mit den Fahrern der Transportwagen ein Kommando von etwa Kompagniestärke. Die Öfen werden entweder in chinesischen Häusern eingerichtet oder es werden die transportablen Öfen aufgestellt. Die letzteren sind in folgender Weise eingerichtet: Ein vier Schritt langes und $1^1/_2$ Schritt breites Eisenblech ist zylindrisch gebogen und in der Mitte in zwei Hälften geteilt, um auseinandergenommen und transportiert werden zu können. Die beiden Hälften werden durch einen eisernen Bügel zusammengehalten, wenn der Ofen in Tätigkeit ist. Der Halbzylinder liegt mit der offenen Seite auf dem Erdboden und bildet so die Decke des Backofens. Von oben und von den Seiten wird der Zylinder mit Erde bedeckt, am rückwärtigen Ende ist ein Schornstein aufgesetzt. Der Boden, auf dem die Brote liegen, ist mit Ziegelsteinen belegt. Zwei solcher Öfen und die dahinter stehenden Zelte (die vorderste Zeltreihe enthält die Backtröge und das Mehl, die hintere dient zur Lagerung der gebackenen Brote) bilden eine Otdelenije, eine Abteilung, man könnte es eine Korporalschaft nennen.

Die Mannschaften leben zusammen, haben ihre Wagen für sich, haben für die beiden Öfen, deren Aufstellung, Bedienung, Beheizung und für alles, was für das Backen des Brotes sonst noch notwendig ist, zu sorgen. In jedem Ofen können gleichzeitig etwa 40 bis 45 Brote gebacken werden. Innerhalb 24 Stunden kann der Ofen vier- bis fünfmal benutzt werden. Die Feldbäckerei besteht aus 11 Abteilungen oder 22 Öfen. Diese 22 Öfen backen täglich etwa 1200 Pud Brot, den Tagesbedarf einer Division zu 12000 Mann, pro

Mann täglich 4 Pfund Brot gerechnet. Je eine Otdelenije braucht zum Transport sechs vierspännige Wagen, einschließlich der beiden Zelte. Zum Transport der Öfen sind besonders mit Ösen und Scharnieren versehene Balken vorbereitet, die auf den Wagen aufgesetzt werden und zum Feststellen der Ofenbleche dienen. Zum Transport ihrer elf Abteile braucht also die Feldbäckerei 66 vierspännige Wagen, dazu kommen noch 10 vierspännige Wagen für das übrige Gerät, so daß der gesamte Train aus 76 Wagen besteht. Der ganze Train soll in drei Stunden aufgeladen werden, die Bäckerei spätestens zwölf Stunden nach ihrem Eintreffen am Bestimmungsort in Betrieb sein. Die Aufstellung der Feldbäckerei entspricht im allgemeinen den deutschen Grundsätzen in der Nähe der vorgeschobenen Magazine. Was mir jedoch auffällt, ist die außerordentliche Schwere des Trains, der die Bäckereien weniger beweglich macht als es im deutschen Reglement vorgesehen ist. Eine deutsche Feldbäckereikolonne bäckt in 24 Stunden 28000 bis 36000 Brotportionen in 20 Öfen, in 30 Öfen sogar bis 50000 Brotportionen. Trotz dieser für mehr als ein Armeekorps ausreichenden Leistungsfähigkeit besteht der Train der deutschen Feldbäckereikolonne, je nach ihrer Organisation, entweder aus 21

Russische Truppen auf dem Eisenbahntransport nach Mukden.
(Nach einer Photographie.)

oder aus 25 Fahrzeugen, und zwar entweder 20 vierspännige Peyersche Backöfen und 1 vierspänniger Reservewagen, oder 12 vierspännige, fahrbare Backöfen, 12 vierspännige Gerätewagen und 1 vierspänniger Reservewagen. Die deutsche Organisation hat also neben dem Vorteil der erhöhten Leistungsfähigkeit noch den der größeren Beweglichkeit. Die Wichtigkeit der Betonung des Grundsatzes, leichte Trains und äußerste Beschränkung der Bagage, hat der Rückzug von Mukden bewiesen.

In der Nähe der Bäckereien ist ein vorgeschobenes Magazin angelegt. Dies ist bei einem längeren Stillstande der Operationen (die Truppen stehen in den jetzt besetzten Linien doch schon wieder mehr als acht Wochen) sehr wohl möglich. Die Heranziehung von Magazinen, welche Lebensmittel aus der Heimat liefern, ist hier sogar mehr denn je geboten, nur müssen sie, wie ich in einem früheren Artikel ausgeführt habe, weit genug rückwärts liegen. Im allgemeinen soll kein Ort weiter als 15 km von dem Magazin aus dem er empfängt, entfernt sein. Auch dieser Grundsatz läßt sich hier nicht durchführen, manche Truppenteile haben 70 und mehr Werst bis zu ihren Magazinen, vereinzelt stehenden Detachements ist es überhaupt unmöglich, sich auf Magazine zu stützen. Der Grund für diese Verhältnisse liegt in den schlechten Wegeverhältnissen, der wichtigste Grund aber ist wohl das Fehlen von Zweigbahnen. Bei der japanischen Armee wird das ganz anders sein, sie ist im steten Vorgehen gewesen und hat immer Zeit gehabt Kleinbahnen weiter zu bauen und so immer wieder eine neue Basis für die neuen Operationen zu schaffen. Die Initiative der Heeresleitung wirkt auch auf das Gebiet günstig zurück. Die Magazine haben ihre alten Nummern aus der Zeit, als nur eine

Schwestern vom japanischen roten Kreuz.
(Nach einer Photographie.)

Armee auf dem Kriegsschauplatz war, behalten, führen aber außerdem den Zusatz der betreffenden Armee, z. B. „Magazin Nr. 7 der 1. Mandschurischen Armee". Die betreffende Nummer findet sich in der 2. und 3. Armee nicht. Diese Art der Bezeichnung erschwert die Übersicht sehr, es wäre doch sicherlich zweckmäßiger und einfacher, in jeder Armee die Magazine durchlaufend zu numerieren.

Ergänzt werden die Magazine teils aus Basismagazinen, teils aus den Mitteln des Landes durch freihändigen Ankauf. Der Bestand des Magazins ist ständig wechselnd, da ständig Zu- und Abgänge sind. Der Kommandant eines Basismagazins sagte mir, daß im Laufe eines Tages etwa 75 Eisenbahnwagen, das heißt, zwei Güterzüge zu je 38 Wagen, aus- und rund 1000 aufgeladen würden. Um einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung eines vorgeschobenen Magazins zu geben, führe ich einige Zahlen an, wie ich sie in einem solchen vorfand. Es waren vorhanden: 10000 Pud Mehl, 233 Pud Graupen, 372 Pud Hafer usw. Die Zahlen können natürlich am nächsten Tage schon ganz andere sein, immerhin geben sie einen ungefähren Anhalt. Zum erstenmal sah ich auch, daß man jetzt beginnt, die immer knapper werdenden Stiefel dadurch zu ersetzen, daß man chinesische Uly, die kleinen chinesischen Halbschuhe aus Leder, aufkauft, um sie nötigenfalls an die Mannschaften als Fußbekleidung auszugeben. Das Paar wird mit dem verhältnismäßig hohen Preise von 2 Rubeln bezahlt. Die Uly reichen knapp bis an den Knöchel, sie sind sehr hart, aus einem Stück Leder geschnitten, ohne Sohlen und Absätze, ihre Tragezeit ist also nur eine beschränkte, besonders bei den mit Steingeröll bedeckten Wegen im Gebirge.

Am Vormittag des 10. Mai fand auf einem Ackerfelde die Besichtigung zweier Sotnien Kosaken durch Generalmajor Graf Bobrinski statt. Die Sotnien waren zunächst in Zugkolonne aufgestellt, die Lanzenreiter waren im ersten Gliede. Nach der üblichen Begrüßung wurde zu dreien vom rechten Flügel angeritten, die Reiter mit drei Schritt Zwischenraum nebeneinander, und drei Pferdelängen Abstand. Zunächst besichtigte der General Einzelreiten im Schritt, die Eskadrons bewegten sich in einem Viereck, dann wurde angetrabt, und sehr freier, aber regelmäßiger Trab geritten, ferner Einzelvorbeimarsch im Galopp besichtigt. Im Galopp in Züge aufmarschiert und nochmals in Zügen in Karriere vorbeigeritten. Hierauf ließ der General halten und besichtigte die Richtung in den Zügen, prüfte auch besonders noch

die Atmung der Pferde. Danach befahl er den Jessauls (Führern der Sotnien), absatteln und die Pferde einzeln vorbeiführen zu lassen. Jedes Pferd wurde auf Futterzustand und Druckstellen besichtigt, der General schrieb sich jeden Kosaken persönlich auf, dessen Pferd nicht in Ordnung war. Nach dieser Pferdemusterung, die im allgemeinen zur Zufriedenheit des Generals ausgefallen war, ließ dieser wieder aufsatteln und die Schwadron geschlossen exerzieren. Zum Schluß wurden die Dshigiten, die besten Reiter, vorgezogen und zeigten Seiner Erlaucht die Dshingitowka. Bald auf dem Sattel stehend, bald unter dem Leibe des Pferdes hängend, den Sattel in vollster Karriere abnehmend und wie ein Wirbelwind weitersausend, umkreisten die Dshigiten den General. Irgend welchen praktischen Wert hat die Dshigitowka natürlich nicht, sie soll lediglich dem Zwecke dienen, verwegene Reiter, die auf dem Pferde absolut sicher sind, zu erziehen. Diesem Zwecke genügt sie auch; den Reiterstückchen der Dshigiten einen höheren Wert beizumessen, wäre unrichtig. Auf Befehl des Generals marschierten die Schwadronen denn nochmals in Marschordnung an ihm vorbei. „Spassibo, kasaki, sa rabotu" — „Ich danke euch, Kosaken, für eure Arbeit." — „Rady staratjsja, Wasche Ssijatelstow" — „Wir freuen uns, uns Mühe zu geben, Euer Durchlaucht." Dann ritten sie, ein Lied singend, in das Dorf ein. Über die Kosaken ist sehr viel geschrieben worden, dafür und dagegen; man muß recht genau die einzelnen Stämme unterscheiden, jeder hat seine Vorzüge, jeder seine Nachteile. Als Patrouillenreiterei scheinen mir die sicher zu $^3/_4$ burjatischen Transbaikalkosaken am wenigsten brauchbar zu sein. Vieh beitreiben, Fouragieren und andere, ihrer Lebensweise entsprechende Aufträge lösen sie vielleicht ganz gut. Als eigentliche Kavallerie, die das Auge der Armee sein soll, die Verständnis für das Ganze haben und dennoch rastlos aufklären und melden soll, als eine solche systematisch handelnde Kavallerie sind die braunen, schlitzäugigen Burjaten nicht zu verwenden.

Über Fußkosaken.

Pflicht und Recht bei Kosaken ist es, ihre Dienstpflicht auf eigenen Pferden abzuleisten, welche sie aus dem Heimatsdorfe mitbringen. Nur die Kosaken solcher Bezirke, in denen die Landwirtschaft stark darniederliegt und die auch sonst von einer nur armen Bevölkerung bewohnt werden, haben das Recht, zu Fuß zu dienen. Es sind dies augenblicklich die Kuban-Kosaken aus dem

Daghestanschen Bezirk im Kaukasus, welche in Fußbataillone formiert sind, und einige Bataillone Transbaikal-Kosaken. Über die Transbaikal-Kosaken in ihrer Bedeutung als Kavallerie habe ich früher geschrieben. Die Leute haben gute, militärische Anlagen, sind intelligent, wie meist der russische Soldat, praktisch und meist willig; als Kavallerie kann man sie jedoch nicht rechnen. Bewährt haben sie sich an solchen Stellen, wo sie als berittene Infanterie verwandt wurden, und dies läßt vermuten, daß sie ein besseres Material für den Dienst zu Fuß als für den Dienst zu Pferde liefern würden. Gute und gewandte Jäger, die sich im Gelände auskennen und das Wild unter den ungünstigsten Verhältnissen zu beschleichen verstehen, werden sie auch keine schlechten Infanteristen sein. Anders die Vorbedingungen für den Kavalleristen, welche man bei dem Kosaken voraussetzt. Der Kosak soll sich jederzeit sein Reitpferd halten, um stets kriegsbereit zu sein und sich unausgesetzt im Reitdienst üben zu können.

Wie sieht es in Wirklichkeit in Transbaikalien aus? Ich habe mit vielen der gelben Kosaken über die Verhältnisse in ihrer Heimat gesprochen und von allen das gleiche gehört, daß dort nämlich Armut herrscht, die nicht zum kleinsten Teil durch den Krieg hervorgerufen ist. So zeigte mir ein Kosak einen Brief, den er aus seiner Staniza bei Tschita erhalten hatte; wie seine Frau ihm schrieb, gab es in dem Dorfe keinerlei Arbeitshände mehr, da das erste, zweite und dritte Aufgebot zu den Waffen gerufen ist. Auf dem Hofe, welcher dem Kosaken, der den Brief erhielt, gehört, wohnen 5 Frauen, die kaum so viel Feldarbeit verrichten können, um sich selbst zu ernähren. Infolgedessen bat die Mutter den Kosaken, sich Urlaub zu nehmen und auf dem Felde zu helfen. Das Urlaubsgesuch wurde eingereicht und allen Ernstes in Erwägung gezogen, schließlich aber doch abgelehnt. Es ist typisch für die Langsamkeit der Kriegführung, daß man sogar ernstlich daran denken kann, Leute in ihre doch mehr als 1000 Werst entfernte Heimat aus privaten Gründen zu beurlauben. Wenn nun auch jetzt während und infolge des Krieges die Lage der Kosaken-Bauernschaften in Transbaikalien eine auffallend schlechte ist, so kann man doch wohl mit Recht den Rückschluß tun, daß auf einem Hofe, wo ein Mann seine verwitwete Mutter, drei Schwestern und die Frau ernähren muß, kein Wohlstand herrschen kann.

Ein Pferd muß der Kosak sich halten, doch er kann es sich nicht erlauben, das Pferd zu Reitübungen zu verwenden, es muß ihm vielmehr bei der Be-

Marschall Oyama beobachtet das Vorgehen seiner Kavallerie.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Ulnzner.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

stellung der Felder helfen. Wo bleibt aber unter solchen Verhältnissen die kavalleristische Ausbildung für den Krieg? Ein Kosak, der unter den geschilderten Verhältnissen lebt, ist doch nicht besser zum Reitersmann vorbereitet als jeder Bauer auf dem Dorfe. Ganz anders aber ist Auge und Hand des Schützen geübt. Er braucht nur aus seiner Hütte hinauszutreten, so befindet er sich im schönsten Jagdgebiet, der Wildreichtum Transbaikaliens ist bekannt. Ganz ähnlich war es früher im Gebiet der Kuban-Kosaken. Die Jagd auf

Im Handgemenge.
(Nach einer japanischen Skizze.)

Flugwild, wie Rebhühner, Enten, Gänse und Fasanen übt schon den jungen Kosaken im Gebrauch der Schußwaffe; später lernt er auch den Bären, der in den Gebirgen Transbaikaliens noch keineswegs eine Seltenheit ist, furchtlos gegenüber treten. Scharfer Blick und die Fähigkeit, leicht auf weite Entfernungen im Gelände etwas zu entdecken, körperliche Gewandheit, Schleichen und unsichtbar im Gelände zu verschwinden und vorzügliches Schießen sind daher die Eigenschaften, die der Transbaikal- und ebenso der Kuban-Kosak als angeborene Vorbedingungen für den Infanteriedienst mitbringt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie als Kosaken zu Fuß, wenn gut ausgebildet

und in eine Form gebracht, Gutes leisten können. Ein Beispiel für gutes Schießen bei der Verwendung einer Kosakenabteilung als Infanterie will ich nicht unerwähnt lassen.

Eine Kosakenabteilung von einigen 40 Mann lag zu Beobachtungszwecken auf einem Bergrücken; eine Patrouille von 11 japanischen Reitern war an dem Berge vorbei und in ein seitlich gelegenes Tal von dem Feuer einer andern, abgesessenen Kosakenabteilung empfangen und mußte umkehren. Am Ausgang des Tales wieder angekommen, merkten sie, daß der in der linken Flanke liegende Berg auch besetzt war. Es blieb ihnen jedoch nichts anderes übrig, als quer an dem Berg vorbeizureiten, da ein Ausbiegen nach der Seite wegen der hohen Felswände unmöglich war. Die bedeckungslose Strecke war 150 m lang und lag 500 m vor dem gefährlichen Bergrücken. In Karriere suchten die japanischen Dragoner den jenseitigen schützenden Waldrand zu erreichen, sich in Abständen von etwa 10 m folgend. Von den 11 Dragonern entkam nur einer, alle anderen wurden von den Pferden heruntergeschossen, teils waren sie tot, teils verwundet. Das Schießen der Kosaken auf die große Entfernung für den einzelnen Schützen wird man als recht gut bezeichnen müssen, zumal wenn man den nur wenige Sekunden langen Zeitraum, während dessen das Ziel zu sehen war, berücksichtigt. Bereits im Jahre 1900 während des Chinesenaufstandes in der Mandschurei waren Fußbataillone aus Transbaikal-Kosaken formiert worden, was man auf dem Auszeichnungsbande auf den Mützen einiger Bataillone „Für Auszeichnung im Jahre 1900" lesen kann. Wie damals, so ist man auch jetzt mit den infanteristischen Leistungen der drei Bataillone zufrieden. Obgleich sie ihren Dienst nur zu Fuß verrichten, haben sie doch die Bezeichnung der „berittenen" Kosaken beibehalten. Sie haben keine Kompagnien, sondern Sotnien (Hunderte), welche Bezeichnung bei den Kosaken der Eskadron der Kavallerie entspricht. Die Kompagnie wird nicht von einem Kapitän oder Hauptmann kommandiert, sondern von einem Jessaul, was dem Rittmeister der Kavallerie entspricht. Ebenso haben die Subalternoffiziere ihre dem Kosakenreglement entsprechenden Titel beibehalten, sie heißen: Podjessaul, gleich Stabsrittmeister, Sotnik (älterer Leutnant), Chorunshi (jüngerer Leutnant).

So gute Dienste die Fußkosaken verhältnismäßig geleistet haben, so hat sich doch ein sehr großer Mangel, der auf der Organisation und Sonderstellung der Kosaken beruht, herausgestellt, das ist die Schwierigkeit oder

sogar Unmöglichkeit, die Verluste nach einer Schlacht zu ergänzen. Jeder andere Infanterietruppenteil ist in einer weit günstigeren Lage. Er meldet die Anzahl der zur Ausfüllung der Lücken notwendigen Mannschaften und erhält dementsprechend eine Anzahl Leute zugewiesen. Ob der Mann vorher in Warschau, im Twerschen Gouvernement, im Süden oder im Norden Rußlands gedient hat, ist ganz gleichgültig, er ist russischer Infanterist, und kann daher in jedem Infanterieregiment verwendet werden — außer bei den Fußkosaken-Bataillonen. Dort können nur Kosaken, die im Besitz der Kosakenrechte sind, und dafür auch die Kosakenpflichten auf sich genommen haben, zur Ergänzung der Verluste dienen. Ist ein Kosakengebiet aber durch Aufstellung der berittenen Regimenter ersten, zweiten und dritten Aufgebots und außerdem durch Gestaltung von Fußbataillonen so erschöpft, wie es nach den anfangs gegebenen Schilderungen Transbaikalien ist, so ist es nicht in der Lage, selbst für die Ergänzung der Verluste zu sorgen. Die für die Infanterie eintreffenden Ergänzungsmannschaften kommen für die Kosaken nicht in Frage, somit müssen ihre Sotnien ständig zusammenschmelzen, da für die Infanteriebataillone keine Ergänzungsformationen bestehen, wie für die berittenen Kosaken in den Regimentern dritten Aufgebots für das Werchneudinsk- und zweiten Aufgebots für die übrigen Regimenter.

Truppenfahrzeuge.

Bei den großen Kurskr Manövern vor einigen Jahren hatte man auch Versuche darüber angestellt, welche Art von Wagen am praktischsten für Kriegszwecke zu verwenden sei. Auf Grund dieser Erfahrungen war man zu der Überzeugung gekommen, daß die zweirädrigen Wagen oder Karren eher den Bedürfnissen aller für die russische Armee in Frage kommenden Kriegsschauplätze entsprächen, als die vierrädrigen Wagen. Die zweirädrigen Wagen haben auch tatsächlich ohne Frage den Vorteil, daß sie bei schlechten Wegen, im schwierigen Gelände, besser vorwärts kommen, als die schwerer beweglichen vierrädrigen. Die Trains waren noch in der Umwandlung aus vierrädrige in zweirädrige Fahrzeuge begriffen, als der Krieg ausbrach; infolgedessen findet man hier die verschiedenartigsten Typen. Als zweirädrige Fahrzeuge sind für die Zukunft ins Auge gefaßt: Sämtliche Patronenkarren, die Krankenwagen, die Bagagekarren und die Feldküchen. Die sibirischen Armeekorps sind diejenigen, bei denen in jeder Hinsicht die letzten Neuerungen eingeführt sind, die daher im

Japanischer Feldtelegraph.
(Nach einer Photographie.)

allgemeinen als maßgebend für die Zukunft anzusehen sein dürften. Die zweirädrigen Kranken- und Bagagewagen finden sich bei den europäischen und sibirischen Armeekorps gleichmäßig in der bekannten Anzahl. Die Feldküchen sollen, wie man hier sagt, als etatsmäßiger Train der Regierungsbagage zweiter Staffel, entsprechend unserer großen Bagage, auch für sämtliche europäischen Truppenteile eingeführt werden. Einstweilen sieht man hier noch zwei Typen von Feldküchen: Die einen — die ältern — bestehen aus Vorder- und Hinterwagen, die durch einen Protzhaken verbunden sind. Sie sind für eine Kompagnie — 200 Portionen — bestimmt und werden zweispännig gefahren. Der Vorderwagen besteht aus einem Protzkasten, auf dem Kutscher und Koch sitzen, in dem Protzkasten wird Brot, trockener Proviant, Salz, Konserven usw. mitgeführt, an der Rückwand befindet sich eine Raufe, in der ebenfalls noch verschiedene Eßwaren Platz finden können. In dem Hinterwagen wird nur der Kessel gefahren. Diese Küchen sollen bei dem allgemeinen Bestreben, zum zweirädrigen System überzugehen, abgeschafft und dafür die ebenfalls schon auf dem Kriegsschauplatz verwandten zweirädrigen Feldküchen durchgehends eingeführt werden. Sie leisten dasselbe, wie die vorher beschriebenen vierrädrigen, werden jedoch von einem Pferd in der Gabel gezogen. Ob noch Versuche angestellt werden, die Feldküchen so einzurichten, daß sie auf Tragsätteln befördert werden

können, ist mir unbekannt, doch wurde zur Zeit meiner Abreise aus Petersburg davon gesprochen, zwei Kessel zu je 100 Portionen zu konstruieren und auf Pferden zu befördern. Die Traglast für ein Pferd darf 6—$6^1/_2$ Pud = 98 bis 107 kg, nicht übersteigen.

Weniger einheitlich sind die Munitionskarren. Ich habe drei Typen gefunden, erstens die zweispännigen Bataillonspatronenkarren zu je 48 Blechhülsen à 300 Patronen; jedes Bataillon verfügt über zwei solcher Karren.

Ausrückende japanische Truppen am Bahnhof in Tokio.
(Nach einer Photographie.)

Sie sollen anscheinend in Zukunft ganz abgeschafft und, wie bereits bei den sibirischen Korps, durch Kompagniepatronenkarren ersetzt werden, so daß dann jede Kompagnie über zwei Patronenkarren, das Bataillon über gar keine verfügen wird. Diese Maßnahme ist nicht ohne Rückwirkung auf den Munitionsersatz. Ferner finden sich auf dem Kriegsschauplatz zwei Modelle von Kompagniepatronenkarren, die äußerlich leicht zu unterscheiden sind an der verschiedenen Anordnung des Kutschersitzes und an dem anders geformten Deckel. Er ist bei den Karren alter Art flach, bei den neuen gewölbt; bei den neuen Karren

fehlen die tonnenförmigen, unter der Achse sitzenden Gummipuffer. Die neuen Karren sind sorgfältiger gearbeitet als die alten und enthalten 22 Zinkhülsen zu 300 Patronen in zwei Schichten zu je 11 Hülsen; der Karren ist mit Filz ausgeschlagen, wird mit einer Filzdecke gegen Nässe geschützt. Die Patronenschachteln werden durch ein Holzgitter, das zwischen die oberste und unterste Etage gelegt wird, getrennt, um auch hierdurch noch das Ansammeln von Feuchtigkeit zu verhindern. Sind alle Trains mit diesen neuen Munitionskarren ausgerüstet, so stehen der Kompagnie für das Gefecht 600 Patronen weniger gegen früher zur Verfügung; früher erhielt sie die Hälfte aus den Bataillonspatronenwagen, das heißt 7200 Stück, in ihrem zweiten Patronenkarren würde sie nur 6600, das heißt 600 Patronen weniger haben.

Dies ist der Grund, der gegen die endgültige Einführung sprechen könnte, immerhin sind es nur drei Patronen auf den Kopf einer kriegsstarken Kompagnie von 200 Gewehren weniger. Man wird sich daher entscheiden müssen, ob man die Erhöhung der Beweglichkeit der Trains und der Selbständigkeit der Kompagnien in der Verfügung über ihren Munitionsetat höher schätzt, als die Erhöhung des Munitionsbestandes für den Mann um drei Patronen. Die Erfahrungen des Krieges lehren, daß man mit jeder Patrone geizen soll, da man oft auch bei gewissenhaftester Feuerleitung durch die Verhältnisse des modernen Kampfes zur Munitionsverschwendung gezwungen wird. Andererseits ist auch die Beweglichkeit der Trains und die Operationsfähigkeit selbst kleiner Truppenkörper als ein Moment von ausschlaggebender Bedeutung fühlbar geworden, zum Beispiel während der Panik beim Rückzug von Mukden. Bei den sibirischen Korps, bei denen man für jede Kompagnie zwei Patronenkarren und keine Bataillonskarre hat, wird meist folgendes Verfahren befolgt: Bereitet sich eine Schlacht vor, so wird der Inhalt beider Patronenkarren ausgegeben und durch Heranziehung eines Teiles des fliegenden Parks die Taschenmunition auf eine vom Regiments- usw. Kommandeur usw. befohlene Zahl gebracht. Bezüglich dieser ersten Ausrüstung mit Munition bestehen keine bestimmten Befehle, jeder Oberst macht es nach seinem Ermessen, die Zahl schwankt zwischen 250 bis 350. Die entleerten Munitionskarren fahren sofort zum fliegenden Park zurück, werden dort gefüllt oder gegen volle Karren eingetauscht und sollen bestrebt sein, so schnell wie möglich zu ihrem Truppenteil zurückzukehren.

Während der langen Pause, welche der Schlacht bei Mukden folgte, und besonders nach der furchtbaren Niederlage der Russen bei Tsuschima, welche

auch den Gedanken an eine russische Offensive zu Lande wieder in weitere Ferne hinauszurücken schien, wurde der Gedanke immer allgemeiner, daß der eigentliche Krieg aus sei. Gewiß, beide Länder führten noch immer eine außerordentliche kriegerische Sprache, ihre und die ihnen befreundete Presse anderer Länder oder Diplomaten, welche sich zur Lage äußerten, wurden nicht müde, zu versichern, daß ihr Land es noch sehr lange aushalten könne, auch von einer Erschöpfung nicht die Rede sei. Es fehlten aber die Taten, welche die Bestätigung dieser hohen Worte hätten geben müssen. Auf der andern Seite mehrten sich die Gerüchte, daß andere Staaten sich bei den kriegführenden Regierungen im Sinne einer Friedensvermittlung verwendeten. Bevor wir hier auf die späteren Friedensverhandlungen und ihre Ergebnisse eingehen, sei noch kurz ein Blick auf China geworfen, dessen merkwürdige Rolle während dieses Krieges ja schon öfter gestreift worden ist.

Die Folgen des Krieges für China.

Von Beginn des Krieges an war es die Hauptsorge aller neutralen Mächte, soweit sie in China irgendwie kommerziell oder politisch interessiert waren und sind, die Neutralität dieses ungeheuren, aber dabei so gänzlich wehrlosen Reiches unter allen Umständen zu sichern. Interessiert sind aber, wie wir wissen, alle Kulturstaaten in China, welche überhaupt über eine in See gehende Handelsflotte und damit über überseeische Beziehungen verfügen. Deswegen mußte ein Übergreifen des Krieges auf chinesisches Gebiet unübersehbare Folgen herbeiführen, wahrscheinlich einen allgemeinen Weltkrieg. China selbst ist, wie wir wissen, zur See und zu Lande als Staat vollkommen wehrlos, wohl haben es sich einige Vizekönige des Reiches schon seit längeren Jahren angelegen sein lassen, ein verhältnismäßig großes und schlagfertiges Heer in ihrem Hoheitsgebiet nach europäischem Muster auszubilden. Aber das sind, wie gesagt, nur einige Provinzen, und von einer allgemeinen Reichs- oder Landesverteidigung kann nicht die Rede sein. Andererseits lag es auch besonders im Interesse der chinesischen Regierung, volle Neutralität zu wahren, denn durch einen Bruch derselben oder ihre Übertretung seitens einer der beiden kriegführenden Parteien konnte China nichts gewinnen, wohl aber verschiedenes verlieren. Man hatte nicht vergessen, wie noch vor wenigen Jahren die vereinigten europäischen Mächte in Peking eingezogen waren und wie die Soldaten fremder Nationen das Reich der Mitte überschwemmt hatten. Diesmal aber lag die

Sache noch viel ernster, denn der chinesische Boden konnte jetzt sogar zum Schauplatz des großen Krieges zwischen zwei mächtigen Nationen werden, und es war wohl denkbar, daß das Endergebnis wieder in einer Verminderung chinesischer Selbständigkeit bestehen werde.

Aus diesem Grunde stand auch der Hof von Peking den Bestrebungen der Mächte, China zu neutralisieren, freundlich gegenüber, verlor man doch nichts dabei und konnte man doch, wie die Dinge auch immer ausgingen, sich unter Umständen dem Stärkeren anschließen. Bemerkenswert war bei alledem, daß die Mandschurei von der Neutralität notgedrungen ausgenommen werden mußte,

Kriegsberichterstatter bei den Japanern.
(Nach einer russischen Karrikatur.)

ebenso wie Liautung, selbst der Teil, welcher außerhalb des russischen Pachtgebietes lag. Die Mandschurei war der Grund zum Kriege geworden, weil die Versuche Rußlands, sich dieses ungeheure Gebiet anzueignen, auf den Widerstand Japans gestoßen waren. Gleichwohl gehörte die Mandschurei weder Rußland noch Japan, sondern zu China. In ihrer gänzlichen Machtlosigkeit gestand die chinesische Regierung diese Ausnahme auch stillschweigend zu, da irgend ein Widerspruch nichts geholfen hätte, und daraus erwuchs wieder der bemerkenswerte Zustand, daß dieser lange und blutige Krieg sich nicht etwa auf einem rechtlich strittigen Gebiet abspielte, sondern auf dem einer neutralen Macht. Im allgemeinen zeigt sonst die Kriegsgeschichte ausnahmslos eine solche Lage, daß das Land einer der beiden kriegführenden Parteien auch den Schauplatz des

Krieges bildet. Nur eine Übertretung der Grenzen der Mandschurei durch Streitkräfte hätten sowohl die Kriegführenden als auch die neutralen Staaten unbedingt als Bruch der Neutralität bezw. deren Nichtachtung angesehen. Dieses zu vermeiden glaubte selbst China ein Interesse zu haben. So finden wir denn während der ganzen Dauer des Krieges den chinesischen General Ma an der westlichen Grenze der Mandschurei, um Übertretungen der Russen möglichst auf der Stelle zu verhindern.

Ausrufer von Kriegsextrablättern in Tokio.

(Nach einer Photographie.)

Es ist schon früher erörtert worden, wie sich auch in dieser Hinsicht Japan und Rußland gegenseitig des Neutralitätsbruches beschuldigten, allerdings wohl mehr, um eine internationale Parteinahme hervorzurufen, als daß man auf ernstere Folgen gerechnet hätte. Die übrigen Mächte hätten sich höchst ungern an einer solchen Aktion beteiligt, weil dahinter eben das Gespenst der Uneinigkeit und damit des Weltkrieges stand. Deswegen ist es auch sehr wahrscheinlich, daß Rußland wie Japan verschiedentlich China gegenüber die Neutralität verletzt haben, und die Anklagen, die sie gegeneinander richteten, wohl Berechtigung besaßen. Sie wurden aber eben ignoriert im höheren Interesse des internationalen Friedens.

Was die chinesischen Sympathien anlangt, so finden wir sie jedenfalls in der Mandschurei und in Liautung unbedingt auf seiten der Japaner. Teilweise mag das allerdings seinen Grund in den japanischen Siegen haben. Außerdem aber betrachtete man den Japaner als das kleinere Übel; als ein Übel auch ihn sicherlich, denn wenn wir in Europa auch vielfach gewohnt sind, Japaner und Chinesen in einen Topf zu werfen, so ist nach Auffassung dieser beiden Völker doch nicht nur der Unterschied zwischen ihnen ein außerordentlich großer, sondern es ist auch ein scharfer Gegensatz vorhanden. Noch vor zehn Jahren hatte Japan einen siegreichen Krieg gegen China geführt, ihn mühelos gewonnen und dem Reiche der Mitte eine nicht unbedeutende Kriegsentschädigung abgenommen, ferner seine Flotte vernichtet und die ganze militärische

Ohnmacht der Chinesen aller Welt erwiesen. Die chinesischen Staatsmänner pflegen nicht zu vergessen und man kann wohl annehmen, daß das Volk ebenso wenig dazu bereit ist. Der Japaner verachtete den Chinesen und haßte ihn, bis der erfochtene Sieg diese Gefühle minderte. Ein siegreiches Japan, wie es aus dem Kriege mit Rußland hervorgeht, ist aber, jedenfalls wenn man in eine weitere Zukunft sieht, für China keineswegs ein angenehmer Gedanke.

Seit einer Reihe von Jahren zwar hatte man schon dulden müssen, daß die seefahrenden europäischen Staaten und außerdem Rußland, das ungeheure Reich ihrem Handel erschlossen, teilweise sich an der chinesischen Küste festsetzten, daß Rußland von Norden auf dem Landwege immer näher rückte und England von Süden. Immerhin konnten die chinesischen Staatsmänner darauf rechnen, daß die Konkurrenz so vieler mächtiger Staaten untereinander den überwiegenden Einfluß eines einzigen ausschließen würde. Man rechnete ferner vielleicht auch damit, daß die fremdenfeindliche Bewegung, welche nur mit Mühe im Jahre 1900 niedergeschlagen wurde, bei besserer Organisation einmal von Erfolg begleitet sein würde. Jetzt sind alle diese Berechnungen durch den Sieg Japans über Rußland einerseits und andererseits durch das englisch-japanische Bündnis, auf welches wir in seiner neuen Form noch zurückkommen werden, umgestoßen. Die Zukunft Japans aber, und das ist jedem gebildeten Chinesen klar, liegt ganz naturgemäß zum großen Teile in China und geht auf Kosten Chinas. Das hatte man schon nach dem Kriege mit Japan gemerkt, als es dem japanischen Einfluß gelungen war, die Halbinsel von Korea dem chinesischen Reiche zu entreißen und vorläufig, in Ermangelung eines besseren, für selbständig zu erklären. Jetzt ist die Oberherrschaft Japans in Korea von England als der hier maßgebenden Macht anerkannt worden. Japan hat endlich auf dem Kontinent festen Fuß gefaßt, und darin liegt ohne weiteres eine schwere Bedrohung für die Zukunft Chinas, wenn sie auch erst in verhältnismäßig langer Zeit tatsächlich in Erscheinung treten mag.

In der Schilderung des Krieges haben wir schon mehrfach darauf hingewiesen, wie seit Jahren die Japaner mit Erfolg getrachtet haben, ihren Einfluß in China allerorten zu vergrößern und womöglich zum maßgebenden zu machen. In allen Teilen des Reiches befanden sich japanische Agenten, sie beeinflußten die Handelsbeziehungen, die Verwaltung und ohne Zweifel auch soviel wie ohne Aufsehen angängig die Politik. Schon vor dem Kriege war es den Japanern gelungen, auch auf die militärischen Verhältnisse Chinas in-

sofern einzuwirken, als anstatt der früheren europäischen Instruktoren für die genannten Armeen der chinesischen Vizekönige mehr und mehr japanische Offiziere herangezogen wurden. Verschiedentlich haben deutsche Instruktoren auf dieses Symptom eindringlich aufmerksam gemacht und schon vor dem Kriege vorausgesagt, daß Japan systematisch am Werke sei, die europäischen Einflüsse aus China zu verdrängen und durch ihre eigenen zu ersetzen. Diese japanische Politik wird jetzt ohne Zweifel bedeutend nachdrücklicher und auch unverhüllter betrieben werden. Weniger leicht läßt sich die Frage beantworten, wie sich die chinesische Regierung und die Vizekönige im besonderen hierzu verhalten werden. Unter den letzteren ist erfahrungsmäßig bald größere, bald geringere Neigung für oder gegen europäische Einflüsse bemerkbar gewesen. Im Jahre 1900 bemerkte man sogar verschiedentlich recht ausgesprochene Parteinahmen, die eigentliche Regierung jedoch wird man im Grunde durchgehens als europäerfeindlich ansehen müssen. Davon ganz unabhängig ist, wenn die verschlungenen Wege der Politik manchmal den entgegengesetzten Eindruck hervorrufen. Auch für Japan wird keine Sympathie vorhanden sein, aber man steht diesem die See beherrschenden nahen Nachbar zur Zeit völlig wehrlos gegenüber und es ist nicht mehr möglich, Rußland dagegen auszuspielen. Denkbar wäre ja freilich, daß das Gefühl aus dieser nationalen Ohnmacht herauszukommen zu einem energischen Aufraffen führt. Ein solches wiederum könnte sich nur in der Schaffung einer mächtigen Landesverteidigung äußern und speziell in einem Lande wie China ist es nicht möglich, eine solche von heute auf morgen herzustellen. Im Gegenteil, es würde selbst bei den allergrößten und energisch durchgeführten Anstrengungen eine außerordentlich lange Zeit dafür erforderlich sein, und einen vorherigen engeren Zusammenschluß und eine weit einheitlichere Leitung aller Teile des Riesenreichs bedingen, als bis jetzt vorhanden ist. Währenddessen würde sich aber das siegreichere Japan in viel schnellerem Tempo weiter entwickeln und jedenfalls schon bald die Früchte seiner Durchdringung Chinas durch japanischen Einfluß ernten. Aus allen diesen Gründen ist es also sehr wahrscheinlich, daß bis auf absehbare Zeit China in steigendem Maße unter japanische Einwirkung gerät. Man braucht darunter noch keine Ausdehnung des japanischen Territorialbesitzes auf dem ostasiatischen Festlande zu begreifen. Eine solche soll ja auch nach dem neuen englisch-japanischem Vertrage ausgeschlossen sein und wenn wir auch von solchen Verträgen in dieser Hinsicht nicht viel

zu halten brauchen, so ist der Hauptgrund der, daß Japan vorläufig genug damit zu tun haben wird, die Wunden des Krieges ausheilen zu lassen, und sich in seine neuen Erwerbungen hineinzuwachsen.

Noch einige Worte über den chinesischen Soldaten. Die zerrütteten Verhältnisse des chinesischen Reiches, die leichten Erfolge ferner der Japaner 1894/95, und endlich der Umstand, daß während der Boxerunruhen jene Banden vielfach für reguläre chinesische Truppen angesehen worden sind, haben in Europa durchweg zu einer Unterschätzung der militärischen Qualifikation des Chinesen geführt. Es ist das eine durchaus irrtümliche Auffassung und wir können hier nach dem sicher kompetenten Urteil deutscher Instruktoren feststellen, daß der Chinese im Gegenteil ganz ausgezeichnete militärische Eigenschaften besitzt. Allerdings bedarf er, um sie zur Entwickelung zu bringen, gründlicher Anleitung und diese werden die Japaner ebensogut zu geben wissen wie bisher Deutsche und Franzosen. Der chinesische Soldat ist, diese Anleitung vorausgesetzt, ein ausgezeichneter Schütze, er besitzt ebenso wie die Japaner die äußerste Todesverachtung, ist diszipliniert und gänzlich ohne das, was wir Europäer als Nerven bezeichnen. Der auch in Europa dem Namen nach wohl bekannte Vizekönig Tschentschitung hat mit Hilfe seiner europäischen Instruktoren im Laufe der Jahre sich eine zwar kleine, aber ausgezeichnete Armee herangebildet. Sie verfügt über ein geschultes Offizier- und Unteroffizierkorps, gute theoretische Bildungsanstalten für dieselben, und es werden regelmäßige Manöverübungen im Sinne der europäischen Armeen abgehalten. Wir erwähnen alles dies nur, um den Blick unserer Leser auf die Konsequenzen hinzulenken, welche daraus entstehen können, wenn eine Entwicklung des chinesischen Reiches in politischer und militärischer Richtung entweder aus ihm selbst hervorgehend oder durch japanischen Einfluß Platz greift. Heute allerdings ist alles noch weit zurück und es fehlt vor allem das, was allein ein so ungeheures Volk einigen kann, nämlich ein einheitliches Ziel für die nationale Entwickelung.

Hier möge das friedliche Bild Platz finden, welches eine chinesische Festung in diesem letzten schläfrigen Teile des Krieges einem russischen Besucher darbot.

In einer chinesischen Festung.

Der mandschurische Mai ist seit einigen Tagen angebrochen, doch er zeigt ein ganz anderes Gesicht als sein Bruder aus der europäischen Heimat. Die

Nächte sind noch empfindlich kalt, so daß die Bäche am Morgen sehr häufig mit einer Eiskruste überzogen sind. Allmählich steigt die Temperatur im Laufe des Tages, und nach 10 Uhr wird es schon recht empfindlich heiß. Noch ist es möglich, auch während der Mittagszeit zu reiten, wer es vermeiden kann, läßt es aber, und rastet von 11 bis 2 Uhr, um seinen Pferden Ruhe zu gönnen. In der Nacht ist es noch halber Winter, am Tage schon sehr empfindlich heißer Sommer. Die Sonne hat auf einigen wenigen Feldern einen leichten Schimmer von Grün hervorgelockt; die meisten Felder sind jedoch noch unbestellt und werden erst mit den ersten warmen Tagen von den Chinesen bearbeitet. An einigen Bergesabhängen liegen Viehtriften; der Boden ist zu arm und hart, um ihn der nutzbringenderen Landwirtschaft dienstbar zu machen. Das

Eingegrabene russische Batterie
(Nach einer Photographie.)

alte, unter den Frösten des Winters grau gewordene Gras bedeckt noch diese Viehweiden; endlich finde ich auch hier die ersten Blumen des Frühlings: einige gelbe Anemonen und große blaue Glockenblumen. Schüchtern blicken die gelben Sterne der Anemonen durch das erstorbene graue Gras, als fühlten sie, daß sie mit ihrem freundlichen Gesicht nicht recht in das öde, grau in grau gehaltene Landschaftsbild paßten. Der Kelch der Glockenblumen ist tief violettrot, eine kräftige, satte Farbe, die der Blume etwas Samtiges, Weiches gibt; in der Mitte hat sie einen Stengel mit vielen dottergelben Staubgefäßen, außen ist der Kelch mit einem dichten Pelz weicher Haare überzogen, in denen sich der Staub, den die Stürme aufwirbeln, in solchen Mengen festgesetzt hat, daß die Schönheit der Blume unter der Masse des Schmutzes verschwindet. Seltener sieht man rosarot blühenden Ginster, der von weitem wie ein Pfirsichstrauch aussieht. Einige Schmetterlinge, die irgendwo überwintert haben, sind erwacht und flattern um die wenigen Blüten. Die eine Art ähnelt dem weißen Apollo, der als eine unerreichbare Seltenheit in meiner Heimat von mir vor 15 Jahren, als ich noch eifrigst mit dem Schmetterlingsnetz hinter jedem Fuchs und Trauermantel herjagte, bewundert wurde. Bezeichnend für den Frühling in der Mandschurei sind heftige Stürme, die in kurzen Zeiträumen von kaum einer Woche fast mit Regelmäßigkeit aufeinanderfolgen und — erst schwächer, dann stärker und allmählich wieder schwächer werdend — mehrere Tage anhalten. Der Boden ist völlig ausgetrocknet und auf Wegen und Feldern mit pulverfeinem Staub bedeckt. Die Bodenbewachsungen sind selten, es ist also kein Wunder, daß auch der geringste Windstoß eine undurchdringliche Staub- und Sandwolke vor sich herführt.

Auch heute herrscht wieder ein solcher Sturm. Die grüne Fahne, welche auf dem Marsche hinter dem Divisionskommandeur getragen wird, beim Rasten den Standort des Stabsquartiers der Division bezeichnet, wird vom Sturm gepeitscht, daß sich der Bambusstock mit dem Fahnentuch tief zur Seite neigt und fast zu brechen droht. Wir haben in einer chinesischen Festung Ortsunterkunft bezogen. Bestaubt, General Orlow durch eine Staubkruste im Gesicht fast unkenntlich gemacht, waren wir am Spätnachmittag angekommen. Die Festung, richtiger das Fort, liegt auf dem Kamm eines langgezogenen Bergrückens, der nach Süden in einem langen, gleichmäßig verlaufenden Gang ohne tote Winkel abfällt. Der Blick reicht 15—20 km weit; nach Einbruch der Dunkelheit sieht man durch das Fernglas wie einen weiten, weiten Sternenhimmel

die Biwakfeuer. 600 m östlich vom Fort liegt ein ebenfalls befestigtes, ziemlich großes und anscheinend wohlhabendes Dorf. Die Verbindung zwischen Dorf und dem offenbar zur Verteidigung des Dorfes gegen Überfälle aus dem Westen, aus der Mongolei, angelegten Festungswerk bildet ein Weg, der so tief in die Erde eingegraben ist, daß Kolonne und Reiter, die ihn benutzen, spurlos wie in einem trockenen Flußbett mit steilen Rändern verschwinden. Die Ränder des Weges sind außerdem noch mit Ahornbäumen bepflanzt, deren knorrige Äste mit ihren Zweigen sich ineinander verschlungen haben und eine lebende, von selbst entstandene Hecke bilden. Der Weg führt am Südrande von Dorf und Fort vorbei, an diesen Stellen sind seine Ränder besonders steil und tief, man sieht, daß sie auch jetzt hier noch im Stande gehalten werden, während sie im übrigen abgetreten und in Verfall geraten sind. Offenbar sollen sie an den beiden genannten Stellen gleichzeitig als Hindernis für den Angreifer dienen. Die Dorfmauer bildete eine zusammenhängende gerade Linie, an drei Stellen springen Türme mit Schießscharten nach Süden vor, auch die Lehmmauer selbst ist mit Schießscharten versehen. Hinter der Mauer im Dorfe liegt zunächst — gegenüber jeder Fanse — ein 20—30 m breiter, freier Platz; hier sollten sich wahrscheinlich die chinesischen Krieger und die bewaffneten Einwohner des Dorfes sammeln. Diese Waffensammelplätze dienen jetzt, da sie recht geräumig sind, als Pferdehöfe; die Lagerleinen sind von der Umfassungsmauer des Dorfes bis zur Mauer der Fanse gezogen. Parallel zu der südlichen Umfassungsmauer läuft die Dorfstraße genau von Osten nach Westen, am östlichen wie am westlichen Eingang durch ein Tor verschlossen, das mit massiven, eisenbeschlagenen Flügeltüren gesperrt werden kann. Die Tore sind mit einem überdachten Aufsatz versehen, an beiden Seiten führen Treppen hinauf, als Aufgang für die Verteidiger des Tores. In der Nähe des Westeinganges liegt ein größeres Gehöft, die Gebäude desselben sind aus Stein, während die übrigen Fansen im Dorfe aus Lehm erbaut sind.

Auf der Dorfstraße vor mir her geht ein chinesischer Offizier, er trägt ein schwarzseidenes, gemustertes Gewand und hellblaue Hosen. Vor dem genannten Gehöft sitzen auf einer Bank 6 chinesische Soldaten, die an ihren blauen, rotumränderten Jacken kenntlich sind. Sie grüßen den Offizier, als er sie anredet, und dann in das Gehöft hineingeht, durch Beugen des Knies. Im übrigen scheint die Disziplin nicht sehr groß zu sein, das Geschrei und Geschnatter, mit dem sie die Fragen ihres Vorgesetzten beantworteten, verriet keinerlei

Aus den Seekämpfen in der Koreastraße.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Hochachtung vor dessen Person. Der Offizier selbst macht auf mich keinen schlechten Eindruck; er sprach, so viel ich aus den mir unbekannten Lauten entnehmen konnte, bestimmt und ernst mit seinen Untergebenen. Was mir, wie so oft schon an höher gestellten Chinesen, auch an ihm mißfiel, war der kalte Blick seiner Augen. Ich hatte die Empfindung, daß er kaum Mitleid und Fürsorge für die Leute an den Tag legen würde. Die Garnison des Dorfes ist eine halbe Kompagnie und etwa 20 Reiter stark; der Posten sitzt mit Gewehr neben seinen dienstfreien Kameraden auf der Bank und plaudert friedlich mit ihnen; als sie gegen 7 Uhr abends zum Essen gehen, geht er, ohne sich dabei irgend etwas zu denken, mit — ländlich, sittlich.

Die Kaserne ist eine lange Fanse gegenüber dem Eingang des Gehöfts. Die eine Hälfte des Hofes ist als Viehkoppel, ohne, wie ich es sonst oft gefunden habe, überdacht zu sein, eingerichtet; hier stehen die Zugtiere für die Arben, wie Maulesel, Pferde und Esel. Im Dorfe liegt jetzt ein Bataillon ein-

Stapellauf eines neuen japanischen Schlachtschiffes.
(Nach einer Zeichnung von E. Schön.)

quartiert, singend und rauchend sitzen die Leute in den Fansen, die sie mit den Chinesen teilen.

Noch immer wirbelt der Sturm große Staubmassen auf und treibt sie mir ins Gesicht, während ich nach dem Fort, in dem auch mein Quartier liegt, gehe. Die Verteidigungsfähigkeit von Dorf und Front in der Richtung nach Norden ist geringer als nach Süden. Das Gelände verläuft vollkommen als Plateau auf einer leichten Wölbung, die man kaum einen Rücken nennen kann, die jedoch genügt, das Schießfeld für Artillerie und Infanterie zu begrenzen. Das Fort bildet ein Quadrat mit 300 m Seitenlänge. Die dicken Lehmmauern

Japanischer Bagagewagen.
(Nach einer Photographie.)

sind 3 m hoch und unter der Brustwehrkrone mit einem Schützenauftritt versehen, auf dem man um das ganze Festungswerk herumgehen kann. Die Ecktürme springen als Kegel vor und flankieren die Mauer in ihrer ganzen Länge. Sie sind nicht zur Armierung mit Artillerie, sondern nur zur Besetzung mit Infanterie gedacht; in jeder Richtung der vier Seitenwände vier Schützen. Die Kasernements bilden einen Streifen, der sich in der Mitte quer durch das Fort von Osten nach Westen zieht. Das nördliche und das südliche Drittel sind frei gelassen, hier sollen wahrscheinlich die Einwohner aus dem Dorfe und aus der Umgegend mit ihrem Vieh und ihrer Habe Schutz finden, wenn der Gegner heranrückt. Der Weg, welcher das Dorf mit dem Fort verbindet, endigt am

einzigen, im Osten gelegenen Eingang des Dorfes, die westliche Mauer ist nicht durchbrochen. Im Westen schließt sich an das Fort eine anscheinend künstlich geschaffene, 10 m tiefe Schlucht an, deren Nordrand von einer Brustwehr mit Bewerfen nach je einem für eine Kompagnie ausreichendem Abschnitt gekrönt wird. Hinter der Schlucht liegt der Friedhof, der von Bäumen beschattet wird. Krähen in Unzahl nisten in den hohen Wipfeln und umkreisen sie, wenn man sich der Ruhestätte der Toten nähert, schreiend. Ein Grabhügel wird noch leidlich in Ordnung gehalten, die anderen sind zerfallen und zerstört; teilweise sehen die nach dem Brauch des Landes auf dem Erdboden stehenden Särge aus dem Hügel hervor.

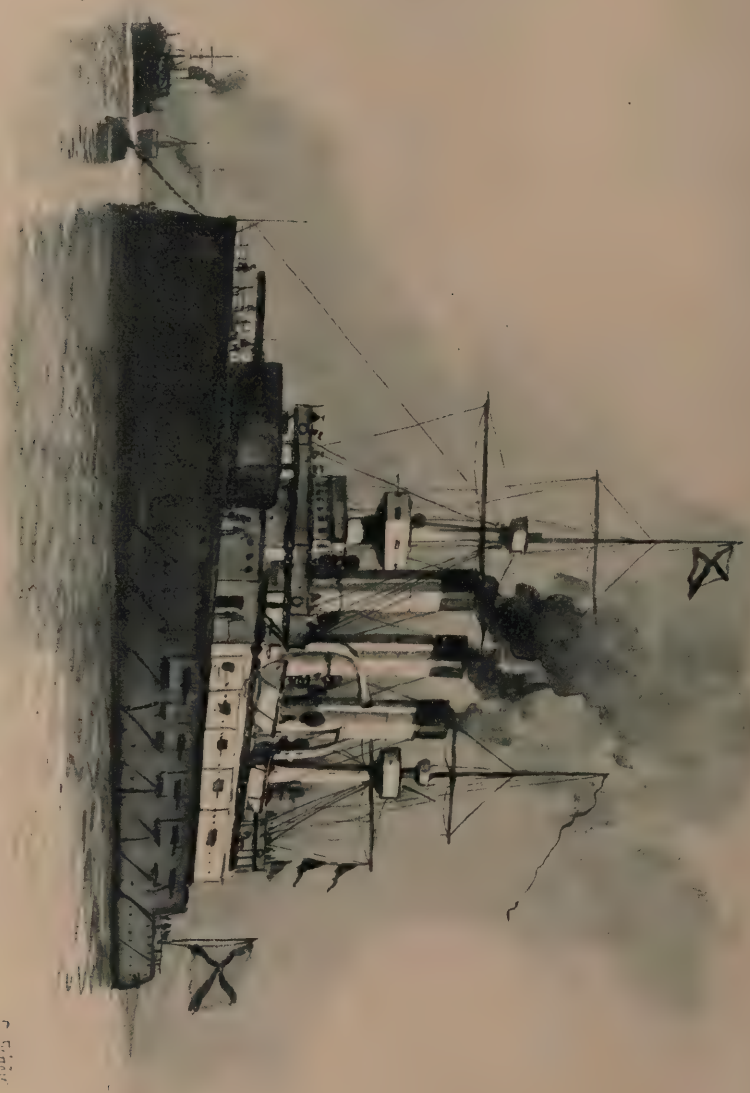
Japaner bei der Feldküche.
(Nach einer Photographie.)

Mißstimmung im russischen Militär und in der Marine.

Nachdem die inneren Unruhen im Winter 1905 sich jedenfalls oberflächlich gelegt hatten, auch teilweise blutig niedergeschlagen worden waren, hörte man eine Reihe von Monaten wenig davon, jedenfalls sofern das militärische Gebiet in Betracht kam. Es ist nicht unsere Aufgabe, in dieser Schilderung des Krieges auf die innerpolitischen Verhältnisse Rußlands einzugehen, und was wir von ihrem Einflusse auf die militärische Widerstandsfähigkeit Rußlands in diesem Kriege hielten und halten, ist schon früher wiederholt dargelegt worden. Andererseits haben wir ebenfalls hingewiesen auf den höchst verderblichen Einfluß der sozialistischen Propaganda, auf den Geist der russischen Truppen zu Lande wie zu Wasser. Die Schlacht von Tsuschima hat dafür einen traurigen Beleg geliefert. Es war sicher nicht nur das Gefühl der militärischen Minderwertigkeit, welches die Besatzungen Roschdjestwenskys entweder zur dumpfen Verzweiflung oder zur offenen Meuterei brachte, welch letztere nur mit blutigster Strenge unterdrückt werden konnte, sondern es war vor allem der Mangel des Gefühls, welches wir mit Patriotismus bezeichnen; davon kann man selbst einen Teil der russischen Offiziere nicht ausnehmen. Was soll man zu dem Verhalten Nebogatoffs und seiner Kommandanten sagen. Dieser Admiral wußte zur Rechtfertigung oder zur Entschuldigung der schimpflichen Übergabe vier kriegsbrauchbarer Schiffe nichts weiter anzuführen, als daß er Mitleid mit den zweitausend ihm unterstellten Leuten gehabt habe. Ihm stand also, wenn wir seinen Worten wirklich glauben wollen, die Erhaltung von zweitausend Menschenleben höher, nicht nur als die unendlich viel größeren Ziele des Krieges, sondern auch als seine eigene soldatische Ehre und die der russischen Flotte. In Rußland selbst konnte man von Männern, welchen in hohem Grade die Liebe für ihr Heimatland innewohnte, die — wir können kein anderes Wort dafür finden — perverse Auffassung zu hören bekommen, es sei im Grunde sehr gut, wenn Rußland in diesem Kriege unterläge, denn nur durch solche großen Mißerfolge würden endlich erträgliche Verhältnisse im Innern geschaffen werden.

Es gibt das einen Begriff von der gänzlichen Verworrenheit der Ideen und Auffassungen im russischen Volke, wie sie wohl heutzutage ohne Beispiel unter den Ländern der Erde dasteht. Selbst unter den radikalsten deutschen Sozialisten dürfte man, wenn der Krieg einmal da wäre, solche Ansichten wohl

kaum, und wenn selbst, so durchaus vereinzelt finden. Diese Russen aber waren, wie gesagt, gebildete und ihr Vaterland liebende Männer, wie mußte



Knjäs Potemkin Taurizewski.
(Nach einer Originalzeichnung von E. Schön.)

es dann unter einer gänzlich ungebildeten und durch systematische Agitation verhetzten Menge aussehen. Wir haben früher gesehen, wie widerwillig die auf

den Kriegsschauplatz entsandten Reservisten ihre Ausreisen antraten, wie sich Straßenkrawalle daran knüpften, wie Wehklagen und Verwünschungen die Abschiedsgrüße bildeten. Vielfach allerdings lag es ja auch, wie wir schon zu Anfang unserer Kriegsschilderungen hervorgehoben, daran, daß der russische Bauer sich überhaupt gar keinen Begriff machen konnte, wofür er kämpfen sollte; er wußte nicht, wo die Mandschurei lag, und deswegen war sie ihm vollkommen gleichgültig und ein leerer Begriff. Er wußte vor dem Kriege auch kaum etwas von den Japanern; jede nationale Erbitterung, die sonst einen so ausgezeichneten Sporn zu militärischer Leistung bildet, lag ihm gänzlich fern, und so ließ er sich stumpfsinnig und gleichgültig nach dem Kriegsschauplatz befördern. Als dann die furchtbaren Menschenverluste eintraten, viele Tausende von Krüppeln in ihre heimischen Dörfer zurückkehrten und von dem Blutvergießen berichteten, als immer neue Massen hinausgeschickt wurden, da kann man sich wohl denken, daß die sozialistische Agitation auf einen fruchtbaren Boden fiel. Wenn vor dem Kriege und während seines Anfanges der russische Offizier eine unbegrenzte Mißachtung und Geringschätzung gegen den Japaner an den Tag gelegt hatte, so war der letztere jetzt für den ungebildeten Russen zu einem dämonischen Wesen geworden, dessen Mut nichts zu widerstehen vermöchte. Das patriotische Gegengewicht fehlte, und so ist es wohl glaubhaft, wenn die Matrosen Nebogatoffs erzählten, die Besatzungen der Baltischen Flotte hätten das Gefühl gehabt, wehrlos zur Schlachtbank geführt zu werden.

So kann es uns auch nicht wunder nehmen, wenn unter den zurückbleibenden Marinemannschaften in den russischen Häfen die Verstöße gegen die Disziplin immer häufiger wurden; diese Zurückbleibenden stellten allerdings auch das minderwertigste Material dar, was überhaupt vorhanden war. Die besten Leute, einschließlich Offiziere und Unteroffiziere, hatte man vor dem Kriege nach Ostasien geschickt; sie befanden sich auf der dortigen, nunmehr schon lange zerstörten Flotte eingeschifft. Von dem Menschenmaterial, was zurückgeblieben war, hatte man wiederum das beste ausgesucht und die Schiffe Roschdjestwenskys damit bemannt. Daß diese Besatzungen höchst mangelhaft waren, wissen wir. Was sich nun nach dieser doppelten Auslese noch in den Häfen des europäischen Rußlands befand, ließ allerdings alles zu wünschen übrig, und davon sollte man bald den Beweis erleben.

Wir haben im ersten Bande unter andern auch von der russischen Flotte im Schwarzen Meere gesprochen, als es ungewiß oder jedenfalls möglich er-

schien, daß es der russischen Regierung gelingen würde, für diese die Dardanellenstraße zu öffnen und so eine scheinbar mächtige Verstärkung der ostasiatischen Streitkräfte zu schaffen. Diese russischen Pläne scheiterten an dem Widerstande Englands, und die Regierung mag sich wohl klar darüber gewesen sein, daß dieses Scheitern ein definitives war. Infolgedessen entblößte man die Marinestation und die Flotte des Schwarzen Meeres ihrer brauchbaren Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, um sie entweder in Ostasien oder in der Baltischen Flotte zu verwenden. Was an den verschiedenen Kategorien nun noch dort übrig blieb, war natürlich nicht von der ersten Sorte, im Gegenteil. Ferner muß man aber, um die unerhörten folgenden Vorgänge zu verstehen, in Betracht ziehen, daß die Marinestation des Schwarzen Meeres einschließlich der dort stationierten Flotte sich selbst in Rußland eines überaus mangelhaften Rufes erfreute. Nicht nur, daß man ihr militärisch natürlich eine verhältnismäßig geringe Wichtigkeit beimaß, weil bekanntlich ja die Verträge der Flotte verboten, das Schwarze Meer zu verlassen, sondern zumal, weil aus demselben Grunde alle tüchtigen und strebsamen Offiziere wie Unteroffiziere alles daran setzten, um ein Kommando zur Station des Schwarzen Meeres zu vermeiden oder davon befreit zu werden. Von einem geregelten Ausbildungsgange oder systematischen Übungen dieses Geschwaders war noch weit weniger die Rede, als in den Baltischen Häfen. Stets befand sich nur ein Teil der Besatzung an Bord, und von den Offizieren nur der Tagesdiensthabende oder so viele, wie unbedingt zur Aufsicht erforderlich waren. Diese beschäftigten sich mit ihren Mannschaften, denn die Schiffe notdürftig in Stand zu halten, und an Exerzizien war, wie gesagt, nicht im entferntesten zu denken. Es wäre aus diesen Gründen wohl auch für Rußland ganz ohne Nutzen gewesen, wenn es der Regierung wirklich gelungen wäre, eine zeitweilige Aufhebung des Dardanellenvertrages durchzusetzen; was hätten solche Schiffe ausrichten können? Es ist zu bezweifeln, daß sie überhaupt imstande gewesen wären, die lange Reise zurückzulegen. Ein Schiff, welches niemals fährt, dessen Maschinen, Kessel und Leute nie so praktisch geschult und angestrengt werden, wie es der Frontdienst verlangt, ist minderwertig. Es brechen dann bei praktischer Inanspruchnahme Maschinen und Kessel zusammen; es tritt also ein Versagen des Materials und demzufolge auch des Personals ein.

Aus denselben Zuständen ergab sich naturgemäß nicht nur die Laschheit der Dienstauffassung, sondern auch eine äußerst mangelhafte Disziplin. Schließ-

lich kam noch hinzu die sehr geringe Qualität des Seeoffizierkorps, dessen Höhe der Leser ungefähr beurteilen kann, wenn er in Betracht zieht, daß diese Offiziere des Schwarzen Meeres lange nicht auf derselben Höhe standen, wie die des ehemaligen Port Arthur-Geschwaders und der Roschdjestwenskyschen Flotte. Es war also ein fruchtbarer Boden für die revolutionäre und sozialistische Propaganda.

Schon zu wiederholten Malen hatten in Sewastopol und Nikolajeff Meutereien und Aufstände russischer Matrosen stattgefunden. In Kronstadt hat man sogar versucht, die Arsenale und Magazine in Brand zu stecken. Es war jedoch stets nach verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, diese Bewegungen wieder niederzudrücken, und man maß ihnen wohl nur geringe Bedeutung bei; jedenfalls in politischer Hinsicht. Für die Marine selbst, ferner für die jetzt so brennende Frage ihrer Reorganisation wurden von den leitenden Seeoffizieren diese Anzeichen als außerordentlich bedenklich angesehen.

Meuterei in der Marine.

Da ereignete sich gegen Ende Juni im Schwarzen Meer das folgende: Das Schlachtschiff „Knjäs Potemkin Taurizewski" war zusammen mit dem Torpedoboot Nr. 267 von Sewastopol in See gegangen, um in der Bucht von Tendra Artillerieschießübungen vorzunehmen. Angesichts der furchtbaren Schläge des Krieges hatte man versucht, wenigstens dieses Geschwader jetzt noch auf einen kriegsmäßigeren Fuß als bisher zu bringen, wahrscheinlich zur großen Unzufriedenheit der an Ruhe und Untätigkeit gewöhnten Mannschaften. Am 27. Juni brach eine Meuterei unter der Mannschaft aus, man ermordete den Kommandanten und sechs Offiziere, welche ihrerseits bei der Verteidigung dreißig Matrosen töteten. Das so der Leitung beraubte Schiff wurde nun durch ein gewähltes Komitee von zwanzig Unteroffizieren befehligt, welche ebenfalls das Torpedoboot unter ihre Leitung nahmen. Man dampfte darauf mit den beiden Schiffen nach Odessa, wo schon seit mehreren Tagen schwere Unruhen ausgebrochen waren. Arbeitseinstellungen und Straßenkrawalle gehörten zur Tagesordnung, und so erregte es ungeheures Aufsehen, als plötzlich der „Potemkin" auf der Reede erschien und anstatt der russischen Flagge eine rote Fahne gehißt hatte. Die revolutionäre Bewegung in Odessa gewann im Augenblick eine vorher nicht dagewesene Höhe, man zerstörte die Hafenanlagen und neun im Hafen liegende große Handelsdampfer durch Feuer. Mehrere hundert Per-

sonen wurden getötet, und der Materialschaden soll sich auf über 50 Millionen Rubel belaufen haben. Die Leute des „Potemkin" gingen an Land und begruben unter großer Feierlichkeit einen getöteten Matrosen. Der Militärgouverneur von Odessa war dem Empörerschiff gegenüber machtlos, denn die Meuterer drohten, sie würden bei der geringsten ihnen feindlichen Handlung die wehrlose Stadt bombardieren.

Das Kommando der Flotte des Schwarzen Meeres erhielt aus Petersburg die Weisung, den „Potemkin" so schnell wie möglich unschädlich zu machen, bezw. in den Gehorsam zurückzubringen, und so ging am 28. Juni die eine Division des Geschwaders, bestehend aus den Panzerschiffen „Apostoloff" und „Pobjedonoszes", dem Kreuzer „Kasarski" und mehreren Torpedobooten nach Odessa in See. Am nächsten Tage folgte der Geschwaderchef, Vizeadmiral Krieger, mit den Schlachtschiffen „Roszislaw", „Tri-Swatitellja" und „Sinop". Am 30. frühmorgens kamen die Schiffe vor Odessa an und als man vom „Potemkin" das wohl schon erwartete Geschwader sah, beschloß das Komitee der Meuterer, sofort das Schiff in Gefechtsbereitschaft zu setzen. Diesem sogenannten Revolutionskomitee gehörte unter andern ein Reserveoffizier an, welcher im Verein mit Steuerleuten und Ingenieuren imstande war, den „Potemkin" jedenfalls bis zu einem gewissen Grade zu leiten. Man steuerte ungesäumt mit gefechtsbereiten Geschützen dem

Siegesfeier in Japan.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Versenkung eines russischen Schiffes durch die Japaner.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Geschwader entgegen und als man hier dieses Vorgehen bemerkte, da empörte sich auch die Mannschaft des „Pobjedonoszes", nahm die Offiziere gefangen und schloß sich dem „Potemkin" an.

Vom Flaggschiff des Geschwaders wurde der „Potemkin" zu sofortiger Übergabe aufgefordert, natürlich ohne Erfolg; da beschloß denn der Vizeadmiral Krieger mit den übrigen Schiffen nach Sewastopol zurückzufahren und als er den Marsch dorthin antrat, begrüßten die Mannschaften seiner Schiffe die Aufrührer mit begeistertem Hurra.

Über diese Haltung des Vizeadmirals Krieger ist viel gesprochen worden und man hat sie getadelt. Es ist heute noch unmöglich zu sagen, wie die Dinge im einzelnen wirklich gewesen sind, denn wie es in Rußland überhaupt zu sein pflegt, waren die offiziösen Nachrichten zurückhaltend und sagten auch qualitativ eher zu wenig als zu viel, während die sonstigen Schilderungen ohne Zweifel sehr stark übertrieben haben. Aus den verschiedenen unten gegebenen Berichten wird der Leser diesen Eindruck ebenfalls gewinnen. Admiral Krieger hat als Ursache seines Verhaltens angegeben, daß er sich auf die Besatzungen der anderen Schiffe nicht habe verlassen können, diese würden ihn und seine Offiziere im Stich gelassen haben, sobald es sich darum gehandelt hätte, die Schiffe der Meuterer mit Gewalt zu zwingen. Der Abfall des „Pobjedonoszes" und die Beifallskundgebungen für die Aufrührer von seiten der andern Schiffe scheinen dem Admiral recht zu geben. Er mußte schließlich damit rechnen, daß bei dieser Stimmung der Besatzungen schließlich das ganze Geschwader den Aufrührern zufiel und daß die wenigen Offiziere unterliegen würden, konnte nicht bezweifelt werden. Er dampfte deswegen nach Sewastopol

Japanischer Marinesoldat.
(Nach einer Photographie.)

zurück, wie gesagt, um zunächst seine Schiffe von den aufrührerischen Elementen zu säubern und anstatt dessen zuverlässige Leute an Bord zu nehmen. Der „Potemkin", der „Pobjedonoszes" und das Torpedoboot legten sich dann wieder ruhig im Hafen von Odessa zu Anker und schifften zunächst dort ihre sämtlichen Offiziere aus. Auf dem „Pobjedonoszes" entstanden jedoch schon Tags darauf Zwistigkeiten gegenüber dem Revolutionskomitee des „Potemkin", dessen tyrannische Launen auch dort an Bord sehr schwer empfunden wurden und die Folge war, daß die Mannschaft des erstgenannten Schiffes sich dem Militärgouverneur von Odessa ergab. Der „Potemkin" zog es unter diesen Umständen vor, mit seinem Torpedoboot den Hafen von Odessa wieder zu verlassen, er dampfte in südlicher Richtung davon und erschien zwei Tage darauf plötzlich vor dem Hafen Konstanza, welcher zu Rumänien gehört. Hier drohte man sofort, wie in Odessa, mit Bombardement, wenn die Ortsbehörden dem Schiffe nicht sofort Nahrungsmittel und Kohlen gewährten. Die rumänischen Behörden gingen jedoch nicht darauf ein und so gingen die Schiffe noch am selben Tage wieder in See.

Das Geschwader unter Admiral Krieger war mittlerweile nach Sewastopol zurückgekehrt und der Mannschaftswechsel wurde ungesäumt ins Werk gesetzt. Um dieselbe Zeit lief auch das Schulschiff „Prut" in Odessa ein, dessen Mannschaft gemeutert hatte; zwei Offiziere waren getötet, die übrigen und der Kommandant gefangen. In Odessa jedoch ergab sich das Schiff dem Geschwaderchef. Am 5. Juli endlich traf Admiral Krieger wieder mit seinen Schiffen vor Odessa ein, wo er wohl noch den „Potemkin" zu finden erwartete. Man fand dort den „Pobjedonoszes" und schickte ihn mit einem Teil des Geschwaders nach Sewastopol zurück. Der „Rosdislaw" machte sich nun mit vier Torpedobootszerstörern auf die Suche nach dem „Potemkin". Sehr bezeichnend für die Unzuverlässigkeit auch dieser ausgesuchten Mannschaften war, daß man einen Torpedobootszerstörer, den „Smetliwy", ausschließlich mit Offizieren bemannte, weil man ihn ausersehen hatte, um den „Potemkin" in den Grund zu bohren, falls er sich nicht ergeben sollte. Am 6. Juli lief auch der mit dem „Pobjedonoszes" nach Sewastopol zurückgekehrte Teil des Geschwaders wieder aus.

Der „Potemkin" hatte unterdessen das Glück gehabt, unterwegs einen italienischen Dampfer anzutreffen und aus diesem seinen schon stark zusammengeschwundenen Kohlenvorrat zu ergänzen. Das Schiff wandte sich dann nach

der Krim und erschien plötzlich am 5. Juli vor Feodosia; wie üblich erfolgte sofort die Bombardementsdrohung und die Forderung an die Ortsbehörden, Kohlen und Vorräte abzugeben. Es wurde verweigert und so plünderte die Besatzung des „Potemkin" vorläufig einen im Hafen liegenden Viehdampfer. Da die Stimmung in Feodosia den Meuterern nicht günstig schien, auch während des Proviantnehmens einige Matrosen durch Kosaken getötet worden waren, zog man es vor, wieder in See zu gehen und wieder war das Glück dem „Potemkin" günstig, er traf einen griechischen Dampfer und ergänzte aus ihm seine Kohlen. Am 8. Juli traf der „Potemkin" mit seinem Torpedoboot wieder in Konstanza ein und nun ergaben sich die Besatzungen den rumänischen Behörden, nachdem diese ihnen vorher zugesichert hatten, sie den Russen nicht auszuliefern. Die rumänische Regierung ging darauf ein und am selben Tage schiffte sich die ganze Mannschaft des „Potemkin" aus und zerstreute sich mit großer Geschwindigkeit in die umliegenden Ortschaften und Dörfer. Die Besatzung des Torpedobootes „267" beschloß dagegen nach Sewastopol zurückzukehren und sich der russischen Behörde zu stellen. Schon tags darauf erschienen zwei Schiffe des Schwarzen Meergeschwaders vor Konstanza und ihnen wurde dann der „Potemkin" übergeben. Dabei stellte sich heraus, daß die Besatzung vor dem Verlassen des Schiffes die Bodenventile geöffnet hatte, so daß das Schiff auf den Grund gesunken war. Glücklicherweise war die Wassertiefe so gering, daß der ganze Oberbau noch über die Wasserfläche hinausragte und das Schiff mit leichter Mühe ausgepumpt und gehoben werden konnte. Man nahm den „Potemkin" dann in Schlepp und brachte ihn nach Sewastopol, dort hatte sich das Torpedoboot „267" bereits eingefunden, ebenso wie der „Pobjedonoszes". Die Mannschaften der aufrührerischen Schiffe wurden natürlich sofort an Land eingesperrt und eine kriegsgerichtliche Untersuchung gegen sie eingeleitet.

So endete die aberteuerliche Fahrt des russischen Panzerschiffs „Potemkin", welche in der Geschichte ihresgleichen sucht. Aus den folgenden Schilderungen, mögen sie auch teils übertrieben sein, teils vieles verschweigen, gewinnt man einen lebendigen Eindruck der, wenn sie nicht tatsächlich vorhanden gewesen wären, unglaublichen Verhältnisse. Ähnliche, wenn auch nicht so schwere Vorgänge, fanden in Kronstadt an Bord des alten Panzerschiffes „Alexander II." statt. Auch hier meuterte die Mannschaft gegen ihre Offiziere und ähnliches scheint sich auf den Kreuzern „Minien" und „Pozarski"

ereignet zu haben. Auch in dem neuen russischen Kriegshafen von Liebau fanden nicht nur massenhafte offene Gehorsamsverweigerungen statt, sondern auch Meutereien. Die an Land befindlichen Matrosen widersetzten sich ihren Offizieren, haben sie scheinbar mit Gewalt bezwungen, dann steckten sie das Zeughaus und Magazine der Werft in Brand. An beiden Orten konnte jedoch die Ruhe bald wieder hergestellt werden und es ist das in erster Linie den zahlreichen zuverlässigen Landtruppen zuzuschreiben, welche in jenen Gegenden zur Verfügung standen. Die Meuterer wurden nämlich sofort interniert und sämtlichen Marinemannschaften in Kronstadt wie Liebau ihre Waffen abgenommen. Besonders auffallend ist, daß ungefähr um dieselbe Zeit die unter dem Admiral Enquist nach dem amerikanischen Hafen von Manila entkommenen russischen Kreuzer „Aurora", „Oleg" und Schemtschug" ebenfalls meuterten, die Offiziere wurden bedroht und die Amerikaner waren genötigt, sich ins Mittel zu legen, um die Ruhe wieder herzustellen.

So hatten die Monate Mai und Juni des Jahres 1905 nicht nur die militärische Minderwertigkeit der aktiven russischen Geschwader bewiesen, sondern auch, daß die ganzen Verhältnisse in der russischen Marine in der Wurzel verfault waren. Wüßte man nichts weiter von den Einzelheiten der Schlacht bei Tsuschima oder den militärischen Minderleistungen der Russen zur See im Laufe des Jahres 1904 und 1905, so würde doch die Kenntnis dieser Meutereien im Schwarzen Meer und an der Baltischen Küste eine vollkommen ausreichende Erklärung für die militärischen Mißerfolge liefern. Mit einem solchen Personal, welches nicht nur die militärische Ehre, sondern auch die Pflicht der Disziplin nicht kennt, sind die besten und aus-

Gefangene Chunchusen von russischen Soldaten eskortiert.
(Nach einer Zeichnung.)

Ausbesserung eines russischen Kreuzers im Hafen von Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

gezeichnetsten Schiffe nichts nütze, denn jede militärische Leistung kann nur ein Ergebnis der oben angedeuteten Tugenden und Pflichten sein. Es ist kaum anzunehmen, daß diese Ereignisse in Rußland überrascht haben, speziell der russischen Regierung und deren Vertreter, ebenso den höheren Offizieren werden sie jedenfalls genau bekannt gewesen sein, wenn auch der plötzliche Ausbruch und seine Heftigkeit auch hier eine Überraschung bereitet haben mag.

Jedenfalls faßte man an den maßgebenden Stellen sofort den einzig richtigen Entschluß, durch möglichst durchgreifende Maßregeln und gründlichere Reformen nach oben und unten die Basis zu einer neuen Marine zu legen. Zum Marineminister wurde der Vizeadmiral Birileff ernannt und zugleich fanden Sitzungen statt, um ein neues Flottenprogramm zu beraten. Da über letzteres auch heute noch nichts Genaues bekannt ist, man auch inzwischen den Frieden geschlossen hat, soll hierüber nichts weiter gesagt werden. Was den Admiral Birileff anlangt, so steht er im Ruf eines außerordentlich kenntnisreichen und energischen Mannes. Ob er es ist, wird erst seine Tätigkeit und deren Früchte zeigen können. Als besonders kenntnisreich, energisch und tüchtig

sind ja während des Krieges alle russischen Generale und Admirale bezeichnet worden, welchen verantwortliche und wichtige Posten zugewiesen wurden; die allermeisten haben bekanntlich nicht dieses in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt und so muß man auch hier das Weitere abwarten. Mögen nun aber auch die Eigenschaften Birileffs die besten und tüchtigsten sein, so ist doch nicht zu verkennen, daß seine Aufgabe eine ganz enorm schwierige ist, ja eine solche, deren Durchführung von einem einzigen gar nicht bewältigt werden kann.

Wir haben uns bei der Schilderung der kriegerischen Ereignisse größter Unparteilichkeit und, wo die Verhältnisse nicht ganz klar lagen, auch der Zurückhaltung befleißigt. Hinsichtlich der russischen Marine aber kann man jetzt, ohne gegen die Gerechtigkeit zu verstoßen, allgemein ein Urteil nur dahin abgeben, daß sie vielleicht eine Anzahl einzelner tüchtiger Männer aufweist, wie z. B. Roschdjestwensky entschieden einer ist, daß dagegen das Ganze nur faul und verrottet genannt werden kann. Das Seeoffizierkorps, wieder von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, hat weder theoretische noch praktische Kenntnisse, verfügt weder über Fleiß noch Energie, und wie die Affäre Nebogatoff zeigt, fehlen auch einem Teil die elementarsten Begriffe militärischer Ehre und Pflicht. Das Unteroffizierkorps weist im großen und ganzen dieselben Mängel auf, ist aber außerdem in höchst bedenklicher Weise durch die sozialistischen Lehren angekränkelt. Von den Mannschaften wird man im großen und ganzen kaum dasselbe sagen können; ebenso wie der russische Landsoldat, so ist auch der Matrose, wenn ihm die geeignete Erziehung und Anleitung zu Teil wird, fügsam, tapfer und pflichttreu. Das haben unter andern die Besatzungen des „Warjak" und „Korejez" und verschiedener anderer Schiffe bewiesen.

Der Bildungsstand des russischen Mannes ist im Verhältnis zu dem anderer europäischer Staaten sehr niedrig, aber dafür ist in der Marine die lange Dienstzeit vorhanden, welche z.B. die in der deutschen Flotte an Dauer weit übertrifft und so scheint es wohl möglich, ein brauchbares militärisches Instrument auch aus dem russischen Matrosen im Laufe der Jahre zu machen. Die unten gegebenen Schilderungen der Zustände an Bord des „Potemkin" geben ebenfalls den Beweis, daß selbst auf diesem aufständischen Schiff das Gros der Mannschaften durchaus fügsam war, zu fügsam, denn es ließ sich durch einige wenige halb verrückte Fanatiker terrorisieren, aber auch das erst, als die Leute gesehen hatten, daß ihre eigentlichen Vorgesetzten die Autorität

und Energie verloren hatten, außerdem derjenigen Gerechtigkeit ermangelten, welche eine der Grundlagen der Disziplin bildet.

Die Hauptschwierigkeit einer wirklichen Reorganisation der Marine wird also in einer solchen des Offizier- und Unteroffizierkorps bestehen und da muß man allerdings starke Bedenken hegen, ob Admiral Birileff, oder irgend ein anderer, noch so energischer und fähiger Mann, zu einem auf die Dauer positiven Ergebnisse gelangen wird und gelangen kann. Die Neigung zum Seedienst ist, was den Offiziersatz anbetrifft, nicht groß, die besten Elemente suchen vielmehr den Dienst in den bevorzugten Garderegimentern als in der Flotte. Daß aber im großen und ganzen auch der russische Armeeoffizier sehr viel zu wünschen übrig läßt, hat ebenfalls der Krieg unwiderleglich bewiesen. Es ist schwerlich anzunehmen, daß der Andrang guter Elemente zur Flotte in Zukunft größer werden wird, wenn, wie sicher, die Strenge des Dienstes und die Anforderungen in jeder Hinsicht an den russischen Seeoffizier wachsen. Es ist, wie wir schon vorher angedeutet haben, unter andern unbedingt notwendig, daß auf den Seedienst als solchen viel mehr Wert gelegt wird als früher.

Bisher befand sich das Gros der Seeoffiziere beinahe dauernd am Lande in den großen Hafengarnisonen, ebendort wurden auch die Mannschaften ausgebildet, die Unteroffiziere erzogen, abgesehen von den wenigen Monaten des Borddienstes. Selbst im Schwarzen Meer, wo eine große aktive Flotte war und ein ausgezeichnetes Klima nicht die Erschwerung für den Seedienst bereitete, wie im Norden des Baltischen Meeres, ist der Dienst in denkbar lachser Weise gehandhabt worden. Die Untüchtigkeit des russischen Seeoffizierkorps ist außerdem nicht nur eine Frucht weniger Jahre, sondern wohl beinahe immer vorhanden gewesen. Die Marine hat stets einige tüchtige Männer gehabt, die auch bei gegebenen Gelegenheiten Gutes geleistet haben. Das war aber auch in früheren Zeiten leichter, weil damals durch Tapferkeit und energisches Draufgehen schon unter Umständen glänzende Ergebnisse zu erreichen waren. Heute, bei der Kompliziertheit der Waffen des Seekrieges, ist auch die Schwierigkeit deren richtiger Handhabung unendlich gewachsen. Der erfolgreiche Draufgänger wird jetzt nichts mehr erreichen, sein Wert gehört der Geschichte an. Der moderne Seeoffizier braucht vielmehr, je höher er steigt, in desto höherem Grade eine sehr gründliche militärisch-wissenschaftliche Durchbildung, die ihn andererseits auch wieder der Praxis nicht entfremden darf. Das bedeutet aber

Infanterie-Patrouille.
(Nach einer Photographie.)

ein Leben der Arbeit und Entbehrung, ein völliges Aufgehen im Beruf. Ob diese Grundsätze und ihre Durchführung gerade dem russischen Seeoffizierkorps in Fleisch und Blut übergehen können, muß wohl als recht zweifelhaft betrachtet werden. Sie sind aber für die Tüchtigkeit des Unteroffizierkorps und die Erziehung der Mannschaften ganz unumgänglich notwendig.

Man wird wohl nicht übertreiben, wenn man sagt, daß durch den Mangel an guten Beispielen die russischen Mannschaften zu einem derartigen Grade militärischer Verwahrlosung gelangen konnten, wie er an den Tag gelegt worden ist. Es gilt das nicht zum wenigsten auch von der äußeren Lebensführung der Offiziere. Wie sollen Unteroffiziere und Mannschaften die unerläßliche Achtung vor der Person des Offiziers haben, wenn er in seinem Privatleben nur Anlaß zum Gegenteil gibt. Der Buchstabe und papierne Dienstvorschriften reichen da nicht aus. Eine Flotte wird Rußland schon in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit sich wieder aufbauen können, denn ein Federstrich des Zaren genügt, um die erforderlichen Geldmittel flüssig zu machen, bezw. durch Anleihen im In- oder Auslande zu beschaffen. Außer den Werften Rußlands stehen noch die der sämtlichen großen Seestaaten Europas und der Vereinig-

Japanischer Vorposten.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

ten Staaten zur Verfügung. Hier liegt also nur der geringere Teil der Schwierigkeiten. Admiral Birileff ist schon ein älterer Mann, und wir glauben, daß selbst unter den günstigsten Voraussetzungen die ihm zum Wirken noch bestimmte Lebenszeit nicht ausreichen wird, um eine Personalreform durchzuführen. Davon aber hängt es wiederum ab, ob und wann die russische Marine wieder ein Machtfaktor werden wird, mit welchem andere moderne Marinen ernstlich rechnen müssen. Davon hängt es auch ab, ob die Rolle Rußlands im fernen Osten mit der Beendigung dieses Krieges ausgespielt ist oder nicht. Wir werden später sehen, daß diese Frage auch für andere europäische Staaten und nicht nur für Rußland allein eine außerordentliche politische Wichtigkeit besitzt.

In folgendem sei zunächst der von der russischen Regierung veröffentlichte offizielle Bericht des wichtigsten Teiles der Unruhen in der Schwarzen Meer-Flotte gegeben und nachher zwei Schilderungen von Privatleuten, die sich, wie schon gesagt, vielleicht mancher Übertreibungen schuldig gemacht, jedoch im großen und ganzen ein richtiges Stimmungsbild geliefert haben. Bemerkenswert und echt russisch ist die leise durchblickende Ansicht, daß der Hauptanstifter des Aufstandes an Bord des „Potemkin" ein Japaner gewesen sei. Es ist das sicher unrichtig, aber bezeichnend dafür, daß man für alles, was in Ostasien oder in Rußland geschah, den Japaner verantwortlich machte und japanischen Einfluß überall erblickte.

Tscherkessen-Offiziere.
(Nach einer Photographie.)

Meuterei in der Schwarzen Meer-Flotte.

Am 25. Juni hielten Abgeordnete verschiedener Fabriken in Odessa eine Versammlung ab, um den allgemeinen Ausstand zu erklären. Nach Mitteilungen, die

der Polizei zugegangen waren, befanden sich unter den Abgeordneten auch Mitglieder des sozialistisch-revolutionären Lokalkomitees. Die Teilnehmer an der Versammlung wurden deshalb verhaftet. Bei einem der Verhafteten wurde ein Brief vorgefunden, aus dem die Absicht hervorging, den örtlichen Polizeikommissar zu ermorden. Am folgenden Tage wurden in der Nähe eines Polizeipostens zwei Personen verhaftet, von denen eine zwei Revolver bei sich hatte und ein Schriftstück, in welchem der Polizeikommissar zum Tode verurteilt wird. Am 27. Juni wurde ein anderes Mitglied der sozialistisch-revolutionären Partei verhaftet; in seinem Besitze wurden 14 Revolver mit Patronen gefunden. Am Abend desselben Tages wurde wieder ein Mann verhaftet, der eine Bombe bei sich trug. Bei seiner Verhaftung warf er die Bombe zur Erde; er selbst und ein Polizeibeamter wurden dabei getötet.

Am 26. Juni versammelten sich Arbeiter in der Nähe einer Fabrik, um gegen die vorgenommenen Verhaftungen zu protestieren. Als sie zum Auseinandergehen aufgefordert wurden, warfen sie mit Steinen gegen die Polizei, rissen den Kommandanten einer herbeigeeilten Sotnie Kosaken vom Pferde und verwundeten ihn und schossen dann auf die Truppen. Nachdem sie noch mehrmals zum Auseinandergehen aufgefordert wurden, gaben zwölf Kosaken eine Salve ab, wobei zwei Arbeiter getötet und einer verwundet wurden. Den ganzen Tag über durchzogen Arbeitergruppen die Straßen. Die Fabriken wurden gezwungen, die Arbeit einzustellen; es wurden Barrikaden errichtet und auf die Polizei geschossen; fünf Polizeibeamte wurden verwundet. Am Abend besetzten die revoltierenden Arbeiter eine Eisenbahnlinie in der Umgebung der Stadt; sie hielten einen Zug an, zwangen die Reisenden zum Aussteigen und zertrümmerten dann die Wagen. Im Verlaufe der Nacht wurde die Eisenbahnlinie vom Militär besetzt.

Gleichzeitig mit den Unruhen in der Stadt Odessa fanden solche auch unter der ländlichen Bevölkerung des Kreises Odessa statt. Doch kam es hier zu keinen Gewalttätigkeiten. Die Unruhen nahmen noch zu und arteten in offene Revolte aus, als das Panzerschiff „Knjäs Potemkin" auf der Reede von Odessa eintraf. Vom Schiffe wurde ein Boot mit der Leiche eines Matrosen an Land geschickt. Die Leiche wurde auf der Mole niedergelegt, auf der Brust des Toten war ein Zettel befestigt, welcher besagte, der Matrose Omeltschuk sei von einem Offizier getötet worden, weil er sich über die Nahrung beschwert habe. Alle Offiziere des Panzerschiffes seien von der Mannschaft getötet worden

und vom Schiffe werde auf die Stadt geschossen werden, wenn die Behörden die Leiche entfernen oder versuchen sollten, sich dem Schiffe zu nähern. Tausende von Arbeitern begaben sich nach der Stelle, wo die Leiche niedergelegt war und wo von Agitatoren aufreizende Reden gehalten wurden. Als der stellvertretende Staatsanwalt auf dem Platze eintraf, um eine Untersuchung einzuleiten, wurde er gezwungen, sich zurückzuziehen. Nach der Aussage eines Offiziers und eines Matrosen, die in der Nacht schwimmend an Land gekommen waren, hatten sich auf dem „Knjäs Potemkin" folgende Ereignisse abgespielt:

Das Panzerschiff war mit dem Torpedoboot 267 am 26. Juni von Sewastopol nach der Bucht von Tendrowo in See gegangen, um Schießübungen abzuhalten. Am 27. Juni weigerte sich die Mannschaft, das von Odessa geholte Fleisch zu essen, unter dem Vorgeben, daß es verdorben sei. Auf Befehl des Kommandanten wurde die Mannschaft auf Deck gerufen, und der erste Offizier forderte diejenigen Matrosen auf, hervorzutreten, die sich nicht weigerten, das Essen zu genießen. Als die meisten Matrosen vortraten, begann der erste Offizier die Namen der Nichtvortretenden aufzuschreiben. Die Nichtvorgetretenen bemächtigten sich der an Deck in Pyramiden aufgestellten Gewehre und luden sie. Ein der Wache erteilter Befehl, zu schießen, wurde nicht ausgeführt. Der erste Offizier entriß darauf einem Manne der Wache das Gewehr, schoß zwei- oder dreimal auf einen Matrosen und verwundete ihn tödlich. Hierauf gaben die meuternden Matrosen Salven auf die Offiziere ab. Hierbei fiel der Kommandant des Schiffes. Mehrere Offiziere stürzten sich ins Meer, wurden aber im Wasser durch Flintenschüsse und durch Schüsse, die aus 47 mm-Geschützen abgegeben wurden, getötet. So wurden außer dem Kommandanten sechs Offiziere und ungefähr zwanzig Matrosen getötet.

Die übrigen Matrosen und die Mannschaft des Torpedobootes wurden von den Meuterern gezwungen, sich ihnen anzuschließen. Die am Leben gelassenen Offiziere wurden von den Meuterern festgenommen. An Bord des „Knjäs Potemkin" wurde ein Komitee von zwanzig Matrosen gebildet, das den Befehl des Schiffes übernahm und anordnete, nach Odessa in See zu gehen. Der Panzer traf am 27. Juni abends in Odessa ein. Am 29. Juni traf das Hafenschiff „Wecha" auf der Reede von Odessa ein und warf, einem Signal des „Potemkin" gehorchend, hinter diesem Anker. Der Kommandant des „Wecha", der von der Meuterei an Bord des „Potemkin" nichts wußte, begab sich an Bord des „Potemkin", um sich bei dessen Kommandanten zu melden. Er

wurde entwaffnet und mit den übrigen Offizieren des „Wecha" an Land gesetzt. Der „Potemkin" bemächtigte sich zweier Privatleuten gehörender Boote mit Kohle und nahm die Kohle mit Hilfe von 300 Hafenarbeitern an Bord. Die Meuterei an Bord des „Potemkin" bot den revoltierenden Führern eine gute Gelegenheit, um auf die Massen zu wirken. Bei einem Besuche an Bord des „Potemkin" versicherten sie den Meuterern, die Garnison von Odessa habe die Waffen niedergelegt und die ganze Schwarze Meerflotte habe sich der Besatzung des „Potemkin" angeschlossen.

In der Gegend des Hafens konnten die Truppen gegen die Arbeiter, welche sich an den Unruhen beteiligten, von den Waffen nicht Gebrauch machen, weil die Möglichkeit bestand, daß vom „Potemkin" aus gefeuert würde. Von der Menge wurden im Hafen Ausschreitungen mannigfachster Art begangen. Gebäude wurden ausgeraubt, Waren wurden ins Meer geworfen, die Fässer mit geistigen Getränken wurden angebohrt usw. Mit Einbruch der Nacht brach an verschiedenen Stellen Feuer aus, dem bald eine große Anzahl Gebäude, große Mengen Waren usw. zum Opfer fielen. Löscharbeiten konnten nicht vorgenommen werden, weil die Menge die Feuerwehr nicht zu den Brandstätten zuließ. Viele von den Tumultuanten, die sich betrunken hatten, kamen in den Flammen um. Die Truppen und die Polizei wurden wiederholt mit Revolvern angegriffen, jedesmal aber wurde die Menge auseinandergetrieben. Nach einer von den Truppen abgegebenen Salve wurde eine Bombe geworfen, wodurch ein Soldat getötet und sechs verwundet wurden. Die Anzahl der getöteten und verwundeten Tumultuanten ist noch nicht bekannt, soll aber mehrere Hundert übersteigen. Der entstandene Schaden wird auf Millionen geschätzt. Die Häuser der fremden Konsuln haben keinen Schaden erlitten, da sie militärisch bewacht wurden. Am 29. Juni wurde die Stadt in Belagerungszustand erklärt und mit einem Truppenkordon umgeben, worauf die Unruhen aufhörten.

Am 29. Juni um 7 Uhr abends landete der „Potemkin" 9 Offiziere, die gefangen gehalten waren, und gab drei blinde Schüsse, wie sie bei dem Begräbnis eines Matrosen vorgesehen sind, sowie drei scharfe Schüsse ab, welche das Dach und die Mauer eines Hauses zerstörten, aber keine Verletzungen unter Personen verursachten.

Am 30. Juni um 7 Uhr morgens traf das Geschwader des Vizeadmirals Krieger und des Kontreadmirals Wischnewetzly ein. Der „Potemkin" schickte sich zum Kampf an, was von dem Panzer „Pobjedonoszew" mit Zustimmung

Russisches Infanterieregiment bei einer Übung.

(Nach einer Photographie.)

aufgenommen wurde. Als später das Geschwader dem Befehl des Admirals Vira gemäß nach Sewastopol zurückkehren wollte, gestattete die Besatzung des „Pobjedonoszew" nicht, daß das Schiff folgte und setzte den Kommandanten und die entwaffneten Offiziere ans Land, mit Ausnahme des Leutnants Grigoriew, der sich erschoß. Auf dem „Potemkin" sah man jetzt etwa 30 Personen in Zivil.

Während der Verhandlungen der Offiziere mit den Meuterern des „Pobjedonoszew" brachte das Torpedoboot 267 vom „Potemkin" mehrere Kadetten und Matrosen an Bord des „Pobjedonoszew", welche das Kommando des Schiffes übernahmen und anrieten, die Offiziere ins Meer zu werfen; aber die Matrosen waren nicht damit einverstanden.

Nunmehr wurde ein Komitee von 20 Mitgliedern unter dem Befehl des Bootsmannes gewählt, das die Führung des Schiffes übernahm. Als die beiden Schiffe auf der Reede von Odessa ankamen, drohte die Besatzung des „Potemkin", den „Pobjedonoszew" zu beschießen. Dieser stieß am 1. Juli wieder zu dem Sewastopol-Geschwader. Als die Panzerschiffe am selben Nachmittag die Anker lichteten, fuhr der „Pobjedonoszew" mit großer Geschwindigkeit in den Hafen von Odessa ein. Die Zivilisten verließen das Schiff und wurden auf den „Potemkin" gebracht, welcher in östlicher Richtung auf das offene Meer hinausfuhr.

Die Bemannung des „Pobjedonoszew" sandte einen Bootsmann und einige Matrosen an den Truppenkommandanten, um ihre Unterwerfung zu melden und um die Rückkehr der Offiziere an Bord zu bitten. General Kahanow, welcher vom Kommandanten an Bord des „Pobjedonoszew" gesandt wurde, wurde mit militärischen Ehrenbezeigungen von den auf der Brücke angetretenen Mannschaften empfangen.

General Kahanow telegraphierte an den Kaiser unter dem 2. Juli: Die Mannschaft des „Pobjedonoszew" bereut ihr Verhalten und bittet um Begnadigung. Sie lieferte 67 Rädelsführer aus und wurde aufs neue vereidigt. Der Kommandant und die Offiziere des „Pobjedonoszew" haben ihre dienstlichen Obliegenheiten wieder aufgenommen. Der Marineminister hat folgendes Telegramm vom Admiral Krieger erhalten: Die Mannschaft des Transportschiffes „Prut" meuterte, nahm den Kommandanten und die Offiziere gefangen und ermordete den Fähnrich Nestertzew und den Bootsmann Kozli-

tine. Als der „Prut" in Sewastopol angekommen war, befreite die reuige Mannschaft den Kommandanten und die Offiziere mit der Bitte, ihre Dienstobliegenheiten wieder zu übernehmen.

Die „Illustration" brachte aus der Feder ihres Spezialkorrespondenten in Konstanza, Gustave Barbier, einen interessanten Bericht über die „unrühmliche Odyssee" des so viel besprochenen russischen Panzerschiffes. Er nennt als seinen Gewährsmann einen aus Bessarabien gebürtigen Feldwebel, der gewissermaßen das Signal zu dem erschütternden Drama gegeben hat. Diese Mitteilungen ergänzen und berichtigen in vielen Punkten das bisher bekannt Gewordene. Vor allem hieß der Matrose, dessen Tod die Empörung entfesselte, nicht Omeltchouk, sondern Vakulentchoug, mit dem Vornamen Gregor.

Der „Potemkin" war am 12./25. Juni von Sebastopol nach Tendra bei Odessa abgefahren, um dort Artillerieversuche vorzunehmen. Am 13. schickte man ein Boot nach Odessa, um dort Lebensmittel einzunehmen. Alles war ruhig auf dem „Potemkin", wenigstens dem Anschein nach, denn schon lange war ein Komitee an Bord tätig — wie übrigens auf allen Fahrzeugen des Schwarzen Meeres und in allen Marinekasernen von Sebastopol. Die Seele dieses Komitees war der Bootsmann Athanasius Matuschenko, der einen Hauptstreich vorbereitete. Als in der Nacht vom 13. auf den 14. das abgesandte Boot des „Potemkin" Tendra erreicht hatte, fanden die aufs Deck gestiegenen Matrosen, daß das an Haken in freier Luft hängende Fleisch einen abscheulichen Duft verbreitete. Zur Essenszeit fanden sich wenige von ihnen ein. Der Kommandant nahm dies sehr übel auf; er ließ das Fleisch von dem Oberarzt des Schiffes untersuchen, der, um seinem Vorgesetzten nicht zu mißfallen, den Matrosen unrecht gab. Der Kommandant Galiokof erklärte hierauf, das Fleisch sei ausgezeichnet. Da er aber die Übelgesinnten kennen lernen möchte, forderte er diejenigen, welche zum Essen bereit seien, auf, den von ihm bezeichneten Platz zu betreten; die anderen mögen da stehen bleiben, wo sie sich befänden (nämlich gerade vor ihm). Fast die ganze Schiffsmannschaft defilierte ohne Murren vor dem Kommandanten und begab sich nach dem vorgeschriebenen Orte. 30 Mann zögerten, da ließ er „Wache heraus" blasen; 18 bewaffnete Seeleute umringten die Unzufriedenen.

Der Kommandant hatte alle Kaltblütigkeit verloren, er befahl, die Meuterer auf der Stelle zu erschießen; die Wache lud zwar die Gewehre, regte sich aber nicht beim Rufe: „Gebt Feuer!" Da, empört über diesen Abfall, entriß

der Kapitän Ghelerowski einem der Seeleute das Gewehr und zielte auf den Unteroffizier, der das Peloton befehligte. Der Schuß ging los, verfehlte aber sein Ziel und traf den Vakulentchouk, der sich unter den 30 Leuten befand. In die Hüfte getroffen, hatte er noch die Energie, nach der Batterie hinabzusteigen und sein Gewehr zu ergreifen; er war der erste, der das Zeichen zur Rebellion gab, das bald von anderen nachgeahmt wurde. Einen Augenblick später fischte man ihn aus dem Meere auf, in das er gefallen war oder sich selbst gestürzt hatte, oder geworfen worden war. Man brachte ihn nach der Krankenkajüte. Das Signal zur Metzelei war gegeben. Alle Männer, sowohl die, welche beiseite geblieben waren, als die, welche sich bereit zum Essen gezeigt hatten, stürzten sich auf die Waffengerüste. Der Kommandant Galiokof hatte sich mit seinem Stab geflüchtet. Nur der Obersteuermann Ghelerowski blieb auf dem Verdeck; er war das erste Opfer. Ihm folgte der Artilleriechef, Kapitän Niupakonof. Der Chefarzt, Dr. Smirnowsk, entleibte sich selbst mit einem Säbelhieb durch den Unterleib. Der Fähnrich zur See, Livithof, und der Schiffsleutnant Thone, welcher an Bord den elektrischen Dienst leistete, wurden erschossen. Endlich entdeckte man im Admiralszimmer den Kommandanten Galiokof, der sich dort mit dem Fähnrich Alexief eingeschlossen hatte. Umsonst flehte er weinend „seine Kinder" an, seiner zu schonen; seine Bitte blieb unerhört. Nachdem die Bande dieses blutige Werk vollendet, traf sie den Schiffsgeistlichen, den Popen Parmen, der zu entfliehen suchte. Einer der Matrosen zerschlug ihm mit einem Kolbenschlag das Gesicht. Das war Matuschensko (von dem später auch die Rede sein wird). Ein Offizier, der sich ins Meer gestürzt hatte, um der Füsilierung zu entgehen, wurde durch eine Salve getötet. Die Metzelei beschränkte sich auf diese sieben Opfer. Man hatte alle diejenigen beseitigt, die man haßte, über die man sich zu beklagen hatte. Ihre Leichen wurden ohne alle Einsegnung ins Meer geworfen. Die übrigen Offiziere blieben als Geiseln zurück. Neun davon wurden in Odessa ausgeschifft, mit Gewalt behielt man an Bord nur die zurück, welche nötig waren, das Schiff zu lenken.

Man dachte nicht einmal daran, die Spuren des Dramas zu vertilgen und auch nur oberflächlich die Beschädigungen auszubessern. Als später der „Potemkin" an Rumänien ausgeliefert wurde, fand man die Kajüten der unseligen Offiziere in trostlosem Zustande; alle Spiegel zerbrochen, die Möbel zerschlagen. Man stieß selbst auf einen blutigen Überrest, einen Finger, der

Überfall einer russischen Proviantkolonne durch japanische Kavallerie.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Pinzner.)

von einer vielleicht um Gnade flehenden Hand durch einen Säbelhieb getrennt worden war.

Jetzt begann die düstere Herrschaft Matuschenskos: Alle die, welche sich ihm in Konstanza genähert haben, behielten eine unheimliche Erinnerung an das verwirrende Antlitz dieses Scheusals mit den vorspringenden Backenknochen des Kalmücken, den haßerfüllten Augen, der blödsinnigen und doch von wilden Gedanken wimmelnden Stirn.

Vor Odessa wollte keiner der Empörer auf die Stadt schießen. Diese Besorgnis, Unschuldigen zu schaden, unnötigen Tod zu bereiten, zeigte sich auch vor Feodosia, obgleich man dort angegriffen worden war und Verwundete sowie Tote zählte. Die zwei blinden Schüsse auf Odessa schienen ihnen ausreichend, um die Behörden der Stadt in Angst zu jagen und den Gefährten, welche zum Leichenbegängnis Vakulentchouks abgesandt worden waren, die Freiheit zu sichern. Matuschensko in seiner blödsinnigen Wut bestand darauf, die Stadt mit Granaten zu beschießen. „Aber wozu das?" wurde er gefragt. „Um die Kanonen einzuweihen," lautete die Antwort. Einer seiner hauptsächlichen Adjutanten, Nikischkin, war ein Besessener, der von Zeit zu Zeit glaubte, Christus erscheine ihm. Die vor Odessa zugebrachte Nacht verschaffte dem Matuschensko einen unverhofften Zuwachs, eine moralische Unterstützung. Im grellen Schein der Feuersbrunst brachte eine Barke zwei Studenten an Bord des „Potemkin"; der eine hieß Ivanow, der andere war nur durch seinen Vornamen Cyrill bekannt. Die Schiffsleute glaubten, Matuschensko habe sich vielleicht im Laufe des Tages mit den Revolutionären Odessas ins Einvernehmen gesetzt. Aber dann wären diese doch gewiß in größerer Anzahl erschienen und hätten einen Plan, eine fertige Organisation mitgebracht; dagegen ist man betroffen von der Zerfahrenheit, der Verwirrung der ganzen Aktion. Die Rebellion am „Potemkin" und die Unruhen in Odessa mit der Feuersbrunst hingen innerlich miteinander zusammen, wenn auch vielleicht das eine das Signal zum andern gab. Der Gewährsmann des Berichterstatters versicherte diesem wiederholt, man habe lange schon eine Empörung des ganzen Geschwaders im Schwarzen Meere vorbereitet. Geheimnisvolle Komitees wirkten auf jedem Boote und sollten sich über den geeigneten Augenblick zum Losschlagen vereinbaren. Der Tod Vakulentchouks brachte die Bewegung auf einem Schiffe zum vorzeitigen Ausbruch. Man weiß, daß die anderen nicht folgten, oder schlecht wie der „Georg". Man war eben nicht bereit.

Cyrill und Ivanow ergingen sich sofort nach Betreten des Schiffes in heftigen Reden und flehten die Matrosen an, der Stadt Beistand zu leisten gegen den Despotismus, den Zarismus. Man gab ihnen kein Gehör, die Geschütze des Schiffes blieben diese Nacht über stumm. Man begnügte sich damit, den Hafen mit elektrischen Scheinwerfern zu durchsuchen, die Fortschritte der Feuersbrunst zu verfolgen und so das Geschäft der Petroleurs zu erleichtern.

Am nächsten Tage richtete man sich zur Weiterfahrt ein. Zum Kommandanten wurde der Fähnrich Alexief ernannt, der sanft und gütig war und die einmütige Sympathie an Bord genoß; allerdings war dieselbe nicht gerade gegenseitig, besonders in dem Augenblick, da man ihn wider Willen mit dieser schweren Verantwortlichkeit belastete. Der Obersteuermann, erprobt in seinem Fach, hieß Murzach. Zwei mit der Mechanik vertraute Offiziere leiteten den Dienst der gewaltigen Maschine; einer von ihnen, Kovalensko, war übrigens den Empörern von Herzen zugetan.

Schließlich wurde ein Ausschuß von 20 Mitgliedern eingesetzt und mit der obersten Gewalt betraut; man bildete gleichsam eine Republik, in der das Referendum waltete, wo man bisweilen die Wählerschaft befragte, ohne sich jedoch an deren Meinung zu kehren, wenn sie nicht genehm war. Zum Beweis hierfür diene, daß schon beim ersten Aufenthalt des „Potemkin" in den Gewässern von Konstanza 500 von den Matrosen der Ansicht waren, man solle sich ergeben, landen, um der Irrfahrt ein Ende zu machen. Der Ausgang ist bekannt.

Unerhörte, unglaubliche Tatsache: der wahre Gebieter an Bord, der absolute Herr, nach der üblichen Formel der „Gebieter zunächst Gott" des Panzerschiffes war Matuschensko; Cyrill und Ivanow, die im vollziehenden Ausschuß saßen, vermochten dieses wilde Tier niemals zu bändigen.

Er gebot durch den Schrecken. Er schritt über die Walengänge auf das Verdeck, zu den 2 Batterien, immer wütend, frenetisch, den Revolver in der Faust, unablässig drohend. Alle zitterten bei seinem bloßen Erscheinen. Gar mancher sehnte sich zurück nach dem Kapitän Ghelerowski, den Mann mit der Flinte. Der Einzige in dieser Schar, der einen Willen besaß, war Matuschensko. Und doch stieß derselbe auf und zerbrach an dem passiven Widerstand der 750 armen Teufel, die im Grunde nicht bösartig und mit ihm zusammen Gefangene waren auf dem unseligen Fahrzeug.

Als in Odessa der „Potemkin" — dem sich bald der „Georg" anschloß — sich

angesichts des Geschwaders des Admirals Krieger befand, wehrten sich die Empörer dagegen, auf ihre Kameraden zu schießen, in Erwartung der ersten Granaten, ohne zu ahnen, daß die noch, aber kaum, gehorsamen Brüder gleichfalls sich weigerten, sie anzugreifen.

Gleicherweise wollte man niemals die Idee Matuschenskos befolgen, der gewaltsam in Rußland zu landen gedachte. Allein vor ihm stehend, erschauderte der Einzelne beim Gedanken an eine Kugel; waren sie vereinigt, um einen Entschluß zu fassen, so widerstanden sie mit allen Kräften den Hirngespinsten dieses Wahnsinnigen.

Schon vom Anbeginn an hatte sich ein Torpedoboot, Nr. 267, dem Wagnis des „Potemkin" angeschlossen, aber nur halb gutwillig. Man hatte dessen Kommandanten an Bord genommen und schiffte ihn in Odessa aus mit den acht Offizieren des „Potemkin", die man verschont hatte und deren man nicht bedurfte zur Lenkung des Schiffes. Gleichzeitig brachte man auf das kleine Boot fünf der „vom reinsten Wasser" des „Potemkin", um im Notfall die Mannschaft zu zähmen. So folgte denn der „267" unter steter Drohung der Kanonen des Panzerschiffes. Auch kehrte er in aller Hast nach Sebastopol zurück, sobald der „Potemkin" im Hafen von Konstanza ankerte.

Das Leben auf dem „Potemkin", sagte der Gewährsmann, war ein Höllenleben. Schon am Abend des ersten Tages hatte man kein Brot mehr. Dies war auch das erste, um was man in Konstanza bat. Man nährte sich von Zwieback und Konserven. Bisweilen litt man geradezu Hunger. In dieser gewaltigen schwimmenden Stadt wußten die meisten sicherlich nicht, was geschah, was man unternahm, wohin es ging. Sie ergaben sich allem resigniert. Da gab es endlose Streitigkeiten zwischen einem Haufen Tollhäusler und der ungeheuren Mehrheit der Mannschaft, die es bereute und mit Angst an die Folgen dieses unbesonnenen Streiches und an die Zukunft dachte; Balgereien, entsetzliche Auftritte, denen der frenetische Matuschensko stets mit dem gespannten Revolver ein Ende machte. Das Abenteuer bei Feodosia ernüchterte die Hartnäckigkeit unter den Empörern. Man konnte sich in diesem Hafen Lebensmittel für den Tag der Ankunft verschaffen, aber als man am folgenden Tage wiederkam, um die versprochenen unentbehrlichen Kohlen in Empfang zu nehmen, begrüßten Kosaken die Schaluppe mit Flintenschüssen, töteten sieben Mann, worunter Ivanow, und verwundeten drei, die jetzt in Konstanza gepflegt werden.

Siegesfeier in Japan.
(Nach einer Photographie.)

Als alle Hilfsmittel erschöpft, der Kohlenraum völlig leer waren, landete man in Konstanza, trotz Matuschensko und Cyrill, welche das Schiff in die Luft sprengen wollten. Am Samstag, den 8., um 1 Uhr morgens landete man an. Bei Tagesanbruch knüpfte man Unterhandlungen an betreffs der Übergabe des Schiffes an die rumänische Regierung. Um 3 Uhr morgens wurde die Flagge eingezogen und die rumänische — blau-gelb-rot — ersetzte sie am Knopf des Mastes. Während die Rebellen landeten, nahm eine rumänische Mannschaft den Panzer in Besitz. Das Kommando wurde dem Schiffskapitän Torgelesco anvertraut, dem der Kapitän Ciudin als Obersteuermann zur Seite stand.

Aber das Hauptinteresse lenkte sich auf das Schiffsgelände, wo die russischen Seeleute schubweise eintrafen. Das war eine Begeisterung, ein wahres Delirium. Man riß sich um diese unschuldigen Piraten. Jeder erhielt „seinen Russen". Da die meisten aus Bessarabien stammten, also vollkommen rumänisch sprachen, verständigte man sich leicht. Man nahm ihnen übrigens alles ab, was ein Erinnerungszeichen bilden konnte, Uniformknöpfe, Mützen,

orange und schwarz gestreifte Bänder mit dem Namen des „Knjäs Potemkin-Taurizewski". Findige Leute hatten sich ganze Lagerbestände erworben, die sie nun feilboten. Ein Mützenband wurde mit 15 Franken bezahlt. Die Versessensten, die an die künftigen Maskenbälle dachten, wollten einen vollständigen Anzug an sich bringen und kleideten einige Matrosen im nächstliegenden Magazin ganz neu. In der kommenden Saison wird in Rumänien der „russische Seemann" vielfach getragen werden. Und was die „Kneiperei" betrifft, so kann man sich die selber ausmalen; nicht die gastlichen Rumänen, ein von Grund aus mäßiger Volksstamm, beteiligten sich besonders daran, sondern ihre Gäste, die in den vorhergehenden Tagen etwas knapp gehalten worden waren.

Den 750 Mann wurde freigestellt, sich ihren künftigen Aufenthaltsort selbst zu wählen. Die meisten wünschten bei den Feldarbeiten angestellt zu werden; die Behörden verteilten sie sehr verständigerweise in Gruppen von 50 bis 100 auf verschiedene Städte, von wo aus es leicht würde, sie zur Erntezeit nach den ländlichen Besitzungen zu befördern.

Die Regierung des Königs hatte die große Nachricht telegraphisch nach St. Petersburg gemeldet. Am Sonntag erschien ein russisches kleines Geschwader, um den „Potemkin" zu holen, den es schon mehrere Tage lang verfolgt hatte und nun endlich abgerüstet traf. Es verrichtete seine Mission in ziemlich formloser Weise, nahm sein Gut wieder an sich, ohne sich in Danksagungen zu erschöpfen, um 2 Uhr nachmittags war die Sache abgetan. Einige Seeleute des „Potemkin", als sie die St. Andreasflagge wieder auf „ihrem" Boote flattern sahen, wurden von tiefer Reue erfaßt; etwa 50 von ihnen kehrten an Bord zurück, wo ein Pope ihren neuen Treueid für den

Russische Offiziere in Charbin.
(Nach einer Photographie.)

Zaren entgegennahm. Dann brachte man sie in den untersten Schiffsraum; mehrere versichern, man habe einige summarische Todesurteile vollstreckt. Aber das heißt die Russen schlecht kennen, wenn man sie für fähig hält, die Regeln der internationalen Höflichkeit auf solche Weise verletzt zu haben. Man fand auf dem „Potemkin" alles in bestem Stand; als man aber das Signal zur Abfahrt geben wollte, stellte es sich heraus, daß der Panzer sich schon seit seiner Ankunft bedenklich mit dem Hinterteil gesenkt hatte; er schien leck zu sein. Der russische Stab ließ nach dem Leck forschen; ein Schutzbrett war geöffnet worden. Von wem? Gerade, wie behauptet wurde, von den Matrosen, die sich am Nachmittag unterworfen hatten, und die gefangen, mit dem Tode bedroht, sich aufs neue empört hätten. Man konnte die Wahrheit nicht entdecken, so lange man in Konstanza war, und manche Seeoffiziere erwarteten ungeduldig, nicht ohne einige Unruhe, die Nachricht von dem glücklichen Einlaufen des Schiffes in seinen Hafen. Endlich wurde der „Potemkin" nach dem Kreuzer „Tschesme" durch Bugsierboote gebracht und von diesem ins Schlepptau genommen; in dieser wenig glänzenden Art fuhr das neu eingesegnte Schiff nach Sebastopol. Der Berichterstatter schließt mit den Worten, die ganze Empörung habe nur deshalb so geringfügige Folgen gehabt, weil sie schlecht oder eigentlich gar nicht vorbereitet gewesen und vorzeitig ausgebrochen sei. Es war der Aufstand kompromittierender, aber unverständiger Kinder. Er sieht darin einen der Fälle „spontaner Anarchie", von denen Taine spricht, welche den Beginn der französischen Revolution bezeichneten, das Signal derselben abgaben, und dann ins Unendliche auf dem ganzen Gebiet sich vervielfältigten — wie in Rußland: interessant als Symptom, beängstigend als Vorbild.

Eine dramatische Schilderung der Meuterei auf dem „Fürst Potemkin" veröffentlicht im Pariser „Journal" der Schriftsteller Fernand Hauser, der in der rumänischen Hafenstadt Konstanza die Haupträdelsführer der Revolte einem kleinen Privatverhör unterzogen hat: Am 26. Juni, so erzählt er, gab man auf dem Panzerschiff „Fürst Potemkin", das zwei Tage vorher den Hafen von Sebastopol verlassen hatte, um auf dem Meere Schießübungen zu machen, den Matrosen zum Frühstück Barszcz, eine kräftige Suppe, mit Wurzelwerk und würflig geschnittenem Fleisch. Die Matrosen erklärten fast einstimmig, daß sie die Suppe nicht essen würden, da das Fleisch verdorben und mit Würmern bedeckt sei. Da jedoch einige Matrosen den Barszcz trotzdem aßen, hatte der

Zwischenfall keine Folgen. Am nächsten Morgen gab es wieder Barszcz mit demselben verdorbenen Fleisch; diesmal aß kein Mensch. Der zweite Kommandant des Schiffes, Gelerowsky, und ein Unterleutnant fragten, warum man den Barszcz nicht esse. Als sie den wahren Grund erfahren hatten, kehrten sie, ohne ein Wort zu sagen, in die Offiziersmesse zurück. Der zweite Kommandant saß lange nachdenklich an der gemeinsamen Tafel, rührte aber keine Speisen an. „Warum essen Sie nicht?" fragte ihn der Kommandant Gulikow. — „Wie kann man essen," erwiderte der Offizier, „wenn auf dem Schiffe 800 Menschen sind, die nicht essen!" Eine peinliche Stille trat ein. Vor längerer Zeit schon hatte der Kommandant des Schiffes von einer bevorstehenden Matrosenrevolte sprechen hören. Jetzt schien also diese Revolte da zu sein. Er ließ sofort den Feldwebel Pogjornetz rufen, und befahl ihm, alle Matrosen auf Deck zusammentrommeln zu lassen. Als sie versammelt waren, trat der Kommandant zu ihnen und fragte: „Warum wollt ihr den Barszcz nicht essen?" Keiner wagte zu antworten. Der Kommandant wiederholte seine Frage. Nun trat der zweite Kommandant vor und sagte: „Sie essen nicht, weil man ihnen Fleisch gegeben hat, das mit Würmern bedeckt ist." Ein zustimmendes Murmeln kam aus den Reihen der Matrosen. „Doktor Smirinow," schrie der Kommandant, „ist es wahr, daß das Fleisch mit Würmern bedeckt ist?" Der Doktor legte die Hand an die Mütze und sagte: „Kommandant, das Fleisch ist frisch, gesund und gut; ich habe nie besseres gesehen." Der zweite Kommandant trat entrüstet dazwischen: „Wie können Sie sagen, daß es gut ist? Ich habe es selbst gesehen, es wimmelt von Würmern!" Der Doktor erwiderte: „Vielleicht haben Sie es so gesehen, als es aus Odessa kam; ich habe es dann aber salzen lassen, und man kann es essen." Bei diesen Worten hob der Kommandant die Hand: „Das genügt mir," sagte er; „wenn der Doktor gesagt hat, daß das Fleisch gut ist, ist es gut; wer jetzt den Barszcz essen will, stelle sich rechts auf, und wer nicht essen will, gehe zur Linken." Einer nach dem andern stellten sich die Matrosen rechts vom Kommandanten auf; sie schritten zwar nur zögernd vorwärts, aber die Disziplin saß ihnen doch noch in den Gliedern. Als links nur noch etwa 30 Mann standen, die aber alle nach rechts hin gehen wollten, schrie der Kommandant: „Nun ist's genug! Man umzingle diese Leute!" Matrosen, die soeben noch am lautesten gemurrt hatten, holten ihre Waffen und umzingelten ihre 30 Kameraden. Der Kommandant ging in seine Kabine hinunter.

Eine Minute später stürzte der Feldwebel Matuschensko wie ein Wilder ins Zwischendeck, ergriff ein Gewehr, eilte wieder hinauf, und warf sich den Offizieren entgegen: „Was wollt ihr mit diesen Leuten tun?“ schrie er. „Wollt ihr sie niederschießen? Hat man in Rußland noch nicht genug Blut vergossen? Wir wollen ein Ende machen mit diesen barbarischen Zuständen! Es lebe das freie Rußland! Matrosen! Auf die Offiziere! Bald werden wir die Herren sein! Nieder die Tyrannei!“ Der zweite Kommandant trat wieder vermittelnd dazwischen und rief: „Schweig, Unglücklicher, oder man erschießt dich auf der Stelle!“ — „Du wirst erschossen werden,“ brüllte Matuschensko. Da nahm der zweite Kommandant seinen Revolver und schoß auf Matuschensko, traf aber nicht ihn, sondern einen Matrosen Vakulentchoug, der tot zu Boden sank. „Mörder!“ schrie Matuschensko. „Was hatte dir Vakulentchoug getan?“ Dann zielte er auf den „Zweiten“ und schoß ihn nieder. Nun entstand ein großer Wirrwarr auf dem Schiffe. Die Matrosen liefen hin und her und wußten nicht, was sie tun sollten. Der Trommler wirft die Trommel, mit der er die Befehle des Kommandanten übermittelt hatte, ins Wasser; Matuschensko tötet noch zwei Offiziere, die ihn entwaffnen wollen. Der Doktor eilt in die Kabine und jagt sich eine Kugel in den Unterleib. Matuschensko erschießt einen vierten Offizier und schießt dann auch auf den Popen. Matrosen fliehen voll Entsetzen ins Zwischendeck; Offiziere und Unteroffiziere werfen sich ins Wasser, um zur Küste hinzuschwimmen. Matuschensko aber ruft einige Kameraden, und acht oder zehn Mann schießen auf die Offiziere, die sämtlich getötet werden. Einer der auf dem Schiffe gebliebenen Offiziere nähert sich Matuschensko. „Wenn du mit mir sprechen willst,“ schreit dieser, „so reiße deine Tressen ab und sprich als Mensch zum Menschen!“ In diesem Augenblick kommt der Kommandant aus seiner Kabine herauf; er ist alt; er zittert. „Was hast du getan?“ sagt er. „Du bist ein Mörder!“ — „Schweig!“ brüllt Matuschensko, „oder ich töte dich!“ — „Einen Greis töten? Du bist wahnsinnig!“ Matuschensko legt das Gewehr an die Wange: „Bete zu Gott. In einer Sekunde bist du tot!“ Der Kommandant Gulikow macht das Zeichen des Kreuzes; im nächsten Augenblick hat ihn die Kugel durchbohrt. Die noch lebenden Offiziere werden festgenommen und feierlich degradiert. Drei von ihnen reißen sich selber die Tressen ab und sagen zu den Matrosen: „Wir sind mit euch für ein freies Rußland!“ Diese drei bleiben an Bord; der eine von ihnen, Alexejew, wird zum Kommandanten ernannt.

Angriff japanischer Torpedoboote, am 27. Mai.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Es war $11^1/_2$ Uhr, als Matuschensko seine Meuterei begonnen hatte; eine Viertelstunde später waren die Matrosen Herren des „Potemkin". Matuschensko ruft die Matrosen zusammen und sagt: „Jetzt wollen wir allen

Die Beisetzung des japanischen Kapitäns Hirose (vor Port Arthur †) in einem Tempel zu Tokio.
(Nach einer Photographie.)

Russen, die nicht für die Freiheit sind, den Krieg erklären!" Er stimmt dann die „Internationale" an, die von einigen Matrosen im Chor mitgesungen wird. Der Gesang hat aufgehört. Ein drückendes Schweigen herrscht; es wird von Seufzern unterbrochen. „Wer seufzt so?" fragt Matuschensko. Es ist der Doktor, der röchelnd in seiner Kabine liegt. „Ah! der, der alles ver-

schuldet hat, ist krank . . . Was wollen wir mit ihm tun?" fragte Matuschensko. — „Sterben soll er! Töten wir ihn!" schreien die Matrosen. 20 Matrosen eilen in die Kabine des Arztes, packen den Unglücklichen wie ein Stück Vieh und werfen ihn ins Wasser. Von Bord aus schießt Matuschensko auf den Sterbenden, bis der Leichnam von den Wogen fortgetragen wird. Matrosen betrachten stumpfsinnig und scheu den wie wahnsinnig sich gebärdenden Matuschensko und sagen: „Es ist eine Dummheit, was man hier gemacht hat . . ." Sie sagen es leise, um nicht von Matuschensko gehört zu werden. Niemand weiß, woher dieser Matuschensko gekommen ist. Er will aus Sibirien stammen, sieht aber aus wie ein Japaner. . .

Japanische Einzelbilder.

Die Stimmung in Japan.

Während so die Schlacht von Tsuschima als Schlußstein einer ununterbrochenen Reihe von Niederlagen im europäischen Rußland auf die Disziplin der Marinetruppen auflösend wirkte und im übrigen teils Niedergeschlagenheit, teils Erbitterung hervorgerufen hatte, finden wir in Japan auch nicht mehr jenen ausgelassenen Jubel, wie nach den ersten großen Erfolgen des Krieges. Das Volk wünschte den Frieden und trug schwer an den Lasten, während die oberen Klassen sich sehr ernsthaft mit der späteren Neugestaltung der Verhältnisse in Gedanken und Reden beschäftigen. Für beides geben zwei kleine Schilderungen ein Beispiel. Was die Persönlichkeit des Grafen Okuma betrifft, so ist dieser eine politisch hervorragende Persönlichkeit und Führer einer Partei, welche wir als Fortschrittspartei bezeichnen würden. Diese hatte, ganz wie früher in Preußen, vor dem chinesischen Kriege, die Geldmittel zur Vermehrung der Flotte verweigert und damals trat jenes Ereignis ein, welches mehr als viele andere in der Geschichte festgehalten zu werden verdient, daß nämlich alle Beamten und Würdenträger, an der Spitze der Mikado, für sechs Jahre auf ein Zehntel ihres Gehaltes verzichteten. Erst beim Beginn des japanisch-chinesischen Krieges änderte die Fortschrittspartei ihre bisherige Politik und wie Maximilian Harden in der „Zukunft" richtig sagt, wurden, wie früher die preußischen Fortschrittsleute, auch diese Wehrmachtverweigerer nach dem Kriege die Nationalsten der Nationalen. „Jetzt hat die Flotte, die sie nicht bezahlen wollten, ihnen die Moskubiter-Gefahr vom Halse geschafft; und jetzt waren sie im Fordern nicht blöd. Ersatz aller Kriegskosten, reichlicher Landerwerb, Protektorat über Korea, gesicherte Machtstellung in der Mandschurei, Verbot jeder russischen Fortifikation in Ostasien: Das stand auf ihrer Liste; und dahinter: Wenn unsere Diplomaten diese Bedingungen nicht durchsetzen, wenn sie zu unfähig sind, um die Frucht des Sieges zu pflücken, gibt's keinen dauernden Frieden, bleibt der Krieg ertraglos und die Existenz des Reiches bedroht."

Obgleich die Regierung in jener Sommerperiode sicher ebenso wie das Volk den Frieden wünschte, so war sie doch keineswegs sicher, daß es wirklich dazu kommen werde und tat deswegen das mögliche, um den kriegerischen Geist lebendig zu erhalten. Mit welcher Überlegung und Berechnung man während

der Dauer des Krieges in dieser Hinsicht zu Werke ging, ist aus der weiter unten auseinandergesetzten Einrichtung des Kanjo ersichtlich.

Ein Bild der damaligen Stimmung gibt der folgende Brief aus Yokohama:

Kultliche Baggagekarren.
(Nach einer Photographie.)

Wenn es auf die Stimmung im Volke ankäme, wäre der Krieg gewiß längst zu Ende und wenn die japanische Regierung jetzt auf die Vorschläge des Präsidenten Roosevelt eingeht und mit Rußland die zukünftigen Verhältnisse Ostasiens in friedlichen Konferenzen regelt, kann sie sicher sein, daß das japanische Volk ihr nur von Herzen beistimmen wird.

Wir Europäer haben mit Erstaunen, allerdings auch mit einigem Verständnis beobachten können, wie allmählich die hochgehende Begeisterung herunterebbte. Das deutlichste Zeichen waren wohl die sogenannten Banzai-Prozessionen, das heißt die großen Fackelzüge, die auf höhere Anregung nach jedem größeren Siege veranstaltet wurden. Sie erreichten ihren Höhepunkt nach der Schlacht von Liaujang, wurden dann aber immer schwächer. Die Feier von Liaujang verdankte übrigens ihren größten Glanz einem Mißverständnis. Man hatte um jene Zeit den Fall von Port Arthur erwartet, und für diese nationale Ehrensache waren alle Vorbereitungen getroffen, um das Ereignis in vollkommenster

Russische Soldaten in Unterhandlung mit chinesischen Kaufleuten.
(Nach einer Skizze.)

Weise zu feiern. Das kam nun alles Liaujang zugute. Die Ehrenpforten, die Lichterdekorationen der Häuser, die Triumphwagen, die Kostüme, alles war da und im besten Stande. Es wurde auch weidlich ausgenutzt. Acht Tage lang hatten wir alle Tage „Banzai". Das Volk schien sich gar nicht beruhigen zu können. Als dann die russische Festung durch Stössels Hand wirklich den Japanern übergeben wurde, war die Feier nur noch ein schwacher Abglanz dessen, was bei Liaujang verpufft war. Und ebenso war es nach den Schlachten am Schaho und bei Mukden.

Das ließ sich verstehen. Aber nach der unerhört günstigen Seeschlacht in der Japanischen See, die von Japan das Damokles-Schwert der Roschdjestwenskyschen Flotte weggenommen hatte, nach diesem Erfolge, der erst alle früheren Siege bestätigte, dessen Ausbleiben alles Erreichte in Frage gestellt hätte, hätten wir doch mehr erwartet. Hier in Yokohama fand ein einziger Fackelzug an einem einzigen Abend statt, natürlich mit Musik und allem was dazu gehörte, aber das war auch alles. Am nächsten Tage war schon wieder alles ruhig. Hin und wieder marschierte ein kleiner Trupp mit ein paar Pfeifern und unter unmelodischem Gesange durch die Stadt und schrie Passanten mit Banzai an, aber große Dinge kamen nicht mehr zu stande.

Etwas mehr Stimmung schien in Tokio zu sein. Wenn auch die Feier nicht so begeistert war, wie bei Liaujang — bekanntlich wurden damals dreißig oder vierzig Menschen im Gedränge erdrückt und zertreten — so zog sie sich

doch länger hin, als in Yokohama. Am Sonntag, den 7. Juni, war großes Volksfest im Hibiyapark. Wir, der Schreiber dieses und einige Freunde waren zu einem anderen Zwecke nach Tokio hinüber gefahren und tranken am Abend noch einen Schlußschoppen im Metsumoto-so, einem Lokal in dem erst vor einigen Jahren angelegten Hibiyapark. So wurden wir Zeugen eines Teils dieses Volksfestes. Schon den ganzen Nachmittag über hatten wir die Detonation des Luftfeuerwerks gehört, das die Japaner bekanntlich sehr geschickt zu veranstalten wissen. Für europäische Leser, die Ostasien nicht aus eigener Anschauung kennen, möchte ich bemerken, daß hier auch am Tage Feuerwerk abgebrannt wird. Raketen und dergleichen werden in die Luft geschossen, platzen oben und geben in Wolken, Sternen, Streifenbüscheln hübsche veränderliche Bilder, zwischen denen bunte Fahnen, Luftballons und allerlei ergötzlicher Kram herumfliegt. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde dieses Tagfeuerwerk natürlich durch ein richtiges Feuerwerk abgelöst. Das sprühte von den verschiedenfarbigen Leuchtkugeln, Sternen und Feuergarben, die sich mit lautem Knall hoch in der Luft entwickelten und, dem ganzen Publikum sichtbar, ganz überraschende Effekte gaben. Das ist der Unterschied zwischen unserem Feuerwerk und dem der Japaner. Das unserige mag wohl hie und da glanzvoller und geräuschvoller sein, es häuft die Wirkungen, unterstützt sie durch rauschende Musik usw., aber es ist mehr auf das Eintrittsgeld abgesehen und eingerichtet, die Veranstaltung ist so, daß tunlichst nur der „Berechtigte" und höchstens ein paar Zaungäste daran teilnehmen können. In Japan versteht man Volksfeste zu feiern und das Feuerwerk spielt sich hoch in der Luft ab, so daß es weithin sichtbar ist. Eintrittsgeld wird nicht erhoben. Ein recht netter Gedanke war es auch, im Park einen Kinematographen aufzustellen und auf einer weißen Wand, jedermann, der hinsehen wollte, sichtbar, alle möglichen Szenen sich abspielen zu lassen. Das Volk drängte zwischen diesen und anderen Veranstaltungen hin und her, Ausschreitungen kamen nirgends vor. Die Polizei hatte einige Bretterbuden aufgestellt, aber die Polizisten saßen gemütlich darin und schwatzten, ohne Gelegenheit zu haben, einzugreifen, ohne sich auch Mühe zu geben, das Vergnügen zu stören. Am Eingang des Parks, wo die Menschenmenge der Heraus- oder Hineindrängenden sich selbstverständlich etwas staute, stand ein Polizist, der eine riesige Papierlaterne schwenkte und mit dieser andeutete, daß jeder nach links ausweichen solle; man weicht hier in Japan nach links aus. Das genügte vollkommen. Bei uns zu Hause hätte sicher ein Dutzend Schutzleute herumgeschnauzt und hundert Menschen mindestens wären

verhaftet worden. Ein Schutzmann, der bei einem solchen Menschenandrang nicht seine zehn Verhaftungen aufweisen kann, taugt bekanntlich nichts.

Die ganze Veranstaltung machte auf uns Europäer einen recht sympathischen Eindruck. In einem Volke, das sich so harmlos, ohne Alkoholwirkung und ohne Ruhestörung seiner Siege freuen kann, steckt doch viel Gesundes. Freilich, wenn man an die früheren Banzais dachte, so mußte man sagen: Es ist auch etwas Müdes drin. Offenbar waren alle diese Veranstaltungen im Hibiyapark, das Gratis-Feuerwerk, der Kinematograph, die Musik, die Illumination nicht der spontanen Initiative der breiten Volksmassen entsprungen, sondern es hatten sich wohl reiche Geschäftsleute mit den Vertretern der Stadt zusammengefunden, um die Kosten zu bestreiten und das Volk zu erheitern.

Wir konnten uns als Europäer ohne Umstände unter den Volksmengen bewegen, ohne als russische Spione angesehen oder angefeindet zu werden.

In Kyoto freilich hat sich ein unangenehmer Zwischenfall zugetragen. Dort saß am Abend der Banzai-Feier ein Fremder mit einer Dame im Garten eines Restaurants europäischen Stils. Der Garten liegt am Flusse, dicht an einer Brücke, über die der Laternenzug kommen mußte. Plötzlich, ohne jede Veranlassung, wurden der Fremde und die Dame von einigen jungen Burschen aus dem Zuge mit einem Hagel von Kieselsteinen überschüttet. Es war sicher ein vorbedachter Unfug, denn die Burschen mußten die Steine sich vorher in bestimmter Absicht in dem Flußbett aufgesammelt haben. Sie benutzten einen Augenblick, wo gerade keine Polizei in der Nähe war und verschwanden nach vollbrachter Tat. Die Dame wurde nicht erheblich getroffen, aber der Herr dagegen trug doch einig Kontusionen an den Schultern davon.

Solche Ausschreitungen gegen Fremde sind gewiß in Japan selten, aber früher kamen sie eigentlich gar nicht vor. Der Krieg hat auch in dieser Beziehung allerlei wilde Instinkte aufgerührt. Kürzlich wurde in Nagasaki ein alter dortiger Europäer auf einem Spaziergange von japanischen Soldaten insultiert; vor ein paar Monaten ereignete sich etwas Ähnliches in Kobe; alle Besucher von Kamakura klagen über die Frechheit der dortigen Kulis; und jetzt dieser Fall in Kyoto — eine recht peinliche Begleiterscheinung des japanischen Siegesbewußtseins, besonders da doch Japan mit allen Kräften darauf hinarbeitet, die reichen geldausgebenden Globetrotter zur Hebung des Volkswohlstandes wieder ins Land zu locken. Die leitenden Gewalten sollten doch dem Volke klar machen, daß es Torheit ist, die Henne zu schlachten, die die goldenen Eier legt!

Graf Okuma über die künftige Ausbeutung der Mandschurei und Koreas.

Ein Monatsbericht der Yokohamaer Handelskammer enthielt folgenden Aufsatz über die künftige Ausbeutung der Mandschurei und Koreas, in dem die Ansichten des Grafen Okuma niedergelegt sind. Graf Okuma, der Führer der Kenseihonto und als solcher jetzt auch der Opposition, meint:

Der Krieg hat die Frage der Ausbeutung der Mandschurei und Koreas ihrer praktischen Lösung entgegengeführt. Der Besuch jener Gegenden durch einflußreiche Kaufleute und Mitglieder beider Häuser, sowie die Bildung verschiedener Vereinigungen, die dort Geschäfte eröffnen wollen, beweisen das deutlich. Der gegenwärtige Krieg ist durch politische Gründe heraufbeschworen worden, er hat die Existenz des Landes gefährdet; seine Wirkungen aber liegen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Dreizehnhundert Millionen Yen hat die Regierung schon für den Krieg ausgegeben, die Nation leidet unter dem Verlust von abertausend fähigen Leuten, die der Industrie entzogen sind. An uns ist es, die Frage zu lösen, wie diese Verluste wieder gut gemacht werden können.

Die japanische Bevölkerung nimmt in außergewöhnlichem Maße zu. Zu der Zeit, als das Land dem fremden Handel erschlossen wurde, betrug die Bevölkerung etwa dreißig Millionen; jetzt ist sie auf mehr als fünfzig gestiegen. Im Hinblick auf den Umstand, daß die Zunahme lediglich auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung zurückzuführen ist, darf eine schnellere Steigerung der Einwohnerzahl als je erwartet werden.

Der Zuwachs der Bevölkerung hat die wirtschaftlichen Bedingungen des Landes wesentlich geändert. Vor dem chinesisch-japanischen Krieg führte Japan mit Ausnahme der Jahre schlechter Ernten nur selten Reis aus anderen Ländern ein. Nach dem Krieg war das Land genötigt, nicht nur in schlechten Jahren, sondern auch selbst bei den reichsten Ernten Reis einzuführen und es ist trotz der Zunahme der Landwirtschaft beinahe unmöglich, mit dem Bedürfnis der zunehmenden Bevölkerung gleichen Schritt zu halten. Da der Ackerbau unser Volk nicht ernähren kann, müssen wir uns nach dem Handel als einer Quelle des Unterhaltes für das Volk umsehen. Für Japan ist keine Gegend zur Betätigung des Handels geeigneter als Korea und die Mandschurei, wo unser Einfluß schnell wächst. Der Flächeninhalt der beiden Länder zusammen ist dreimal so groß wie der Japans, während die Bevölkerungsziffer nur die Hälfte der japanischen

Japanische Infanterie im Kampfe.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Bagagebeförderung auf Kameelen.
(Nach einer Photographie.)

erreicht. Die genannten Länder bringen so große Mengen von Nahrungsmitteln hervor, daß wir unseren Bedarf an Bohnen und Gerste und anderen Zerealien hauptsächlich durch ihre Erzeugnisse decken könnten. Durch die Einführung moderner Maschinen, japanischer Arbeiter und die Anlage moderner Verkehrswege kann die Produktionsfähigkeit dieser Gebiete aber noch erheblich gesteigert werden Ein aussichtsreicher Handel kann dadurch aufgebaut werden, daß Japan

das Rohmaterial aus jenen Gegenden einführt und den Kontinent dafür mit Manufakturwaren versieht. Sollte auch der Handel für einzelne Kaufleute nicht gewinnbringend sein, der Nutzen, den das Volk daraus ziehen wird ist groß und notwendig. Korea ist zwar ein gebirgiges Land und für Ackerbau wenig geeignet, aber in der Mandschurei sind die weiten Ebenen des Liao und Sungari außerordentlich fruchtbar. Der dort wachsende Weizen soll den von Kanada an Güte übertreffen. Wir haben in der letzten Zeit bedeutende Mengen von Weizen, Mehl und Gerste von Deutschland (?) und Amerika eingeführt; wir würden diese Erzeugnisse dann von der Mandschurei beziehen können.

Das meist versprechende Unternehmen in der Mandschurei wird der Bau der Zuckerrübe sein, die jetzt in Deutschland gepflanzt wird. Das Klima der Mandschurei ist dem in Deutschland ungefähr gleich, der Bau der Zuckerrübe ist demnach möglich. Japan verbraucht jährlich 250000 Tonnen Zucker und diese Ziffer nimmt zusehends zu. Im Falle eines rationellen Zuckerrübenbaues in der Mandschurei werden wir unseren Bezug an Zucker aus Deutschland und den Tropengegenden aufgeben und sogar raffinierten Zucker wieder nach der Mandschurei ausführen können.

Außerdem ist die Bevölkerung der nördlichen Mandschurei ein großer Konsument von alkoholischen Getränken, so daß die Japaner für ihre großen Brauereien einen guten Markt dort finden werden.

Die großen Ebenen der nördlichen Mandschurei und der Mongolei sind durch ihre Weideplätze bekannt. Die Bewohner treiben Viehzucht, da ihnen aber die Kenntnis zu einem gewinnbringenden Betriebe abgeht, haben sie bisher einen Erfolg nicht erzielen können. Auch auf diesem Gebiete eröffnet sich den Japanern ein Wirkungsfeld. Japan führt jährlich für ungefähr zehn Millionen Yen Wolle ein; der Nutzen, den unser Land aus der Viehzucht ziehen würde, wäre demnach ein recht bedeutender.

Außer den oben genannten wirtschaftlichen Quellen gibt es in Korea und der Mandschurei an den Ufern des Yalu und Sungari ausgedehnte Wälder und auch Kohlen- und andere Bergwerke. Um diese Schätze ausbeuten zu können, müssen wir ein ausgedehntes Eisenbahnnetz haben, das wohl am besten auf staatliche Kosten erbaut wird. Es ist Pflicht der Behörden, Kaufleute, die auf dem Kontinent Geschäfte eröffnen wollen, ungehindert zuzulassen; sie mögen ihren Handel mit Ausländern oder Eingeborenen treiben. Der Grundsatz der offenen Tür muß immer und überall aufrecht erhalten werden. Die offene Tür

ist der Zweck des Krieges, nicht aber eine Gebietseroberung. Die Oberhoheit über die Mandschurei muß China unter gewissen Bedingungen zurückgegeben werden, jedoch nicht eher, als bis volle Ordnung hergestellt und die künftige Sicherheit gewährleistet ist. Wenn Friede und Ordnung in der Mandschurei eingekehrt sind, können wir auf einen großen industriellen Aufschwung hoffen. Der wirtschaftliche Verlust infolge des Krieges muß durch den Nutzen, den wir aus der Ausbeutung der Mandschurei ziehen, mehr als ausgeglichen werden.

Das bildet die Grundlage zur Lösung der Bevölkerungsfrage in Japan. Schließlich ist die Meinung unrichtig, daß wir das Hauptgewicht auf eine Besetzung Koreas und der Mandschurei legen, um dort unsere wirtschaftlichen Unternehmungen fördern zu können. Japan hat durch den Krieg dort bereits die wirtschaftliche Oberhand gewonnen und jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Frage der wirtschaftlichen Ausbeutung dieser Gebiete gelöst werden muß.

Das Kanjo.

Das amtliche Organ der japanischen Regierung heißt: „Kwampo", wir würden es Reichsanzeiger nennen. Es veröffentlicht die Gesetze, Erlasse der Kaiserlichen Regierung und von persönlichen Angelegenheiten, Beförderungen, Auszeichnungen usw. Der ruhmvolle, aber so verlustreiche Krieg begründete und verbreitete in aller Welt den Ruf unvergleichlicher Tapferkeit des japanischen Heeres und der Marine, überhaupt der Gesamtleistung zu Lande und zur See. Sie setzt sich aus einer Unzahl heroischer Taten des Einzelnen und bestimmter Truppenteile zusammen, die stets zum Siege führten. Gewiß wird der rührige japanische Generalstab nach dem Frieden nicht säumen, aus den gesichteten Berichten der Gefechte und Schlachten und aller mitwirkenden Behörden eine Zusammenstellung zu gestalten, als Geschichte dieses Krieges im Sinne unseres Generalstabswerkes über den deutsch-französischen Krieg. Dieses schriftliche Denkmal der Großtaten des japanischen Heeres im Kriege von 1904/05 kann nur ein möglichst getreues Gesamtbild des ganzen Verlaufes geben, in welchem nur einzelne besonders hervorragende Heldentaten des Einzelnen oder einer Truppe als helle Lichter im Bilde eingetragen werden können. Die große Menge von Beweisen persönlicher Tapferkeit und Aufopferung würde mit der Zeit verschwinden, vergessen werden, wenn man nicht Mittel fand, welche die Erinnerung an solche Großtaten wenigstens in den engen Kreisen der Familie und des Truppenteils stets wach erhalten.

Bis zu uns drang die Kenntnis einzelner heroischer Großtaten, so die erschütternde Weiherede des Admirals Kamimura an die Freiwilligen, welche zuversichtlich in den sicheren Tod gingen als Besatzung der in dem Hafeneingang von Port Arthur zu versenkenden Dampfer. Die Heldentaten der Besatzung der beiden Torpedoboote 107 und 271 in der Seeschlacht in der Koreastraße, ferner die erschütternde Vernichtung jener japanischen Studenten, welche auf ihren Wunsch und auf Kaiserlichen Befehl der Port Arthur-Armee zugeteilt wurden. In den Stürmen gegen den blutübergossenen 203 m-Hügel fielen diese Jünger der Wissenschaft bis auf den letzten Mann. Die Heldentat unseres Pioniers Klinke, welcher am 18. April 1864 beim Sturm auf die Düppler Schanzen die Pallisadenwand durch einen Pulversack öffnete, fand vor Port Arthur ihr Gegenstück, als ein junger Rekrut im entscheidenden Augenblick durch Dynamit ein Tor sprengte und dabei seinen Tod fand. Die Auszeichnung, welche der Mikado wählte, um diese Handlung zu ehren, traf den Vater des gefallenen jungen Helden durch die eigene Hand des Kaisers.

Diese Art der Auszeichnung des Familienhauptes des Gefallenen dürfte uns durchaus nicht auffällig erscheinen, liegt doch ganz die gleiche Absicht den preußischen Bestimmungen zugrunde, welche die verliehenen eisernen Kreuze aus den Freiheitskriegen und aus dem Kriege 1870/71 nach dem Tode des Inhabers der Familie überließ, ebenso die Anordnung, nach welcher die Namen der vor dem Feinde den Heldentod Gestorbenen durch Aufnahme auf den Gedächtnistafeln dem Vergessen in der Heimatgemeinde entzogen werden sollten. In Japan, dem Lande der aufgehenden Sonne, ist die Auffassung noch viel volkstümlicher als bei uns. Der Mikado genießt göttliche Verehrung als Verkörperung der Geister der vergangenen Geschlechter. Dadurch wird der Mikado gleichsam der Mittler zwischen den noch in dieser Welt lebenden und den in jene Geisterwelt entschwundenen Verstorbenen. Hierzu gehört auch die auf dem Glauben an das Geisterleben beruhende Sitte, die Leichenüberreste und sei es ein Büschel Haare, eines vor dem Feinde gefallenen Japaners zu der Familie oder wenigstens in das Vaterland überzuführen, weil die Seelen der Verstorbenen das Vaterhaus und das Vaterland gegen zukünftige Feinde dann besser schützen können. So erkennt man die Bedeutung der Familie für den engsten Kreis und die des Vaterlandes im weitesten Sinne für die soziale religiöse Denkungsweise der Japaner.

Ebenso wie bei uns die Großtaten der Vorväter ihren Glanz auf den

Familiennamen und dessen heutigen Träger noch werfen, so bewahren auch die alten Familien der Sumarei einen Schatz von Großtaten ihrer Ahnen, deren Geister innigsten Anteil an der Mehrung des Ruhmes der Familie nehmen. Die alten Rüstungen, alten Familienschwerter sind heilige Erbstücke der Familie und spielten auch in den Stürmen bei Port Arthur eine Rolle. Je mehr Beweise alten Kriegsruhms eine japanische Familie besitzt, desto geachteter steht sie da. Dieser Volksanschauung trägt eine Verfügung des Kriegs- und Marineministers Rechnung im janischen Reichsanzeiger „Kwampo". Sie ordnet die Einführung eines Dank- und Anerkennungsschreibens des Staates, des „Kanjo" an. Schon vor etwa 700 Jahren erkannte der damalige Shoghun Yoritomo dem tapferen Feldherrn Sagaki Moritsuma ein solches Kanjo zu, als dieser den Meerbusen von Fujise, nahe der Insel Kojima zu Pferde durchschwamm. In diesem ältesten Kanjo heißt es: „Seit alters her hat es mutige Leute gegeben, die zu Pferde Ströme durchschwommen haben, aber zum ersten Male höre ich, daß jemand über den Meerbusen geschwommen ist, diese tapfere Tat muß besonders anerkannt werden.

Die Anordnung über Einführung des Kanjo lautet: 1. Der Oberkommandierende, jeder selbständige Truppenführer, sowie Kommandeure, welche dem großen Hauptquartier direkt unterstellt sind, haben das Recht, auf dem Kriegsschauplatz in einem der nachgenannten Fälle das Kanjo auszustellen: a) für eine ausgezeichnete Tat vor dem Feinde, welche als Vorbild dienen kann, b) für Ausführung eines besonders gefahrvollen Auftrages, durch den der Sieg mit herbeigeführt wurde, c) für Befreiung eines Vorgesetzten aus ernster Gefahr, für Gefangennahme eines feindlichen Generals oder Eroberung einer feindlichen Fahne im Gefecht, d) für sonstige tapfere Taten vor dem Feinde. 2. Für den Fall, daß sich ganze Truppenteile, die Flotte mit inbegriffen, in vorstehend ausgeführter Weise ausgezeichnet haben, wird diesen das Kanjo zuerteilt. Dies wird durch Armeebefehl bekannt gegeben. Macht sich der Inhaber des Kanjo nachher einer ehrlosen Handlung schuldig, so verliert er das Recht, es weiter zu behalten. Die Erteilung des Kanjo erfolgt vor versammelter Mannschaft durch den Kommandeur, welcher das Kanjo erteilte. Von der Zuerkennung des Kanjo haben der Kriegs- und der Marineminister dem Kaiser Meldung zu erstatten, dasselbe geschieht, wenn der Inhaber des Kanjo desselben verlustig erklärt wird.

In der Wiederbelebung des Kanjo darf nicht ein Zeichen demokratischer Nichtachtung äußerer Orden- und Ehrenzeichen, vielmehr die höchste Ehrung der

Familientraditionen gesehen werden. Der Kaiser von Japan verfügt, wie ein Blick in die Rangliste beweist, über eine stattliche Reihe von Orden- und Ehrenzeichen in vielen Abstufungen. Das Kanjo aber ist ein Ehrendiplom der höchsten militärischen Behörden für Verdienst vor dem Feinde.

Die Kompliziertheit des japanischen Nationalcharakters ist schon verschiedentlich ein Gegenstand unserer Hinweise gewesen, uns Europäern ist er in vielem rätselhaft, aber darum, wie wir glauben, doch auf die Dauer, jedenfalls wohl enträtselbar. Die in folgendem niedergelegten Beobachtungen eines genauen Kenners, gerade des japanischen Offiziers, liefern einen interessanten Beitrag zu der Charakteristik des letztern. Seine Wahrnehmungen zeigen außerdem, daß die dem Japaner oft vorgeworfene Oberflächlichkeit, sein Mangel an Verständnis für tiefere Wissenschaft, sich, wenn sie überhaupt vorhanden ist, jedenfalls nicht auf alle Glieder des Volkes ausdehnt.

Ein Besuch der Zentralkadettenschule in Tokio.

Wenn man die lebhaften Geschäftsviertel der Hauptstadt verläßt und sich dem Nordwesten zuwendet, erblickt man in dem stillen Stadtteil Ischigaya, wo das Branden der Großstadtwogen nicht mehr zu vernehmen ist, auf kleiner bewaldeter Anhöhe ein langgedehntes, einstöckiges Gebäude in europäischem Baustil. Nichts Besonderes ist an dem Gebäude. Die Fassade ist weißgetüncht und schmucklos. Zur Feudalzeit hat hier ein Daimyo seine Residenz gehabt. An besonders klaren Tagen sieht man die ewig schneebedeckten Gipfel des heiligen Fujiberges, die Wolken hoch überragend, herüberwinken. Dieses Gebäude ist die Zentralkadettenschule der japanischen Metropole.

Es ist Vormittag. Die Kurumas, welche uns herbeigeführt haben, halten unten am Straßenportal. Wir begeben uns die Anhöhe hinauf. Der Posten salutiert. Wir betreten die schmucklose Vorhalle. Ein beliebtes militärisches Bild! Offiziere aller Chargen und Gattungen, schneidige Majore der Kavallerie mit langen Schleppsäbeln, Adjutanten und Offiziere vom Generalstab eilen geschäftig hin und her, meistens kleine, aber kräftige und gedrungene Gestalten, denen die Liebe zum Kriegshandwerk aus den dunklen Schlitzaugen sprüht und deren wetterharten und gestählten Zügen militärische Strapazen und Entbehrungen ihren Stempel aufgedrückt haben. Hin und wieder erhalte ich einen militärischen Gruß von Offizieren, die meinen Unterrichtsstunden beiwohnen, oder es klingt ein deutsches und gut kameradschaftliches „Guten Morgen, Herr

Professor" an mein Ohr. Im oberen Stockwerk liegen rechter Hand die Prunkzimmer für den Kaiser, die Prinzen und hohen Besucher. Ihnen gegenüber die Zimmer der Adjutanten und das Amtszimmer des Leiters der Anstalt. Zu meiner Zeit — es liegen freilich vier Jahre zurück — war Kavallerieoberst Isaki Direktor der Kadettenanstalt. Eine seltsame imponierende Erscheinung! Hochaufgeschossen, ungemein hager, jedoch stramm und muskulös, hatte er in seinem Äußeren nichts Japanisches und erinnerte mich beim ersten Anblick unwillkürlich an die bekannten Darstellungen des sagenhaften spanischen Ritters. Auf den intelligenten Zügen lagerte ständig ein undurchdringlicher, bitterer Ernst. Jedes Wort kam kurz und schneidig heraus. In militärischen Kreisen war übrigens seine Moltkenatur bekannt. Ich trat nur zweimal zu ihm in nähere Beziehung. Damals, als er mir beim Dienstantritt mit einem Willkommengruß die Hand drückte, und dann, bei einer imposanten buddhistischen Begräbnisfeierlichkeit, als man seinen hochbetagten Vater unter reger Beteiligung aller militärischen Kreise zu Grabe trug. Sonst geschah der Verkehr mit ihm durch einen Dolmetscher; denn Oberst Isaki war der deutschen Sprache unkundig. Niemals habe ich ihn lachen sehen.

Die andere Front des oberen Stockwerks nahm die Zimmer der Lehrer ein. Uns interessiert besonders das Zimmer für die Lehrer der deutschen Sprache. Es ist europäisch und enthält außer einem Bücherschrank mit einer kleinen aber wohlassortierten Fachbibliothek eine Wandtafel und sechs Pulte. Außer dem deutschen Instruktor waren nämlich noch fünf japanische Herren als Lehrer tätig, die zum Teil die deutsche Sprache in erstaunlicher Weise beherrschten.

Dem Hauptgebäude schließen sich in einem, den großen Exerzierplatz umgebenden Karree, die langgestreckten, mit hohen Spiegelscheiben versehenen Schulzimmer an. Die Flure gehen auf hölzerne, glatt polierte Wandelhallen aus, von denen die du jour-Offiziere bequem die Zimmer überschauen können. Die Klassenzimmer, hoch und geräumig, gleichen mit Katheder, Wandtafel und Schulbänken fast genau den unserigen und entsprechen den Anforderungen auch der Hygiene. Eine bemerkenswerte Abweichung ist die, daß in Japan jeder Schüler seine Bank oder ein Bänkchen mit der üblichen Schreibeinrichtung ganz allein für sich hat. Die Schreibplatte ist verstellbar. Die Bänke sind nicht am Boden festgenagelt, sondern frei beweglich und können nach Belieben hier oder dorthin gesetzt werden. Diese Einrichtung hat sich in meiner Praxis bewährt und kann unseren deutschen Pädagogen zur Nachahmung empfohlen werden!

Japanisches Geschwader an der Küste der Mandschurei.
(Nach einer Photographie.)

Auf dem großen hügeligen Terrain befinden sich ferner eine Turnanstalt, Eß- und Schlafsäle, das Lazarett nebst Apotheke und alle diejenigen Einrichtungen, die eine derartige Anstalt haben muß, wenn sie auf der Höhe der Zeit stehen will.

Nun einiges über den deutschen Unterricht und die Kadetten selbst. Der Kursus an der Kadettenschule umfaßt drei Jahre. Dem deutschen Lehrer ist jetzt nur wenig Freiheit gegeben. Ein Lesebuch mit Erzählungen aus der allgemeinen und deutschen Geschichte dient als Leitfaden. Das Stück wird vom Direktor auf Vorschlag ausgewählt und mit den Schülern besprochen. Daneben werden Übungen in der Rechtschreibung und im schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache abgehalten. Auch Anschauungsunterricht wird getrieben. An der Hand großer Wandtafeln werden die Schüler mit den wichtigsten Gegenständen u. Einrichtungen des deutschen Hauses vertraut gemacht. Dem deutschen Unterricht assistiert ein japanischer Lehrer der deutschen Sprache,

Küsten - Gebiet
Festung Nikolajewsk
Amur
Gradjewski Posd
Alexandrowsk
Kasakewitsch Bai
Duai
Alexandrowsk
Nowo-Michailowsk
Dui
Dschonquière
Dschonquière
Dschonquière

der in schwierigen Fällen als Dolmetscher zwischen Lehrer und Schülern dient. Offiziere gehen aus und ein und benutzen gern die Gelegenheit, ihre eingerosteten Kenntnisse der deutschen Sprache etwas aufzufrischen. Mich störte das anfangs nicht wenig. Man unterrichtet sozusagen im Freien. Doch man gewöhnt sich daran. Bisweilen erhielten wir „hohen Besuch". So wohnte eines Tages Marquis Oyama, damals Generalinspekteur der militärischen Bildungsanstalten, mit einer glänzenden Suite dem deutschen Unterrichte bei.

Der japanische Kadett ist klein, aber wohlproportioniert, rotbackig, zäh und ausdauernd. Die Gesichtszüge sind frisch und energisch. Aus den munter dreinschauenden Augen spricht deutlich die Liebe zum Kriegsberuf. Alles in allem macht der angehende Krieger einen vortrefflichen und sympathischen Eindruck. Seine Haltung und das ganze „savoir vivre" ist schneidig und stramm und erinnert an preußischen Drill und deutsche Manneszucht. Die deutschen Lehrmeister können auf ihre Schüler stolz sein Und diese sind ihren Lehrmeistern dankbar. Alles, was man in japanischen Militärinstituten sieht, weist energisch auf die deutschen Vorbilder und auf die deutschen Militärinstruktoren der japanischen Armee hin. Ein neues Preußen hier draußen im fernen Osten! Ich brauche nur den Namen Meckel zu erwähnen, um die hohen Verdienste der deutschen Militärinstruktoren um die Ausbildung der japanischen Armee in ein helles Licht zu rücken.

Obwohl ein geringes Maß von Kenntnissen gefordert wird, das meist unter dem Niveau anderer höherer Lehranstalten steht, so waren die Fortschritte der Kadetten nur mäßig. Ich war darüber erstaunt, da ich den japanischen Schüler als einen recht begabten und schnell auffassenden Jüngling kennen gelernt hatte. Mit der Zeit gewann ich den Eindruck, als ob die jungen Leute durch militärische Exerzitien über Gebühr in Anspruch genommen seien.

Ungehorsam und Renitenz sind Dinge, die man bei dem japanischen Schüler vergeblich sucht. Ich erinnere mich aus meiner Lehrpraxis in Japan nur eines einzigen Falles. Und das war in der Kadettenschule, in einer der oberen Klassen. Hier hatte ich einen etwas angejahrten Schüler, der allen meinen Fragen ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzte und kaum dazu zu bewegen war, aufzustehen und die vorgeschriebene militärische Positur einzunehmen. Alle Ermahnungen und Bitten waren erfolglos. Dazu musterte er mich mit zornigen Blicken. Wirklich — ein ganz gefährlicher Mensch! Eine Weile lang ließ ich die Sache auf sich beruhen und schrieb sein unvorschriftsmäßiges Be-

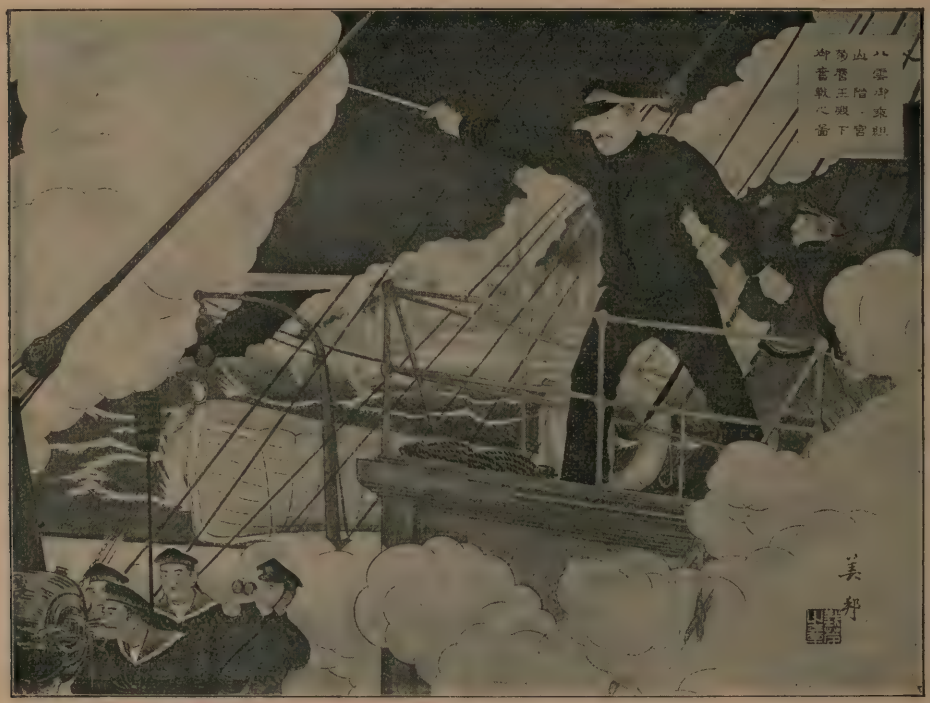
tragen einer vorübergehenden Laune zu. Aber das Betragen änderte sich nicht — im Gegenteil! Da mir die Disziplin gefährdet erschien und zu befürchten stand, daß sein Beispiel ansteckend wirken könnte, blieb mir nichts weiter übrig, als meinen Vorgesetzten von diesem merkwürdigen Falle von Insubordination Meldung zu machen. Da hörte ich, daß jener renitente Jüngling als „räudiges Schaf" bekannt sei und auch den japanischen Lehrern durch Ungehorsam und Unwillen viel zu schaffen mache. Remedur wurde nun zwar geschafft, aber zu einem recht willigen Schüler konnte er doch nicht gemacht werden. Sonst aber ist der japanische Schüler ein vortrefflicher Schüler, fleißig, stets willig und von einem unbezähmbaren, bisweilen an das Komische streifenden Wissens- und Bildungsdrang. Der Lehrer hat es daher in Japan leicht. Das Unterrichten japanischer Schüler ist eine dankbare und lohnende Aufgabe.

Mit Freuden erinnere ich mich noch eines jungen Kadetten, meines besten Schülers, der eine bei einem Krieger seltsam berührende Passion für philosophische Studien hatte. Der Schweglersche „Grundriß der Geschichte der Philosophie" war sein Vademekum, das er ständig bei sich führte und eifrig studierte. Eines Tages suchte er mich in meinem Papierhäuschen auf, um sich nähere Aufschlüsse über das Kantsche „Ding an sich" zu holen. Gern gab ich die gewünschten Erklärungen, was nicht so leicht war, da er wenig Übung im mündlichen Gebrauch der deutschen Sprache hatte. Wir wurden nun gute Freunde, hatten wir doch ein gemeinsames Band, die Neigung zu philosophischen Problemen und Spekulationen. Oftmals lieh er Bücher von mir aus. Dann besprachen wir gemeinsam, was er gelesen hatte. Aber immer drehte sich unser Gespräch um philosophische Fragen. Militärische Dinge wurden nicht berührt. Von den Kollegen hörte ich übrigens, daß mein junger philosophischer Freund auch „in militaribus" hervorragend tüchtig sei. So zeigt dieses Beispiel, daß sehr wohl — wenigstens im fernen Osten — militärische und philosophische Neigungen ungestört nebeneinander wohnen können.

Was mag mein junger Freund jetzt machen? Brütet er noch über philosophischen Studien oder ist er mit vielen anderen Freiwilligen in die Reihen derer getreten, die ihr teures Vaterland mit Erfolg gegen den Erbfeind verteidigt haben? Und dann hat er auch vielleicht sein junges Blut geopfert zum Ruhme des Vaterlandes auf den mandschurischen Schlachtfeldern, die purpurrot gefärbt sind von dem Blute junger japanischer Krieger . . .

Ein Deutscher schrieb aus Japan dem „Leipziger Tageblatt", nachdem er

mit deutschen Offizieren, die den Krieg wirklich mitgemacht hatten, gesprochen hatte: Das Urteil der Herren, die wir in Tokio wieder begrüßen durften, lautet einstimmig hervorragend über das japanische Heer, insbesondere über die Infanterie. Das Urteil ist ohne Einschränkung gefällt. Es bezieht sich zunächst auf das sogenannte Material, d. h. auf die Menschen, die Uniformen tragen. Wenn von 150000 waffenfähigen Mannschaften jährlich nur 45000 als



Japanischer Kommandant während der Seeschlacht.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Rekruten eingestellt werden, so braucht man sich nicht zu wundern, daß die Linientruppen im vorigen Jahre nur erstklassiges Material aufwiesen. Aber von denen war nach Mukden nicht viel mehr vorhanden. Es handelte sich kurz nach Mukden einmal darum, die Anordnung des Gepäcks des Infanteristen, besonders den Inhalt des Tornisters vorzuführen. („Derartige Details wurden in der Länge des Feldzuges ruhig gezeigt, ganz anders wie im Anfang.") Dazu wurden ein Dutzend alter Mannschaften aus einer Division ausgesucht, die den Krieg mit allen Schlachten von Anfang bis Ende mitgemacht hatten. Als

solche „alten" Leute, die nie verwundet, krank oder marschunfähig gewesen seien, wurden sie den fremden Offizieren vorgestellt. Als man nun aber fragte: „Werden Sie noch viele solche Dutzend herausfinden?" lautete die mit „hinter den Ohren kratzen" gegebene Antwort: „Viele gewiß nicht, vielleicht noch 3 bis 4." Und das aus einer ganzen Division! — Daraus geht hervor, daß die jetzige japanische Armee zumeist aus Leuten besteht, die nachgeschoben sind, Reservisten und Rekruten. Und auch diese Leute sind vorzüglich gebaut Kräftig — und was die Hauptsache ist: gleichmäßig kräftig.

Die Ausbildung der Leute war durchaus auf den Krieg gerichtet. So kannten sie keinen Parademarsch, und es kam gar nicht selten vor, daß um 9 Uhr erst angetreten und losmarschiert wurde, wenn 8 Uhr angesetzt war. Das geht jedem deutschen Soldaten wider das Gefühl, und doch versagten die Leute nie im Gefecht. Zudem wurde draußen immer weiter exerziert, auch Besichtigungen wurden abgehalten, was ja die langen Pausen zwischen den einzelnen Schlachten besonders begünstigten. Die Ausbildung der Leute erfolgte zum Teil vor dem Feinde und war um so eindrucksvoller, je höhere Anforderungen sie an den persönlichen Mut und an die schnelle Entschlußfähigkeit des einzelnen Mannes stellte. Für die langsame Arbeit der Führung kann der einzelne Mann nichts, auch nicht der einzelne Offizier. Welches die Gründe für das langsame Vorrücken und die langen Pausen gewesen sind, die jetzt so viel erörtert werden, dafür läßt sich ein sicheres Urteil nicht abgeben. Jedenfalls hat es an der Vorsicht der Führer allein nicht gelegen: eher dürfte man annehmen, daß der Charakter des

Auf der Lokomotive eines russischen Sanitätszuges.
(Nach einer Photographie.)

Volkes hier ein gut Teil mitspricht. „Mit einem Napoleon oder Friedrich an der Spitze dieses Heeres wären die Russen längst aus der Mandschurei heraus!" — Wer will entscheiden, ob das richtiger gewesen wäre? Eine Schlappe, auch nur die kleinste, haben Marschall Oyama und General Kodama, den man allgemein als Macher der ganzen Sache hinstellt, jedenfalls so vermieden. Ein urteilsfähiger japanischer Major, der die blutigen Tage von Liaujang mitgemacht, sagte betreffs der beiden Führer: Kodama ist sehr lebhaft; geht alles gut, dann ist er der geeignete Mann und ist der reine Marschall Vorwärts; geht's aber schief, läßt er zu leicht den Kopf hängen und verliert den Mut. Hier ist dann gerade Marschall Oyama am Platze: gerade wenn die Sache schwierig wird, beißt er sich fest und bringt durch seine Ruhe wieder Vertrauen in die Leute.

Alles in allem sehnte sich das ganze japanische Volk nach dem Frieden, erwartete aber mit Bestimmtheit eine Erfüllung sämtlicher hochgespannten nationalen Wünsche und hielt auch deren Erfüllung für selbstverständlich. Keinen einzigen Mißerfolg hatten die japanischen Waffen weder zu Lande noch zu Wasser erlitten, überall hatte sich der Sieg an Japans Fahnen geheftet, alle Ländergebiete, auf welche man Anrecht zu haben glaubte, waren von japanischen Truppen okkupiert und die feindliche Armee aus dem eigentlichen Interessengebiete unaufhaltsam hinausgedrängt worden. Vernichtet war die russische Flotte und die japanischen Schlachtschiffe beherrschten das Gelbe Meer und die Japanische See unumschränkt. Es drohte scheinbar keine Koalition europäischer Mächte, wie im Jahre 1895, denn gerade jene Länder waren jetzt zehn Jahre später im fernen Osten vollkommen machtlos. Die einzigsten Mächte, welche in Betracht kamen, nämlich England und die Vereinigten Staaten, lebten in ausgezeichnetem Verhältnis mit Japan, ja das zur See gewaltige England war ihnen sogar verbündet und man hatte begründete Hoffnung, dieses Bündnis nach seinem Ablauf auf breiterer Basis zu erneuern. Die leitenden Männer in Japan jedoch sahen weiter und tiefer und ihnen war wohl schon damals nicht mehr verborgen, daß gerade diese beiden mächtigen Freunde, ohne deren Bereitwilligkeit die zur Kriegführung nötigen Geldmittel nicht zu beschaffen gewesen wären, jetzt auch eine andere Seite, als die uneigennütziger Freundschaft zum Vorschein bringen würden. Doch davon später.

Die Eroberung der Insel Sachalin.

Die Betrachtung der Verhältnisse in der Mandschurei hat uns gezeigt, daß in absehbarer Zeit von einer Belagerung Wladiwostocks nicht die Rede sein konnte, weil eine mächtige und stetig anwachsende Armee unter Linewitsch im Felde stand und eine verhältnismäßig günstige Stellung einnahm. So mußten sich denn die Japaner damit begnügen, die Blockade des Hafens von Wladiwostock durch eine Anzahl Kriegsschiffe aufrecht zu erhalten, um der Festung nach Möglichkeit die Zufuhr von der Seeseite aus abzuschneiden. Es ist früher schon darauf hingewiesen worden, wie schwer die Lage des Hafens mit seinen beiden weit auseinanderliegenden Zufahrten eine solche Aufgabe macht. Und wenn es auch den Blockadeschiffen gelang, hier und da einen Dampfer abzufangen, so war doch von einem hermetischen Abschluß Wladiwostocks von der See nicht die Rede. Außerdem hatte das für die Festung auch nur eine sekundäre Bedeutung, denn noch war sie ja im völlig ungestörten Besitz der Landverbindung nach Charbin bezw. dem europäischen Rußland.

Dagegen beschlossen die Japaner jetzt, sich in den Besitz der Insel Sachalin zu setzen, welche, wie die Karte Seite 409 zeigt, die nördliche Verlängerung der japanischen Inselreihe bildet und von diesen durch die Straße La Perouse getrennt ist. Diese liegt in der Nähe von Wladiwostock, sowie den nördlich davon gelegenen Städten Nikolajeff und Alexandroff; könnte also bei Vorhandensein eines befestigten Hafens in bezug auf die russische Küste auch eine erhebliche strategische Wichtigkeit besitzen. Sachalin war ursprünglich eine japanische Insel, wurde aber dann in den Zeiten japanischer Ohnmacht durch die Russen okkupiert und als Strafkolonie benutzt. Die Insel soll ganz außerordentlich reich an Bodenschätzen aller Art sein, welche jedoch von der russischen Regierung bisher ziemlich unbeachtet gelassen worden waren. An den Küsten liefert der Robben- und Fischfang schon jetzt außerordentliche Erträge. So war es denn nicht nur ein idealnationaler Gedanke, welcher den Wunsch, Sachalin wieder japanisch zu machen, im Laufe der Jahre immer brennender werden ließ, sondern es lagen auch sehr reale Erwägungen zugrunde. Nahm man jetzt Sachalin, wo der Krieg sich seinem Ende zuzuneigen schien, so war die Insel zum allermindesten ein wertvolles Pfand für die Friedensverhandlungen und hat sich als solches auch in der Folge gezeigt.

Am 7. Juli 1905 zeigte sich eine japanische Flotte in der La Perouse-

Straße; auf zehn Transportdampfern waren Landtruppen mit Artillerie eingeschifft, und begleitet wurden sie von einem unter dem Befehl des Vizeadmirals Kataoka stehenden Geschwader: den beiden alten Panzerschiffen „Fuso" und „Tschinjen", ferner einem Panzerkreuzer der Asama-Klasse, sechs kleinen Kreuzern, vier Kanonenbooten und 36 Torpedobootszerstörern. Mit der ihnen eigenen Vorsicht suchten die Japaner zunächst die Meerenge La Perouse nach Minen ab, dann durchfuhr die Flotte dieselbe, um auf die Ostseite der Insel zu gelangen und noch am selben Tage eröffneten die Schiffe ein heftiges Feuer auf einige russische Strandbatterien bei Korsakowsk und Schipisan, einem Orte, welcher in der Nähe von Korsakowsk liegt. Hier landete zunächst eine Anzahl Truppen und bald darauf etwas weiter nördlich das gesamte Landungskorps. Die Gegenwehr der Russen war nur schwach, überhaupt hatten die Russen sich wohl von vornherein klar gemacht, daß mit den geringen auf Sachalin befindlichen Streitkräften eine wirksame Verteidigung außer Bereich der Möglichkeit lag. Sachalin war eigentlich von vornherein völlig preisgegeben und auch Linewitsch hatte, obwohl Zeit genug dazu vorhanden gewesen wäre, die Verteidigungsmöglichkeit der Insel völlig außer Acht gelassen. Der russische Kommandant in Korsakowsk zog sich schon nach kurzer Zeit zurück, nachdem er seine Geschütze gesprengt und die Regierungsgebäude verbrannt hatte. Am 8. Juli wurde Korsakowsk besetzt, ebenso die Befestigung Sullojeffka an der Lososzi-Bucht. Überall zogen sich die Russen zurück und besetzten im Norden eine zur Verteidigung geeignete Höhenstellung bei Wladimirowsk. Am 10. Juli landeten japanische Truppen am Kap Notoro, auch hier dasselbe Bild: kurze Beschießung, Rückzug der Russen und Landung der Japaner. Die erwähnte Stellung bei Wladimirowsk wurde schon in der Nacht vom 10. auf den 11. Juli von den Japanern genommen und die Russen zogen sich weiter nordwärts zurück. Die Zahl der gelandeten japanischen Truppen soll sich ungefähr auf 20000 Mann belaufen haben, außerdem hatte man noch eine große Anzahl von Kulis mitgenommen, um aus dem an Bord der Dampfer befindlichen Material mit möglichster Schnelligkeit eine Feldeisenbahn zu bauen. Damit befand sich tatsächlich Sachalin in den Händen der Japaner und die Besitznahme ist, wie schon angedeutet, eher als ein politischer denn ein militärischer Akt zu betrachten.

Nachdem alle Truppen gelandet waren, begann das Geschwader die Küsten der Insel zu rekognoszieren; ohne Zweifel hauptsächlich in der Absicht, fest-

Kosaken von japanischer Infanterie beschossen.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

zustellen, ob noch irgend welche schwimmenden russischen Streitkräfte sich dort aufhielten, ob ferner die Gewässer durch Minen unsicher gemacht seien oder aber, ob an zur Landung geeigneten Stellen sich etwa Küstenwerke befänden. Man suchte das Fahrwasser ab bis in die Nähe des Dorfes Alexandrowsk, welches insofern eine gewisse Wichtigkeit besaß, als die russischen Behörden dort ihren Sitz hatten. Das Geschwader setzte am 24. Juli ein Landungsdetachement an Land und am 25. besetzte man Alexandrowsk, am Abend desselben Tages wehte die japanische Flagge auf den russischen Regierungsgebäuden. Die russischen Truppen unter dem General Liabunoff zogen sich vor der japanischen Übermacht zurück. Überhaupt wurde von den Russen, die sich ja auch

Japanische Darstellung
der Wirkung einer Unterseemine.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

überall in der Minderzahl befanden, nur wenig Widerstand geleistet; man sah eben die Sache von vornherein als hoffnungslos an. Ein etwas bedeutenderes Gefecht fand am 27. Juli statt und zwar in der Nähe des Ortes Rykowsk; hier ging die russische Infanterie sogar zum Angriff vor, wurde jedoch geschlagen und erlitt große Verluste; die Japaner machten 500 Gefangene. Einige Tage nachher kapitulierte der General Liabunoff mit 70 Offizieren und 3200 Mann. Im ganzen hatte die Besatzung Sachalins russischerseits nur 5000 Mann mit 12 Geschützen betragen. Während der ersten Augusttage ergaben sich die Reste und so war Sachalin beinahe ohne Verlust und mit leichter Mühe in die Hand der Japaner gefallen. Der Führer der japanischen Landtruppen, General Haraguchi, richtete sofort eine japanische Militärverwaltung ein und wie die Japaner es überall während des Krieges getan haben, gab man den verschiedenen Orten, Buchten usw. japanische Namen anstatt der russischen. Ohne Zweifel war man der festen Überzeugung, daß die ganze Insel Sachalin nunmehr in japanischen Händen bleiben würde. Wie gesagt, war Sachalin früher japanisch gewesen und so erachteten die Führer der Okkupationstruppen dies für ganz selbstverständlich. Wie wir in kurzem sehen werden, ist es nachher anders gekommen und Japan erhielt nur die südliche Hälfte der Insel. Da diese aber in jeder Beziehung die bessere und wichtigere ist, außerdem man es beinahe als wahrscheinlich ansehen kann, daß im Laufe der nächsten Jahre durch friedliche Transaktion auch der nördliche Teil den Japanern zufallen wird, so sei im folgenden eine kurze Schilderung der Geschichte Sachalins und derjenigen Eigenschaften gegeben, welche die Insel besonders wertvoll machen. Wir folgen dabei einer Schilderung des schon früher öfter von uns erwähnten Rußlandkenners, des Generals von Zepelin.

Geschichte der Beziehungen Rußlands und Japans zu Sachalin.

Die ersten Berührungen Rußlands mit Japan fanden auf den Kurilen und Sachalin statt.

Als die Russen gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Kurilen kennen lernten, trafen sie hier auf Japaner. Dem weitschauenden Geist Peters des Großen entging es nicht, daß die Erweiterung der russischen Macht in Ostasien das Zarenreich zwingen würde, mit diesem damals noch weitab von den Bahnen europäischer Kultur und Politik befindlichen Volke zu

rechnen; nichtsdestoweniger blieben im Laufe des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts beide Nationen trotz der Festsetzung Rußlands auf Kamtschatka einander fremd. Die von Peter dem Großen gegründete Schule für die Erlernung der japanischen Sprache in St. Petersburg hatte unseres Wissens auch nur ein kurzes Dasein.

Erst am Beginn des 19. Jahrhunderts trat Rußland wieder in Beziehungen zu Japan, mit denen zugleich eine vorübergehende Besitznahme der Insel Sachalin verbunden war.

Im Jahre 1804 war Rjäsanow als russischer Gesandter nach Japan geschickt worden, um dort einen Handelsvertrag abzuschließen. Er gelangte aber nicht zu dem gesteckten Ziele und ließ sich in seiner Erregung dazu verführen, dem Zaren statt der von der Regierung Japan gegenüber befolgten friedlichen, eine Politik der Eroberung anzuempfehlen. Was Murawiew und Newelskij in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in gewissem Sinne im Gegensatz zur Regierung durchführten, das schlug Rjäsanow schon im Beginn des Jahrhunderts vor, nämlich den Amur in seiner ganzen Ausdehnung in Besitz zu nehmen. Um dies vorzubereiten, riet er, vorläufig von der der Mündung des großen Stromes gegenüberliegenden Insel Sachalin Besitz zu ergreifen, trotzdem die Japaner auf dem südlichen Teile derselben schon Handelsfaktoreien und Niederlassungen gegründet hatten. Nach Sachalin und den Kurilen wurden auf seine Veranlassung zwei junge Seeoffiziere gesandt, deren gewaltsames Auftreten die Folge hatte, daß die Japaner einen russischen Kapitän gefangen setzten. Die russische Regierung beeilte sich, die Besitzergreifung von Sachalin durch den Leutnant Chwostowüj für willkürlich zu erklären und amtlich Japan bekannt zu geben, daß Rußland keinerlei Rechte auf die Insel geltend mache.

Nach dieser Zeit zeigte sich Rußland in Ostasien völlig zurückhaltend, bis Murawiew, der später den Beinamen Amurskij erhielt, die Verwaltung Ostsibiriens übernahm. Er ließ in den Jahren 1849 bis 1853 das Mündungsgebiet des Amur durchforschen und 1853 auf Sachalin zwei Militärposten einrichten, Dué im nordwestlichen und Aniwa im südlichen, japanischen Teile der Insel.

So standen sich Russen und Japaner von neuem auf Sachalin gegenüber, diesmal aber nicht in friedlicher Begegnung, sondern mit den Waffen in der Hand. Schon im folgenden Jahre aber wurden die Beziehungen wieder be-

deutend friedlicherer Natur. Admiral Putjatin hob den Amurposten auf und verbot den Truppen, ohne besondere Erlaubnis den japanischen Teil der Insel zu betreten, worauf sich die Japaner beeilten, ihre Anerkennung dieser Maßregeln durch die außerordentlich gastfreie Aufnahme der Besatzung der an der japanischen Küste gestrandeten Fregatte „Diana" zu beweisen.

Kullischer Truppentransport.
(Nach einer Photographie.)

Im Jahre 1855 wurde der erste Handelsvertrag mit Japan geschlossen, in dem unter anderen das Recht Rußlands anerkannt wurde, mit Japan gemeinsam das Besitzrecht auf Sachalin auszuüben, ohne daß den beiden Nationen bestimmte Grenzen gezogen wurden.

Da sich in dieser Zeit Rußland von dem bewaffneten Einschreiten anderer europäischer Mächte und Nordamerikas in Japan fern hielt, so blieb das Verhältnis zu Japan ein durchaus freundliches.

Dies änderte sich, als im Jahre 1859 Graf Murawiew den Grafen Putjatin ersetzte und gleichzeitig in der Regierung Japans die fremdenfreundliche Partei, welche die Verträge mit den europäischen Staaten abgeschlossen hatte, durch die fremdenfeindliche ersetzt wurde.

Gegenstand der Verhandlungen wurde wieder Sachalin, das Rußland ganz zu besitzen wünschte. Man suchte den Japanern durch die Versammlung eines so großen Geschwaders zu imponieren, wie es die Gewässer von Jeddo bis dahin noch nicht gesehen hatten. Die Gesandtschaft trat zugleich mit besonderem Pomp auf; an wertvollen Geschenken für die japanischen Würdenträger ließ man es nicht fehlen. Die Verhandlungen zogen sich aber einen ganzen Monat hin, ohne zum gewünschten Ergebnis zu führen.

In Rußland schob man das Scheitern der Verhandlungen auf die Einwirkung des englischen Gesandten. Das gute Verhältnis, das bisher zwischen Japan und Rußland geherrscht hatte, wurde hierdurch gestört. Russische Offiziere und Matrosen wurden ermordet; Rußland vermied indessen strenge Repressivmaßregeln, es begnügte sich vielmehr mit einer Entschuldigung der japanischen Beamten, in der Hoffnung, hierdurch die Anbahnung guter Beziehungen in der Zukunft zu erleichtern. Es gelang dies auch, namentlich da man die Sachalinfrage ganz unberührt ließ. Man gründete russischerseits sogar in Hakodate eine Schule für junge Japaner und sandte russische Marineoffiziere nach Japan, um die Ausbildung der Japaner im Seewesen zu fördern.

In dieser Zeit wurden die Häfen Japans infolge der verschiedenen Verträge den Handelsflotten der europäischen Mächte geöffnet. Das gänzliche Fehlen russischer Handelsschiffe in den japanischen Gewässern war aber nicht allein die Veranlassung zu dem Sinken der Achtung vor dem bisher in den Augen Japans so mächtigen Rußland, sondern es bestärkte auch dies Reich in dem Mißtrauen, daß die ungeachtet dieses Umstandes so starke Kriegsflotte Rußlands im fernen Osten geheimen Absichten gegen Japan dienen könne. Die Besetzung der später wieder aufgegebenen Insel Tsuschima gab scheinbar den Gegnern Rußlands recht.

Den wichtigen Fortschritten der anderen Mächte in den Jahren 1863 und 1864 in ihren Beziehungen zu Japan blieb Rußland infolge seiner Inanspruchnahme durch die polnischen Wirren fern. Die Flotte lag, mit Reparaturen beschäftigt, abwartend im Hafen. Auf Sachalin veranlaßte die ungenügende Fassung der Abkommen der Jahre 1855 und 1858, daß die beiderseitigen lokalen Behörden ein stillschweigendes Abkommen trafen, nach dem der Poponaj als Grenze zwischen den einzelnen Machtsphären angesehen werden sollte. Der traurige Zustand des auf der einen Seite dieses Flusses liegenden russischen Postens und die vortreffliche Einrichtung und Ordnung des auf

der japanischen Seite liegenden Hafens forderten notgedrungen die Japaner zu Vergleichen heraus, die nicht zum Vorteile Rußlands ausfielen.

Als im Jahre 1865 Japan eine Gesandtschaft nach Petersburg schickte, wurde die Frage wegen der Überlassung der Insel an Rußland gegen Abtretung der Kurilen von neuem aufgeworfen, aber — nach russischer Auffassung — infolge englischer Intriguen ohne Erfolg. Die Ende März 1867 abgeschlossene Konvention über Sachalin ließ daher den Gemeinbesitz beider Staaten bestehen und bestimmte sogar ausdrücklich, daß Russen wie Japaner das Recht haben sollten, in gleicher Weise überall auf der Insel von bisher noch nicht besetzten Plätzen Besitz zu nehmen.

Als Rußland einen so eigenartigen Vertrag abschloß, glaubte es nicht, in den Japanern ernst zu nehmende Konkurrenten zu finden. Bald zeigte es sich aber, daß diese alle Vorteile auf ihrer Seite hatten. Sie begannen nämlich in den Jahren 1866 und 1867 eine systematisch durchgeführte Kolonisierung, die ihnen weder Kosten noch Schwierigkeiten machte und ihnen die für sie sehr erwünschten Erzeugnisse der Insel verschaffte: Fische und Pelztiere. Die Russen dagegen konnten nur mit großen Kosten eine geringe Anzahl von Ansiedlern aus ihrem entfernten Lande heranschaffen. Man beschränkte sich im wesentlichen darauf, einige Militärposten zu errichten, während die Japaner aufblühende Dörfer anlegten. Als man russischerseits zum Zeichen der Besitzergreifung Markpfähle aufstellte, besetzten die Japaner alle Teile der Insel hiermit.

Als nun die Russen Sachalin auch zum Verbannungsort machten und man begann, Kohlenlager auszubeuten, wurde dies Verhältnis so störend, daß man daran denken mußte, diesem Zustande ein Ende zu machen. Nach langen Verhandlungen kam im Jahre 1875 ein Vertrag zustande, durch welchen die Insel gegen Übergabe der Kurilen an Japan von diesem Reiche an Rußland abgetreten wurde.

Das in landwirtschaftliche Benutzung genommene Land hatte 1897 nur ein Gesamtareal von 2515 Quadratwerst, nach anderen Berechnungen von 5700 Hektar, auf dem vorzugsweise Kartoffeln und nur verhältnismäßig wenig Getreide (Roggen, Weizen und Hafer) gebaut wurden. Auch Kohl und Gurken sollen für den Bedarf der Bewohner in genügender Quantität gewonnen werden. Das Getreide, welches, wie oben erwähnt, zudem in seiner Reife sehr von dem

wechselnden Klima abhängt, genügt nicht zur Ernährung der Bewohner, die an Stelle des Brotes oft ein Surrogat aus Kartoffeln genießen.

Viehzucht wird kaum getrieben; man hat versucht, das kleine transbaikalische Rind einzuführen; als Zugtier wird das Pferd nur ausnahmsweise verwandt, für gewöhnlich dient der Hund zum Fortschaffen der Lasten; das Renntier findet sich in kleiner Zahl bei der Urbevölkerung im Norden der Insel im Gebrauch.

Die Pflanzenwelt ist sehr reich vertreten. Da 90 Prozent der Oberfläche mit Wald bedeckt sind und dieser in den verschiedensten Höhenlagen vorkommt, so ist die Insel reich an sehr wertvollen Hölzern. Zirbelbaum, Fichte, Edeltanne, Ulme, Zwergzeder, Weißbuche, Ahorn, Pappel, Esche, Weide finden sich hier in den verschiedensten Arten vor. Von Sträuchern kommen Hollunder, Weißdorn, Himbeere, Johannisbeere, Spireen vor. Unter der alpinen Flora ist besonders als typischer Vertreter der kurdische Bambus zu erwähnen.

Von in der Wildheit lebenden Tieren ist der sibirische Hirsch, das Reh, der Hase, Luchs, Wolf und Bär in den Wäldern der ganzen Insel verbreitet, im Norden soll das Elen, im Süden der Moschusochse vorkommen.

An Pelztieren, deren Zahl infolge rücksichtsloser Vernichtung in neuerer Zeit sehr abgenommen haben soll, sind namentlich Zobel und Fuchs vorhanden. Seehund und Walfisch sollen aus ähnlichen Gründen in ihrem Bestande sehr vermindert sein.

Großartig ist der Reichtum an Fischen sowohl in den Flüssen wie an den Küsten der Insel. Lachs (Keta), Hering und die Gorbuscha (der Buckellachs), Stör und Kabeljau sind die wichtigsten Arten.

An Bodenschätzen enthält die Insel Steinkohlen, Braunkohlen, Eisen, Naphtha, kupfer- und silberhaltige Blei- und Zinkerze. Die Ähnlichkeit des geologischen Baues der Gebirgszüge mit den Goldfundstätten am Amur gibt Grund zu der Annahme, daß sich auf Sachalin auch mehr oder weniger reiche Goldlager finden.

Gegenstände der Ausfuhr bezw. des Handels sind von den Erzeugnissen der Insel: Holz, Erzeugnisse des Bergbaues, der Fischerei und Pelzwaren, sowie Trepang.

Die Ausbeute des Waldreichtums hat erst im Jahre 1896 begonnen, wo etwa 120000 Schwellen für die chinesische Ostbahn angefertigt wurden. Anfang des Jahres 1898 errichtete die Verwaltung des Korsakowskbezirks Holz-

fäller-Artels (Gesellschaften), um Holz zur Ausfuhr nach Wladiwostock, Port Arthur und Japan zu fördern. Wenn auch russische Quellen das Gegenteil berichten, so scheint doch ein Bericht des „Ostasiatischen Lloyd" vom 18. November 1904, dem wir auch andere Mitteilungen über die Industrie und Erzeugnisse der Insel entnehmen, das Richtige zu treffen, wenn er sagt, daß dies Unternehmen keinen Erfolg gehabt hätte und der größte Konsument des Sachaliner Holzes die gewaltigen Waldbrände wären, die alljährlich ungeheure Waldflächen vernichten. Damit wird aber auch der Pflanzenwuchs des Waldbodens vernichtet, der die atmosphärische Feuchtigkeit anzieht. Die Folgen dieses Zustandes dürften die Überschwemmungen sein, welche die fruchtbare Erdschicht mit sich fortreißen und so das Areal, welches für den Ackerbau zu verwerten wäre, noch mehr verringern.

Eine verlassene Stellung.
(Nach einer Photographie.)

Die Verwertung der Erzeugnisse des Bergbaues beschränkt sich heute im wesentlichen nur auf die Gewinnung der Steinkohle. Trotz aller Vergünstigungen, deren sie sich seitens der Regierung erfreute, förderte sie in dem Zeit-

Zerstörung der Mandschureibahn durch eine Chunchusenbande.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

raum vom Jahre 1890 bis November 1896 nur 118396 Tonnen Kohlen. Heute wird die Kohlenförderung betrieben: Bei Nagatschi an der Westküste nördlich von Dué seitens der Gesellschaft Makowskij. Diese arbeitet seit 1896 und hat auch seit 1901 die Gruben von Dué gepachtet. Sie gewann in den Jahren 1900 und 1901 über 32000 Tonnen Kohlen. — Seit 1892 hat auch die Hauptgefängnisverwaltung Kohlenlager bei Dué und Wladimirowsk zu be-

Japanische Streiwache im Gefecht.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

arbeiten begonnen und 1901 19656 Tonnen Kohlen gewonnen, von denen sie etwa die Hälfte für die Bedürfnisse ihres Ressorts verwendet, die andere aber an die Schiffe verkauft.

Eisenerze sind bisher fast gar nicht gewonnen, trotzdem sie fast überall in der Nachbarschaft der Kohlenlager vorkommen. Dasselbe gilt von der Naphthagewinnung, die bisher kaum der Rede wert ist, während die Insel nach Ansicht der die Untersuchungen betreibenden Ingenieure einen ebenso großen Ertrag wie Baku zu geben verspräche.

Gold wurde im Jahre 1880 im Tymowskischen Bezirke entdeckt. Es sollen reiche Goldfelder vorhanden sein. Die Ausbeute wird freilich durch das Gesetz vom Juli 1901 zurückgehalten, nach welchem das Uferland des ganzen Küstengebietes und der Inseln bis 100 km landeinwärts für die private Ausbeutung des Goldes und des Naphthas geschlossen ist. Russischen, besonders vertrauenswürdigen Untertanen kann der Generalgouverneur des Amurgebietes ausnahmsweise die Genehmigung zur Ausbeute der Gold- und Naphthalager in den gesperrten Bezirken erteilen, Ausländern ist aber jede Möglichkeit zur Beteiligung an der Ausbeute der Lager edler und nützlicher Metalle und anderer Schätze des Bergbaues genommen.

Den größten Reichtum Sachalins bildet für den Handel zurzeit die Fischerei und ihre Erträge.

Diese und andre Produkte des Meeres, wie Trepang und Seekohl, welche als Leckerbissen der japanischen und chinesischen Küchen nach diesen Ländern gehen, geben der Insel namentlich in den Augen der Japaner eine sehr hohe Bedeutung.

Wie groß der Export an Fischereiprodukten der Insel Sachalin nach Japan ist, geht schon daraus hervor, daß, obwohl der größere Teil derselben nach diesem Lande als Kontrebande kommen dürfte, allein das Zollamt in Hakodate im Durchschnitt $2^1/_4$ Millionen Rubel im Jahre an Eingangszoll von Fischereiprodukten der Insel einnehmen soll. Bezeichnend für die Fischereiverhältnisse auf Sachalin ist es aber, daß die Seefischer fast ausschließlich Japaner sind, selbst bei den russischen Fischereigeschäften, obwohl diese etwa 20 Rubel im Monat an Lohn usw. erhalten, während die russischen Arbeiter, da sie meist aus Sträflingen oder Zwangsansiedlern bestehen, nur 11 Rubel empfangen. So waren z. B. im Jahre 1901 in dem Korsakowskischen Bezirke von 6243 Fischern 6053 Japaner und nur 190 Russen.

An Fischen kommen hauptsächlich Heringe, Lachs, Stör und Kabeljau in den Handel. Der Hering wird meist in den Gewässern des Korsakowskischen Bezirks gefangen, dessen Küsten in fünf Fangbezirke geteilt sind. Der Hering nähert sich in der Regel im Anfang April den Küsten, und zwar in solchen Massen, daß das Meer tatsächlich von ihm wimmelt und das Wasser von dem abgestreiften Laich die Farbe der Milch annimmt. Dies Schauspiel bietet z. B. die Aniwa-Bai zwei Wochen lang. Die Hauptfangplätze sind die West-

küste des südlichen Teiles der Insel, die Aniwa-Bai, die Südostküste, die Strecke zwischen den Kaps Tjerpjenjo und Jelisaweto und die Nyj-Bai.

Es ist ganz unmöglich, die selbstverständlich in den einzelnen Jahren auch sehr verschiedene Ausfuhr an Fischen festzustellen. Man schätzt sie auf mindestens durchschnittlich $1^1/_3$ Millionen Tonnen.

Für die Japaner ist die Ausfuhr von Heringen von ganz besonderer Bedeutung, weil sie für die Kultur ihres teilweise sehr erschöpften Bodens, namentlich für die eine so wichtige Rolle spielenden Reisfelder, den aus Fischen gewonnenen Dünger gebrauchen. Von den Massen von Heringen, welche auf diese Weise in verarbeitetem Zustande nach Japan gehen, kann man sich einen Begriff machen durch die Erwägung, daß zu einer Gewichtstonne solchen Düngers 6 Gewichtstonnen Heringe erforderlich sind. Man hat nach der Einfuhr in Japan berechnet, daß im Durchschnitt die Japaner alljährlich als Dünger über 3 Millionen Tonnen nehmen. Der russische Vizekonsul Hedenström in Hakodate hat festgestellt, daß die jährliche Einfuhr dieses Düngers aus Sachalin nach Japan einen durchschnittlichen Wert von mehr als 7 Millionen Rubel hat.

Dieser Umstand ist aber von so hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung für das Inselreich, daß schon er allein die Japaner darauf hinweist, bei einem für sie günstigen Friedensschluß die Abtretung Sachalins zu verlangen.

Der in den russischen Gewässern des fernen Ostens lebhaft betriebene Walfischfang veranlaßte im Jahre 1899 die Gründung der Faktorei der russischen Firma Ssemenow & Dembi auf Sachalin, um der japanischen Firma Kokura-Motoi an der Aniwa-Bai Konkurrenz zu machen.

Der Seehundsfang wird an den Küsten der zum Kreise Sachalin gehörenden Tulenje-Insel betrieben. Hier wie auf den Komandor-Inseln sind es amerikanische und japanische Fangfahrzeuge, die den Russen eine sehr empfindliche gesetzliche oder ungesetzliche Konkurrenz machen.

Daß der Handel mit Pelzen der in den Wäldern Sachalins gefangenen oder erlegten Tiere, namentlich nach Japan, nicht unbedeutend ist, sei hier nur erwähnt.

Hafeneinrichtungen.

Die Hafeneinrichtungen sind völlig vernachlässigt oder fehlen überhaupt ganz. Trotzdem z. B. an der Mündung des Tym die Bai von Nyisk (Nyj) und

die südlich davon liegende Nabyl-Bai nicht ungünstige natürliche Vorbedingungen für Anlage von Häfen an der Ostküste bieten, hat die russische Regierung hier bisher keine Anstalten zur Schaffung eines Hafens getroffen. Auf der Reede von Korsakowsk, in der nördlichen Ecke der sich von Süden in die Insel hinein erstreckenden Aniwa-Bai, finden Schiffe einen guten, gegen die vorherrschenden nördlichen Winde geschützten Ankergrund. Aufgestellte Baken erleichtern die Ansegelung, auch eine Landebrücke für Boote ist vorhanden. Der Platz ist das ganze Jahr hindurch eisfrei, dagegen herrscht, im Juni und Juli fast beständig, Nebel. Gegen südliche Winde ist kein Schutz vorhanden.

Die Reede von Alexandrowsk, dem an der Westküste gelegenen und durch ein Kabel mit Castries-Bai verbundenen Sitz des Gouverneurs, ist nur bei ablandischen Winden zu benutzen. Dasselbe gilt für die Reede von Dué oder Dui, dem nur wenig südlich von Alexandrowsk gelegenen Hauptkohlenhafen von Sachalin. Bei westlichen Winden müssen die Ankerplätze, besonders da der Grund schlecht ist, meistens verlassen werden. In Dué befindet sich eine hölzerne Ladebrücke für Kohlen, die während der Sommermonate von hier nach dem gegenüberliegenden Festlande (Castries-Bai) verschifft werden, von wo sie nach Wladiwostock und den Amur aufwärts gehen. Es können täglich ungefähr 200 Tonnen Kohlen verladen werden, wenn nicht Westwinde die Übernahme überhaupt verbieten.

Die Verwaltungs- und Verteidigungseinrichtungen.

Zurzeit wird Sachalin in drei Bezirke eingeteilt: den Alexandrowskischen, den Tymowskischen und den Korsakowskischen. Der Sitz der Verwaltung ist in Alexandrowsk. An der Spitze dieser Verwaltung steht ein Militärgouverneur, jetzt der General Michail Lapanow. Dieser gilt für einen energischen Offizier. Bei Ausbruch des Krieges befand er sich auf Urlaub in St. Petersburg; er eilte sofort quer durch Sibirien nach Nikolajewsk am Amur und fuhr im eisigen arktischen Winter über das Eis des Tatarengolfes in vier Tagen auf Hundeschlitten nach Sachalin hinüber. Auf Sachalin befanden sich bis zum Ausbruch des Krieges nur sogenannte Lokalkommandos, wesentlich zur Bewachung der Sträflingskolonien und zur Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung auf der Insel bestimmt. Diese Lokalkommandos — in Alexandrowsk und Korsakowsk — wurden in zwei Reservebataillone, zu je vier Kompagnien, erweitert. Dann wurden die „besseren" Sträflinge, die Zwangsansiedler und freien

Bauern, sowie die abkömmlichen Beamten als Wehrleute in freiwillige Druschinen eingereiht. Ob diese improvisierten Truppen selbst kleineren japanischen Landungen bei den ausgedehnten, infolge der schlechten Vorbereitungen außerordentlich schwer zu erreichenden Küsten einen ernsthaften Widerstand ent-

Russische Rekonvaleszenten in japanischer Gefangenschaft.
(Nach einer Photographie.)

gegensetzen können, erscheint mehr als zweifelhaft. Freilich ist auch unwahrscheinlich, daß die Japaner von ihren auf dem Hauptkriegsschauplatze so notwendigen Kräften etwas gegen Sachalin verwenden sollten, das ihnen bei einem siegreichen Kriege als reife Frucht in den Schoß fallen mußte.

Sehr schwierig ist die Versorgung der Insel mit Lebensbedürfnissen, da die Bevölkerung fast ganz auf die Zufuhr angewiesen ist. Der Krieg hat in

dieser Beziehung beinahe unhaltbare Zustände geschaffen. Schon vor längerer Zeit berichtete die „Nowoje Wremja", daß bei dem Mangel an Lebensmitteln die Einwohner Sachalins unter einer jeder Beschreibung spottenden Teuerung litten. Ein Pud (16,380 kg) guten Roggenmehls kostete bis 30 Rubel (also 60 bis 70 Mark), 1 Pfund Zucker 1 Rubel 25 Kopeken, Petroleum und Lichte waren überhaupt nicht käuflich zu haben, ebenso Schuhe und Stiefel usw. Man scheint seitens der sich sonst mit der Versorgung der Insel befassenden Geschäfte und der Verwaltung bei Ausbruch des Krieges im Hinblick auf eine mögliche direkte oder indirekte Blockade des Küstengebietes seitens der Japaner nicht die nötige Umsicht und Energie bewiesen zu haben.

Der Süden der Insel soll noch im Januar durch den von Wladiwostock nach Korsakowsk gelangten Dampfer „Ussuri", der Flüchtlinge, namentlich Frauen und Kinder, nach dem Festlande überführte, mit dem Nötigen versorgt worden sein.

Sehr traurig soll es aber in den beiden nördlichen Bezirken aussehen. Dort hatte der Ökonomische Fonds, vielleicht auch die Verwaltung, aus Besorgnis vor japanischen Kreuzern, es versäumt, die ihnen von verschiedenen Reedern angebotene Zuführung der in Nikolajewsk an der Mündung des Amur für Sachalin lagernden Vorräte während des vergangenen Sommers ausführen zu lassen.

Auf diese Weise blieben bei Eintritt des Winters in Nikolajewsk, außer einer großen Menge der Verwaltung angehörender Verpflegungsvorräte, die gesamten Waren des obenerwähnten, die Verpflegung der Zivilbevölkerung vermittelnden Ökonomischen Fonds (etwa 50000 Pud) liegen.

Als der Tatarische Golf gefror, versuchte man diese Waren mit Pferden für ungeheure Preise nach der Insel zu schaffen. Wenn, wie orientierte Berichterstatter mitteilen, nur noch vier solcher Transporte erwartet werden können, die zunächst die Bedürfnisse der Militärverwaltung, auch Waffen, Munition und Maschinengewehre, herüberschaffen müssen, so steht es allerdings mit den Aussichten der Bevölkerung traurig.

Bezeichnend ist der Schluß einer vor kurzem in der „St. Petersburger Zeitung" erschienenen Korrespondenz aus Sachalin, wo es wörtlich heißt: „Die Bevölkerung sieht also einer traurigen Zukunft entgegen; denn auch das Anerbieten des Mr. Denbigh, des größten Fischereibesitzers im Süden der Insel, eine ganze Schiffsladung Proviant auf eigenes Risiko von Schanghai nach Alexan-

browsk zu bringen, wurde ausgeschlagen, denn Mr. Denbigh hatte die Bedingung gestellt, daß diese Waren beim Empfang in Alexandrowsk sofort bar bezahlt werden müßten. Außerdem aber will man für die vielleicht kommenden Japaner keinen Proviant bereitstellen; aber man verhungert lieber, oder richtiger, läßt verhungern; denn natürlich haben sich die Herren der Verwaltungskommission des Fonds längst genügend, und zwar zu alten Friedenspreisen, mit allem versehen."

Wohnplätze und Niederlassungen.

Abgesehen von den schwer zu bestimmenden, weil zuweilen wechselnden Niederlassungen der Eingeborenen oder den nur zur Ausbeutung der Fischerei an die Küsten der Insel kommenden Fremden, gibt es auf derselben folgende Posten und Posselken, d. h. Ansiedlungen, auch von Zwangsarbeitern und Verbannten.

In dem Alexandrowskischen Bezirke, der u. a. die Täler der Duika und des Arkaj umfaßt und im allgemeinen den ganzen westlichen Küstenstrich bis zu der Najassi bildet, liegen 37 Posten und Ansiedlungen. Im Tymowskischen Bezirk, die Täler des Tym und des Poromai umfassend, zählt man 28 Posten und Ansiedelungen, im Korsakowskischen, d. h. dem südlichsten Teile der Insel, dessen Nordgrenze etwa durch den Nagassi und den Parallel des Kaps Tjerpjenja gebildet wird, 68 solcher Wohnplätze.

Außerdem enthält die Insel sieben Gefängnisse, in denen die schweren Verbrecher untergebracht sind, die, wie wir sehen werden, einen sehr großen Teil der Bevölkerung bilden, der derselben einen charakteristischen Typus verleiht. Es sind dies die Gefängnisse von Dué und Alexandrowsk im gleichnamigen Bezirke, von Rykowsk, Omorsk, Djerbinsk und Malo-Tymowsk im Tymowskischen, sowie von Korsakowsk im gleichnamigen Bezirke.

Im allgemeinen machen alle diese Niederlassungen einen sehr unbedeutenden Eindruck, der noch durch den Umstand, daß die Mehrzahl ihrer Bewohner Sträflinge oder gezwungene Ansiedler sind, etwas Düsteres erhält.

Von den Posten ist Alexandrowsk Sitz der Verwaltung. Es enthält einige, wenn auch ungenügende Hafenanlagen, Dienstgebäude, u. a. ein Haus des Gouverneurs, eine Dampfmühle für die Verarbeitung des Holzes und ist mit den Kohlengruben durch einen freilich wenig benutzten Schienenstrang verbunden, da der Verkehr auf der wenige Kilometer langen Strecke vorzugsweise

Handgemenge zwischen japanischer und russischer Kavallerie.
(Nach einer japanischen Skizze.)

durch die Sträflinge mit ihren Handwagen vermittelt wird. Alexandrowsk zeichnet sich durch eine Reihe massiver Baulichkeiten aus, während die meisten Orte nur aus Blockhäusern bestehen.

Dué (auch Dui) scheint auch heute noch der bedeutendste Ort der Insel zu sein. Es liegt etwa 6 km von der Mündung der Duika (oder Alexandrowska) entfernt und ist der Mittelpunkt der ausgedehnten Kohlenwerke der Gesellschaft „Sachalin".

Die russischen Ansiedlungen sind ganz unbedeutend, es werden in ihnen die Sträflinge, die ihre Strafzeit in den Gefängnissen verbüßt haben, und die von vornherein zur Zwangsansiedlung bestimmten Verbrecher angesiedelt. In ihnen leben die meist aus Kindern dieser Deportierten hervorgehenden freien Bauern. Obwohl in der ersten Anlage der größeren dieser Ansiedlungen, wie Rykowsk, Djerbinskoje, soweit es möglich, auf Regelmäßigkeit und Sauberkeit Wert gelegt wird, so machen sie doch selten einen freundlichen Eindruck. Die

Verbandplatz des russischen roten Kreuzes.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner.)

wenigen Blockhäuser sind roh gezimmert und im Innern armselig ausgestattet. In der Mitte eines solchen Ortes liegt in der Regel ein Verpflegungsmagazin, um für den Fall der Mißernte die Bewohner mit den notwendigsten Lebens-

Ankunft der Gefangenen und Verwundeten in Japan.
(Nach einer Photographie.)

bedürfnissen zu versorgen, ein Haus für den Aufseher und die durchreisenden Beamten oder mit einem Regierungspaß versehenen Personen, eine Kaserne für das Wachkommando und Unterbringungsräume für die nicht frei Angesiedelten,

sowie Häuser für die Familien, die ihren deportierten, aber noch nicht aus der Haft entlassenen Ernährern gefolgt sind.

Zu einem erträglichen Wohlstande bringen es diese Ansiedler nur selten, schon weil die Urbarmachung des ihnen überwiesenen Landes, auch bei den vorhandenen Arbeitsgeräten, unendlich schwierig ist.

Die Gefängnisse umschließen einen nicht unbedeutenden Bruchteil der russischen Bewohner Sachalins. Es sind Kasernen, die, mit einem hohen Pfahlzaun umgeben, auf ausgerodeten Plätzen des Urwalds, der Taiga, liegen. Ihre Umgebung besteht fast nur aus regellos umherliegenden Stämmen, zwischen denen zuweilen einige kleine Gemüsegärten angelegt sind, und den Wachtgebäuden der Kommandos.

Im Innern sind die Kasernen der Strafgefangenen in einzelne große Kammern geteilt, in welchen auf den an den Wänden stehenden Pritschen 15 bis 20 Kettengefangene ihr elendes Lager finden. Welche Elemente diese Gefängnisse bergen und von welchem seelisch und körperlich schwächenden Einfluß der Aufenthalt in ihnen ist, darüber berichten viele und zuverlässige Schilderungen. Wir verzichten an dieser Stelle auf ein näheres Eingehen hierauf.

Die letzten militärischen Ereignisse des Krieges.

Es ist schon erwähnt worden, aus welchen Gründen die japanische Mandschurei-Armee von einer Belagerung Wladiwostocks Abstand nehmen mußte, obgleich die Einnahme des Platzes von einer außerordentlichen politischen Wichtigkeit für die Stipulierung der Friedensbedingungen gewesen wäre. Immerhin bereiteten sich die Russen, wie es jedenfalls nach den spärlichen Nachrichten scheint, auf eine Belagerung von der Landseite und auf Angriffe von der Seeseite vor. An kampffähigen Schiffen befanden sich im Hafen die „Rossija" und der „Gromoboi", ferner der geschützte Kreuzer „Almas" und eine Anzahl von Torpedo- und Unterseeboten. Die gesamten Seestreitkräfte standen unter dem Kommando des Kontreadmirals Jessen. Das japanische Blockadegeschwader hielt sich stets in großer Entfernung und so kamen die Operationen auf See über den Charakter von ziemlich ergebnislosen Demonstrationen nicht hinaus. Einige russische Torpedobootszerstörer griffen an der koreanischen Nordküste einen kleinen japanischen Kauffahrteidampfer an, beschossen ihn unter großem Aufwand von Munition und Zeit, brachten ihm geringe Beschädigungen bei, ohne aber scheinbar verhindern zu können, daß der Dampfer manöverierfähig blieb und seine Fahrt fortsetzte. Verschiedentlich kam es auch im Laufe jener Wochen vor, daß die Buchten nördlich und südlich von Wladiwostock durch japanische Torpedoboote und Kreuzer rekognosziert wurden, auch besetzten die Japaner einige Küstenpunkte. Dabei blieb es aber bis zum Waffenstillstand.

Nicht anders zeigte sich uns die Lage in der Mandschurei, wo die Regenzeit das Ihrige dazu tat, daß die kriegerischen Unternehmungen sich auf ein Minimum beschränkten. Man hörte von Kämpfen der japanischen und russischen Kavallerie bei Hailungtschöng, bei Fakumöng und Ende August auch noch bei Oertongku. Als dann aber die Friedensverhandlungen tatsächlich eingeleitet waren, schliefen auch diese Operationen ein und beide Gegner verhielten sich abwartend, wohl in der Ansicht, daß weiteres Blutvergießen vorläufig zwecklos sei.

Mitte September endlich, nachdem ein Waffenstillstand beschlossen war, kamen die Bevollmächtigten der beiden Armeen, von japanischer Seite General Fukuschima, von russischer General Oranowski zusammen, um die näheren Bedingungen festzusetzen. Damit war der Krieg nach reichlich anderthalbjähriger Dauer beendet, um nicht zu sagen eingeschlafen.

Die Lehren des Krieges.

Jetzt, wo wir am Ende dieses langen und heftigen Ringens der beiden so himmelweit voneinander verschiedenen Völker stehen, ist es nicht ohne Interesse, noch ohne realen Nutzen für die andern Völker der Erde, zu untersuchen, ob sie aus dem Erfolg des einen, den Mißerfolg des andern Lehren oder Warnungen entnehmen können, deren Übersetzung in die Praxis ihnen Nutzen für die Zukunft entspricht. Es wird ja der ostasiatische Krieg ebensowenig der letzte gewesen sein, wie es seine Vorgänger gewesen sind; noch nach jedem der großen europäischen Kriege im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre ist von den sogenannten Friedensfreunden mit gewohnter Emphase in die Welt hinausgerufen worden, jetzt sei es aber aus mit dem Blutvergießen, jetzt müsse endlich die Menschheit einsehen, daß der Krieg etwas Entbehrliches sei und nicht nur das, sondern etwas Verbrecherisches. Wie laut war der Jubel aller dieser Utopisten, als vor einigen Jahren der russische Zar die Friedenskonferenz im Haag anregte. Wenn dieser mächtigste der europäischen Herrscher, dessen Land noch dazu mit Frankreich durch ein dauerndes Bündnis verbunden war, sich für den ewigen Frieden ins Mittel legte, ja dann war er doch eigentlich gesichert. Wer sollte sonst Anlaß und die Möglichkeit haben, zumal auch Deutschlands Friedensliebe erwiesen war, das neue harmonische Verhältnis der Völker wieder zu zerstören. Nicht lange dauerte es, da war der Herrscher aller Reußen selbst in einen Krieg verwickelt, einen Krieg, in welchem unendlich viel Blut vergossen ist und zu Land wie zur See fürchterliche Opfer dem Kriegsgotte gebracht worden sind.

Nein, die Völker dürften noch eine weite Strecke durch die Jahrhunderte zurückzulegen haben, ehe der Traum des ewigen Friedens sich verwirklicht. Wenn er sich aber verwirklicht, so werden wahrscheinlich gerade die Völker, welche jetzt die Welt bilden, repräsentieren, zum Untergange reif sein, denn ein ewiger Frieden würde zur Voraussetzung haben, daß kein Volk mehr den Drang zur Expansion hat, daß die Einwohnerzahl der Länder sich nicht mehr vermehren, daß die Konkurrenz des Handels aufhört, daß es keine ehrgeizigen Menschen mehr an den Spitzen der Völker gibt und auch die Völker selbst keinen Ehrgeiz mehr haben. Ob das ein wünschenswerter Zustand ist, mag dahingestellt sein, für den Philosophen vielleicht. Dagegen zeigt die Geschichte, daß gerade solche Völker, mögen sie auch in gewisser Weise damit

Verfolgung russischer Truppen durch die Japaner.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

auf denkbarster Höhe der Bildung angelangt sein, reif zum Untergange sind. Wer hinauf will und beabsichtigt, sich oben zu halten, der muß kämpfen, das Volk ebenso wie der einzelne und die Völkerfamilie ebenso wie die einzelnen Staaten.

So wird denn auch die jetzt wieder vom russischen Zaren angeregte Friedenskonferenz im Haag in dieser Hinsicht höchstens die Bedeutung haben, daß kleinere Streitfälle oder Meinungsverschiedenheiten zwischen zwei Staaten auf dem Wege des internationalen Schiedsgerichtes erledigt werden. Größere Streitfälle oder wichtige Lebensfragen eines Staates werden aber in Zukunft wie bis jetzt nur durch den Krieg aus der Welt geschafft werden können. Bismarck sagte einmal, als er von Bündnissen und deren Dauer sprach, diese seien nicht nur nie für die Ewigkeit gemacht, sondern man könne auch von keinem Staate verlangen, daß er sich selbst oder wichtige Interessen auf dem Altar der Bundestreue opfere. Das will so verstanden sein, daß der nationale Egoismus, der Eigennutzen des Staates letzten Endes eine höhere Be-

rechtigung hat, als selbst die feierlichsten Verpflichtungen, die er mit anderen Staaten eingegangen ist. Die politische Weltlage bleibt ja nicht dieselbe, sondern befindet sich in fortwährendem Fluß. Mit überraschender Schnelligkeit und in der unerwartetsten Weise ändert sich bisweilen die Lage und so ist es wohl denkbar, daß der Leiter eines Staates plötzlich sieht, daß eine vorher feierlich eingegangene Verpflichtung, etwa mit einem Nachbarn, unter den nun veränderten Umständen die verderblichsten Folgen haben können. Faßt ein solcher Staatsmann seine Aufgabe richtig auf, so muß ihm das Wohl seines Landes über allen andern Erwägungen stehen und er wird lieber den allgemeinen Vorwurf der Wortbrüchigkeit auf sich nehmen, als, wie der große deutsche Staatsmann treffend sagte, die Existenz oder große Vorteile des eigenen Landes auf dem Altar der Bundestreue opfern.

Wollen wir nach Lehren dieses Krieges kurz in den folgenden Erörterungen suchen, so könnte solche Untersuchung weder auf Vollständigkeit noch auf Richtigkeit Anspruch machen, wenn wir nicht vorher unter demselben Gesichtspunkte auch die Vorgeschichte und die Ursachen des Krieges betrachtet hätten. Historisch sind unsere Leser schon zu Eingang dieser Schilderung des Krieges unterrichtet worden. Hier handelt es sich wie gesagt, darum, was wir daraus lernen können.

Es verrät wohl Unkenntnis für das politische Leben der Völker unserer Gegenwart, wenn man von einem Recht oder von einem Unrecht in diesen großen Fragen spricht. Bei der allgemeinen Abneigung in bestimmten deutschen Volkskreisen gegen Rußland und russische Verhältnisse ist von der hier einschlägigen Presse immer mit Pathos darauf hingewiesen, daß ja Rußland gar kein Recht gehabt habe in der Mandschurei vorzudringen, ja es habe nicht einmal die Entschuldigung einer stark wachsenden Bevölkerung oder, daß aus anderen Gründen das eigene Land seine Einwohner nicht ernähren könne. Ganz abgesehen davon nun, daß der moralische Rechtsstandpunkt im Völkerleben überhaupt wegfällt schon allein aus dem einfachen Grunde, weil der schon erwähnte nationale Egoismus das erste und vornehmste Gebot für einen Staat und ein Volk bleibt, welches prosperieren will, während der persönliche Egoismus des einzelnen mit Recht als nicht moralisch bezeichnet wird. Es sind also das Verhältnisse, die man nicht aufeinander übertragen kann. Politische Maßnahmen und Schritte eines Staates können nur unter dem Gesichtspunkt des politisch richtigen oder politisch unrichtigen, der Klugheit oder der Dummheit beurteilt werden. Das

Bestreben Rußlands, seine Oberhoheit allmählich über die ganze Mandschurei auszudehnen, war an und für sich durchaus richtig; diese großen Gebiete sind von außerordentlicher Fruchtbarkeit, aber vernachlässigt, und wären unter chinesischer Herrschaft auch nie zur Entwickelung gekommen. Um die letztere zu begründen, hatte man den nach Süden bis Port Arthur gehenden Zweig der großen sibirischen Bahn durch die Mandschurei gelegt. Es war dem kein Widerspruch entgegengesetzt worden und so hatte sich an diese Bahnstrecke ganz allmählich aber stetig die russische Kolonisationsarbeit ankristallisiert. Nur der große chinesische Staatsmann Lihungschang, der ja übrigens jetzt schon seit längerer Zeit verstorben ist, hatte mit weitem Blick die Entwicklung der Dinge vorausgeschaut. Er hatte damals an den jetzt so berühmten russischen Minister Witte die eindringlichsten Warnungen gerichtet, diese Südbahn nicht zu bauen. „Ihr baut sie nur für den Japaner" sagte er, so ist es nun auch gekommen.

Woher kam diese Kurzsichtigkeit der Russen und der beinahe unheimliche Scharfblick des alten Chinesen Lihungschang? In der Antwort hierauf liegt auch bereits die Hauptsache des ganzen russischen Mißerfolges auch im Kriege. Lihungschang kannte Japan, er verhehlte sich nicht das Vorwärtsdrängen der japanischen Staatsmänner und ihre Geschicklichkeit, er kannte die Opferwilligkeit und Energie des ganzen Volkes, er kannte auch Rußland und die russischen Zustände. Deswegen war seine Warnung an Witte auch nicht perfid und egoistisch, sondern durchaus aufrichtig.

Die russischen Staatsmänner, Generale und Admirale dagegen sind bis zuletzt durchaus in Unkenntnis über ihre späteren Gegner, die Japaner, geblieben; sie hielten es nicht für der Mühe wert, sich um die Japaner zu kümmern, hauptsächlich weil sie sie militärisch in ganz unglaublicher Weise unterschätzten. Gleichwohl befand sich bis zu Beginn des Krieges eine russische Botschaft mit Militär- und Marine-Attachés in Tokio und verschiedentlich hatten russische Würdenträger und Staatsmänner längere Zeit auf japanischem Boden geweilt. Der Mißgriff wurde dadurch noch unendlich viel größer, daß man in Rußland die Leistungsfähigkeit der eigenen Armee und Flotte himmelweit überschätzte. In diesen beiden Irrtümmern befangen, stand es für den Zaren und die leitenden russischen Staatsmäner vollkommen fest, daß die Japaner niemals den Krieg mit Rußland wagen würden. Man glaubte die alte Taktik anwenden zu können, die in früheren Zeiten gegenüber dem ohnmächtigen Japan und bis in die neueste Zeit hinein China gegenüber stets von so glänzendem Erfolge begleitet worden war,

die der Drohungen und der Versprechungen. Deswegen achtete man auch nicht auf die immer drohender und immer bestimmter werdende Sprache der japanischen Diplomatie und verlachte alle Warnungen, welche von allerdings wenigen einsichtigen Russen ausgesprochen wurden. Ja wir haben gesehen, daß diese Sorglosigkeit soweit ging, daß bis zum tatsächlichen Ausbruch des Krieges die Befestigungen von Port Arthur völlig vernachlässigt worden waren. Darüber scheinen auch die Japaner nicht vollständig orientiert gewesen zu sein, denn sonst hätten sie ohne Zweifel der späteren langwierigen und verlustreichen Belagerung der Festung

Jung-Japan beim Soldatenspiel: Parademarsch.
(Nach einer Photographie.)

eine schnelle Einnahme durch Handstreich während der allerersten Kriegsperiode vorgezogen.

Für die russische Seite muß allerdings noch eins in Betracht gezogen werden, das war die unglückliche Verquickung der russischen Politik in Ostasien mit einer Reihe von Privatunternehmungen, speziell auf Korea, an denen sich auch russische Staatsmänner beteiligt hatten. Diesen Leuten lag natürlich alles daran, ihre geschäftlichen Unternehmungen zu einem günstigen Ende zu führen und deswegen boten sie auch ihren Einfluß auf, um jedes Zurückweichen Rußlands im fernen Osten zu hintertreiben, wenn auch durch diese Bestrebungen an die verantwortlichen Leiter der russischen Politik unrichtige Schilderungen gelangten. Nicht nur unaufgeklärt, auch vollkommen unbegreiflich bleibt aber die Tätigkeit der russischen Botschaft in Tokio; diese hätte unbedingt als Warner fungieren

Mannschaften eines sibirischen Regiments beim Mittagsmahl.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

müssen, und hätte sie diese Pflicht ausgeübt, auch der Botschafter das Vertrauen des Zaren besessen, so wäre auch der Krieg vermieden worden.

Denken wir an den deutsch-französischen Krieg, wo man im deutschen Kriegsministerium und im deutschen Generalstab auf das Genaueste über die militärische Stärke Frankreichs in jeder Beziehung unterrichtet worden war. Allerdings hatte auch der französische Militär-Attaché, der später viel genannte Oberst Stoffel, welcher der französischen Botschaft in Berlin zugeteilt war, nicht abgelassen, Napoleon vor einem Kriege mit Deutschland zu warnen; seine Berichte

Jung-Japan beim Soldatenspiel: In Reih und Glied
(Nach einer Photographie.)

sind nachher teilweise veröffentlicht worden und man mußte dazu sagen, daß dieser Attaché seine Pflicht getan hatte, man hat ihm aber nicht geglaubt, weil die Selbstverblendung und Überhebung im damaligen militärischen Frankreich eine zu große war.

Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß ähnliche Stimmungen und Zustände auch in Petersburg geherrscht und die Warnungsrufe ungehört haben verhallen lassen. Wir führten schon vorher Frankreich als Beispiel an und es ist nicht das einzigste der Vergangenheit. Wir haben also in diesem Vorspiel des japanisch-russischen Krieges keine neue, sondern eine alte Lehre, welche darum aber nicht minder beherzigenswert ist: Wer sich mit einem Gegner messen will, für wen auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit besteht, daß die Verhältnisse zu einem gegenseitigen Messen der Kräfte führen können, der muß rechtzeitig vor-

her alle möglichen Mittel anwenden, um eben diesen möglichen Gegner und seine Leistungsfähigkeit kennen zu lernen; seine eigene muß er nach Möglichkeit verbergen, wenn er nicht Grund hat anzunehmen, daß der Gegner sich durch Drohungen vorher einschüchtern läßt.

Man kann im Grunde keinen Zweifel hegen, daß Japan den Krieg schon seit längerer Zeit als unvermeidlich ansah. Hätte Rußland im Herbst 1903 versprochenermaßen die Mandschurei geräumt, so wäre der Krieg vielleicht um einige Jahre verschoben worden, dann aber doch gekommen. Für Japan handelte es sich nur darum, einen günstigen Augenblick zu erfassen und andererseits alles zu tun, um die russische Sicherheit und Selbstüberhebung womöglich noch zu vermehren. Daß sie dies mit einer wahren Virtuosität verstanden haben, ist bekannt und nicht zum wenigsten auch der patriotischen und klugen Haltung ihrer Presse im Frieden und Krieg zu verdanken.

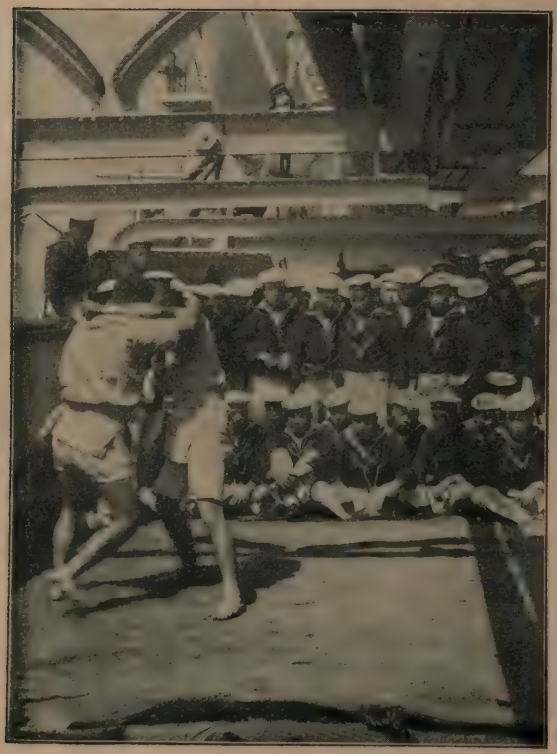
Es ist, beiläufig gesagt, eine ernste Frage, wie sich das in einem deutschen Kriege gestalten wird. Man ist bei uns ebenso wie in andern europäischen Staaten gewohnt, während der Friedenszeit mit militärischen Leistungen und Errungenschaften zu renommieren, sei es zu Lande oder zur See. Der japanische Krieg hat gezeigt, wie außerordentlich nützlich es ist, auf solchen billigen Ruhm zu verzichten und überhaupt so wenig wie irgend möglich über den Stand der Wehrkraft zu Lande und zu Wasser in die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Zweifellos ist Japan durch seine insulare und von allem europäischen Leben weit abgelegene Lage in hohem Maße unterstützt worden, außerdem macht der japanische Volkscharakter auch die allgemeine Durchführung dieses Systems jedenfalls bedeutend leichter, als es z. B. in Deutschland oder Frankreich sein würde.

Nichtsdestoweniger bildet dieser Punkt eine sehr wichtige Lehre des Krieges selbst und seiner Vorgeschichte und es wäre sehr zu hoffen, daß unsere Militärbehörden sich in höherem Maße mit der Frage beschäftigen als früher. Schwierig ist es allerdings gerade bei uns außerordentlich. Deutschland liegt mitten auf dem Kontinent, von anderen Ländern umgeben, so daß eine örtliche Isolation also nicht besteht wie in Japan. Die deutsche Presse ist in militärischen und hauptsächlich in maritimen Dingen sehr unkundig und bringt alle Nachrichten, welche ihr zugänglich werden, ohne sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen, ob sie in bezug auf das Ausland nicht vielleicht schädlich sein könnten. Ernste Beachtung verdient auch in dieser Hinsicht die Tätigkeit der sozialistischen Propaganda in Deutschland und ihre Vertretung durch die Presse. Es ist ja natür-

lich zu hoffen, daß in Kriegszeiten ein allgemeiner Aufschwung des Patriotismus diese immerhin krankhaften Erscheinungen hinwegschnellt. Ob wir uns aber mit Sicherheit darauf verlassen können, daß die sozialistische Presse, den Weisungen der Militärbehörden folgend, nicht nur größte Diskretion beobachtet, sondern unter Umständen vollständig schweigt, das mag dahingestellt sein. Unterläßt auch gerade sie in den letzten Jahren keine Gelegenheit zu betonen, daß die sozialdemokratische Partei sich in jedem Falle ihre Haltung in einem Kriege Deutschlands vollständig vorbehielte und von den näheren Umständen abhängig machen müsse.

Länder wie England und Frankreich, wo die internationale Phrase schon in Friedenszeiten kaum eine Rolle spielt, haben es in diesen Dingen natürlich auch im Kriege viel leichter. Ob man in Deutschland dagegen ohne besondere Preßbestimmungen für Kriegszeiten auskommen wird, erscheint höchst zweifelhaft; möge unsere Regierung diese außerordentlich wichtigen Verhältnisse rechtzeitig ins Auge fassen und gründlich erwägen. Man denke sich, um ein Beispiel zu brauchen, nur die folgende Situation: Es besteht eine Spannung mit einem anderen Staate, z. B. mit England. Die deutsche Regierung ist der festen Überzeugung, daß diese Spannung sich auf friedlichem Wege nicht lösen läßt, sondern früher oder später zum Kriege führen muß. Nun befindet sich aber gerade eine Anzahl der deutschen Schlachtschiffe im Zustande der Reparatur auf den Werften, einige andere in den letzten Stadien der Fertigstellung. Konnte der Beginn des Krieges so lange hinausgeschoben werden, bis diese Streitkräfte voll disponibel sind, so würde das die Anfangssituation der deutschen Marine in einem solchen Kriege ganz außerordentlich verbessern.

Die entsprechenden leitenden Persönlichkeiten der Marine haben den Reichskanzler von diesen Verhältnissen in Kenntnis gesetzt und dieser trachtet naturgemäß, es womöglich noch nicht zum Bruche kommen zu lassen, sondern die Verhandlungen vorläufig hinzuziehen und bei der anderen Macht womöglich den Anschein zu erwecken, als ob Deutschland doch unter Umständen geneigt sein werde, den Forderungen usw. nachzugeben. Es scheint dieses, wie Bismarck es nannte, dilatorische Verfahren auch zu glücken; plötzlich bringt die in einem deutschen Küstenorte erscheinende und wegen ihrer Marinenachrichten viel gelesene Zeitung einen Bericht über die Arbeiten der betreffenden Staatswerft, erzählt, es wären dort so und so viele Schiffe in Reparatur bezw. in der Fertigstellung begriffen, man arbeitet Tag und Nacht mit größter Anstrengung und unter Hin-



Ringkampf japanischer Matrosen.
(Nach einer Photographie.)

zuziehung sämtlicher verfügbaren Arbeitskräfte. Eine solche Nachricht, in England gelesen und bekannt geworden, würde selbstverständlich genügen, um sofort entweder die Verhandlungen ganz abzubrechen oder aber ein Ultimatum an Deutschland zu stellen. Dies einfache Beispiel genügt, um zu zeigen, wie ungeheuer wichtig die eigene Presse schon vor Ausbruch eines Krieges im positiven oder negativen Sinne sein kann. Während des Krieges tritt das natürlich noch viel stärker hervor, wenn z. B. auf diese Weise Bewegungen der deutschen Flotte usw. ans Licht kommen sollten. Die japanische Presse brachte niemals das geringste über die Bewegungen der Flotte, es war das streng und bei hoher Strafe verboten. Wir haben gesehen, daß die Berichte der Admirale über Gefechte oder Bewegungen auch stets so unbestimmt gefaßt waren, daß man beinahe niemals daraus ersehen konnte, was dem Feinde auch nur von der geringsten Wichtigkeit hätte sein können.

Es ist ja schon eine alte Lehre, die jeder bedeutende Staatsmann und jeder Feldherr seinem Volke auf das eindringlichste wiederholt hat, nämlich, daß nicht der Krieg selbst, sondern der Zustand, in dem beide Nationen in ihn eintreten, das Entscheidende zu sein pflegt. Je größer die Heere werden, je komplizierter die Waffen, je schwieriger die Verpflegung der ungeheuren Massen, desto wichtiger ist es, vorbereitet zu sein. Freilich, das ist nicht nur oft gesagt worden, sondern es ist auch leicht gesagt; die Vorbereitung zu einem Kriege, der Zustand des Vorbereitetseins bedingt eine unausgesetzte selbst in den kleinsten Details gewissenhafte Friedensarbeit, bedingt eine ebenso ununterbrochene scharfe

Beobachtung der vorbereitenden Arbeiten in den betreffenden anderen Ländern zu Lande und zu Wasser und endlich auch ein sofortiges Folgen auf den Gebieten des militärtechnischen und rein militärischen Fortschritts. Insofern wird auch das ganze Volk in die Arbeit der Kriegsvorbereitung hineingezogen. Seine politischen Vertreter müßten immer und sämtlich auf dem Standpunkte stehen, daß für die Kriegsvorbereitung keine Ausgabe zu hoch und daß Sparsamkeit das allerschädlichste und gefährlichste sein würde; soweit sind wir ja leider in Deutschland noch nicht Wo die Verhältnisse aber so sind, wie bei uns, da muß es denn Pflicht der Regierung sein, durch eine erhöhte und unter Umständen völlig rücksichtslose Energie die Torheit und Saumseligkeit der Volksvertreter wieder auszugleichen.

Beladung russischer Proviantwagen auf einer Bahnstation.
(Nach einer Photographie.)

Von der Haltung Japans vor dem Kriege in dieser Hinsicht können die europäischen Staaten, und vor allem wir, nur lernen. Wir haben gesehen, wie nach der Demütigung des Inselreiches nach dem Kriege 1894/95 durch den europäischen Dreibund Deutschland, Frankreich, Rußland, Japan zehn Jahre lang durchaus zielbewußt auf den russischen Krieg hingearbeitet hat. Wie gerne hätte man schon früher die Waffen gegen das verhaßte Rußland ergriffen, besonders nachdem es sich der Spitze der Kwantung-Halbinsel bemächtigt und seine Südbahn gebaut hatte. Aber die Klugheit gebot mit dem Kampfe zu warten, denn man wußte genau, daß Rußland ein schwierigerer Gegner sein würde

als China. Aus der chinesischen Kriegsentschädigung baute sich Japan die Flotte, welche bei Tsuschima und vor Port Arthur die Geschwader der Russen schlug und vernichtete. Zu Lande wie zur See herrschte unausgesetzte Übung und Schulung, doch niemals drang ein Ton über die Leistungen in die Öffentlichkeit hinaus.

Der Leser wird sich erinnern, daß wir im Anfang des ersten Bandes eine im ganzen ziemlich abfällige Kritik der japanischen Marine durch einen deutschen Seeoffizier brachten, welcher gleichwohl sich lange in japanischen Häfen und zu wiederholten Malen aufgehalten hatte. Es ist uns verschiedentlich Gelegenheit geworden, in den Jahren vor dem Kriege mit Japanern über die politischen Verhältnisse zu sprechen, nie einen Ton vernahm man von ihnen über den Stand der Rüstungen Japans, nie eine Silbe des Selbstlobes, nur dann ließen sie bis zu einem gewissen Grade die Zurückhaltung fallen, wenn man auf Rußland zu sprechen kam. Sie hielten für selbstverständlich, daß jeder wüßte, Rußland werde einmal der Gegner sein und von diesem Gedanken waren nicht nur die höheren politisch denkenden Klassen Japans beseelt, sondern tatsächlich das ganze Volk. Was die Staatsmänner als politische Notwendigkeit empfanden, als eine natürliche Folge der Entwickelung der beiden Länder, das empfand das Volk als nationalen Haß. Aus dieser Einheitlichkeit des Empfindens und Denkens müssen wir uns auch bis zu einem bedeutenden Teil die bewundernswerte Kraft und Elastizität erklären, welche Japan bewiesen hat.

Man denke sich einmal auf unsere Verhältnisse übertragen, daß der Herrscher des Reichs zugunsten der Flottenvermehrung auf einen Teil der Revenuen der Krone verzichtet, daß andere reiche Leute zu demselben vaterländischen Zweck Kostbarkeiten verpfänden usw. Es sind das Handlungen, die an das Preußen der Freiheitskriege gemahnen, damals war es aber die alleräußerste Not und Armut, die schmählichste Unterdrückung durch französische Fremdherrschaft, welche zu solcher Opferfreudigkeit führte, während Japan auf der andern Seite 1895 doch nur um einen Teil der Früchte seines Sieges gekommen war, aber keinen Fuß breit eigenen Bodens verloren hatte, sich wachsenden Ansehens und Wohlstandes erfreute. Wenn trotzdem um eines politischen Zieles willen solche Opfer gebracht wurden, so zeigt das einen enormen Grad nicht nur von politischer Einsicht, sondern vor allem von tatkräftigen Nationalgefühl. Denn bekanntlich ist derjenige, welcher hart bekämpft und bedrückt wird, nicht mehr viel zu verlieren hat, viel eher zu Opfern bereit als einer dem es leidlich gut geht. In diesem letzteren

Falle ist ein viel größeres Schwergewicht von Trägheit und Egoismus zu überwinden. Wir haben auch gesehen, wie außerordentlich gering die japanischen Offiziere in Anbetracht aller dieser Verhältnisse nur bezahlt werden konnten. Man machte sich lustig darüber, wie abgeschabt ihr Anzug war und daß ihre Wäsche nicht immer auf dem Gipfel der Sauberkeit sich befand. Auch die Verpflegung in Kasinos und auf Schiffen war die denkbar einfachste, selbst nach japanischen Begriffen. Auf der andern Seite aber ist man niemals in Sparsamkeit verfallen, hat man niemals an Sparsamkeit gedacht, wenn es sich um Vervollkommnung der Waffen für die Armee und für die Marine handelt. Nur das Allerneuste und Allerbeste wurde angeschafft.

Schon Ende des vorigen Jahrhunderts konnte das kleine Japan von sich sagen, daß es zwar nur wenige aber dafür die stärksten Linienschiffe der Welt — es war das die in England gebaute „Mikasa-Klasse" — besitze. Zu Lande verfügte es über eine ausgezeichnete Artillerie, und ganz besonderer Wert wurde auf die Ausrüstung der Soldaten mit Kleidungsstücken usw. gelegt, alles wurde vorbereitet, um auch einen langdauernden Feldzug bei wechselnden klimatischen Verhältnissen in der Mandschurei bezw. Korea durchzuführen. Wie oft hat man den Japanern vorausgesagt, sie würden bei ihrer geringen Körperstärke dem mandschurischen Winter nicht gewachsen sein, oder es hieß, die Hitze des mandschurischen Sommers werde ihre Leistungen lähmen, dann wieder hieß es, sie seien nicht imstande, sich schnell im gebirgigen Terrain zu bewegen, und als sich das nicht bewahrheitete, sie würden in der Ebene den Russen unterlegen sein. Schließlich erinnern wir uns, wie über die japanische Kavallerie die allerungünstigsten Urteile gefällt wurden. Nichts, gar nichts von alledem hat sich bewahrheitet und auf allen Gebieten waren die japanischen Truppen den russischen überlegen, obgleich die Verhältnisse ihnen manchmal noch ungewohnter sein mußten, als den zum Teil schon seit Jahren in Ostasien garnisonierenden russischen Truppen.

Die angedeuteten ungünstigen Urteile über die japanischen Truppen und ihre mutmaßlichen Leistungen stammen nun zum großen Teil von Männern, die von militärischen Sachen etwas verstanden, in Japan gewesen waren und die dortigen Zustände nach bestem Können beobachtet hatten. Wie war es möglich, daß sich diese so täuschen konnten. Nun, es läßt sich das, unserer Ansicht nach, nur dadurch erklären, daß in der japanischen Armee die tatsächlich vorhandenen Schwächen, wie z. B. eine gewisse Minderwertigkeit der Ka-

vallerie, durch die angestrengtesten und konsequentesten Friedensübungen ausgeglichen worden sind. Es ist gerade dieses ein Punkt, welcher ein solches Urteil am ehesten ermöglicht. Deutsche und ausländische Kavallerieoffiziere hatten oft genug über die japanische Kavallerie gespottet und ihr ein gänzliches Versagen prophezeit. Sie hat sich aber tatsächlich, trotzdem auch die Pferde schlechter waren, während des Krieges im Aufklärungsdienst den Russen überlegen gezeigt, und ist im Gefecht, soweit wir orientiert sind, niemals unterlegen. Anfliegen tun solche Fähigkeiten aber nicht, und auf der andern Seite steht fest, daß früher die genannten Mängel auch vorhanden waren. Man wird also, wie gesagt, nicht fehl gehen, wenn man den endlichen Erfolg der rastlosen Friedensübung zuschreibt.

Auf russischer Seite finden wir von Anfang das Gegenteil und zwar wohin man auch blicken mag. Nichts von Kriegsvorbereitung, nicht in den Festungen, nicht auf der Flotte, nicht in der Landarmee. Ja sogar die sibirische Bahn, welche schon im Oktober 1903 für beendet erklärt wurde, war den Anstrengungen und Anforderungen, welche ein Krieg an sie stellte, nicht gewachsen. Alles mußte improvisiert werden, die Feldarmee war man nicht nur genötigt zu verstärken, sondern es mußten sogar die Kadres ausgefüllt werden. Ein großer Teil der Offiziere wurde ausgewechselt, ein neuer Oberfeldherr wurde entsandt, die vorhandenen Truppen waren bei Beginn des Krieges über einen ungeheuren Raum verstreut; kurz, Rußland war nicht im entferntesten auf dem ostasiatischen Boden zum Kriege bereit. Dasselbe galt auch vom europäischen Rußland, insofern als die Militärverwaltung die Unterhaltung des Heeres usw. bewerkstelligen mußte.

Über alles dies ist früher eingehend gesprochen worden, ebenso auch darüber, daß die Bewaffnung des russischen Heeres sich gerade in einem Übergangsstadium befand. Die Ausrüstung mit Geschützen war ungleichmäßig, ein neues Modell befand sich in der Einführung, seine Herstellung wurde aufs äußerste beschleunigt, so viele Geschütze wie möglich auf den Kriegsschauplatz geschickt und da zeigte sich denn natürlich, daß weder Offiziere noch Unteroffiziere damit umzugehen, geschweige denn zu schießen verstanden. Rußland hat für die Unterlassungssünden seiner Militär- und Marineverwaltung, ferner für die der für die einzelnen Truppenteile verantwortlichen höheren Offiziere während langer Friedensjahre jetzt hart büßen müssen. Mag immerhin der Japaner die besseren militärischen Eigenschaften aufweisen, so kann man doch

Japanische Kavallerieattacke.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Kolonie des Mertschinski-Kosakenregiments.
(Nach einer Photographie.)

nicht darüber im Zweifel sein, daß der Ausgang des Krieges ein ganz anderer hätte sein können, wenn Rußland vorbereitet in ihn eingetreten wäre. Natürlich darf nicht verschwiegen bleiben, daß auch die russische Politik an dem Mißerfolge viele Schuld trug. Sie hätte wissen und dann berücksichtigen müssen, daß zur glücklichen Durchführung großer politischer Pläne unter allen Umständen der entsprechende militärische Rückhalt erforderlich ist.

Auch im Frieden müssen also schon die leitenden politischen und militärischen Männer in steter Fühlung miteinander bleiben. Der eine muß wissen, welchen Aufgaben das Mittel gewachsen ist, welches im äußersten Falle die Politik gewaltsam fortzusetzen bestimmt ist, die andern müssen fortlaufend genau informiert sein, was für Aufgaben den Streitkräften zu Lande und zur See gestellt werden können und vor allem auch wann. In dieser Hinsicht hat offenbar in Rußland nicht nur Nachlässigkeit geherrscht, sondern auch das gegenseitige Vertrauen gefehlt. Man arbeitete gegeneinander, anstatt miteinander demselben Ziele zu und oft wurde das Wohl des Landes bis zu einem gewissen Grade einer persönlichen Intrigue oder gar auch persönlichem Eigennutz geopfert. Wir in Deutschland brauchen allerdings dieses negative Beispiel nicht, um uns dadurch belehren zu lassen, wir haben ja das glänzende positive vor Augen oder sollten es jedenfalls vor Augen haben, wie nämlich vor den großen Kriegen, welche Deutschlands Einheit erreichten, der politische Leiter, der Kriegsminister und der Chef des Generalstabes stets zusammen arbeiteten und sich der Notwendigkeit dieser Zusammenarbeit dauernd bewußt blieben. Immerhin ist es vielleicht ganz gut, wenn man auch einmal die Kehrseite an einem andern Staate in so schlagender Weise sieht, wie hier.

Eine mehr politische Lehre ist, wenn sie auch auf militärischen Beobachtungen und Erwägungen beruht, die folgende: Wir dürfen es als unsern Lesern und überhaupt jedem Deutschen, der Zeitungen liest, bekannt voraussetzen, daß man in Europa bislang von dem russischen Heere und seinen Führern eine besonders hohe Meinung hatte. Wir glauben nicht irre zu gehen in der Ansicht, daß diese hohe Meinung vielfach auch auf die politische Haltung Deutschlands Rußland gegenüber zurückwirkte, indem man dachte, daß Rußlands Armee im Kriege ein außerordentlich gefährlicher und mächtiger Gegner sein würde. Und so hat die deutsche Politik wohl nicht allzuselten einen Mangel an Festigkeit gezeigt, welcher auf dieser Überschätzung der russischen Armee beruhte, und auf sie zurückzuführen ist. Es ist eigentlich sonderbar, denn in jedem Kriege der Neuzeit hat sich gezeigt, daß die russische Armee nicht vorbereitet war, daß Soldat und Führer außerordentlich viel zu wünschen übrig ließen, so war es im Krimkriege und so war es auch in dem türkischen Kriege. Speziell in letzterem erregte es allgemeines Erstaunen, daß es so ungeheurer Anstrengungen und so langer Zeit bedurfte, um mit einem solchen Gegner fertig zu werden. Nach jedem dieser beiden Kriege wurde allerdings viel Wesens und

Redens von tiefgreifenden und energischen Reformen der russischen Armee gemacht. Alle jene Mängel sollten nun rücksichtlos und rasch beseitigt werden. Ebenso aber wie sich im türkischen Kriege dasselbe zeigte, wie im Krimkriege, so haben wir auch jetzt in Ostasien wieder dieselben Erscheinungen beobachtet, und vielleicht noch in höherem Maße wie damals. Bei der Besprechung der Reorganisation der Marine durch Admiral Birileff haben wir starke Zweifel geäußert, ob der Admiral selbst bei größter Fähigkeit und bestem Willen zum Ziel gelangen könne. Noch skeptischer scheint uns, muß man bezüglich der russischen Armee denken. In der Marine handelt es sich doch immerhin nur um eine verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von Menschen; das gilt von den Mannschaften und von dem Offizierkorps. Viel schwieriger noch liegen die Verhältnisse bei dem ungeheuren Apparat, welchen die russische Armee schon in Friedenszeiten darstellt; sie ist außerdem über das Riesenreich zerstreut, die Marine dagegen in einigen wenigen Häfen konzentriert. Man muß den Russen nachsagen, daß sie immer ein besonderes Talent darin entwickelt haben, andern Staaten zu imponieren, wenn auch wohl keine Ursache dazu vorhanden war. Nur die Japaner haben sich dadurch nicht täuschen lassen. Rußland ist der Nachbar Deutschlands und unterhält ein verbrieftes Bündnis zu unseren westlichen Nachbarn, den Franzosen. Der Stand der russischen Wehrkraft ist also für uns von allerhöchster Wichtigkeit und uns scheint, daß wir aus dem Kriege hinsichtlich dieses Punktes ebenfalls sehr wichtige und für uns durchaus nicht unerfreuliche Lehren ziehen können.

Es kommt dafür durchaus nicht in Betracht, daß unser augenblickliches Verhältnis zu Rußland gerade recht freundlich ist, im Gegenteil, wir müssen gerade diese Freundlichkeit russischerseits als ein Zeichen des Bewußtseins militärischer Schwäche ansehen. Eine deutsch-freundliche Politik ist in Rußland von vornherein durchaus nicht sympathisch und es sind nicht nur die Panslawisten, welche berufsmäßig deutsche Verhetzung treiben, sondern wir finden die Abneigung gegen alles Deutsche auch noch in ganz andern Kreisen. Diese augenblickliche Freundschaft ist also auch keineswegs ein Zustand, den man als dauernd betrachten könnte. Ein Regierungswechsel kann im Umsehen auch einen vollständigen Wechsel des Systems hervorrufen und ebenso möglich ist es, daß, wenn das russische Selbstbewußtsein annimmt, Armee und Flotte befinden sich nunmehr wieder auf der Höhe, daß dann auch der Ton und die Politik Deutschland gegenüber sich entsprechend verändern werden. Dann soll

aber für uns der Moment sein, wo wir uns an diesen Krieg erinnern und uns vergegenwärtigen müssen, daß die russische Militärmacht viel mehr scheint als sie ist und daß bei den scheinbar unausrottbaren Zuständen persönlicher und administrativer Natur die Durchführung gründlicher Reformen und eine tatsächliche Gesundung der Verhältnisse ausgeschlossen ist. Auch die Franzosen dürften eine ähnliche Lehre bezüglich der russischen Wehrkraft aus diesem Kriege ziehen, aber natürlich in einem für sie wenig erfreulichen Sinne. Das russisch-französische Bündnis ist um Deutschlands willen geschaffen worden. Um Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, um in einem Kampf, dem es allein nicht gewachsen war, siegreich zu bestehen, haben die Franzosen sich dieses Bündnis viele Milliarden kosten lassen. Nun hat sich gezeigt, daß der Verbündete in einem Kriege gegen Deutschland nicht annähernd so wertvoll sein würde, als man dachte, ja, daß man in absehbarer Zeit auf seine Hilfe überhaupt nicht wird rechnen können und so sind die Gefahren auf den beiden Landgrenzen Deutschlands in diesem Sinne ohne Zweifel geringer geworden.

Transport russischer Verwundeter.
(Nach einer Photographie.)

Ganz töricht wäre es nun allerdings, wenn wir Deutschen deswegen die Vermehrung und Stärkung unseres Heeres auch nur im geringsten vernachlässigen würden, denn gerade dadurch, daß wir unsere Armee immer auf der Höhe halten, können wir auf den Sieg hoffen, oder aber mit der Furcht unserer Nachbarn, uns anzugreifen, rechnen. Sobald aber die deutsche Armee nicht in allem den Fortschritten der Entwickelung folgt, dann werden wir uns in kurzem wieder in der Lage befinden, den Zwei-Fronten-Krieg dauernd fürchten zu müssen. Je stärker wir

uns machen, desto größer wird der Kräfteunterschied Rußland gegenüber sein, desto freundschaftlicher wird sich die Politik des Zarenreiches uns gegenüber zeigen.

Wie mit den Kräften auch die Freundschaftsbezeugungen seitens anderer Staaten wachsen, haben wir gleichfalls an Japan gesehen; wem anders verdankt es das englische Bündnis als seiner rastlosen Friedensarbeit und seinem konsequenten Emporstreben und umgekehrt, wie nützlich ist ihm wiederum dieses erste englische Bündnis gewesen, man kann es geradezu als eine unerläßliche Vorbedingung für die Möglichkeit, diesen Krieg gegen Rußland zu führen, betrachten, und jetzt, nach dem Kriege, wo Japan wieder an Macht und Ansehen höher emporgestiegen ist, ist das Bündnis mit England auf eine wesentlich breitere Basis gestellt worden — wir kommen darauf noch zurück — und die beiden Inselstaaten werden unumschränkte Herrscher im fernen Osten.

Was die rein militärischen Folgerungen und Lehren aus dem ostasiatischen Kriege anlangt, so sind die Ansichten einerseits darüber noch vielfach geteilt, andererseits führen sie teilweise sehr weit in technische Einzelheiten hinein. Wir wollen deswegen nur summarisch die wichtigsten erörtern.

Vor allem hat sich im Landkriege die ungeheure Bedeutung der Artillerie gezeigt. Sie wurde schon vor dem Kriege vielfach von namhaften Fachleuten prophezeit, aber die praktische Probe fehlte eben und die hat der Krieg allerdings in schlagender Weise erbracht. Es ist sehr bemerkenswert, daß die Japaner mit großem Scharfblick diese neuen Verhältnisse gleich erkannten und ihre Artillerie stets in hervorragend geschickter Weise während der verschiedenen Schlachten und Gefechte verwendeten. Auch hier muß eine ausgezeichnete Friedensübung nach richtigen Gesichtspunkten vorhergegangen sein, denn die letzteren treten schon in der Schlacht am Jalu und noch mehr bei Wafangku hervor, ebenso in den späteren Gefechten um die Pässe und endlich den drei großen Schlachten.

Es ist speziell über die Rolle der Artillerie während des späteren Verlaufs des Krieges in Fachkreisen viel gestritten worden, und man wies darauf hin, daß schon bei Liaujang, vor allem aber am Schaho und endlich bei Mukden die Erfolge der Artillerie auf beiden Seiten nur verhältnismäßig gering gewesen seien. Außerhalb des Zusammenhangs betrachtet, ist das auch bis zu einem gewissen Grade richtig, begründete sich aber darin, daß wegen des damaligen

stationären Charakters des Krieges oder, wie die Militärs sagen, seines Charakters als Stellungskrieg, beide Parteien Muße hatten, ihre Stellungen derartig auszugestalten, daß die zur Verfügung stehende Artillerie tatsächlich wenig machen konnte, am allerwenigsten die Feldartillerie, und andererseits stellte gerade sie ja natürlich das Gros des ganzen Artillerieparks jeder Armee dar. Wie diese Stellungen beschaffen waren, ist früher geschildert worden, sie glichen beinahe dauernden Befestigungen und Festungen, nur mit dem sehr wichtigen Unterschiede, daß sie der feindlichen Artillerie, jedenfalls was die Infanteriestände anbetraf, nicht das geringste Ziel boten und ihr häufig unauffindbar waren. Auf beiden Seiten wurde unter solchen Verhältnissen dann noch die Kriegslist benutzt, an sichtbaren Stellen Schützengräben mit Brustwehren zu machen. Diese sind dann tagelang von der feindlichen Artillerie und Infanterie mit großer Heftigkeit beschossen worden, obgleich kein Mensch sich in den Schützengräben befand; die Schützenlinien hatte man weiter rückwärts eingegraben und zwar so tief, daß die Schützen stehend feuern konnten und deswegen keiner Brustwehr bezw. einer sichtbaren Erhöhung über den Erdboden bedurften. Aus diesem Grunde wurde auch im späteren Verlauf des Krieges eine überaus große Menge von Leuten an den Händen verwundet. Mit den Händen hatten sie das Gewehr gerichtet und die Hände waren allein den feindlichen Schüssen erreichbar gewesen. Speziell auf russischer Seite hatte man bei dieser Art des Feuerns aus tiefem Schützengraben die Gewehre in hölzerne Gabeln gelegt, die Höhenlage und Seitenrichtung ungefähr in der Richtung der feindlichen Stellung eingerichtet. Ein eigentliches Zielen fand nicht statt, der Kopf des Schützen befand sich also in vollkommen gedeckter Lage und nur die Hände und Unterarme mußten bei jedem Schuß auch dem feindlichen Feuer ausgesetzt werden.

Wollen wir nun Lehren aus dem Kriege ziehen, so dürfen wir diese natürlich nicht genau auf dieselben Verhältnisse anwenden, sondern vielmehr auf solche, wie sie für Deutschland im Kriege mit einer andern Landmacht in Betracht kämen. Da wäre nun von der Möglichkeit eines derartigen Stellungskrieges unter keinen Umständen die Rede und könnte auch im Interesse keiner Partei liegen; die Verhältnisse in der Mandschurei waren eben solche, wie sie in einem europäischen Kriege nicht entstehen könnten. In allen denjenigen Gefechten jedoch, welche auf die für uns normale Art der Bewegung und Begegnung ausgeführt wurden, spielte, wie gesagt, die Artillerie eine ganz

hervorragende Rolle; speziell mit ihrer Methode erreichten die Japaner verschiedentlich große und überraschende Erfolge. Sie führten nämlich meist in der Nacht ihre Artillerie auf solche Punkte und zwar stets dicht an die gegnerische Stellung heran, welche schon am Tage vorher als wichtig erkannt und in Aussicht genommen waren. Sowie dann der Morgen graute, wurden die Russen durch ein vernichtendes Artilleriefeuer überrascht, welches in verschiedenen Fällen in hohem Grade zur Entscheidung beigetragen hat. Über die Schießresultate selbst liegt zur Zeit noch wenig einwandfreies Material veröffentlicht vor. Das Schießen der japanischen Geschütze am Jalu ist von dem deutschen Berichterstatter Herrn von Gottberg sehr gelobt worden und wir verweisen auf die Schilderung dieser Schlacht im ersten Bande. Immerhin muß man solches Lob bis zu einem gewissen Grade skeptisch aufnehmen, denn die Schätzung der Schießleistung als solche hängt nicht nur von den örtlichen Verhältnissen usw. ab, sondern auch von dem richtigen Schätzungsvermögen des betreffenden Beobachters. Der Genannte ist deutscher Infanterieoffizier gewesen, jedoch nicht sehr lange Zeit, und so muß man immerhin Anstand nehmen, ihn für einen durchaus kompetenten Richter über artilleristische Schießleistungen zu halten, wo er wahrscheinlich eine solche, welche man in Deutschland als normal betrachten würde, gar nicht einmal kennt.

Das steht jedenfalls fest, daß die Russen wohl im allgemeinen bedeutend schlechter geschossen haben und selbst, wenn die Tatsache richtig ist, daß in der Schlacht bei Taschikiao ihre Leistungen gut und scheinbar sogar besser waren, als die der Japaner, was von einem andern kompetenteren Berichterstatter, dem Oberst Gaedke, richtig beobachtet worden ist. Wie oben erwähnt, befand sich das neue russische Geschützmodell erst in der Einführung, das Reglement wurde eben erst ausgearbeitet, weder Offiziere, noch Unteroffiziere, noch Mannschaften verstanden also mit der Kanone umzugehen, als sie sie in die Hand bekamen. Was sollten dabei auch für Ergebnisse herauskommen. Man wird den besonderen Charakter des zweiten Teils des Krieges auch in bezug auf die Frage in Betracht ziehen müssen, welche Rolle das schwere Geschütz in einem europäischen Kriege zu spielen hätte. Wir haben bekanntlich in Deutschland eine Feldhaubitze eingeführt, und ihre Existenzberechtigung für den Feldkrieg dürfte sie auch in Ostasien dargetan haben. Schwerere Kaliber jedoch, wie wir sie vor und während der Schlacht bei Mukden finden, dürften in Europa aus den oben auseinandergesetzten Gründen wohl nicht in Betracht kommen. Andererseits wurde

In einem japanischen Lazarett.
(Nach einer japanischen Skizze.)

die Rolle, welche trotz der verhältnismäßig geringen Wirkung das Geschütz im zweiten Teil des Krieges gespielt hat, nur dadurch möglich, daß ganz ungeheure Mengen von Munition verfeuert wurden. Diese wiederum konnten nur deswegen dauernd zur Verfügung stehen, weil die beiden Armeen einander monatelang gegenüberlagen und es so möglich war, die Vorräte stets zu ergänzen. Auch das würde in einem europäischen Kriege unmöglich sein und ein Verfeuern derartiger Massen von Geschossen in kurzer Zeit deswegen nicht in Betracht kommen. Eine bekannte deutsche Autorität in Artilleriesachen, General Bohne, erzählt hiervon z. B., daß bei Taschikiao am 24. Juli 1904 eine russische Batterie 522 Schuß pro Geschütz verfeuert hat. Es ist völlig ausgeschlossen, daß in einem Kriege, wo sich die beiden Armeen, wenn nicht fortwährend bewegen, so doch niemals längere Zeit stehen bleiben oder sich in befestigten Stellungen verschanzen, die Geschütze dauernd mit solchen Massen von Munition versorgt werden können.

Eine weitere wichtige Lehre dürfte darin zu erblicken sein, daß sich die Notwendigkeit des Schutzes der Kanonen durch Schilde nach der Ansicht deutscher Artillerieautoritäten ebenfalls erwiesen hat. Schon vor dem Kriege war diese Ansicht allerdings schon die überwiegende, hatte aber auch ihre Gegner, und die Russen gehörten bezeichnenderweise beinahe ausschließlich zu diesen Gegnern. Sie glaubten, und es ist das in der russischen Militärliteratur oft genug betont

Zu den Friedensverhandlungen in Portsmouth.

Von links nach rechts: Witte, Baron Rosen, Präsident Roosevelt, Baron Komura und Takahiro.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyrigth 1905.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag Berlin-Schöneberg.

worden, daß das durch die Schilde schwer gewordene Geschütz der nötigen Beweglichkeit entbehre und es außerdem dadurch zu sehr den Charakter einer stationären Befestigung erhielte, so daß auch der offensive Geist der Mannschaften infolgedessen gelähmt würde. Nun, wir haben ja in dem Kriege genugsam gesehen, daß ein tatsächlich offensiver Geist weder den russischen Führern noch ihren Truppen eigen war. In jedem Falle dürfte aber doch die Folge

Ausbildung japanischer Matrosen.
(Nach einer Photographie.)

die sein, daß wir in Deutschland nun endlich unser gepanzertes Rohrrücklauf-Geschütz erhalten.

Ganz außerordentlich viel haben die Japaner das Schrapnellfeuer zur Anwendung gebracht und, wie es scheint, mit sehr gutem Erfolge. Die Russen, soweit wir jedenfalls aus Schilderungen von Mitkämpfern und Korrespondenten wissen, betonen hauptsächlich die geradezu betäubende Wirkung des Schrapnellfeuers auf die Nerven. Russische Offiziere stellen es geradezu als unmöglich hin, daß eine Truppe während längerer Zeit ein wohlgezieltes Schrapnellfeuer auszuhalten imstande sein sollte. Die Leute einschließlich der Offiziere verfielen in Weinkrämpfe, zitterten am ganzen Leibe und waren zu irgendwelcher Initiative

nicht fähig, also außer Gefecht gesetzt, ohne verwundet zu sein. Mit Sprenggranaten wurde verhältnismäßig wenig gefeuert, und es standen deren wohl auch nur eine beschränkte Anzahl zur Verfügung. Einen wie großen Respekt die Russen überhaupt vor dem japanischen Artilleriefeuer hatten, geht unter andern aus den früher gegebenen Schilderungen der Schlacht bei Mukden und dem sich daran anschließenden fluchtartigen Rückzuge hervor.

Was das Gewehrfeuer anlangt, so hat dieses und seine Wirkung die Prophezeiungen aller Friedenspropheten enttäuscht. Es war ein Hauptargument der bekannten Freifrau von Suttner, daß die kleinkalibrigen Handfeuerwaffen den nächsten Krieg grausamer und blutiger machen würden, als all seine Vorgänger. Wie gesagt, ist das nicht eingetroffen, sondern im Gegenteil hat sich das kleinkalibrige Gewehr als eine, um sich so auszudrücken, sehr humane Waffe erwiesen. Wir geben in folgendem über die verschiedenen Verwundungsarten eine Anzahl interessanter Mitteilungen, welche von Militärärzten auf dem Kriegsschauplatze gesammelt, nachher in dem deutschen „Militärwochenblatt" zusammengefaßt veröffentlicht worden sind:

Dem russischen 7,62 mm-Kaliber stand das japanische 5,5 mm-Kaliber gegenüber. Eine nennenswerte Überlegenheit des einen über das andere Gewehr hat sich nicht herausgestellt, jedenfalls kann zurzeit das japanische Kaliber als die untere Grenze angesehen werden, unter die herunterzugehen nicht ratsam ist. Bis auf 200 Schritt ist die Sprengwirkung der Geschosse stark ausgeprägt. Die Verwundungen des Schädels sind auf solch eine Entfernung tödlich, die Röhrenknochen werden in weitem Umkreis zersplittert, der Magen und Darm arg zugerichtet. Die Sprengkraft des Geschosses wird bei größerer Entfernung jedoch immer schwächer und hört ganz auf bei einer Entfernung von 400—800 Schritten. Die in dieser Entfernung entstehenden Verwundungen verlaufen sehr gut, mit Ausnahme der Wunden des Bauches, die größtenteils tödlich enden. Die Knochen und Gelenke werden von einer aseptischen Spitze durchbohrt; die Wunden der Harnblase heilen sehr gut bei abwartender Behandlung. Alle Wunden auf die erwähnte Entfernung gehen ausschließlich durch und durch; eine Verunreinigung wird nur als seltene Ausnahme betrachtet.

Die Lungenschüsse machen merkwürdig geringe Störungen. Die Leute bekommen hinten und vorn ein Pflaster und gehen meist zu Fuß fort. Außer den beiden Pflastern und der Ruhe ist auch äußerlich meist nichts nötig. Blut in der Brusthöhle wird nach Dehio erst nach Wochen abgezapft, wenn sich kein

Fieber zeigt, wo man dann mit bestem Erfolge schon nach 8—14 Tagen das Blut durch Einstichkanäle ablassen kann; bleibt der Erfolg aus, so muß man wohl den Brustschnitt machen und ein Stück Rippe herausschneiden.

Auf 800—1000 Schritt wird eine Sprengwirkung nicht beobachtet, wohl aber eine zerstückelnde Wirkung der Kugel auf die Mittelteile und die Knorpel der Knochen. Außerdem ist die Eingangs- und Ausgangsöffnung etwas größer, und zwar infolge des weniger regelmäßigen Fluges des Geschosses. Auf mehr als 1000 Schritt bleiben die Geschosse stecken, indem sie sich gar nicht verändern und auch gewöhnlich die Knochen nicht zerstören. So kann man im allgemeinen das japanische Geschoß als ein wirklich humanes bezeichnen; als Bekräftigung wäre auch die Tatsache anzuführen, daß ungefähr einen Monat nach dem Kampfe von Turentschen (Jalu) etwa 32 v. H. aller Verwundeten wieder ins Heer zurückkehrten. Auf drei durch Gewehrgeschosse Verwundete gibt es einen Toten. (Wir rechneten im letzten Krieg gegen Frankreich einen auf vier.)

In Widerspruch mit den bisherigen Erfahrungen stehen die Schädeldurchbohrungen, bei denen das Geschoß durch das Gehirn gedrungen war; die Fälle verliefen ziemlich günstig. Ein Geschoß drang in die Mitte der Stirn ein und trat im Genick aus. Der also Verwundete lag einen Monat bewußtlos im Krankenhaus zu Charbin. Danach stellte sich die Besinnung wieder ein; doch bestand zur Zeit der Berichterstattung noch seelische Niedergeschlagenheit. Bei einem anderen Soldaten mit durchschossenem Schädel liegt die Einschußöffnung am Schläfenbein vor dem rechten Ohr. Die Kugel ist am obersten Halswirbel wieder ausgetreten. Es trat Lähmung des rechten Armes und Beines ein, die Sprache wurde zusammenhanglos. Nach einem Monat verschwand die Lähmung des Beines und auch der Arm geht der völligen Wiederherstellung entgegen.

Über die Möglichkeit, nach einer Verwundung noch marschieren zu können, schreibt der russische Chirurg Seldowitschi in Wratsch: Etwa 150 Verwundete trafen am 17. Juni, zwei Tage nach der Schlacht von Wafangku, mit einem Eisenbahnzug in Tieling ein. Bevor sie von der Eisenbahn aufgenommen wurden, hatten viele von ihnen noch 20—30 km zu Fuß zurückgelegt und danach eine Bahnfahrt von 300 km gemacht. Trotzdem langten alle Verwundeten in einem außerordentlich befriedigenden Zustand an. Sie benahmen sich tapfer und hielten sich fast alle für nur leicht verwundet, obgleich sie in zahlreichen Fällen an gefährlichen Stellen des Körpers durch und durch geschossen waren. Ein Soldat vom 3. ostsibirischen Regiment hatte beispielsweise einen Schuß durch die

Gruppe japanischer Seeoffiziere.
(Nach einer Photographie.)

Brust erhalten, war dann noch über 20 km bis zum nächsten Bahnhof gegangen und hatte sich dabei ganz wohl gefühlt, indem er nur an einer leichten Erschwerung des Armes litt.

Mit einer ähnlichen Wunde begann ein Gefreiter des 36. ostsibirischen Schützenregiments seine Reise nach dem nächsten Bahnhof auf einem zweirädrigen Gefährt, wobei ihm aber dermaßen schlecht wurde, daß er es vorzog, den Weg von 30 km zu Fuß zu machen.

Sehr ungünstig für die Heilung zeigten sich dagegen Verletzungen durch blanke Waffen, da diese meist verunreinigt waren.

Was im übrigen die Erfahrung des Landkrieges anlangt, so ist es nicht der Zweck dieser Schilderungen, in militärische Details einzugehen. Außerdem ist die Zeit noch keineswegs gekommen, wo speziell auf taktischem Gebiete wirklich einwandfreie Lehren aus dem Kriege gezogen werden könnten, endlich bleibt zu bedenken, daß die ganz besonderen örtlichen Verhältnisse gerade dieses Krieges in der Mandschurei bei der Übertragung von Lehren auf unserer Seite mit großer Vorsicht behandelt werden müssen. Heben wir nur eins heraus, nämlich die ungeheuren Strecken und einen zweiten Umstand, welcher die Länge der Strecken noch viel mehr hervortreten läßt, nämlich die Schlechtigkeit der Wege und ihre außerordentlich geringe Anzahl, endlich das Klima mit seinen außerordentlich schroffen Wechseln. Von alledem wäre in einem europäischen Kriege nichts vorhanden, gleichwohl dürfte z. B. die ungeheure Ausdehnung der Stellungen der beiden Heere, sie betrug bisweilen, wie wir gesehen haben, hundert und mehr Kilometer, wohl zum großen Teil gerade auf die örtlichen Verhältnisse der Mandschurei zurückgeführt werden. Aus der Notwendigkeit wiederum

Bajonettübungen an Bord eines japanischen Kriegsschiffes.
(Nach einer Photographie.)

der ausgedehnten Stellung bestimmt sich jedenfalls zum Teil auch die Taktik, sei es nun, daß sie wirklich demgemäß ausgeführt wurde oder nicht.

Eine Lehre allerdings dürfte über jeden Zweifel erhaben sein, nämlich die, daß eine der hauptsächlichsten Vorbedingungen des Erfolges im beständigen Suchen oder Schaffen von Deckungen besteht; das gilt ebensowohl für Artillerie als für Infanterie. Die Japaner haben in dieser Hinsicht ein neues

und originales Verfahren erschaffen, welches wohl bis zu einem gewissen Grade Nachahmung verdiente. Jeder Infanterist war mit einem Spaten ausgerüstet und grub sich nach jeder Ortsveränderung sofort damit ein. Ein Berichterstatter sagt, es habe zuerst einen höchst eigentümlichen Eindruck gemacht, wenn man ganze Schützenlinien auf diese Weise allmählich versinken sah. Nicht tiefe Gräben grub man, sondern jeder Soldat machte sich nur eine flache Aushöhlung, welche seinen liegenden Körper nicht mehr über das Erdniveau hinausragen ließ. Das Schaffen dieser Höhlung wurde auch im Liegen bewerkstelligt. Auf diese Weise erreichten die Japaner nicht nur gute Deckung für vorrückende Schützenlinien, sondern auch noch den taktischen Vorteil, daß die Bewegungen der letzteren den Russen manchmal lange verborgen blieben. Das Vorgehen der Schützenlinien erfolgte niemals sprungweise, nämlich so, daß auf ein Zeichen oder ein Kommando die Schützen sich aufrichten, vorlaufen und sich dann wieder hinwerfen. Nein, die Japaner bewegten sich kriechend vorwärts. Daß unsere bisherige deutsche Methode des sprungweisen Vorgehens im Kriege nicht mehr anzuwenden wäre, dürfte wohl feststehen. In den letzten deutschen Manövern ist das allerdings noch nicht mit genügender Deutlichkeit zum Ausdruck gekommen, aber man muß hoffen, daß mit der Zeit eine andere Art der Vorwärtsbewegung eingeführt wird, welche den Schützen mehr deckt und damit große und nutzlose Verluste vermeidet.

Dasselbe gilt auch von der Artillerie, diese haben beide Parteien mit wenigen Ausnahmen, die sich stets bitter rächten, immer gedeckt wirken lassen, vielfach sogar hinter Höhen aufgestellt, so daß das indirekte Schießverfahren notwendig war. Es ist klar, daß durch die Notwendigkeit eines so vollkommenen Schutzes für die Artillerie, ihre taktisch richtige und zweckmäßige Verwendung in der Schlacht bedeutend erschwert wird und einen hohen Grad von richtigem Blick des betreffenden Führers verlangt. Es ist das eine Lehre, welche während der letzten deutschen Armeemanöver ebenfalls nicht zum Ausdruck gekommen ist. Man sah dort vielmehr ganz ungedeckte Geschütze und selbst Batterien auf Anhöhen stehen und feuern, welche im Kriege zweifellos schon nach wenigen Augenblicken außer Gefecht gesetzt worden wären. Was übrigens die Munition der Geschütze betrifft, so ist behauptet worden, daß sowohl die russischen, sowie die japanischen Granaten sehr häufig nicht krepierten, also nur die geringe Wirkung eines Vollgeschosses auf das feindliche Ziel ausüben konnten.

Die Russen haben unter großen Verlusten den Beweis erhalten, daß im modernen Kriege die Rolle des Bajonetts im allgemeinen ausgespielt ist; ausgenommen sind solche Fälle, wie sie bei der Belagerung von Port Arthur und auch in einigen der letzten Phasen der Schlachten bei Liaujang und am Schaho eingetreten sind. Das sind aber Ausnahmen und wie furchtbar sich eine weitere Ausdehnung der Verwendung des Bajonetts rächt, hat die Schlacht am Jalu unwiderleglich gezeigt. Ferneren europäischen Staaten war das allerdings kaum mehr etwas Neues, während man dagegen in Rußland bis zuletzt an dem Bajonett festgehalten hatte.

Als allgemeines militärisches Ergebnis wird man unbeschadet vieler sich erst später erklärenden Einzelheiten hinstellen können, daß an die Selbständigkeit des einzelnen Soldaten noch höhere Anforderungen gestellt werden, als man bisher dachte. Die zahlreichen Briefe und Beschreibungen vom Schlachtfelde, welche wir in unsere Schilderungen einflochten, werden dem Leser diesen Gedanken bereits nahegelgt haben, immer dünner werden die Linien der eingegrabenen oder liegenden Schützen, mit anderen Worten, immer größer wird die Entfernung von Mann zu Mann, daraus folgt denn mit einfacher Notwendigkeit, daß eine Leitung durch den Vorgesetzten während des Gefechtes äußerst schwierig, wahrscheinlich aber umöglich ist. Das gilt auch für wechselnde Gefechtslagen. Je selbständiger der Mann zu denken vermag, je größer seine praktische Geschicklichkeit und Fähigkeit ist, desto besser wird er den verschiedenen Lagen gerecht werden und in jeder besser schießen, wenn er die Verhältnisse der Entfernungen und anderes, ohne aufklärende Anweisung des Vorgesetzten richtig beurteilen kann. Alles das sind Dinge, welche weder Vaterlandsliebe noch Eifer und guter Wille geben können, sondern nur lange und sorgfältige Übung im Frieden. Bei den Russen haben diese viel zu wünschen übrig gelassen, und außerdem war es der große Fehler der militärischen Leitung in Rußland, daß man nicht sofort mit Ausbruch des Krieges aktive in voller Übung stehende Verbände geschlossen nach Ostasien schickte, sondern vielmehr Reservisten. Erst sehr lange nachher hat man ersteres getan, die Japaner haben es umgekehrt gemacht, zunächst ihr bestes Material gegen den Feind geschickt und dann, als die Verluste zu groß wurden und man immer mehr Menschen brauchte, auch Reserve und Landwehr. Japan hat sich bei dieser Methode gut gestanden und so sahen wir zum Schluß des Krieges das merkwürdige Schauspiel, daß das russische Heer an Zahl weit überlegen und

an Qualität so gut wie noch nie im Felde stand, während die Armeen Oyamas im Gegensatz zu den ersten Kriegsmonaten jetzt auch qualitativ sehr viel zu wünschen übrig ließen. Da diese Tatsachen den Russen bekannt waren, läßt sich der Ärger des General Linewitsch bei Beginn der Friedensverhandlungen und des dann bald folgenden Waffenstillstandes wohl erklären.

Zur See wird der Fachmann, möge er nun Seeoffizier oder Kriegsschiffskonstrukteur sein, eine große Anzahl wertvoller Lehren und Erfahrungen aus diesem Kriege ableiten können. Wir wollen versuchen, dieselben kurz zu skizzieren, ohne uns zu weit in technische Einzelheiten einzulassen. Für alle Nationen, welche Flotten bauen und unterhalten, steht an der Spitze die Erfahrung, daß nach wie vor das große Linienschiff, oder wie andere Nationen es nennen, Schlachtschiff, die Hauptstärke, um sich so auszudrücken, das Rückgrat einer Flotte bildet, und in der Seeschacht allein die Entscheidung herbeiführen kann; damit auch natürlich die des ganzen Seekrieges. Erinnern wir uns der verschiedenen Seegefechte und Schlachten; neben der großen Schlacht von Tsuschima war das Gefecht am 10. August vor Port Arthur das bedeutendste. In beiden sehen wir, wie die Artillerie die Entscheidung brachte und der Träger der stärksten Artillerie ist ja wie wir wissen das Linienschiff. Der hier und da erhobene Einwand, daß die Japaner ja auch ihre Panzerkreuzer in die Schlachtlinie eingestellt hätten, ist hinfällig, denn es war dies nur ein Notbehelf. Hätten die Japaner eine genügende Anzahl von Linienschiffen zur Verfügung gehabt und nicht nur die außerordentlich geringe Zahl von vieren, so würden sie auf keinen Fall ihre Kreuzer dem feindlichen Feuer ausgesetzt haben. Da kommt denn allerdings noch ein sehr wichtiger Punkt hinzu, nämlich die ganz anormal niedrigen Schießleistungen der Russen. Hätten die russischen Linienschiffe besser geschossen, wären sie besser von ihren Geschwaderchefs und Kommandanten geführt worden, so hätten die Japaner auch nicht mit solcher Sorglosigkeit diese verhältnismäßig schwach gepanzerten Schiffe aufs Spiel setzen können. Sie waren aber, wie gesagt, an Linienschiffszahl den Russen weit unterlegen, es stand alles für sie auf dem Spiel und so setzten sie auch alles ein, weiteres wird dadurch durchaus nicht erwiesen. Bezeichnend ist übrigens auch der Zustand während der Blockade von Port Artur durch die japanischen Schiffe. Denken wir uns, daß damals die Japaner keine Linienschiffe besessen hätten, wäre es ihnen möglich gewesen, dann durch Torpedoboote und Kreuzer die russische Flotte am Auslaufen zu hindern, oder nach dem

Auslaufen auf hoher See zu vernichten. Auch darauf geben uns die Kriegsereignisse Antwort. Alles in allem haben die japanischen Torpedoboote ent-

Abschied eines ausgehobenen russischen Bauern.
(Nach einer Photographie.)

schieden wenig geleistet. Jener erste Überfall am 8. Februar muß natürlich davon ausgenommen werden, und wie wir seinerzeit erörterten, stellt dieser auch keine militärische Leistung dar. Die Verhältnisse lagen so außerordentlich

einfach, daß Torpedoboote, welche wirklich auf der Höhe der Ausbildung standen, nicht nur drei Schiffe, sondern das ganze russische Geschwader hätten außer Gefecht setzen müssen. In der Nacht vom 10. auf den 11. August ferner, als das russische Geschwader durch das Artilleriefeuer der japanischen Linienschiffe und Panzerkreuzer nach allen Richtungen auseinandergesprengt war und sich die Reste, darunter vier oder fünf mehr oder minder havarierte Linienschiffe nicht weit von der Reede von Port Arthur unter Land gesammelt hatten, da bot sich wahrhaftig den japanischen Torpedobooten, es waren ihrer ungefähr 40, wieder eine selten gute Gelegenheit. Die ganze Nacht griffen sie die Russen an, welche, wie gesagt, meist havariert und außerdem vom vorhergehenden Tage natürlich ermattet waren. Am anderen Morgen jedoch stellte sich heraus, daß kein einziges russisches Schiff durch Torpedoschüsse verletzt worden war. Wir erinnern uns ferner des Flaggschiffs „Zäsarewitsch", welches nach dem Tode des Admirals Withöft und nach Beschädigung seiner Ruderleitung längere Zeit unbeweglich, manöverierunfähig, dalag und im Laufe der Nacht auch nur mit geringer Geschwindigkeit sich fortbewegen konnte. Es nahm bekanntlich Kurs auf den deutschen Hafen von Tsingtau, wo es auch glücklich ankam, desarmierte und bis zum Ende des Krieges liegen blieb. Auch dieses schwer beschädigte und kaum bewegliche russische Schiff versuchten japanische Torpedoboote während der Nacht anzugreifen. Warum ist es ihnen nicht gelungen, auch nur an den „Zäsarewitsch" heranzukommen? Gewiß, besser ausgebildete Leute hätten vielleicht andere Ergebnisse erreicht, das ist sogar sehr denkbar und wir Deutsche haben speziell begründeten Anlaß zur Hoffnung, daß unsere Torpedofahrzeuge mehr leisten würden, als die japanischen es getan haben. Hier soll eben nur darauf hingewiesen werden, daß gerade aus den Leistungen der russischen und japanischen Torpedoboote während des Krieges keine Schlüsse gezogen werden können auf eine besonders hohe Geltung des Torpedoboots im Seekriege, geschweige denn seine Überlegenheit über das Linienschiff. In der Schlacht von Tsuschima sind die Erfolge der Torpedoboote größere geworden. In der Nacht vom 27. auf den 28. Mai gelang es ihnen, eine Anzahl schwer havarierter russischer Kriegsschiffe in den Grund zu bohren. Eine militärische Leistung war damit schließlich auch nur im geringen Maße verbunden, dagegen muß die Schnelligkeit anerkannt werden, mit welcher die Torpedoboote die feindlichen Schiffe fanden und sich überhaupt stets in der Nähe des sich über die Wasserfläche fortbewegenden Schlachtgetümmels ge-

halten hatten. Durch eine deutsche Zeitschrift wurde anläßlich der Schlacht von Tsuschima die Tätigkeit der japanischen Torpedoboote richtig als die der Hyänen des Schlachtfeldes bezeichnet. Ob sie mehr sein können, das wissen wir vorläufig nicht, jedenfalls haben die Ereignisse des Krieges darüber keine Erfahrung gebracht.

Die Artillerie hat sich dagegen unumschränkt als entscheidende Waffe erwiesen, ja sie hat sogar fertig gebracht, was niemand vor dem Kriege glauben wollte, auf eine Entfernung von mehreren tausend Metern große und moderne Schlachtschiffe einfach zum Kentern und Sinken zu bringen. Wir sprechen damit von der Borodino-Klasse und der „Ossljabja". Es mag ja sein, daß die Überlastung dieser Schiffe durch Kohlen und das dadurch verursachte Verschwinden des Gürtels unter der Wasserlinie, wodurch diese selbst schutzlos wurde, die Hauptursache gewesen ist. Bei der „Ossljabja" jedoch wohl kaum, denn von dieser wird uns berichtet, daß sie nach vorne kenterte, das heißt, mit dem Bug zuerst und mit dem Heck zuletzt steil in die Tiefe hinuntersank. Dies Schiff hat also ohne Zweifel seine Hauptverletzungen durch das feindliche Feuer im Vorschiff erlitten, und zwar dicht über der Wasserlinie, das Vorschiff der „Ossljabja" war gar nicht durch Panzer geschützt. Sehen wir uns aber auch die neuesten Schlachtschiffe der verschiedenen Nationen an, ja auch die Pläne solcher, die noch im Bau sind, so werden wir überall, wenn nicht den gänzlichen Mangel an Schutz für das Vorschiff, so doch nur einen ganz unzureichenden finden. Selbst die neuesten englischen Linienschiffe, deren Artilleriearmierung alles bisher Dagewesene übertrifft, tragen vorne nur einen Panzer von etwa 5 cm Dicke; es ist das lange nicht ausreichend und würde in der Schlacht einem gut schießenden Feinde gegenüber ebenfalls von den übelsten Folgen sein. Unsere deutschen Schiffe sind vorne in der Wasserlinie besser gepanzert, jedoch geht der Panzer nicht genug nach oben. Wie gefährlich gerade diese Stellen am Schiff sind, wird durch die Überlegung noch klarer werden, daß ja in der Schlacht alle Schiffe mit hoher Geschwindigkeit sich vorwärts bewegen; der vorderste Teil des Schiffes durchschneidet zuerst das Wasser und hält den stärksten Druck der Wassermassen aus. Wir sehen deswegen bei schnellfahrenden Schiffen, wie sich das Wasser vorn am Bug auftürmt und hoch über die eigentliche sogenannte Wasserlinie erhebt. Wird nun im Bereich dieser sogenannten Bugwelle ein Loch in die wenig oder nicht gepanzerte Schiffswand geschlagen, so strömt das Wasser natürlich mit ungeheurer Gewalt in das Innere. Je größer die Fahrt

des Schiffes, desto größer der Druck des Wassers, und so wird ein Schiff durch ein an und für sich gar nicht gefährliches Loch dieser Art doch genötigt werden, seine Geschwindigkeit zu mäßigen und unter Umständen seine Maschinen vollkommen zu stoppen. Das wiederum ist beinahe gleichbedeutend mit Niederlage oder Vernichtung, denn einem solchen Schiff gegenüber ist ein schnellfahrender Feind immer im Besitz außerordentlichen Vorteils.

Die außerordentliche Wirksamkeit der Artillerie auf große Entfernungen ist in erster Linie der modernen Entwicklung der Schiffskanonen und ihrer Munition zuzuschreiben, dann der außerordentlich wichtigen Erfindung und Benutzung von Fernrohrvisieren, und endlich der unablässigen und sachlichen Übung von Offizieren und Mannschaften im Schießen während der vorhergehenden Friedenszeiten. Die Russen hatten weder Fernrohrvisiere, noch verfügten sie über ausgebildete Mannschaften und Offiziere, wie wir wissen, und unter den Verhältnissen konnten ihnen natürlich auch ihre jedenfalls teilweise sehr modernen Geschütze nichts nützen. Ebensowenig wäre es allerdings den Japanern gelungen, auf weite Entfernungen so gute Schießresultate zu erhalten, wenn das Geschützmaterial ihrer Linienschiffe und großen Kreuzer nicht ein allen modernen Anforderungen recht gut entsprechendes gewesen wäre. Die aus diesen Umständen erwachsende Lehre des Krieges ist also klar; weder ist es möglich, mangelhaftes oder veraltetes Material durch personelle Leistungen zu ersetzen, noch aber werden unausgebildete Besatzungen mit den besten Kanonen der Welt treffen. Der außerordentliche Wert von Schießübungen im Frieden ist, beiläufig bemerkt, in Deutschland und England schon seit sehr langer Zeit erkannt und ein entsprechend großer Wert darauf gelegt worden. Hier dürfen keine Kosten gescheut werden. Bekanntlich sind ja auch die großen Schiffe mit einer Torpedoarmierung ausgerüstet, und man hat auf ihren Unwert daraus Schlüsse ziehen wollen, daß weder in der Schlacht von Tsuschima, noch vor Port Arthur jemals die Schiffstorpedos überhaupt nur zur Verwendung gekommen sind. Wir halten solche Schlußfolgerungen für nicht gerechtfertigt; die genannte Tatsache ist eben wieder der außerordentlichen Unterlegenheit der Russen zuzuschreiben, welche die Entscheidung der Schlacht schon auf so weite Entfernungen fallen ließ, daß der Torpedo noch nicht mitwirken konnte. Treffen aber zwei qualitativ mehr gleiche Gegner zusammen, und hat dann auch der unterlegene das energische Bestreben, die Gefechtsentfernung zu verringern, dann wird auch die Torpedowaffe in der Hochseeschlacht eine Rolle spielen; vorausgesetzt selbstverständlich,

daß auch auf diesem Gebiete bei der betreffenden Partei die nötige Ausbildung vorhanden ist.

Einschiffung japanischer Kavallerie.
(Nach einer Photographie.)

Für den Kriegsschiffbau kann man also im allgemeinen aus dem Kriege die Lehre ziehen, daß, je größer das Schiff ist, es desto besser seine Aufgaben erfüllen wird. Denn ich kann das größere Schiff über Wasser besser panzern, unter Wasser durch Zelleneinteilung besser gegen Torpedo- und Minengefahr schützen, ich kann ihm ferner größere und mehr Geschütze aufpacken, seinen Kohlenvorrat umfangreicher bemessen, ihm größere und leistungsfähigere Maschinen und Kessel einbauen, als dem kleineren Schiff. Ein Bedenken, welches früher gegen sehr große Schiffe erhoben wurde, war, daß man damit zu viel auf eine Karte setze oder, wie der Engländer sagt, zu viele Eier in einen einzigen Korb tue. Diese Überlegung galt vor allem der Torpedo- und Minengefahr. Was Torpedos anlangt, so hat gerade der Krieg bewiesen, daß man ihre Wirkung vielleicht früher ein wenig überschätzte. Wir haben im Laufe des Krieges verschiedentlich gesehen, daß es einem einzigen Torpedo niemals gelang, weder ein großes Panzerschiff, noch auch einen Panzerkreuzer zum sofortigen Sinken zu bringen, ja, die Beschädigungen waren verhältnismäßig so geringe, daß es sogar den Russen mit einem ungeschulten Personal und höchst mangelhaften Reparatureinrichtungen gelang, die von Torpedos getroffenen Schiffe in einigen Monaten wieder see- und gefechtsfähig zu machen. Die Mine hat bekanntlich eine viel größere Sprengwirkung als der Torpedo, weil sie bedeutendere Sprengmittel enthält. Auch ihre Wirkungen sind aber sehr überschätzt worden. Was den Untergang des „Petropawlowsk" angeht, so läßt sich dieser daraus erklären, daß die Mine nicht nur gerade da traf, wo sich die

Munition der gesamten Vorschiffsartillerie befand, sondern es befanden sich ebenda auch große Quantitäten Sprengmunition aufgespeichert. Man hat später erfahren, daß jedes der russischen Schlachtschiffe eine große Anzahl scharf geladener Minen an Bord führte, diese und die übrige Munition befand sich nun so nahe an der Schiffswand, bezw. dem Schiffsboden, daß durch die Detonation der feindlichen Mine alles zur Explosion gebracht wurde. Unter den Umständen kann es niemand wunder nehmen, wenn der „Petropawlowsk" in wenigen Minuten sank. Einige andere russische Schiffe sind aber auch durch Minen verletzt worden, eins sogar mehrere Male, und in keinem Falle sind sie gesunken, sondern ebenfalls mit Erfolg repariert worden. Die näheren Umstände des Untergangs der japanischen Linienschiffe „Hatsuse" und „Jaschima" sind auch heute noch nicht klar. Die frühere Version, „Hatsuse" habe auf zwei Minen aufeinander gestoßen, scheint jetzt der Zuverlässigkeit zu entbehren, und die Engländer z. B. behaupten, es seien nicht Minen, sondern langsam laufende russische Torpedos gewesen, welche aus großer Entfernung von Torpedobooten auf die japanischen Linienschiffe lanciert worden seien. Auch diese Lesart hat ihre Bedenken und wir müssen uns eben darauf beschränken, jene Fälle als ungeklärt anzusehen. Unterschätzt darf die Minengefahr selbstverständlich nicht werden, und wir können uns keinem Zweifel hingeben, daß die Mine auch in einem europäischen Seekriege wahrscheinlich eine große Rolle zu spielen bestimmt ist. Auf der andern Seite aber wäre daraus nicht zu folgern, daß man auf große Schiffe deswegen verzichten müsse, es ist im Gegenteil der Schluß aus jenen Ereignissen zu ziehen, daß Linienschiffe und Panzerkreuzer besser gegen Minen geschützt werden müssen. Selbstverständlich kann ein solcher Schutz auch nur bei sehr großen Schiffen angebracht werden, weil er viel Gewicht und Raum verschlingt, außerdem wird man aus den Ereignissen des Krieges vor allem die Lehre zu ziehen haben, daß große Munitionsmengen, geschweige denn an Bord befindliche Minen usw., nicht, wie auf den russischen Schiffen, in den alleruntersten Schiffsräumen und nahe an den Schiffswänden und Böden aufbewahrt werden dürfen. Die wasserdichte Zelleneinteilung nahe den letzteren wird man bedeutend verstärken müssen. — Alles das sind Dinge, welche sich bei einem großen Schiff bedingungslos ausführen lassen, bei einem kleinen dagegen ist es ausgeschlossen.

Die Fahrt Roschdjestwenskys und Nebogatoffs von dem Baltischen Meer nach den ostasiatischen Gewässern hat die Lösung einer Frage als brennend er-

scheinen lassen, nämlich die des Kohlennehmens auf hoher See. Wir können allerdings gleich dazu bemerken, daß diese Frage für Deutschland weniger Wichtigkeit hat als z. B. für England oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika, insofern es sich jedenfalls um große Reisemärsche handelt. Wie die politischen Verhältnisse liegen und auf absehbare Zeit liegen werden, kann Deutschland kaum in die Lage kommen, seine Flotte oder einen Teil derselben so weit über See zu schicken. Auch allerdings für jeden Krieg in der Nordsee oder im Atlantischen Ozean hat ohne Zweifel diese Frage eine erhebliche Bedeutung und wird, wie wir annehmen, auch in nicht allzu ferner Zeit gelöst werden. Wie verhängnisvolle Folgen es aber hat, wenn der zulässige Kohlenvorrat an Bord überschritten wird, haben wir bei Tsuschima deutlich genug gesehen.

Gering einschätzen dürfen wir sie aber auch nicht für Deutschland, denn in einem Seekriege können, wie wir ja schon verschiedentlich gesehen haben, wenige Tage und selbst wenige Stunden einen entscheidenden Zeitgewinn oder Zeitverlust darstellen. Wir sind nicht in der glücklichen Lage, wie verschiedene andere Nationen, besonders England, eine Reihe von Stützpunkten zu haben, wo Schiffe der Flotte stets unter dem Schutze der eigenen Kanonen sich im Kriege mit Kohlen versorgen können. Nationen, welche über solche Stützpunkte nicht verfügen, müssen sich durch Mitnahme von Kohlenschiffen einen schwimmenden Stützpunkt, eine mit der Flotte marschierende Operationsbasis schaffen.

Auf seerechtlichem Gebiete haben, wie schon früher erörtert, eine ganze Reihe von wichtigen Fragen, wie die der Kontrebande, des Durchsuchungsrechts, endlich die Minenfrage und viele andere die Aufmerksamkeit der zivilisierten Nationen erregt. Auf der kommenden Haager Konferenz werden diese ohne Zweifel alle zu ausgiebiger Erörterung kommen, jedoch, ohne Zweifel, nicht gelöst werden. Sie können auch nur theoretisch gelöst werden, denn praktisch gehen sie immer auf eine Machtfrage hinaus, auch in zukünftigen Kriegen werden die schönsten Theorien eben Theorien bleiben, dagegen Macht und Gewalt nach wie vor den Ausschlag geben. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die Fragen einzugehen, und unsere Leser werden im Laufe dieses Jahres noch genug davon zu hören und zu lesen bekommen.

Das alte Wort von der englischen Marine, daß nicht Schiffe, sondern Menschen fechten, ist eine der wichtigsten Lehren dieses Seekrieges. In Ergänzung desselben muß man aber hinzufügen, daß entschieden weniger als vor

hundert Jahren mangelhafte Qualität des Schiffs durch eine vorzügliche der Besatzung ausgeglichen werden kann. Wir haben bei Tsuschima gesehen, und man hätte es sich auch schon vorher ausrechnen können, daß alle jene alten und langsamen Schiffe der Russen ihre Hochseeschlachtflotte nicht verstärkten, sondern vielmehr einen Hemmschuh bildeten. Aber selbst wenn man annähme, sie hätten sich von der Hauptflotte getrennt, um diese nicht aufzuhalten, so wäre jedenfalls für sie der Erfolg keinesfalls ein anderer gewesen, als er in Wirk-

Abschied eines japanischen Reservisten von seiner Familie.
(Nach einer Photographie.)

lichkeit wurde. Ihre alten Geschütze hatten weder genügende Treffähigkeit, noch Durchschlagskraft und dem viel leistungsfähigeren Geschütz des Feindes mußten sie sogar einen noch schwächeren Panzer entgegensetzen. Eine fruchtbringende Tätigkeit von ihnen hätte man nur dann erwarten können, wenn z. B. nach einer unentschiedenen Schlacht sie ebenfalls minderwertige japanische Schiffe zu bekämpfen gehabt hätten. Sicher kann man es der russischen Regierung nicht verdenken, daß sie alles an Schiffen aufbot, um die letzte Gelegenheit zur Erringung der Seeherrschaft noch zu benutzen. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch sie in Zukunft ebenfalls der Ansicht sein wird, daß nur das beste Schiffsmaterial gut genug ist.

Beerdigung gefallener Russen während der Kämpfe um Mukden.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Szene aus der Seeschlacht in der Koreastraße.

(Nach einem japanischen Farbendrucke.)

Wir maßen uns nicht an, in den vorstehenden Betrachtungen über die Erfahrungen des Krieges nur annähernd etwas Vollständiges gegeben zu haben, das würde einerseits sobald nach seiner Beendigung nicht möglich sein, und wenn schließlich auf allen Gebieten einwandfreies Material vorliegt, ein besonderes Werk von großem Umfange erfordern. Auch jedem Nichtfachmanne muß aber aus der Kenntnis der Hauptereignisse des Krieges klar geworden sein, daß Geldausgaben im Interesse der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande niemals weggeworfen sind. Die Zeiten des ewigen Friedens werden weder wir noch unsere Enkel erleben und für Deutschland gilt es in erhöhtem Maße, daß es diese Lasten, welche der Präsident der Vereinigten Staaten zutreffend als eine Versicherungsprämie für den Krieg bezeichnet hat, freudig tragen lerne. Unsere Lage zu Lande wie zu Wasser ist derart, daß wir uns nur auf unsere eigenen Kräfte verlassen können, je stärker diese sind, desto mehr Freunde werden wir auch haben, desto sicherer vor Angriffen anderer Staaten zu Lande und zu Wasser sein. Wie sich jetzt nach dem Kriege die politische Lage, vom deutschen Gesichtspunkt gesehen, darstellt, ist weiter unten angeführt.

Die Friedensaktion.

Beinahe unmittelbar nach der Schlacht von Tsuschima trat mit immer größer werdender Bestimmtheit auf, daß die Anbahnung von Friedensverhandlungen im Werke sei. Bald darauf folgte die Bestätigung in Gestalt einer diplomatischen Note des amerikanischen Präsidenten Roosevelt an die japanische und die russische Regierung. Der Präsident forderte die beiden Kriegführenden auf, in Friedensverhandlungen miteinander einzutreten und bot seine eigenen Dienste als Vermittler an. Schon tags darauf erklärten die beiden Mächte ihr Einverständnis. Die Plötzlichkeit der Frage und die außerordentliche Promptheit der Antwort zeigten deutlich, daß geheime Verhandlungen vorausgegangen sein mußten. Über die Stimmung der beiden Länder haben wir schon früher gesprochen und danach ist es auch begreiflich, daß beiden, jedenfalls was die Regierungen anlangt, der Entschluß nicht mehr schwer wurde.

Die Russen hatten nunmehr nach der Vernichtung ihrer Flotte die letzte Chance, ihre früheren Mißerfolge wieder auszugleichen, verloren, und die japanische Regierung war sich ebenfalls klar, daß nach diesem Erfolge wenig mehr zu gewinnen, aber sehr viel, nämlich der Kredit, zu verlieren war.

Natürlich war in den Pressen beider Länder von den wahren Gründen der Bereitwilligkeit der Regierungen, in Verhandlungen einzutreten, nichts zu bemerken. Die russische Kriegspartei wehrte sich energisch gegen den Gedanken eines Friedensschlusses, gerade jetzt, wo die Mandschureiarmee unter Linewitsch stärker und kriegstüchtiger sei denn je, wo an eine Belagerung Wladiwostocks noch kein Gedanke sei, dagegen feststände, daß die Kraft Japans mehr und mehr erlahme und erlahmen müsse, je länger der Krieg dauere. In Japan zeigte sich die öffentliche Meinung, soweit sie in der Presse und in politischen Reden vertreten wurde, wohl zum Frieden bereit, jedoch unter Bedingungen, von denen man von vornherein annehmen konnte, daß Rußland, so lange es überhaupt noch kampffähig im fernen Osten war, nicht eingehen würde. Die Aktion nahm infolgedessen ihren Fortgang und beide Staaten bestimmten ihre bevollmächtigten Unterhändler, welche sich im Laufe des Monats Juli bezw. Anfang August nach Amerika einschifften, soweit sie nicht schon dort waren und sich zunächst dem Präsidenten Roosevelt vorstellten. Von japa-

Ankunft japanischer Verwundeter in Yokohama.
(Nach einer Photographie.)

nischer Seite waren bevollmächtigt der Minister Komura und der Botschafter in Washington, Takahira, von russischer Seite der frühere Finanzminister und jetzige Staatssekretär a. D. von Witte und der russische Botschafter in Washington, Baron von Rosen. Am 5. August stellten sich die Bevollmächtigten dem amerikanischen Präsidenten vor und am 10. August begannen die Friedensunterhandlungen zu Portsmouth im Staate New Hamshire. Die Verhandlungen zogen sich beinahe durch drei Wochen hindurch und boten ein eigentümliches Bild, welches sich am besten, wenn es auch trivial erscheint, mit einem Pferdehandel vergleichen läßt. Die Forderungen des einen begegneten dem absoluten Widerstande des andern, alle paar Tage meldete der telegraphische Draht, es bestände nicht die mindeste Aussicht, daß eine Einigung erzielt werde, unmittelbar darauf erfolgte denn die überraschende Nachricht, daß man doch zu einer Übereinstimmung gekommen sei. Am kritischsten wurde die Lage, als die japanischen Forderungen zur Sprache kamen, welche eine Kriegsentschädigung verlangten, ferner die Abtretung von ganz Sachalin, die Herausgabe aller in neutralen Häfen internierten russischen Kriegsschiffe und eine Verpflichtung Rußlands, in Wladiwostock nur eine ganz geringe Seestreitmacht

in Zukunft zu unterhalten; zuerst hat man sogar verlangt, die See- und Landbefestigungen dieser Stadt sollten geschleift werden. Nicht nur der Minister von Witte, sondern die ganze russische Presse erhob hiergegen Einspruch. Witte erklärte, er habe keine Vollmacht von seinem Souverän, über die Punkte weiter zu diskutieren. Rußland habe zwar Mißerfolge erlitten, sei aber keineswegs besiegt und denke gar nicht daran, solche erniedrigende Bedingungen anzunehmen. Rußland wünsche den Frieden, sei aber durchaus imstande, den Krieg weiter zu führen, wenn es die Ehre des Reiches erfordere; unbesiegt stehe Linewitsch im Felde und das Material an ausgebildeten Soldaten im europäischen Rußland gestatte noch auf lange Zeit hinaus ununterbrochenen Nachschub an frischen Kräften. Auch finanziell bestände nicht die geringste Schwierigkeit und der russische Kredit in Berlin, Paris und Neuyork sei noch lange nicht erschöpft. Die japanischen Unterhändler sahen im Einverständnis mit ihrer Regierung ein, daß hier tatsächlich nicht mehr für sie zu erreichen sei und so ließen sie denn die Forderungen fallen, welche Witte als nicht diskutabel zurückgewiesen hatte. Am 29. August einigte man sich endgültig und die Bevollmächtigten unterzeichneten die Präliminarien des Friedens. Am 15. Oktober, wie hier gleich vorgreifend erwähnt sei, erfolgte die Unterzeichnung der Friedensinstrumente durch den Zaren und den Mikado.

Verwundete Japaner auf dem Bahnhof in Tokio.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Zur selben Zeit wurden auch die Hauptpunkte der Friedensbedingungen veröffentlicht, es sind dies die folgenden.

Der offizielle Text des Portsmouther Vertrages.

Artikel 1 stellt die Wiederherstellung des Friedens und der Freundschaft zwischen den Herrschern, Staaten und Untertanen beider Länder fest.

Artikel 2, in welchem anerkannt wird, daß die Interessen Japans in Korea vorherrschend sind, und in welchem bestimmt wird, daß die russischen Unternehmungen in Korea die gleichen Rechte genießen wie die Unternehmungen von Staatsangehörigen anderer Länder, besagt dann weiter: „Es wird auch vereinbart, daß, um allen Anlaß zu Mißverständnissen zu vermeiden, die beiden vertragschließenden Parteien sich an der russisch-koreanischen Grenze jeder militärischen Maßnahmen enthalten werden, die die Sicherheit des russischen oder des koreanischen Territoriums bedrohen können."

Im Artikel 3 fehlt die im früheren Auszug angeführte Bestimmung, daß alle von privaten Personen oder Gesellschaften in der Mandschurei erworbenen Rechte unberührt bleiben sollen. Der Artikel lautet nunmehr: „Japan und Rußland verpflichten sich gegenseitig: erstens, die Mandschurei vollständig und gleichzeitig zu räumen, ausgenommen das Pachtgebiet auf der Liautung-Halbinsel, gemäß den Bestimmungen des ersten Zusatzartikels des Friedensvertrages; zweitens, vollständig wieder an China zur ausschließlichen Verwaltung alle Teile der Mandschurei zurückzugeben, die jetzt besetzt oder im Machtbereich der japanischen oder russischen Truppen sind, mit Ausnahme des oben erwähnten Gebietes. Die kaiserlich russische Regierung erklärt, daß sie in der Mandschurei keinerlei territorialen Vorteile oder Vorzugskonzessionen oder ausschließliche Konzessionen besitzt, die die chinesische Souveränität beeinträchtigen oder unvereinbar mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung sind."

Artikel 4 besagt: „Rußland und Japan verpflichten sich gegenseitig, allgemeinen, alle Nationen in gleichem Maße berührenden Maßnahmen, die China zur Hebung des Handels und der Industrie in der Mandschurei treffen könnte, keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen."

Artikel 5 sieht vor, daß die russischen Pachtrechte auf Port Arthur, Dalny und die angrenzenden Gebiete und Gewässer gänzlich auf Japan übergehen, daß aber alle von privaten Personen oder Gesellschaften erworbenen Rechte unberührt bleiben sollen.

Artikel 6 trifft Bestimmungen über die Teilung der mandschurischen Eisenbahn und setzt fest, daß Japan die Gruben erwirbt, für die seine Teilstrecke den Verkehr vermittelt, ferner, daß beiden Parteien gänzliche Handelsfreiheit auf dem expropriierten Gebiet eingeräumt wird. Der in einem früheren Auszug erwähnte Passus fehlt, daß die Rechte von privaten Parteien oder Privatunternehmungen durch die Abmachungen nicht berührt werden, es wird aber bestimmt, daß die Besitzrechte russischer Untertanen unberührt bleiben. Wiederholt wird die Verpflichtung Rußlands und Japans anerkannt, Chinas Zustimmung zu den Abmachungen zu erlangen. Die in den früheren Versionen des Artikels 6 aufgeführte Bestimmung, daß beide Parteien die Freiheit haben, in dem expropriierten Eisenbahngebiet alle Maßnahmen zu treffen, die ihnen belieben, fehlt in dem offiziellen Text des Artikels.

Artikel 7 besagt: „Japan und Rußland verpflichten sich, ihre Eisenbahnen in der Mandschurei ausschließlich zu kommerziellen und industriellen Zwecken und in keiner Weise zu strategischen Zwecken zu benutzen. Diese Einschränkung betrifft aber nicht die Eisenbahn im Pachtgebiet auf der Liautung-Halbinsel."

Artikel 8 sieht vor, daß die japanische und die russische Regierung, um den Verkehr zu fördern und zu erleichtern, sobald als möglich ein Separatabkommen treffen über die Regulierung des Verkehrs auf den Verbindungsstrecken ihrer Eisenbahnen in der Mandschurei.

Artikel 9 behandelt die Abtretung des südlichen Teils von Sachalin an Japan. In dem letzten Absatz dieses Artikels wird gesagt: „Japan und Rußland kommen überein, in ihren Gebieten auf Sachalin oder den angrenzenden Inseln keine Befestigungen oder andere ähnliche militärische Werke zu bauen. Sie verpflichten sich auch gegenseitig, keine militärischen Maßnahmen zu treffen, die die Freiheit der Schiffahrt in der La Pérouse- und der Tatarenstraße beeinträchtigen könnten."

Artikel 10 präzisiert das Verhältnis der russischen Untertanen in dem südlichen Teil von Sachalin.

Artikel 11 behandelt die Fischereigerechtsame in den russischen Territorialgewässern, im Japanischen, Ochotskischen und im Behrings-Meer. Es wird stipuliert, daß diese Abmachungen nicht die Gerechtsame berühren sollen, die bereits russischen oder anderen Staatsangehörigen in diesen Gebieten gehören.

Artikel 12 lautet: Da der Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen Japan und Rußland durch den Krieg annulliert ist, verpflichten sich die kaiserlich japanische und die kaiserlich russische Regierung, als Grundlage ihrer Handelsbeziehungen bis zum Abschluß eines neuen Handels- und Schiffahrtsvertrages, der auf der Basis des bis zum Kriege in Kraft gewesenen erfolgen soll, die gegenseitige Meistbegünstigung anzunehmen, in welche eingeschlossen werden die Einfuhr- und Ausfuhrzölle, die Transitformalitäten, die Tonnen-

Japanischer Soldat, einen Brief schreibend.
(Nach einer japanischen Skizze.)

gelder sowie die Zulassung und Behandlung von Beamten und Staatsangehörigen, sowie den Schiffen des einen Landes in den Gebieten des anderen.

Artikel 13 behandelt die gegenseitige Rückgabe der Kriegsgefangenen und die Bezahlung der durch ihren Unterhalt entstandenen Kosten. Rußland verpflichtet sich, an Japan sobald wie möglich die Differenz zwischen dem von Japan und dem von Rußland ausgegebenen faktischen Betrage zurückzuzahlen.

Artikel 14 trifft Bestimmung über die Ratifikation des Friedensvertrages.

Artikel 15 sieht vor, daß der Text des Friedensvertrages für die Russen in französischer, für die Japaner in englischer Sprache abgefaßt wird, und daß in Zweifelsfällen der französische Wortlaut als maßgebend gelten soll.

Es folgen zwei Zusatzartikel. Der erste derselben setzt fest, daß die Heere

Nach der Schlacht.
(Nach einem japanischen Farbendruck)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg

Einlieferung der Verwundeten in ein russisches Lazarett.
(Nach einer Photographie.)

der beiden Länder innerhalb achtzehn Monaten nach Inkrafttreten des Vertrages aus der Mandschurei, ausschließlich des Pachtgebietes auf der Liautung-Halbinsel, zurückgezogen werden. Die Zahl der pro Kilometer zu rechnenden Soldaten, die zur Überwachung der Eisenbahn der beiden Parteien zugelassen werden, ist noch nicht festgesetzt. Die Kommandeure der beiden Heere haben diese Zahl so niedrig zu normieren, wie zur Sicherheit der betreffenden Strecken erforderlich ist; die Zahl 15 wird lediglich als Maximalzahl genannt.

Der zweite Zusatzartikel, der die Absteckung der Grenzen auf Sachalin betrifft, sieht vor, daß die Abgrenzungskommission, soweit es die topographischen Verhältnisse gestatten, dem 50. Breitengrad als Grenze folgen soll, und daß, falls Abweichungen von dieser Linie für notwendig befunden werden, zum Ausgleich an anderen Punkten entsprechende Abweichungen vorgenommen werden. Die Arbeit der Abgrenzungskommission soll der Zustimmung der vertragschließenden Parteien unterliegen.

Betrachtungen über den Inhalt der Bedingungen.

Die Anerkennung einer vorherrschenden oder vielmehr beherrschenden Stellung Japans in Korea ist wohl niemandem unerwartet gekommen, denn um Korea wurde eigentlich der ganze Krieg geführt. Nicht anders ist es mit dem

ehemals russischen Pachtgebiet auf Kwantung mit Dalny und Port Arthur. Welchen Wert Port Arthur speziell politisch wie militärisch für Japan immer gehabt hat, ist früher erwähnt worden, deswegen aber, daß beides bekannte Tatsachen waren, darf man ihre ungeheure Wichtigkeit nicht verkennen oder unbeachtet lassen.

Hätte Japan auch nichts als Korea gewonnen, so wären doch damit schon Opfer und Mühen des Krieges belohnt. Nicht daß sie sich von heute auf morgen einbringen können, nein, das nicht, wohl aber im Laufe der Jahre.

Nicht verkennen darf man ferner, daß die kommerzielle Erschließung der Mandschurei für Japan nur möglich war durch den Besitz von Korea. Als Herrscher von Korea aber hat es die Mandschurei tatsächlich unter seinem Einfluß und wird sie im Laufe der Zeit, wie die Franzosen sagen, ganz und gar friedlich durchdringen.

Der zurzeit noch bestehende russische Einfluß in der Mandschurei wird in Zukunft ohne Zweifel dem japanischen nicht entfernt stand halten. Damit hat denn wirtschaftlich Japan das was es braucht, große Gebiete, aus denen es Rohstoffe beziehen und in die es Fabrikate exportieren kann. Gebiete ferner, welche Kohlen, Mineralien aller Art, Metalle usw. in reicher Fülle bergen.

Politisch ist Japan nicht mehr nur ein Inselstaat, sondern eine in ihrem Festlandbesitz anerkannte Macht; seine Stellung China gegenüber, welche schon bisher höchst einflußreich war, wird ganz ungeheuer mit der Zeit wachsen. Militärisch ist Japan im Besitz von Kwantung und den koreanischen Häfen unangreifbar, beherrscht die dortigen Meere und besitzt die Macht, keine andere militärische Macht zu Lande oder zu Wasser aufkommen zu lassen. Zurzeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist noch ein nicht ganz klarer Punkt vorhanden.

Die Mandschurei soll bekanntlich dem chinesischen Reiche als politisches Eigentum zurückgegeben werden, als wirtschaftliches wird es, wie gesagt, unzweifelhaft in japanischen Händen bleiben. Soll man nun annehmen, daß Japan diese Provinz, um und in welcher ein so langer erbitterter Krieg geführt worden ist, ohne jede Entschädigung dem Kaiser von China zu Füßen legt. Das ist kaum anzunehmen, vielmehr sind wir der Ansicht, daß auf diese Weise Japan wenigstens einen Teil seiner Kriegskosten wieder erhalten wird, wenn auch nicht von seinem ehemaligen Gegner.

Die Insel Sachalin, welche Japan erobert hatte, und ganz für sich beanspruchte, fällt ihm nur zur Hälfte zu, allerdings ist es die südliche und bei weitem bessere Hälfte. Ob der Widerstand, den die russischen Unterhändler gegen den Verzicht auf die ganze Insel äußerten, gemacht oder echt war, läßt sich vorläufig nicht feststellen, einen bedeutenden Wert kann die Nordhälfte von Sachalin für Rußland kaum haben und einen nationalen Ehrenpunkt bildet sie im Grunde auch nicht. Wir werden uns deswegen nicht wundern, wenn über kurz oder lang berichtet wird, daß die nördliche Hälfte der Insel Sachalin in japanische Hände übergegangen ist.

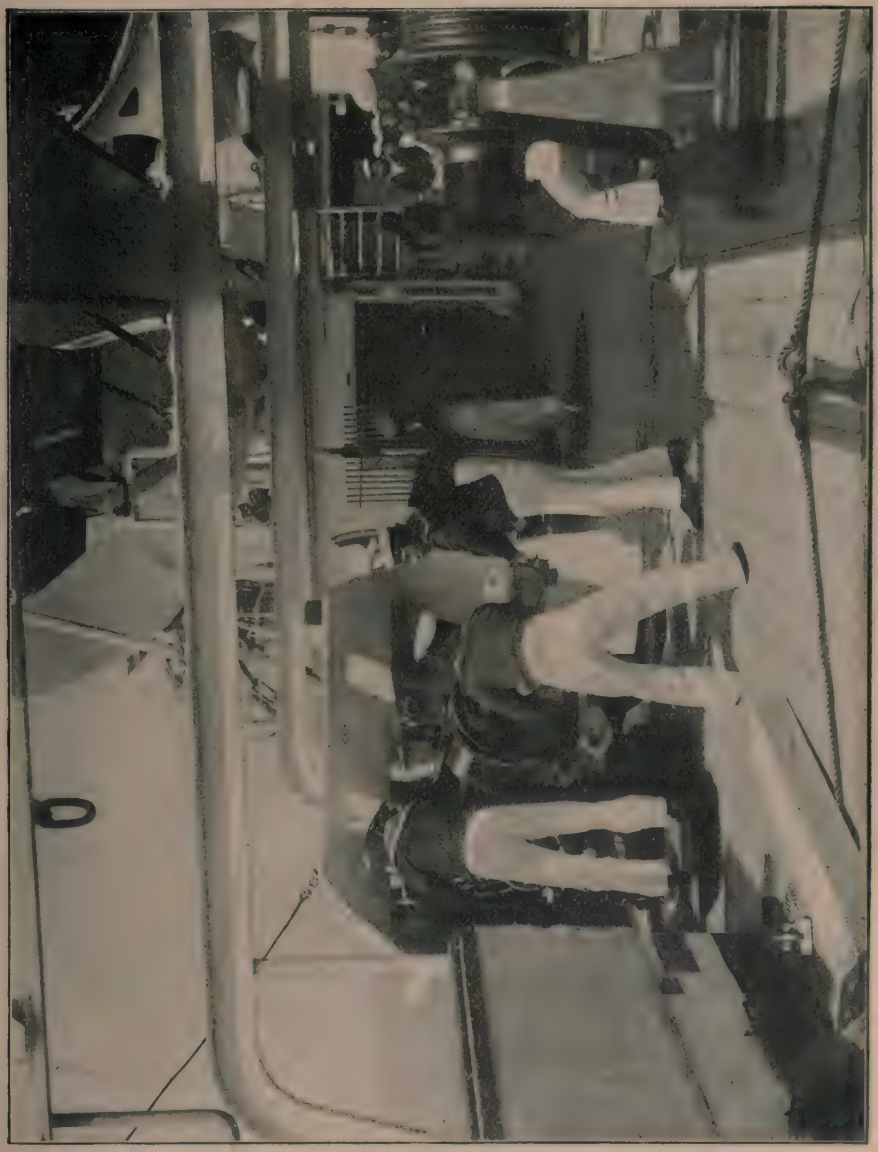
Schwerer als das zeitweilige Nachgeben in dieser Frage war für Japan der Verzicht auf eine Kriegsentschädigung; Geld war und ist das, was man gerade jetzt in Japan am allermeisten braucht. Daß es nicht gelang, die Zustimmung der russischen Unterhändler zu erhalten, bedeutete einen schweren Schlag, wenn auch für die japanische Regierung sicherlich keinen unerwarteten, für die japanische Bevölkerung jedoch eine äußerst herbe Enttäuschung. Nicht minder kränkend für das japanische Nationalbewußtsein war auch die erfolgreiche Weigerung der Russen, die in neutralen Häfen internierten Kriegsschiffe wieder herauszugeben, ohne in der Befestigung und auch der Besetzung des Hafens von Wladiwostock mit Kriegsschiffen sich auch nur die mindeste Beschränkung aufzuerlegen. Die japanische Flotte hatte immerhin erhebliche Verluste während des Krieges erlitten, der vorhandene Bestand war stark abgenutzt und so wäre ein Zusatz äußerst erwünscht gewesen. Wir dürfen nicht bezweifeln, daß die japanische Regierung von einer russischen Kriegsentschädigung jedenfalls zu einem großen Teil denselben klugen Gebrauch gemacht hätte, wie von der chinesischen vor zehn Jahren, nämlich zum weiteren Ausbau der Flotte.

Die Frage, welche Umstände Japan zu allen diesen Zugeständnissen bewogen haben könnten, haben wir schon beantwortet, oder jedenfalls die Beantwortung angedeutet. Die Kräfte Japans waren erschöpft, immer schwieriger wurde es, und immer unvorteilhafter die Bedingungen, Geld zur Fortführung des Krieges von England und den Vereinigten Staaten zu erhalten Was wäre geworden, wenn man die Weigerung der Kriegsentschädigung zum Anlaß genommen hätte, die Friedensverhandlungen abzubrechen und den Krieg fortzusetzen? Gewiß, es wäre vielleicht den Japanern gelungen, Charbin zu nehmen und Linewitsch zu schlagen; letzteres aber keineswegs so sicher, wie

große Achtung man auch vor den militärischen Leistungen des japanischen Heeres haben muß. Wir wissen andererseits, daß Japan in einem absehbaren Zeitraum starke Truppennachschübe nicht mehr in die Mandschurei würde haben senden können, die Russen dagegen hatten gerade hierin nicht die geringste Schwierigkeit. Wenn allerdings Oyama die Truppen Linewitschs nicht nur besiegt, sondern gänzlich zerschmettert, gefangen oder vernichtet hätte, dann wäre es etwas anderes gewesen. Das mußte aber selbst nach den bisherigen Erfolgen Japans als höchst unwahrscheinlich betrachtet werden. War es doch nach anderthalbjähriger Kriegführung den Japanern nicht gelungen, obgleich sie nur danach strebten und wohl wußten, daß sonst trotz aller Siege schließlich der Feldzug für sie zu einem aussichtslosen werden konnte. Welche Schwierigkeiten die Einnahme von Wladiwostock bereiten würde, war nicht im entferntesten abzusehen, diese Festung würde sich vielleicht länger haben halten können, als es Port Arthur getan hatte.

Nicht vergessen durfte man ferner, daß man zur Fortführung des Krieges wieder ungeheurer Geldsummen bedurfte und nicht einmal wußte, unter welchen Bedingungen man dann nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres einen Frieden abschließen könnte. Rußland war, wie der General Oyama später gesagt hat, von einem gewissen Punkte an für Schläge ziemlich unempfindlich, und auch wir wüßten nicht zu sagen, durch welche Mittel Japan bei noch so langer Fortführung des Krieges es zu einer Geldentschädigung hätte zwingen können. Dabei ist auch zu bedenken, daß, wenn Japan jetzt eine bestimmte Summe forderte, es ein halbes Jahr später viel mehr fordern mußte, um nur annähernd auf seine Kosten zu kommen, ohne daß andererseits, wie gesagt, nach einem halben oder ganzen Jahre die Aussichten besser waren von Rußland Geld zu erhalten, vielleicht sogar sehr viel schlechter. Territoriale Gewinne brauchte Japan außer den genannten vorläufig nicht, Korea und die Mandschurei genügen, wie gesagt, für absehbare Zeit völlig allen Bedürfnissen japanischer Expansion. Und Wladiwostock? Wir glauben kaum, daß die Einnahme, selbst wenn sie von späterer Besitznahme gefolgt wäre, einen großen und außerordentlich kostbaren Zeitaufwand und ebensolche militärische Anstrengungen gelohnt hätte. Eine Gefahr kann auch jetzt, wo Wladiwostock russischer Kriegshafen bleibt und bleiben wird, für Japan daraus nicht erwachsen. Die Seeherrschaft in der Japanischen See und im Gelben Meere ließe sich bei der jetzigen ungeheuer starken Stellung Japans unter keinen Umständen erreichen, höchstens durch eine

ganz übermächtige Flotte. Es liegt dabei in Japans Hand, die russische Seemacht in Ostasien niemals übermächtig werden zu lassen.



Geschützexerzieren auf einem japanischen Panzerkreuzer. (Nach einer Photographie.)

Zunächst haben die Japaner jetzt einen großen Vorsprung und verfügen selbst über die Übermacht. Möglich bleibt auf der anderen Seite, daß Rußland in kurzer Zeit wieder eine große Anzahl Schiffe durch gleichzeitigen Bau auf eigenen und auswärtigen Werften fertigstellen läßt. Ganz abgesehen nun

von den trostlosen personalen Verhältnissen in der russischen Marine, über die ich oben gesprochen habe, wird jene Flotte, wenn sie auch fertig ist, noch nicht in Ostasien sein, und darin liegt eine Schwierigkeit für die Russen hinsichtlich eines späteren Revanchekrieges, welche unübersteiglich sein muß, wenn die Japaner aufpassen. Daß sie das tun und immer tun werden, wird niemand bezweifeln. Sie werden rechtzeitig mit einem Ultimatum bei der Hand sein, und ebenfalls rechtzeitige wie überraschend geeignete Maßnahmen treffen, sobald ihnen der Augenblick gekommen zu sein scheint. Bequemer und sicherer wäre es selbstverständlich, wenn Wladiwostock wenigstens als Festung geschleift worden wäre, denn eine Gefahr ist, nachdem dies nicht erreicht wurde, für die Zukunft nicht ausgeschlossen, darüber ist man sich in Japan vollkommen klar. Und um so schmerzlicher wurde wohl auch von diesem Gesichtspunkt die Verweigerung der Kriegsentschädigung empfunden, für die man sofort den Vorsprung in der Wehrkraft zur See Rußland gegenüber wesentlich hätte vermehren können.

Die erfolgreiche Weigerung der russischen Regierung, diesen japanischen Forderungen nachzukommen, wurde indirekt auch noch durch andere Umstände begünstigt, die vielleicht bis zu einem gewissen Grade sogar ausschlaggebend gewesen sein mögen. England und die Vereinigten Staaten, wie schon mehrfach erwähnt, die beiden Hauptgeldgeber Japans, waren nach den Schlachten von Mukden und Tsuschima der Ansicht, daß es nun Zeit zum Frieden sei und man eine weitere Vergrößerung der Stellung Japans nicht für vorteilhaft erachten könne. England hatte erreicht, was ihm am Anfang des Krieges vorgeschwebt und weshalb es die Japaner ermutigt und gestützt hatte, nämlich Vernichtung der russischen Flotte und die Zurückdrängung des russischen Einflusses in Asien.

Amerika, welches außerordentlich große kommerzielle Interessen in Ostasien hat, und nach Ausführung des Panama-Kanals in noch höherem Maße haben wird, hatte im Anfang auch den Russen Mißerfolge gewünscht, weil sie in Rußland auf dem genannten Gebiet einen gefährlichen Nebenbuhler zu haben glaubten. Nun aber sahen sie, wie ein weit gefährlicherer erwuchs; aus diesen Besorgnissen muß man sich auch den Umschlag der amerikanischen Stimmung im Volke erklären. Zuerst finden wir die lebhafteste Begeisterung des amerikanischen Volkes für das vorgeschrittene Japan, und das rückschrittliche despotisch regierte Rußland wurde mit offenbarer Abneigung besprochen und auch behandelt. Später verkehrten sich die Rollen und wir sehen, daß wäh-

rend der Friedensverhandlungen geradezu Begeisterung für den Minister Witte mündlich und schriftlich seitens der Amerikaner geäußert wurde. Unmittelbar nachher äußerte der bekannte amerikanische Admiral Dewey, es sei nur gut, daß die Japaner keine Kriegsentschädigung bekommen hätten, denn dann würden sie ihre Flotte so schnell haben ausbauen können, daß daraus eine sehr unangenehme Überlegenheit erwachsen wäre. In diesen Worten, welche die Gedanken einer großen Menge von Amerikanern aussprechen, liegt klar enthalten, daß die Vereinigten Staaten schon jetzt einen wirtschaftlichen Konflikt zwischen sich und Japan anerkennen und einen militärischen in Zukunft wohl für möglich halten. Auf die Berechtigung dieser Ansicht und die einschlägigen politischen Verhältnisse wird nachher kurz eingegangen werden. Die Tatsache dieses Stimmungswechsels ist ja, wie unsere Leser selbst aus der Tagespresse jener Zeit wissen, eine allgemein bekannte und unumstößliche. Daß der Präsident der Vereinigten Staaten auch nur aus diesen einfachen politischen Gründen die Friedensaktion in die Hand nahm und das seinige tat, um sie zum Erfolge zu führen, nicht aber aus irgend welchen allgemein humanitären Gründen, oder gar solchen des persönlichen Prestige, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist während seiner bisherigen Amtszeit stets realen Zielen nachgegangen.

Recht bezeichnend ist auch für dieses Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, daß die bisher extrem amerikafreundliche japanische Volksstimmung in das Gegenteil umschlug, als der Gang der Friedensverhandlungen in Portsmouth erkennen ließ, daß die Position der japanischen Unterhändler nicht besonders günstig war. Die Tochter des Präsidenten war vorher in Begleitung eines amerikanischen Diplomaten zum Besuch in Japan anwesend, man hatte sie dort beinahe mit königlichen Ehren empfangen, und sie wurde auch noch eine Zeitlang hoch gefeiert, mit Geschenken überhäuft, während bei ihrer Abreise nach Umschlag der Stimmung die japanischen Behörden alles aufbieten mußten, um die amerikanischen Gäste vor Insulten zu schützen. Auch schon hieraus geht hervor, daß man den politischen Zweck der amerikanischen Friedensvermittlung wohl erkannte oder jedenfalls ahnte. Es ist viel von den großen Bemühungen des Präsidenten die Rede gewesen. Wir dürfen sicher sein, daß eins seiner stärksten Mittel Japan gegenüber darin bestanden hat, durchblicken zu lassen, daß Amerika sich, sollte Japan auf der Fortsetzung des Krieges bestehen, bezüglich weiterer Kreditgewährung würde zurückhalten müssen. Be-

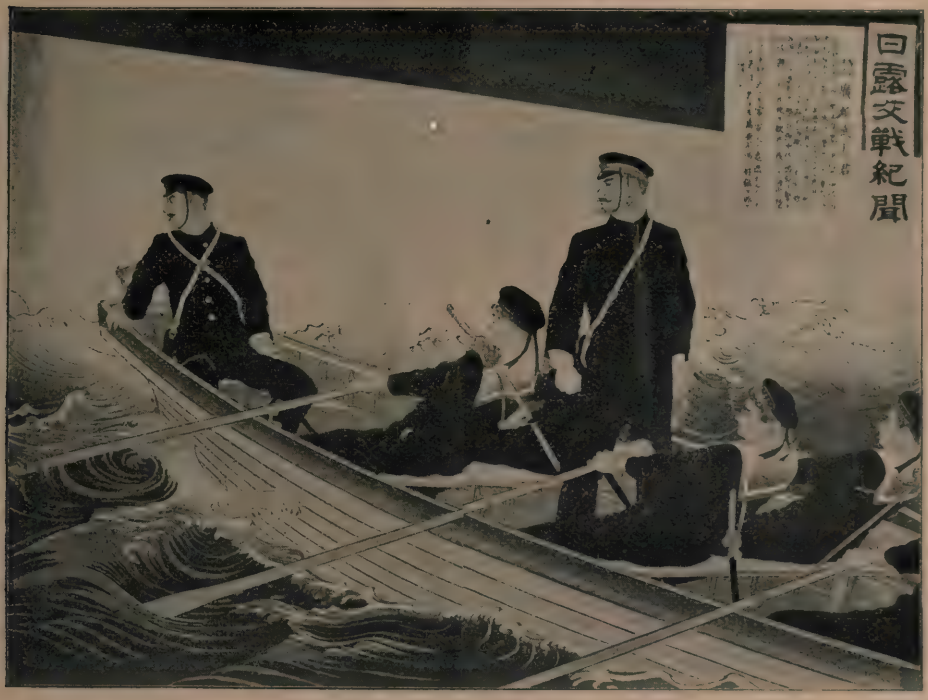
denken wir, daß während des Krieges Japan gerade von den Vereinigten Staaten eine bedeutende finanzielle Hilfe erhalten hatte, so liegt das Schwer-

Tagdkommando des 8. ostsibirischen Schützenregiments.
(Nach einer Photographie.)

gewicht dieses Arguments auf der Hand. Umsomehr, als auch England Japan dringend zum Frieden riet.

England, der eigentliche, wenn auch indirekte Urheber des ganzen Krieges, hatte das Ziel erreicht, es sah nach der Schlacht von Tsuschima zugleich den ge-

gebenen Moment eingetreten, um zum Friedensschluß zu ermahnen; niemand konnte wissen, welche Komplikationen bei Fortführung des Krieges noch entstehen würden und ob nicht weniger günstige Lagen sich bildeten. Bei der großen Ausbreitung des englischen Handels mußte der englischen Regierung doppelt daran liegen, nach Erreichung des großen sogenannten politischen Zieles sofort auf Schließung des Friedens zu wirken, um dem Handel die so nötige Ruhe



Japanischer Kommandant geht nach der Befehlsausgabe an Bord.
(Nach einem japanischen Farbenholzschnitt.)

friedlicher Verhältnisse wieder zu geben. Hinzu kam die damals schon im Entwurf fertige Erweiterung des englisch-japanischen Bündnisses, welche bald abzuschließen für England ebenfalls von entschiedener Wichtigkeit war. Scheinbar allerdings noch größer für Japan; jedenfalls scheint England mit Erfolg die japanische Regierung glauben gemacht zu haben, daß Japan von der Erweiterung des Bündnisses große Vorteile haben werde. Wir sind darin anderer Ansicht und glauben, daß auch Japan in nicht allzu ferner Zeit von seinen Illusionen zurückkommen wird. Als weiterer für England maßgebender Faktor, im friedlichen Sinne auf Japan zu wirken, mag vielleicht auf das Bestreben

zurückgeführt werden können, die russische Regierung an ein Entgegenkommen glauben zu machen und möglichst der ungünstigen Wirkung auf letztere vorzubeugen, welche die Veröffentlichung des erweiterten Bündnisses haben würde und auch, wie wir gesehen haben, hatte.

Sobald durch die genaue Beobachtung aller dieser Verhältnisse die russische Regierung zur Erkenntnis gekommen war, daß ein nicht ungünstiger Friedensschluß im Bereich der Möglichkeit lag, zögerte sie natürlich nicht, den Vorschlägen des amerikanischen Präsidenten, in Verhandlungen mit dem Gegner einzutreten, nachzukommen. Der Zar schickte seinen geschicktesten Diplomaten und überhaupt den bedeutendsten russischen Staatsmann Witte nach Portsmouth; dieser hatte schon früher Gelegenheit gehabt, den Charakter der Japaner kennen zu lernen und sich, wie wir wissen, in sehr geschickter Weise seines Auftrages entledigt. Wir wissen ja nicht, wie weit seine Vollmachten gingen und ob er tatsächlich nicht befugt war, den Japanern weitere Konzessionen zu machen, jedenfalls aber hat er erreicht, was zu erreichen war. Der Moment des Friedensschlusses war für Rußland entschieden günstig, weil Linewitsch mit einem an Zahl dem japanischen weit überlegenen Heer im Felde stand und der russische Kredit noch vollkommen unerschüttert war; andererseits sah wohl auch die russische Kriegspartei ein, daß Positives sich vorläufig jedenfalls im Felde nicht erreichen lasse, und je länger der Krieg dauerte, desto mehr würde sich auch die finanzielle Lage Rußlands verschlechtern. Als weitere und sehr maßgebende Überlegung kamen die inneren Unruhen in Betracht, zu deren Beilegung friedliche Verhältnisse jedenfalls von großem Nutzen sein mußten.

Die Stimmung in Rußland war allerdings nach Bekanntwerden der Hauptpunkte der Friedensbedingungen eine sehr geteilte, speziell die Aufgabe der Hälfte von Sachalin und eines großen Teils der mandschurischen Bahn gab zu lebhaften Bemängelungen Anlaß; während der Verhandlungen sandte Linewitsch eine Depesche an den Zaren, in welcher er mit großem Nachdruck die Kampfbereitschaft und Kampffreudigkeit seines Heeres betonte und seinem eigenen sowie dem Wunsch aller Offiziere Ausdruck gab, der Zar möchte nicht Frieden schließen, ehe er noch einmal das Glück der Waffen versucht hätte. Wie tatsächlich die Stimmung im mandschurischen Heere war, läßt sich nicht feststellen, und es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß diese Depesche und deren Veröffentlichung teilweise oder vollständig nur dem Zwecke diente, auf die japanischen Unterhändler zu wirken und sie zur Nachgiebigkeit zu bestimmen.

Wir haben im Laufe unserer Schilderungen schon öfter auf die Tatsache hingewiesen, daß das eigentliche russische Volk keinen Anteil an dem Kriege selbst nahm und für den Begriff der Waffenehre überhaupt keine Auffassung zeigte. Die inneren Verhältnisse beschäftigten das Volk und einen sehr großen Teil der gebildeten und politisch denkenden Leute von Anfang an viel mehr als der Krieg und die Niederlagen Rußlands wären allen diesen willkommen gewesen und waren es auch tatsächlich, wenn sie nur den Zaren bestimmten, dem Volke eine Verfassung zu geben und vielen wirklichen und vermeintlichen Übelständen radikal abzuhelfen. Es ist in Rußland besonders schwer zu sagen, inwieweit die Presse mit ihren Äußerungen das Volk repräsentiert, sicher aber in weit geringerem Maße als es in Japan der Fall ist. Die Neigung zur Renommage, welche wir im russischen Militär schon oft zu erwähnen Gelegenheit hatten, findet sich naturgemäß ebenfalls in der Presse, und begegnete man in jener Zeitperode sogar Äußerungen, als ob Rußland eigentlich die Oberhand gewonnen und damit das Recht besäße, Japan den Frieden zu diktieren. Daß sich auch gemäßigte Stimmen fanden, welche die Lage sachlich würdigten, ist natürlich. Die große Menge des Volkes nahm den Frieden ebenso apathisch hin wie die Niederlagen und zeigte speziell für die Bedingungen und deren Beurteilung im russischen Sinne nicht das mindeste Interesse.

Anders in Japan. Schon aus Portsmouth wurde von den verschiedensten Berichterstattern die mit dem Gange der Unterhandlungen wachsende Niedergeschlagenheit der japanischen Bevollmächtigten geschildert. In höchster Spannung folgte ihnen das ganze japanische Volk. Als nun endlich das Resultat bekannt wurde und kein Zweifel obwalten konnte, daß sich auch der Mikado und seine Regierung damit einverstanden erklärte, kannte die Erregung des Volks keine Grenzen mehr. In allen Städten gab es heftige Tumulte, welche mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten. Der Pöbel verbrannte offizielle Gebäude, insultierte hohe Beamte. Nach der ersten Überraschung zog es die japanische Regierung vor, auch über die Unruhen ebenso systematisch zu schweigen, wie früher über Einzelheiten der kriegerischen Ereignisse. Die Telegraphenstationen wurden überwacht, eine strenge Zensur eingeführt und die offiziösen oder halboffiziösen Berichte behandelten die Unruhen als Dinge von sehr geringer Bedeutung, tatsächlich haben sie dagegen wohl einen sehr bedeutenden und gefahrdrohenden Umfang gehabt. Die folgenden kurzen Berichte geben, mögen sie auch vieles verschweigen, einen Begriff davon. Mehr als

alles andere zeugt aber von der Erregung und der Wut des Volkes über die ungünstigen Friedensbedingungen die Tatsache, daß das Flaggschiff „Mikasa" des Admirals Togo in der Nacht vom 10. auf den 11. September, während

Russische Gefangene in Japan: Eisenbahnzug mit Gefangenen.
(Nach einer Photographie.)

es im Hafen von Sasebo lag, durch Feuer und Explosion zum Sinken gebracht wurde. Dies Ereignis kann wohl unter keinen Umständen auf eine ungewollte Ursache zurückgeführt werden. Der Herd des Feuers befand sich ganz in der

Nähe der hinteren Munitionsmagazine und erreichte diese in so kurzer Zeit, daß es ganz ausgeschlossen war, der Katastrophe vorzubeugen. Es erfolgte eine heftige Explosion, die „Mikasa" sank, es kamen 251 Mann und 6 Offiziere ums Leben und 343 Mannschaften, welche teilweise von andern Schiffen zur Hilfeleistung herbeigeeilt waren, wurden verletzt. Zur Zeit des Unfalles befanden sich der Kommandant und die größere Anzahl der Offiziere nicht an Bord; der Kommandant eilte sofort hinzu, erklärte nach der Katastrophe, er übernehme die volle Verantwortung und machte einen Selbstmordversuch. Die japanische Regierung hat diese schreckliche Katastrophe natürlich sofort auf einen unerklärlichen Unfall zurückgeführt und Authentisches wird man sicher niemals darüber erfahren. Wir werden aber, wie gesagt, in der Annahme nicht fehl gehen, daß es eine Art symbolischer Akt erbitterter Marinemannschaften war, welche mit eigener Hand das schöne und stolze Schiff vernichteten, an Bord dessen Admiral Togo so unerhörte Erfolge erreicht hatte. Wahrscheinlich haben die Täter sich keinen Begriff davon gemacht, daß ihr Anschlag so viele Menschenleben kosten würde.

Russische Gefangene in Japan; Auf der Fahrt.
(Nach einer Photographie.)

Die bittere Enttäuschung des japanischen Volkes ist wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß Japan auf eine Kriegsentschädigung in Geld verzichten mußte. Man hatte das berechtigte Gefühl, im Dienste des Vaterlandes die größten Opfer gebracht zu haben und sich nun auf einen Milliardensegen gefaßt gemacht, welcher alle Wunden pekuniärer Natur, und deren gab es natür-

lich viele und schwere, heilen würde. Diese Hoffnung war zu Wasser geworden und nach einer lückenlosen Reihe von Erfolgen und Siegen zu Lande und zu Wasser stand das Volk vor der nicht nur ernüchternden, sondern beinahe niederschmetternden Erkenntnis, daß auch für die Zukunft schwere Lasten weiter zu tragen wären und der Steuerdruck weiter ertragen werden müßte. Man kann sich deswegen über jene Unruhen nicht wundern. Es waren ja nur verhältnismäßig wenige, welche die Zwangslage der japanischen Regierung kannten und aus ihr auch ohne offizielle Äußerung der Regierung den Schluß zogen, daß Japan auch mit diesen Friedensbedingungen tatsächlich das Mögliche erreicht hatte. Daß dieses Mögliche absolut sehr viel war und daß die Erwerbung von Korea usw., wenn auch erst nach längerer Zeit, sehr reiche Früchte tragen würde, das konnte naturgemäß die große Masse des Volkes nicht ermessen. Wie sich aber der Charakter der Japaner uns bis jetzt gezeigt hat, können wir nicht bezweifeln, daß sie mit derselben Energie wie im Kriege auch jetzt im Frieden große und vielleicht überraschende Erfolge auf den verschiedenen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens erreichen werden. Das sichere Vertrauen hierzu spricht auch der folgende Erlaß des Mikado aus, welcher ohne Zweifel den richtigen und auf den Volkscharakter wirkenden Ton anschlägt.

Das Friedensmanifest des Mikado.

Tokio, 16. Oktober.

Wir haben es immer für den ersten Grundsatz unserer internationalen Politik gehalten, den Frieden im Osten aufrecht zu erhalten und die Sicherheit unseres Reiches zu wahren. Die Förderung dieser hohen Aufgaben ist daher unser beständiges Ziel gewesen, aber im letzten Jahre sind wir aus Gründen, welche die Notwendigkeit der Selbsterhaltung diktierten, unglückseligerweise in Feindseligkeiten mit Rußland hineingezogen worden.

Unsere Armee und Marine haben gleichmäßig für die Verteidigung des Landes und die militärischen Vorbereitungen innerhalb des Reiches Sorge getragen und den Beschwerden aller Art im Kriege außerhalb des Landes widerstanden und so einen ruhmvollen Erfolg erzielt. Unsere Zivilbehörden haben in Übereinstimmung mit dem Parlament eifrig ihre Pflicht getan in der Förderung unseres Willens.

Alle zur Führung des Krieges, sowie der inneren und auswärtigen Angelegenheiten erforderlichen Maßnahmen sind sorgfältig getroffen worden, wie die Lage es erforderte. Unser Volk war maßvoll und klug, hat freudig die schwere Last der nationalen Ausgaben getragen, sowie edelmütig zu dem Kriegsfonds beigesteuert, und war einmütig bestrebt, das Ansehen zu heben und die Würde des Reiches zu wahren. Der Erfolg gebührt in hohem Maße den gütigen Geistern unserer Vorfahren, der Ergebenheit unserer Beamten und dem selbstverleugnenden Patriotismus unseres ganzen Volkes.

Nach zwanzig Monaten des Krieges ist die ganze Stellung des Reiches gefestigt, und sind die Interessen des Landes gefördert und insofern als wir in unserem Vorsatze, den Frieden zu erhalten, niemals schwankend geworden sind, war es entgegen unseren Wünschen, daß die Feindseligkeiten fortgesetzt würden und unser Volk unnötigerweise den Schrecken des Krieges ausgesetzt würde, als der Präsident der Vereinigten Staaten im Interesse des Friedens und der Menschlichkeit vorschlug, daß die Regierungen von Japan und Rußland sich über Friedensbedingungen einigen möchten. Da wir seine Freundlichkeit und sein Wohlwollen voll anerkannten, nahmen wir seinen Vorschlag an und ernannten Bevollmächtigte, welche mit denen Rußlands beraten sollten.

Nachdem die Bevollmächtigten beider Länder häufig zusammengekommen waren und miteinander beraten hatten, erklärten sich die Bevollmächtigten Rußlands mit den Vorschlägen unserer Bevollmächtigten überein, welche darauf hinausgingen, den Zweck des Krieges zu erreichen und den Frieden im Osten zu erhalten und bewiesen so die Aufrichtigkeit ihres Wunsches, den Frieden herbeizuführen.

Wir haben die Bedingungen geprüft, über die sich die Friedensunterhändler geeinigt hatten, und da wir dieselben in vollkommener Übereinstimmung mit unseren Absichten fanden, so haben wir sie angenommen und ratifiziert. Nachdem wir so den Frieden und den Ruhm gesichert haben, sind wir glücklich, den Segen der guten Geister unserer Vorfahren anrufen zu können und imstande, die Früchte dieser großen Taten unseren Nachkommen zu hinterlassen.

Es ist unser ernstlicher Wille, den Ruhm mit unserem Volke zu teilen und uns lange der Segnungen des Friedens mit allen Nationen zu erfreuen. Rußland ist wieder der Freund Japans, und wir wünschen aufrichtig, daß die wiederhergestellten Beziehungen guter Nachbarschaft sich näher und herzlicher gestalten mögen.

In diesem Zeitalter, wo es kein Stocken im Fortschritt der Welt gibt, sollte auch keine Verzögerung eintreten in dem Bemühen, die Verwaltung der Staatsgeschäfte unseres Volkes sowohl nach innen wie nach außen zu vervollkommnen. Während die militärische Tüchtigkeit in voller Kraft in Friedenszeiten aufrechterhalten werden soll, soll unser ernstes Bemühen darauf gerichtet sein, Erfolge auf friedlichem Gebiete zu erzielen, so daß in gleichem Maße das Glück des Landes erhalten werden kann, und auch sein andauerndes Vorwärtsschreiten gesichert wird.

Wir warnen unsere Untertanen ernstlich vor Kundgebungen prahlerischen Stolzes und befehlen ihnen, ihren Geschäften nachzugehen und alles zu tun, was in ihrer Macht liegt, um das Reich zu kräftigen."

In einem kurz nachher veröffentlichten Manifest des Zaren heißt es folgendermaßen:

„Gott ließ unser Vaterland die schweren Prüfungen und Schicksalsschläge eines blutigen Krieges erleiden, der vielfache Beweise der Tapferkeit und des Mutes unserer ruhmreichen Truppen in ihrem hartnäckigen Kampfe gegen einen tapferen und mächtigen Feind lieferte. Dieser für alle so schmerz-

Gefangene Russen auf die Abreise nach Japan wartend.
(Nach einer Photographie von Underwood and Underwood, New York, copyright 1905.)

Zusammenstoß einer japanischen Kolonne mit Kosaken.

(Nach einem japanischen Farbenholzschnitt.)

liche Kampf ist beendet. Der Osten unseres Landes wird sich im Frieden und in guter Nachbarschaft mit dem nunmehr zu unserem Freunde gewordenen japanischen Reiche von neuem entwickeln. Indem wir unseren Untertanen von der Wiederherstellung des Friedens Mitteilung machen, sind wir sicher, daß sie ihre Gebete mit den unserigen vereinen werden, daß Gott seinen Segen geben möge zu unseren großen Arbeiten mit den vom Volke erwählten Männern zur Vervollkommnung des inneren Gedeihens Rußlands.

Nikolaus."

Der Verlauf des Krieges.

Die wichtigsten Ereignisse und der Gang der Friedensverhandlungen sind aus folgender zusammenfassender Übersicht zu ersehen:

Am 6. Februar 1904 bricht Japan die Verhandlungen über Korea und die Mandschurei und damit die diplomatischen Beziehungen zu Rußland ab.

Am 8. Februar beginnen die Feindseligkeiten, indem Admiral Togo auf die im Hafen von Port Arthur ankernde russische Flotte einen nächtlichen Torpedo-Angriff ausführt. Die Panzer „Retwisan" und „Zäsarewitsch" sowie der Kreuzer „Pallada" werden beschädigt.

Am 9. Februar erster Angriff der japanischen Schlachtflotte auf Port Arthur. An der koreanischen Küste findet vor Tschemulpho ein Seegefecht statt, bei dem die russischen Kreuzer „Warjag" und „Korejez" von den Russen selbst versenkt werden.

Am 22. Februar wird Kuropatkin zum Oberbefehlshaber der russischen Mandschureiarmee ernannt.

Vom Februar bis April landen die Japaner große Truppenmassen in Korea.

Am 13. April Untergang des russischen Admiralschiffes „Petropawlowsk" mit dem Admiral Makaroff durch Auflaufen auf eine Mine vor Port Arthur. Der Maler Wereschtschagin findet hierbei ebenfalls seinen Tod. Unter den wenigen Geretteten befindet sich Großfürst Kyrill.

Vom April bis Mai landen die Japaner starke Truppenmassen auf der Liautung-Halbinsel.

Am 1. Mai erster Landsieg der Japaner. Unter Kuroki überschreiten sie den Jalu und schlagen die unter Sassulitsch kämpfenden Russen vollständig. Die Japaner erbeuten 28 Schnellfeuergeschütze, 8 Maschinengewehre und nehmen viele Offiziere und Soldaten gefangen

Am 7. Mai berichtet Togo, daß es geglückt sei, den Hafen von Port Arthur zu sperren. Ein Tagesbefehl des russischen Generals Stössel bereitet auf den Beginn der Belagerung vor.

Am 9. Mai wird die Bucht von Kintschau an der Landenge nördlich von Port Arthur durch die Japaner besetzt.

Am 26. Mai erobern die Japaner nach einer äußerst blutigen Schlacht die Befestigungen bei Kintschau. Sie erbeuten dabei 68 Geschütze und 10 Maschinenkanonen.

Am 17. Juni wird General Stackelberg, der zum Entsatze Port Arthurs herbeigeeilt war, bei Wafangku geschlagen.

Am 23. Juni macht die russische Flotte einen Ausfall aus Port Arthur, wird aber mit Verlust wieder zurückgeschlagen.

Am 27. Juni erobern die Japaner den Föngschuiling-Paß.

Am 7. Juli wird Oyama zum Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte in der Mandschurei ernannt.

Am 9. Juli besetzt die zweite japanische Armee unter Oku nach mehrtägigen Gefechten Kaiping.

Am 18. Juli greifen die Russen unter dem Grafen Keller den Motulingpaß an, werden aber zurückgeschlagen.

Am 26. Juli erobern die Japaner nach mehrtägigen heftigen Kämpfen die Befestigungen von Taschikiao

Am 31. Juli fällt der General Graf Keller während eines Gefechts am Fanselingpaß.

Am 10. August Ausfall der Port Arthur-Flotte. Admiral Withöft fällt an Bord des „Zäsarewitsch". Der „Zäsarewitsch" sucht mit einem Torpedobootzerstörer und zwei Torpedobooten Zuflucht in Tsingtau. Der größte Teil der russischen Flotte kehrt nach Port Arthur zurück.

Am 15. August wird das Wladiwostock-Geschwader vom Admiral Kamimura im Japanischen Meer völlig geschlagen.

Am 23. August Beginn der Schlacht bei Liaujang.

Am 1. September Rückzug der Russen. Kuropatkin räumt Liaujang. Die beiderseitigen Verluste betrugen etwa 50000 Mann.

Am 1. September tritt die russische Ostseeflotte von Kronstadt aus die Reise nach Ostasien an.

Am 10. Oktober beginnt die Schlacht am Schaho.

Am 19. Oktober Ende der Schlacht am Schaho. Rückzug der Russen nach Mukden zu. Die Verluste auf beiden Seiten betrugen gegen 80000 Mann.

Am 30. November erobern die Japaner den Port Arthur beherrschenden 203 Meter-Hügel. Die Vernichtung der im Hafen eingeschlossenen russischen Kriegsschiffe beginnt.

Am 1. Januar 1905 Kapitulation von Port Arthur. 25000 Mann, von denen jedoch nur 5000 Mann noch kampffähig sind, geraten in Kriegsgefangenschaft.

Am 25. Januar Niederlage des Generals Griepenberg bei Heikoutai; dieses wird von den Japanern genommen.

Am 1. März Beginn der Schlacht bei Mukden.

Am 10. März feierlicher Einzug Oyamas in das siegreich genommene Mukden. Die Verluste der Russen werden auf 150000 Mann einschließlich

Verhör eines gefangenen Japaners.
(Nach einer Skizze.)

50000 Gefangene geschätzt. Die Japaner beziffern ihre Verluste auf 50000 Mann.

Am 16. März wird General Linewitsch an Stelle Kuropatkins mit dem Oberbefehl über die russische Armee in der Mandschurei betraut.

Am 27. Mai Vernichtung der Baltischen Flotte in der Straße von Tsuschima. Admiral Roschdjestwensky fällt verwundet in die Hände der Japaner. Admiral Nebogatoff ergibt sich mit seinem Geschwader. Nur ein kleiner Rest der Flotte vermag sich in neutrale Häfen zu retten.

Am 8. Juli landen die Japaner auf der Insel Sachalin und erobern den Hafenplatz Korsakowsk.

Am 25. Juli landet ein Bataillon Japaner an der sibirischen Küste.

Am 4. August ergibt sich der größte Teil der Besatzung von Sachalin mit dem Gouverneur General Liapunow den Japanern.

Die Friedensaktion.

Am 9. Juni bittet Präsident Roosevelt in einer Note die japanische und die russische Regierung, in direkte Friedensverhandlungen miteinander einzutreten. Roosevelt stellt für die Präliminarien seine Dienste zur Verfügung.

Am 10. Juni erklären beide Mächte, daß sie den Vorschlag Roosevelts annehmen. Als Ort der Konferenz wird Washington in Aussicht genommen.

Am 14. Juni veröffentlicht die russische Regierung eine offizielle Note über die Friedensaktion des Präsidenten Roosevelt.

Am 2. Juli wird Roosevelt zu der Mitteilung ermächtigt, daß die beiderseitigen Bevollmächtigten uneingeschränkte Vollmacht erhalten haben, über den Frieden zu verhandeln.

Am 8. Juli reist der japanische Minister Komura mit den anderen Unterhändlern an Bord der „Minnesota" von Yokohama nach Amerika ab.

Am 12. Juli wird der russische Minister Witte an Stelle Murawiews zum Friedensunterhändler ernannt.

Am 25. Juli treffen die japanischen Unterhändler in Neuyork ein.

Am 1. August trifft Minister Witte in Neuyork ein.

Am 5. August werden die Unterhändler in Oysterbay an Bord der Yacht „May Flower" einander vorgestellt.

Am 10. August beginnt die Friedenskonferenz in Portsmouth (New Hampshire) ihre Arbeit.

Am 29. August kommt es zur grundsätzlichen Einigung über den Friedensschluß.

Am 15. Oktober unterschreiben die beiden Herrscher das Friedensinstrument.

Die allgemeine politische Lage nach dem Kriege.

Schon erheblich vor der Ratifikation der Friedensverhandlungen wurde die vorher bereits erwähnte Erneuerung des japanisch-englischen Bündnisvertrages bekannt gemacht; einige Monate früher wußte man allerdings bereits nicht nur die Tatsache der Erneuerung, sondern auch die Hauptpunkte des Inhaltes. Das Bündnis ist auf zehn Jahre geschlossen, England und Japan erklären sich bezüglich der ganzen asiatischen Verhältnisse als solidarisch und verpflichten sich zur Aufrechterhaltung des Zustandes, welcher bei Beendigung des Krieges in Ostasien südlich der russischen Eigentumssphäre herrschte, das heißt mit anderen Worten, daß die beiden Staaten sich die politische Oberherrschaft über diesen ungeheuren Teil des asiatischen Kontinents anmaßen. Wollte z. B. jetzt eine Macht, sei es nun Rußland oder eine andere, irgendwo in den genannten Gebieten, welche ja weder Japan noch England gehören, sich fest zu setzen versuchen, so würde das dem geschlossenen Widerstande Japans und Englands begegnen. Sollte aber die betreffende Macht auf ihrer Absicht bestehen, so würde es von den Verbündeten als Grund zum Kriege angesehen werden. Auf diese Weise macht der Vertrag eine aktive ostasiatische Politik anderer Staaten, welche schon während der letzten Jahre schwierig war, überhaupt unmöglich. Zunächst richtet sich der Vertrag in dieser Hinsicht natürlich gegen Rußland, welches demnach, wenn es wieder nach Süden vordringen möchte, auch von vornherein England gegen sich haben würde. Dem Wortlaut nach ist der Bündnisvertrag defensiv, in dem zur Hilfeleistung sich einer dem andern nur unter der Bedingung verpflichtet, daß er angegriffen wird, oder daß eine andere Macht ihn durch agressive Handlungen zum Angriff zwingt. Aus dieser Fassung geht hervor, daß tatsächlich ein Offensivbündnis vorhanden ist, ebensogut wie ein solches zu defensiven Zwecken, denn es wird immer leicht sein, andererseits nie möglich, das Gegenteil zu beweisen, eine sogenannte agressive Handlung auf Seiten eines Staates zu finden, wenn man den Krieg mit ihm will oder für unvermeidlich hält. Sehr bemerkenswert ist ferner, daß England Japan seine Flotte zur Verfügung stellt, Japan England dagegen seine Armee. Letzteres würde z. B. der Fall sein, wenn England auf dem Festlande in seinen indischen Besitzungen angegriffen würde, oder aber sich durch sogenannte agressive Handlungen Rußlands veranlaßt glaubte, Rußland weiter

Japanische Pflegerinnen.
(Nach einer Photographie.)

nach Norden zurückdrängen zu müssen. Welche Folgen erwachsen nun hieraus, wenn wir vorläufig die Lage in Ostasien allein betrachten, für die europäischen Staaten und hauptsächlich für Deutschland.

Aus dem Verlauf des Krieges haben wir schon gesehen, daß die maritime Vorherrschaft Japans augenblicklich völlig unbestritten ist und auf absehbare Zeit auch unbestritten bleiben wird, denn wenn wir selbst glauben wollten, daß außer einem neuen Aufbau auch eine tatsächliche innere Reorganisation der russischen Marine durchgeführt würde, so läge doch das Ergebnis in so ferner Zukunft, daß wir jetzt jedenfalls bei einer Betrachtung der politischen Lage nicht damit rechnen können. So könnte man bezüglich Deutschlands ja einwenden, daß wir keine Eroberungsgelüste und Bedürfnisse im fernen Osten haben, unter diesem Gesichtspunkt uns also alle Bündnisse, welche solche unmöglich machen, gleichgültig sein könnten. Das ist ja richtig, aber dafür sind die kommerziellen deutschen Interessen schon jetzt sehr umfangreiche im fernen Osten und versprechen in Zukunft in einem noch ganz unabsehbaren Umfange zu wachsen. Die deutsche Schiffahrt wie der Handel an der Küste

Linienschiff Orel.

Einschleppen der von den Japanern in der Schlacht bei Tuschima eroberten russischen Kriegsschiffe.

(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

haben seit reichlich einem halben Jahrzehnt enorm zugenommen und langsam erschließt sich auch das Innere des großen chinesischen Reiches dem europäischen Handel. Vor dem russisch-japanischen Kriege konnte man noch bis zu einem ge-

Russische Gefangene tragen ihre verwundeten Kameraden ins Lazarett.
(Nach einer Photographie.)

wissen Grade von einer freien Konkurrenz der verschiedenen Mächte auf diesem Gebiet sprechen. Es herrschte das Prinzip der offenen Tür, weil eben eine ausgesprochene Vorherrschaft einer einzigen Macht noch nicht bestand. Allerdings machte sich auch schon damals der übermächtige Einfluß Englands störend be-

merkbar und mehr als einmal ist die deutsche Politik nach ihrer zu bedauernden Gewohnheit davor zurückgewichen. Das Sprichwort, daß viele Köche den Brei verderben, konnte man auf die ostasiatischen Verhältnisse in dieser Hinsicht nicht mit Grund anwenden. Im Gegenteil, gerade das Vorhandensein vieler „Köche" bildete die einzigste Garantie, daß die offene Tür tatsächlich auch offen bliebe. Nun kam der Krieg, Rußland wurde niedergeschlagen und ist bis auf weiteres aus dem kommerziellen Wettbewerbe in China, wenn nicht ausgeschieden, so doch auf ein geringes Maß reduziert worden, vor allem hat es keine Machtmittel mehr in Ostasien, um eine auf Ausdehnung seiner wirtschaftlichen Interessen gerichtete Politik wirksam unterstützen zu können. Daraus ergibt sich wieder für uns die überaus wichtige Folge, daß Rußland als bundesgenössisch zu verwertender Faktor im fernen Osten vorläufig nicht sehr hoch angeschlagen werden kann. Daß England gleichfalls im fernen Osten ganz außerordentliche Interessen besitzt und schon seit vielen Jahren mit aller Anstrengung arbeitet, um seinen Handel an der ersten Stelle zu halten, ist eine bekannte Tatsache, ebenso, daß der deutsche Handel auch hier dem englischen eine immer erfolgreichere Konkurrenz macht.

Wie schon verschiedentlich im Laufe unserer Schilderung angedeutet wurde, wird der japanische Einfluß in China mit der Zeit ohne Zweifel zum herrschenden werden. Abgesehen von seiner militärischen Stellung, ist Japans geographische Lage China gegenüber eine so hervorragend günstige, daß selbst England auf die Dauer in einem Konkurrenzkampfe erliegen würde, und ebenfalls, wenn dieser friedliche Wettbewerb zu einer gewaltsamen Lösung kommen würde, wahrscheinlich nicht imstande wäre, auch mit den Waffen in der Hand Japan in seinen Gewässern zu besiegen. Jetzt wäre das natürlich möglich, und die angedeutete Entwicklung gehört einer vielleicht fernen Zukunft an. Immerhin sind die Keime des Konfliktes vorhanden. Nun bedarf Japan vorläufig noch sehr der englischen Stütze und es war deswegen von englischer Seite äußerst klug, ihm diese auf das Entgegenkommendste zur Verfügung zu stellen. Vorläufig ist ferner für beide Mächte in wirtschaftlicher Beziehung Raum genug im fernen Osten und sie können sich deswegen, wie es im Bündnisvertrage geschehen ist, jeder ohne Gefahr für seine eigenen Interessen völlig solidarisch erklären. Beide werden sich unterstützen soviel sie können und sich vorläufig nur Nutzen bringen; das gilt auf Jahre hinaus, wenn auch dann, wie gesagt, ein Punkt kommen muß, wo die Interessen nicht mehr parallel gehen können. Wie nun Japan und

England politisch Herren der Situation im fernen Osten sind, so ergibt sich daraus natürlich auch ihre Superiorität auf wirtschaftlichem Gebiet. Das Schlagwort von der offenen Tür wird immer mehr zur Phrase werden und den Schaden werden Deutschland und die Vereinigten Staaten und auch Frankreich haben. Am ersten wird ohne Zweifel Deutschland darunter leiden, denn sein Verhältnis mit England ist schlecht und wird vielleicht noch schlechter werden; während Deutschlands Verhältnis zu Japan ebenfalls durch das englisch-japanische Bündnis stark und wahrscheinlich entscheidend beeinflußt werden wird. Jedenfalls können wir uns von Japan kaum ein ernstliches Entgegenkommen versprechen, auf der andern Seite wird die chinesische Regierung diesem Zweibunde machtlos gegenüberstehen und sich auch nach seinem Willen richten müssen.

Alles das ergibt die Wahrscheinlichkeit eines Rückganges des unter so günstigen Auspizien begonnenen wirtschaftlichen Aufschwungs Deutschlands in China. Unsere aus dem Ende der neunziger Jahre datierende Erwerbung, das Pachtgebiet von Kiautschou, war schon vor dem Kriege ein Gut von zweifelhaftem Wert, immerhin war damals eine gedeihliche Zukunft des Ortes möglich und nicht ausgeschlossen, daß es eines Tages zu einem blühenden Handelsplatze würde; außerdem bildete und bildet es ja den Stützpunkt für unsere in den ostasiatischen Gewässern stationierten Kanonenboote und Kriegsschiffe. Wie die Lage nun nach dem Kriege ist und sein wird, muß man annehmen, daß es in Japans Interesse liegt, Tsingtau, den Hafen des Kiautschou-Gebietes, als Handelsplatz nicht aufkommen zu lassen. Die Japaner haben jetzt Dalny, jenen mit großen Mitteln von Rußland ausgebauten Handelshafen auf Kwantung und werden ohne Zweifel viel daraus machen. Für Rußland war es insofern eine verfehlte Unternehmung, als Dalny schon während der kurzen Zeit seines Bestehens begann, dem älteren russischen Handelshafen Wladiwostock starke Konkurrenz zu machen. Jetzt wird es ebenso, wie etwa noch an der koreanischen Küste entstehende japanische Handelshäfen, dem deutschen Tsingtau Konkurrenz machen. In nächster Nähe von letzterem befindet sich auch das vielgenannte Tschifu, ein chinesischer Hafen. Tschifu war schon bis jetzt ein Konkurrent von Tsingtau und wird das ebenfalls in weit erhöhtem Maße später sein.

Selbstverständlich lassen sich im einzelnen die Entwicklungen der verschiedenen Handelsplätze nicht voraussagen, um so weniger jetzt, wo noch alles

im Entstehen und Werden ist. Daß aber an jenem in Betracht kommenden Teil der chinesischen Küste die japanische Schiffahrt in absehbarer Zeit eine beherrschende Stellung einnehmen wird, kann wohl niemand bezweifeln. Damit aber wäre ein Herabsinken Kiautschous zur Bedeutungslosigkeit verbunden. Noch trauriger steht es mit der Verteidigungsfähigkeit des deutschen Pachtgebietes. Japan ist im Besitz der Seeherrschaft, hat schon jetzt eine mächtige Flotte und wird sie mit Aufbietung aller seiner Finanzkräfte vermehren. Es ist kein Gedanke daran, daß Deutschland jemals in Ostasien eine Flottenmacht erhalten kann, die auch nur annähernd imstande wäre, der japanischen und natürlich noch weniger der japanisch-englischen die Spitze zu bieten. Die Befestigungen Kiautschous nach der Seeseite hin sind ganz unbedeutend und nach der Landseite zu höchstens genügend, um chinesischen Angriffen erfolgreich Widerstand zu leisten. Aber selbst wenn man aus Kiautschou hinsichtlich der Befestigungen ein zweites Port Arthur gemacht hätte, so könnte kein Zweifel obwalten, daß es militärisch ein verlorener Posten wäre; ebenso wie Port Arthur würde es über kurz oder lang fallen. Es ist deswegen weise und vernünftig von der deutschen Regierung, daß sie von solchen Plänen Abstand genommen hat; die ungeheuren Geldsummen, welche die Befestigung eines so weit entfernten Ortes erfordert, verwenden wir besser in der Heimat zur Stärkung unserer heimischen Schlachtflotte und Befestigung unserer deutschen Küsten. Es ist bei vielen Gelegenheiten ausgeführt worden, daß ein Stützpunkt an der Küste erst seinen Wert erhält, wenn genügend Seestreitkräfte da sind, die sich auf ihn stützen können. Auch das ist ein Ziel, welches wir selbst, wenn die Regierung es erreichen wollte, niemals erreichen könnten; denn unsere Stellung in der Heimat ist durch die englisch-französische Gefahr von der Seeseite so bedroht, daß es schon alle Finanzkräfte Deutschlands erfordert, um hier im Laufe der Jahre Wandel zu schaffen. Zurzeit sind wir auch davon noch sehr weit entfernt.

Diese Erwägungen zeigen unwiderleglich die wenig erhebende Wahrheit, daß unser Kiautschou vollkommen der japanischen Gnade preisgegeben ist; wir könnten tatsächlich nichts dagegen machen, wenn Japan sich des Punktes bemächtigte und andere Angriffspunkte, wodurch wir es indirekt von solchen Absichten fern halten könnten, sind jedenfalls zurzeit nicht vorhanden. Ja, man muß auch bezweifeln, ob Japan und England es gestatten würden, daß Deutschland, wie 1900, ein Expeditionskorps auf chinesischem Boden landete, wenn z. B. wieder eine fremdenfeindliche Bewegung in China Platz griffe und das deutsche

Japanischer Vorposten.

(Nach einer Photographie.)

Pachtgebiet Kiautschou bedrohte. Wer die englische Politik ihrer Geschichte nach kennt, würde sich kaum wundern, wenn von englischer Seite bei günstig scheinender Gelegenheit eine solche gegen Deutschland gerichtete Bewegung in China angezettelt oder zum mindesten begünstigt würde. Die englische Presse sucht schon seit längerer Zeit und hauptsächlich seit dem Fall von Port Arthur in China und Japan Stimmung gegen das deutsche Pachtgebiet zu machen. Es mag noch auf Jahre hinaus gut gehen. Das ist zweifellos möglich, ebenso möglich aber das Gegenteil und sicherer unsere Wehrhrlosigkeit. Stände unsere Seemacht in einem günstigeren Zahlenverhältnis zu der englischen, so wäre die Gefahr für uns geringer, denn dann könnten wir englischen Übergriffen im fernen Osten ein Gegengewicht in der Nordsee entgegensetzen; leider ist aber das hier nicht der Fall. Wir stehen also vor der Tatsache, daß eine deutsche Kolonie, in die große Summen hineingesteckt sind, welche ferner einen aufblühenden Handel zu zeitigen versprach, vollkommen der Gnade zweier uns jedenfalls nicht besonders freundlicher Großmächte preisgegeben ist. Wenn aber Kiautschou mit der Zeit zu einem bedeutungslosen Hafen herabgedrückt sein wird, dann hat es für Deutschland auch keinen Wert mehr, auch nicht als Stützpunkt. So wie so wird das deutsche Schiffskontingent unserer ostasiatischen Station immer mehr reduziert werden, weil es keinen Wert mehr hat. Gegen wen soll es kämpfen, gegen wen mit dem Gewicht seines Ansehens wirken.

Bisher hatten die verschiedenen in Ostasien interessierten Mächte zeitweilig sogar eine sehr große Flottenmacht in den dortigen Gewässern stationiert. Sie standen in einem gewissen Verhältnis zueinander und glichen sich einigermaßen aus. Jetzt ist die russische Flotte vernichtet und lediglich die japanische kommt noch in Betracht. Auch England hat den stärksten Teil seiner ostasiatischen Flotte nach der Heimat zurückkommen lassen und damit die japanische Vorherrschaft zur See den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend anerkannt. Die Kiautschoufrage ist also für uns eine ziemlich schwerwiegende und eine erfreuliche Lösung höchst unwahrscheinlich. Mag es unserer Diplomatie auch gelingen, das Gebiet vor Angriffen zu bewahren, so werden sich, wie erwähnt, die wirtschaftlichen Hoffnungen, um derentwillen man das Gebiet pachtete, wohl nicht verwirklichen.

Die zweite durch den Ausgang des Krieges sehr geschädigte Macht sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre ganze Politik zielt schon seit Jahren auf den Stillen Ozean; er sollte, so träumten amerikanische Phan-

tasten, eine amerikanische See werden und nicht zum wenigsten im Hinblick auf diesen Gedanken, haben die Vereinigten Staaten das ungeheure und schon so oft gescheiterte Werk des Durchstichs der Landenge von Panama nun selbst in die Hand genommen. Im spanischen Kriege haben sie die Philippinen-Gruppe annektiert und diese liegt, wie die Karte zeigt, verhältnismäßig sehr dicht an der chinesischen Küste, südlich von der japanischen Insel Formosa. Der amerikanische Handel nach China ist sehr bedeutend und die Regierung der Vereinigten Staaten tat alles, um ihn zu heben. Nun wird der Zweibund England-Japan ebenso wie den deutschen auch den amerikanischen Interessen entgegenwirken. Militärisch befindet sich allerdings Amerika in einer bedeutend besseren Position im fernen Osten als Deutschland. Schon seit Jahr und Tag arbeitet man mit allen Kräften und großen Kosten an der Ausgestaltung von Olongapo in der Subig-Bai auf den Philippinen zu einem militärischen Stützpunkt ersten Ranges. Ein zweiter Kriegshafen ist Cavite; außerdem sind die Vereinigten Staaten vermöge ihrer geographischen Lage imstande, eine viel größere Flotte im fernen Osten zu konzentrieren, als irgend ein anderer Staat außer England. Die amerikanische Flotte befindet sich noch im Ausbau; sie besitzt jetzt ungefähr die Stärke der deutschen, wird sie aber in einer geringen Reihe von Jahren schon bedeutend überflügelt haben. Amerika braucht nicht wie Deutschland beständig eine starke Flotte in den Heimatshäfen zu unterhalten, denn seinen Küsten droht keine Gefahr wie den unserigen.

England ist bekanntermaßen wirtschaftlich vollkommen abhängig von den Vereinigten Staaten und selbst wenn es wollte, gar nicht in der Lage, einen Seekrieg mit ihnen zu führen. Z. B. kommt über die Hälfte des zur Ernährung der englischen Bevölkerung nötigen Weizenbedarfs vom amerikanischen Kontinent; in einem Kriege würde dieser Zufluß natürlich aufhören oder sich auf ein Minimum beschränken. Die englische Kolonie Kanada ferner ist gänzlich schutzlos zu Lande und zu Wasser und würde beinahe ohne Kampf in die Hände der Amerikaner fallen. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, gerade das englisch-amerikanische Verhältnis im einzelnen zu beleuchten und so mögen diese beiden Beispiele genügen.

Eine bekannte Tatsache ist es aber, daß jedesmal, wo die amerikanische Politik mit der englischen in Konflikt kam, die letztere zurückwich. So war es z. B. mit dem Bau des Panama-Kanals. Bezüglich des Kanals hatten sich die Engländer früher durch einen Vertrag gewisse Rechte reserviert; sie wurden

gezwungen, nicht nur auf diese Rechte, sondern auch auf die durch einen späteren Vertrag bestätigte Forderung zu verzichten, daß der Kanal nicht befestigt werden sollte. Schritt für Schritt wurden sie hinausgedrängt. Von der Fahrt Roschdjestwenskys wissen wir, daß eine solche gegen den Widerstand Englands ganz unmöglich wäre, also auch, wenn, obgleich es nicht zu erwarten ist, Deutschland Seestreitkräfte nach dem fernen Osten schicken wollte. Für die Vereinigten Staaten besteht auch diese Schwierigkeit nicht, denn sie besitzen nicht nur Häfen an ihrer Westküste, sondern auch Stützpunkte auf dem Stillen Ozean. So werden denn die Verhältnisse dazu führen, daß immer mehr sich das Schwergewicht der amerikanischen Flotte vom Atlantischen Ozean nach dem Stillen verschiebt und sich speziell bei den Philippinen konzentriert. Marinepolitisch wird dadurch eine ganz neue Lage geschaffen, eine Lage, welche ohne allen Zweifel die Keime zu Konflikten in sich birgt.

England hat auf den Ausbau von Olongapo schon eine Antwort gegeben, indem es Singapore zu einem Stützpunkt ersten Ranges auszugestalten begonnen hat. Es verfügt bekanntlich außerdem an der chinesischen Küste noch über Hongkong, welches jedoch wenig befestigt ist. Waiheiwai endlich liegt völlig innerhalb der japanischen Machtsphäre, ist bisher nicht befestigt worden und man kann auch nicht annehmen, daß eine Befestigung erfolgen wird. Singapore dagegen kann für die zukünftigen Verhältnisse von außerordentlicher strategischer Wichtigkeit sein und wenn wir ein weiteres Zusammengehen Englands und Japans annehmen, so wird durch Singapore und die japanischen Stützpunkte, mit den zugehörigen Flotten, eine strategische Stellung von außerordentlicher Stärke geschaffen. In den Vereinigten Staaten hat man die Nachricht von der Ausgestaltung Singapores auch durchaus in diesem Sinne aufgefaßt und der bekannte Admiral Dewey tat um jene Zeit den charakteristischen Ausspruch, es sei nur gut, daß die Japaner keine Kriegsentschädigung erhalten hätten, sonst würde ihr Übergewicht im Stillen Ozean ein zu großes werden. Der Admiral wußte wohl, daß die Japaner, im Besitz einer Entschädigung, vor allem den weiteren Ausbau ihrer Flotte gefördert haben würden. Nun ist der genannte Admiral sicher keine politische Autorität, er legt aber, wie man aus Erfahrung weiß, viel Wert darauf, in den Vereinigten Staaten volkstümlich zu sein und macht sich deswegen gern zum Sprachrohr der Volksstimmung.

Wir haben schon früher auf den jähen Umschwung der amerikanischen

Treue Kameradschaft.
(Nach einer Ortginalzeichnung von E. Hanetzog.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Japanische Kavallerieattacke.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Sympathien für Japan hingewiesen, es wurde den Amerikanern auf einmal klar, daß das Verschwinden Rußlands als Gegengewicht gegen Japan im fernen Osten ihnen selbst nur schädlich sein könne. Damals aber war es schon zu spät. Hätten die Amerikaner rechtzeitig ihren Vorteil erkannt, so wäre vielleicht manches während des Krieges anders gekommen; aber das blinde Vorurteil gegen Rußland hat sie, wie übrigens auch einen großen Teil der deutschen Öffentlichkeit, lange geblendet. Nun wissen wir aus Erfahrung, daß ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten auch für die Zukunft höchst unwahrscheinlich ist. Abgesehen von der erwähnten englischen Nachgiebigkeit, ist nicht zu leugnen, daß die Bande der Blutsverwandtschaft zwischen beiden Völkern und vor allem die gemeinsame Sprache, feste und dauernde Sympathien der Völker untereinander befestigt haben. Die große Masse aber, welche wir mit Volk bezeichnen, ist in den Vereinigten Staaten für die Politik in solchen Fragen absolut maßgebend und hat auch in England einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Maßnahmen der Regierung. Es sind das Faktoren, welche auch da schwer ins Gewicht fallen, wo sie einer nüchternen Berechnung der Interessen und Vorteile widersprechen.

Wenn also, wie wir einwandfrei festgestellt haben, die Entwicklung der Lage im fernen Osten Konfliktsstoff birgt, so ist es doch und im deutschen Sinne leider, nicht anzunehmen, daß ein tatsächlicher Konflikt zwischen England und den Vereinigten Staaten daraus entstehen sollte; viel eher wäre es möglich, daß eines schönen Tages diese beiden Mächte sich zusammen gegen Japan stellen. Nun, das sind Gedanken, welche vorläufig auf einer realen Grundlage nicht ruhen und nur ferne Möglichkeiten behandeln. Wir haben sie nur ausgesprochen, um zu zeigen, in wie einschneidendem Maße die durch den Krieg geschaffene Lage im fernen Osten die Machtgruppierungen und die gesamten politischen Verhältnisse der europäischen und asiatischen Welt beeinflussen; daß erner die augenblickliche Machtgruppierung der Staaten keineswegs eine endgültige zu sein braucht und vielleicht schon in kurzer Zeit sich alles wieder umwälzen kann.

In gewisser Weise mit der Lage Deutschlands zu vergleichen ist auch die Frankreichs. Es hat seine großen und reichen Kolonialgebiete Cochinchina usw., muß sich aber auf der anderen Seite sagen, daß es nicht imstande sein würde, diese Länder, deren ungeheurer Wert mit unserem kleinen Kiautschou gar nicht zu vergleichen ist, zu verteidigen; sie also japanischer Offensivlust hoffnungslos

preisgegeben sein würden. Man ist sich hierüber in Frankreich auch vollkommen klar. Im vorigen Jahre war eine französische Zeitung in der Lage, die Übersetzung einer Denkschrift zu veröffentlichen, welche von dem bekannten japanischen General Kodama, als er noch Gouverneur der Insel Formosa war, verfaßt war. Diese Denkschrift enthielt einen genau ausgerechneten Plan für eine Invasion der japanischen Armee in das französische Kolonialgebiet. Die Denkschrift stammte aus der Zeit vor dem Kriege. Obgleich Japans Stellung und Macht damals weit hinter ihrer jetzigen und zukünftigen Höhe zurückstand, gelang es doch Kodama, den unwiderleglichen Beweis zu führen, daß es Frankreich unmöglich sein würde, die Kolonie zu verteidigen. Eine aus den französischen Mittelmeerhäfen zur Unterstützung entsandte Flotte wäre zu spät gekommen, und hätte sich bei ihrer Ankunft in den dortigen Gewässern ohne Stützpunkt gesehen. Wenn auch ihr militärischer Wert ungleich höher stand, als der der Roschdjestwenskyschen Flotte, so würde ihr Schicksal, obwohl nach einer vielleicht längeren Frist, mehr oder minder unentschiedener Kämpfe, doch dasselbe gewesen sein. Selbstverständlich tat die japanische Regierung alles, um die Erregung der französischen Presse zu beschwichtigen. Man hat wahrscheinlich auch der französischen Regierung gegenüber die Authentizität jener Denkschrift abgeleugnet. Diese ließ aber natürlich einen höchst unvorteilhaften Eindruck zurück, zumal jetzt, nach dem siegreichen Ausgange des Krieges.

Die Franzosen denken, und unserer Ansicht nach mit vollem Recht, daß Japan jetzt vielleicht eine Zeit lang Ruhe halten, dann aber bei irgend einer gegebenen Gelegenheit seinen Expansionsdrang weiter betätigen wird. England hat speziell versucht, die französische Regierung mit dem Wortlaut des englisch-japanischen Bündnisvertrages zu beruhigen. Wie erwähnt, will dieser auf dem ostasiatischen Kontinent den status quo aufrecht halten, und so würde es eine Verletzung dieses Paragraphen sein, wenn Japan versuchte, sich Frankreichs Kolonien anzueignen. Wie leicht aber, so behaupten wir, könnte ein kriegslustiges Japan agressive Handlungen Frankreichs behaupten und daraufhin den Krieg beginnen. Der Wortlaut des Vertrages ist hierin bekanntlich sehr elastisch, dann aber sei die Frage aufgeworfen, wann denn jemals ein papierner Vertrag sich als wirksames Vorbeugungsmittel gegen einen Krieg erwiesen habe, welchen einer der Kontrahenten für nötig oder nützlich erachtete. Das gute Einvernehmen mit England ist ebenfalls kaum geeignet, um Frank-

Japanischer Kavallerist im Kampfe mit Kosaken.
(Nach einer japanischen Skizze.)

reich die nötigen Garantien zu geben, dagegen muß es, ebenso wie die Vereinigten Staaten und ebenso wie Deutschland, das Verschwinden Rußlands als eines mächtigen Faktors im fernen Osten sehr schmerzlich empfinden. Wir sehen also aus diesen skizzenhaften Betrachtungen, daß der Ausgang des Krieges und das damit zusammenhängende englisch-japanische Bündnis, jedenfalls soweit es die Verhältnisse in Ostasien angeht, auf einen Zusammenschluß Rußlands, Deutschlands und Frankreichs und auch der Vereinigten Staaten hindringen.

Auch die europäischen Verhältnisse werden wesentlich durch die beiden genannten Faktoren beeinflußt. Rußland ist für Deutschland nicht mehr der

mit starker Kriegsrüstung drohende östliche Nachbar. Das bedeutet für uns eine entschiedene Entlastung für die Armee, wie auch für die Flotte, denn auch in den europäischen Gewässern besteht eine nennenswerte russische Flotte nicht mehr, und wir dürfen annehmen, daß zu Beginn des Erstehens einer neuen russischen Seemacht man diese zunächst doch wieder in Wladiwostock dislozieren

Rußland und Japan.
(Nach einer japanischen Karrikatur.)

wird. Rußland sieht sich in Europa scheinbar jetzt mehr auf Deutschland hingewiesen als früher, und daran ist vor allem die militärische Schwäche schuld, ferner die wohlwollend neutrale Haltung Deutschlands während des Krieges, und endlich der englisch-japanische Zweibund. Beigetragen haben mag auch das englisch-französische Einverständnis. Frankreich ist durch den Niederbruch Rußlands auf absehbare Zeit der Hoffnung beraubt worden, Deutschland in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln. Der frühere Minister des Äußeren, Delcassé,

zog daraus konsequent die Folgerung eines Anschlusses an England; konsequent insofern, als der Revanchegedanke die Grundlage beider Beziehungen bildete. Es besteht in Frankreich das merkwürdige Verhältnis, daß der großen Menge des Volkes ein Zusammengehen mit England unsympathisch ist und man auch in politisch denkenden Kreisen der Überzeugung lebt, daß letzten Endes nicht Frankreich, sondern nur England den Nutzen davon haben würde. Die bekannten, dem ehemaligen Minister Delcassé zugeschriebenen Enthüllungen bestätigten allerdings diese Ansicht. Hätte sich Frankreich durch das Vertrauen auf englische Hilfe in einen Krieg mit Deutschland gestürzt, so würde die englische Flotte allerdings mit Leichtigkeit den deutschen Handel zerstört, dagegen nicht gehindert haben, daß Frankreich zu Lande ebenso niedergeworfen worden wäre, wie 1870.

Rußland wiederum ist noch immer der Verbündete Frankreichs und neigt, wie gesagt, zu Deutschland hin, während zwischen Frankreich und Deutschland, dank dem höchst ungeschickten Vorgehen der deutschen Diplomatie, die Beziehungen keinenfalls besser geworden sind, als sie vorher waren. Man hat einmal wieder günstige Gelegenheiten vorbeigehen lassen. England bemüht sich konsequent, wie schon seit Jahren, um die russische Freundschaft, und darin liegt zweifellos noch eine ernste politische Gefahr für uns in der Zukunft; eine Gefahr, deren Eintreffen keineswegs unwahrscheinlich ist. Zweifellos kann England den Russen sehr viel bieten, was ihnen wünschenswert und nötig erscheint, und damit nähere Beziehungen erkaufen. Nicht nur im fernen Osten, sondern auch im sogenannten nahen Osten könnten Rußland wertvolle Zugeständnisse gemacht werden; es sei nur erinnert an die Dardanellenfrage. In Rußland besteht eine durchaus nicht einflußlose Partei, welche England freundlich ist, und eine ebensolche, welche den historischen Haß gegen das Deutschtum nährt. Wenn erst die Wunden des Krieges sich bezüglich der Wehrkraft einigermaßen geschlossen haben, so ist es wohl nicht unwahrscheinlich, daß die jetzige Wärme des Tons im Verkehr mit Deuttschland wieder zu der früheren Kühle herabsinkt. Dann allerdings würde daraus eine für Deutschland höchst ungünstige Lage entstehen.

Die deutsche Politik hat bekanntlich unter Bismarck stets die Freundschaft mit Rußland für wichtiger und erstrebenswerter gehalten, als die englische. Nach dem Verschwinden des großen Staatsmannes von der politischen Bühne ist die deutsche Politik leider von den alten, als richtig erprobten Bahnen viel-

fach abgewichen. Bald suchte sie die Annäherung mit England und machte damit die russische Regierung mißtrauisch, bald kehrte sie wieder zu Rußland zurück und hatte dann selbstverständlich nicht nur große, sondern auch bisweilen vergebliche Mühe, die alten Beziehungen wieder anzustimmen. Jetzt scheint endlich ein Moment gekommen zu sein, wo das letztere gelungen ist. Daß es aber nicht nur für den Augenblick sei, sondern uns vielmehr auch für die Zukunft eine zuverlässige Stütze garantiere, dazu wird es großer Geschicklichkeit und Stetigkeit unserer auswärtigen Politik bedürfen. Jeder Deutsche muß wünschen, daß dies Ergebnis erreicht wird, und es ist nichts törichter, als die von einem großen Teil der deutschen Presse eifrig genährte Gegnerschaft gegen Rußland, nur weil dort despotisch regiert wird und unerfreuliche innere Zustände herrschen und die Juden schlecht behandelt werden. Innere Zustände anderer Staaten gehen uns nichts an, und derartige Sympathien oder Antipathien müssen sich auf das rein persönliche Gebiet beschränken. Politisch müssen wir immer bedenken, daß ein gutes Verhältnis mit Rußland für uns von allerhöchstem Werte ist, vielleicht von noch höherem als zu Bismarcks Zeiten; damals kam nämlich England als Feind noch nicht in Betracht, und auf der andern Seite war das Gefüge unseres Dreibundes weit fester und auch militärisch leistungsfähiger, als es jetzt ist und in Zukunft sein wird.

Wir stehen somit am Ende. Wir haben versucht, unseren Lesern die Ereignisse des Krieges auf militärischem wie politischem Gebiet mit ihren inneren Zusammenhängen und Ursachen vorzuführen, soweit es nach Maßgabe der vorliegenden Nachrichten und möglichen Kombinationen geschehen konnte. Manche speziellen militärischen Einzelheiten werden sich sicher im Laufe der Jahre anders darstellen, als unsere begleitende Geschichtsschreibung sie sehen mußte und konnte. Japanische und russische Generalstabswerke werden viele Einzelheiten genau bringen, über manche Unklarheiten Klarheit schaffen und — auch vieles, was zur Zeit des Krieges jedem klar war, verdunkeln, oder dies jedenfalls versuchen. Das Bild, welches wir gegeben haben, trägt die Züge der Auffassung, wie sie durch unmittelbare Nachrichten und Eindrücke bestimmt wurden. Die daraus sich ergebende Frische der Farben und die Wahrheit des Gepräges im Ganzen wird es auch später vor vielen anderen Darstellungen voraus haben.

Der Krieg ist zu Ende, aber er hat nicht nur neue Perspektiven eröffnet, sondern auch neue Situationen für unabsehbare Konflikte unter den Weltmächten

geschaffen. Mehr denn je wird Deutschland auf sich selbst, auf seine eigenen Kräfte angewiesen sein. Und deutlicher denn je hat der Krieg den Beweis geführt, daß ein Volk und eine Regierung, welche ihre Pflicht tun und die Waffen der Nation scharf und bereit halten, nichts von der Zukunft zu fürchten haben. Niemand, der unparteiisch und aufmerksam die Ereignisse dieses Krieges verfolgt hat, kann sich dieser Erkenntnis verschließen, und so würden wir es für den schönsten Erfolg unserer anspruchslosen Schilderungen erachten, wenn unsere Leser die so gewonnene Überzeugung, jeder nach seinem Beruf, aber alle als Deutsche, in die Tat umzusetzen trachteten.

DS 517 R58 Bd.3

Reventlow, Ernst Christian
Einar Ludwig Detlev
Der russisch-japanische
Krieg

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY